Über dieses Buch Fanny Arnstein hat der Nachwelt kein Werk hinterlassen, keinen Brief, kaum ein Zeugnis von ihrer Hand, in Literatur- und Kulturgeschichten der Aufklärung und Romantik ist ihr Name nur selten verzeichnet, und doch gehörte sie zu den »interessantesten Frauen Europas«, wie die Mutter von Felix Mendelssohn nach ihrem Tod schrieb, war ihr Wiener Salon ein Mittelpunkt europäischen Geistes und europäischer Kultur. Nur im Spiegel ihrer Zeitgenossen läßt sich das Bild jener Frau rekonstruieren, die Jüdin, Preußin und Europäerin zugleich war, die durch die Kraft ihrer persönlichen Ausstrahlung, durch Bildung, Geist und das Selbstverständnis einer emanzipierten Frau Herrscher und die Mächtigen des Geldes, Adelige und Feldherrn, Dichter und Philosophen um sich versammelte. Gentz und Metternich, Felix Mendelssohn und der Feldmarschall Radetzky, Rahel von Varnhagen, Dorothea Schlegel und Henriette Herz, die großen Geister der Aufklärung und Romantik und wie ein ferner Glanz auch Goethe, waren mit Fannys Wiener Kreis verbunden. Als Franziska, Tochter des Berliner Hof- und Münzjuden und späteren Hofbankiers Friedrich des Großen, Daniel Itzig, 1776 siebzehnjährig den reichen Wiener Juden Adam Isaak Arnsteiner, später Freiherr von Arnstein, heiratete, war der Siebenjährige Krieg, die Feindschaft zwischen Preußen und Österreich, noch nicht vergessen. Und obwohl dieses historische Schicksal zeitlebens als unsichtbare Trennungslinie zwischen den beiden lag, siegte Fanny Arnsteins unbeirrter Wille zur Versöhnung in allumfassendem Sinne, im Geist und in der Realität. Am leidenschaftlichsten kämpfte die hochgewachsene preußische Jüdin mit den schönen Augen für die Emanzipation ihrer Glaubensbrüder. Dank ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihres Mutes und ihrer Anziehungskraft gelang es Fanny Arnstein, die Gleichberechtigung der Juden auch außerhalb der Stadtmauern durchzusetzen, wenigstens für ihre Zeit.

Über die Autorin Hilde Spiel, Dr. phil., Prof., wurde 1911 in Wien geboren. 1936 heiratete sie den Schriftsteller Peter de Mendelssohn und ging mit ihm nach London. Von 1963, bis zu ihrem Tod 1990, lebte sie wieder in Wien. Bekannt wurde Hilde Spiel als Autorin von Romanen, Novellen und Reiseberichten, von brillanten Essays und Kritiken und als Übersetzerin.

Hilde Spiel

Fanny von Arnstein
oder
Die Emanzipation

Ein Frauenleben an der Zeitenwende 1758 – 1818

Fischer Taschenbuch Verlag

20. – 24. Tausend: März 1991

Ungekürzte Ausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Dezember 1978
Umschlagentwurf: Jan Buchholz/Reni Hinsch
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
S. Fischer Verlages GmbH, Frankfurt am Main
© 1962 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-22131-5

Übrigens habe ich ganz unparteiisch und ohne alle Absicht geschrieben, und weder den Juden noch den Christen zum Besten geredet, und befürchte daher in dieser Absicht keine Vorwürfe. Stets habe ich die Lehre vor Augen gehabt, daß man aus den Beispielen einzelner Personen keine Schlüsse auf ganze Nationen ziehen müsse, welches ich für unbillig erkenne. Daher habe ich denn alles sorgfältig vermieden, was sowohl Christen als Juden zur Mißdeutung dienen und einer Parthei nachtheilig sein könnte; und dies schien mir Pflicht zu sein.

JOH. BALTH. KÖNIG
Annalen der Juden in den deutschen Staaten
Berlin 1790

VORWORT

Im ruhigen Licht des Alltags, im Gewitterleuchten bewegter Zeit sind wir umflutet von zwei Wirklichkeiten. Die eine begleitet uns vom Tage unseres Eintritts in die Welt bis an den Tod. Die andere fließt vom Anbeginn der Menschheit um uns und durch uns bis an das Ende alles irdischen Lebens. Über die meisten von uns rauscht und schäumt der Strom der Geschichte hinweg; er spült die Spuren unseres Daseins in die Tiefe, um sie auf immer zu tilgen. Nicht mehr ändern wir an seinem Lauf, als hätte sich ein leichter Kiesel vom Ufer gelöst und wäre eine Weile mitgetrieben, oder als hätten ein paar Regentropfen ihn unmerklich angeschwellt.

Aus der ersten in die zweite Wirklichkeit vorzustoßen, das Weltgeschehen aufzuhalten oder gar in eine neue Richtung zu lenken, ist nur wenigen vergönnt. Gleich Talsperren, Felsblöcken oder stetig kreisenden Strudeln zeichnet die Stelle sich ab, an der ihr Erdenwirken den Fluß der Ereignisse unterbrach. Nicht immer ist es nötig, tatkräftig einzugreifen, um aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberzuragen. Manche Menschen sind vom Zufall an eine weithin sichtbare Windung des Zeitenstroms gestellt, wo mehr als ein Gewässer in ihn mündet. Wie eine kleine Insel, die unversehrt inmitten des rieselnden Zusammenlaufs ruht, dauern sie fort als Merkmale einer Schicksalswende. Ganz ohne ihr Tun, nur durch ihr Sein, erlangen sie Ewigkeit.

Den Anspruch auf unvergänglichen Bestand erwerben sie freilich nicht ohne ein Maß von Größe. Die Frau, deren Leben hier berichtet wird, schob sich nicht hemmend oder fördernd in den Fortgang der Dinge. Doch sie war sich bewußt, aus welchem Volk, in welche Zeit und an welchen Ort sie geboren war, und sie füllte ihren Platz in der Geschichte mit Anmut, Geist und Würde. Ihr Ort war ein Europa, zerrissen von den Kämpfen der

Könige, vom Aufstand der Völker, von Krieg und Revolution. Ihre Zeit spannte den Bogen vom mittelalterlichen Dunkel des Denkens über die Aufklärung bis zum neuerlichen Zwielicht der Reaktion. Ihr Volk war jenes, von dem schon Tacitus gesagt hatte, es gleiche keinem anderen auf dieser Welt, und das sein Anderssein mit ständiger Schmach und Lebensgefahr bezahlte. Doch sie verhalf ihm, für einen kurzen Augenblick, zur Ebenbürtigkeit. In ihrer Person erkannten die Großen der Erde ein gleichberechtigtes Wesen. In ihr ehrten sie, was seit Jahrtausenden verachtet worden war.

Als sie starb, beklagte Felix Mendelssohns Mutter in ihr die »interessanteste Frau in Europa«. Sie war es keineswegs. Sie stand nur sichtbar an der Stelle, wo Europa am interessantesten war. Unter den Heroinen der Emanzipation war sie lediglich die erste, nicht die klügste. Sie war kein intellektuelles Phänomen wie die Rahel, kein romantisch-schwärmerisches wie Dorothea Schlegel, kein erotisch-sentimentales wie die arme Henriette Herz. Sie war ein soziales Phänomen, das allein durch seine Ausstrahlung wirkte. Nicht ohne Grund findet sich von ihr kein Brief, kaum ein Zeugnis aus eigener Hand. Ihre ephemere Gestalt, ihr ungreifbarer Reiz haben sich nur im Spiegel ihrer Zeitgenossen erhalten. Aber die Erscheinungsform, die ihr eigen war, wandelte sich zum Gleichnis. Keine Prophetin und keine Weise – eine große Dame wurde zum Sinnbild der Befreiung ihres Volkes.

ERSTES KAPITEL

Die Milde der Hohenzollern

In der Berline, die im Frühsommer 1776, mit häufigem Pferdewechsel und in bedächtigen Tagereisen, südwärts über Dresden und Prag zur kaiserlichen Residenzstadt fuhr, saß ein junges Paar von Stand und ohne ersichtlichen Makel. Die preußische Braut, der Wiener Bräutigam waren à la mode gekleidet: im Reifrock die Dame, mit schmaler Taille, Spitzenärmelchen und tiefem Ausschnitt, der Herr mit Haarzopf und Beutel, in Kniehosen, die ganz verdeckt von Stulpenstiefeln und Rockschößen waren; der abgeschnallte Degen lag neben ihm auf dem Sitz.

Sie hatten Diener und Zofe bei sich, die mit reichlichem Gepäck in einer zweiten Kutsche folgten. So schickte es sich für die Tochter eines Mannes, der ihr und jeder ihrer neun Schwestern siebzigtausend Taler mitzugeben imstande war; nicht anders für den Sohn eines Mannes, dessen Nachlaß ein Jahrzehnt später Dreiviertel Million Gulden Wiener Währung betragen sollte. Die Braut hatte ein Palais in der Berliner Burgstraße und ein Landgut vor dem Schlesischen Tor verlassen, um in ein vornehmes Stadthaus auf dem Graben in Wien zu ziehen. Ihr Vater, wie der ihres Bräutigams, war wohlgeübt im Umgang mit Monarchen. Er stand dem Thron des Königs so nahe wie sein Palais dem Schloß am Kupfergraben. Vom einfachen Bürger trennte ihn, ganz wie den hohen Adel, eine unüberbrückbare Kluft.

Eine Kluft trennte auch die beiden Länder, denen die jungen Leute angehörten. Als die Braut geboren wurde, waren zwei Jahre des Siebenjährigen Krieges vorbei. Selbst der Friede, den sie bereits mit wachen Sinnen erlebte, versöhnte Preußen nicht mit Österreich. Jener erbitterte Kampf im Herzen Europas, an dem der Brautvater, indem er seinem König zum Sieg verhalf, sich selbst bereichert hatte, ließ die Völker in tiefem, nie mehr ganz verschwundenem Gegensatz zurück. Zwar erfuhren jetzt

beide den gleichen Aufschwung, der die ausgebluteten Provinzen hier wie dort in neuen Wohlstand versetzte; zwar hatten sie, gemeinsam mit Rußland, das hilflose Polen unter sich verteilt; zwar griff der eigenwillige Reformgeist des großen Friedrich auf die habsburgischen Erblande über und erfaßte, wenn nicht die Kaiserin, so doch ihren Sohn – der dem ehemaligen Feind zweimal bewundernd die Hand gereicht hatte –, wie auch ihren Kanzler Kaunitz, einen vorsichtigen Voltairianer und duldsamen Mann. Doch ein neuer Streit stand vor der Tür. Zwei Jahre nach der Hochzeit des jungen Paares sollten preußische und österreichische Soldaten, von ihren Herrschern um Bayerns willen in den Krieg geschickt, sich im nördlichen Böhmen wieder gegenüberstehen. Sie kämpften nicht; sie gruben einander bloß die Kartoffeln aus. Aber die Liebe zwischen den beiden Ländern war darum nicht angewachsen.

Die Brautleute in der Berline hatten allen Grund, an diesen Zwisten nicht teilzunehmen. Dennoch lief zeitlebens zwischen ihnen eine unsichtbare Trennungslinie, die zuweilen rot aufzuleuchten schien gleich einem Warnungssignal. Mit siebzehn Jahren hatte das Mädchen die eigene mit der österreichischen Heimat vertauscht. Sie war an die siebenundfünfzig, als es in einem Geheimbericht in den Tagen des Wiener Kongresses von ihr hieß, die Dame sei »scandaleusement prussienne«. Hochgewachsen und schlank, mit langer gerader Nase und schönen, etwas vorquellenden hellblauen Augen, wirkte sie, wenn auch keineswegs norddeutsch, doch berlinisch neben den kleinen, fülligen, feingliedrigen Wienerinnen, rührten auch ihre Frische, ihr rascher Witz, ihre rastlose Beweglichkeit unverkennbar von der scharfen reinen Luft der Stadt, aus der sie stammte. Der Bräutigam, zehn Jahre älter, aber in seiner künftigen Ehe durchwegs von gedämpfterer Auffassungsgabe und langsamerem Geist, hatte das gutmütige, ausdruckslose Gesicht und weiche Kinn so vieler österreichischer Bürger. Kurz, sie wären beide, hätten nicht gewisse Züge wie allzu füllige Lippen oder eine leicht gesenkte Nasenwand kaum merklich auf eine ältere Herkunft hingewiesen, passable Vertreter ihrer Nationen gewesen. Doch so ganz passabel waren sie nun wieder nicht.

Als die Berline nämlich, am zweiten oder dritten Tag der Reise, vor dem Dresdener Stadttor zu halten kam, umstellten sächsische Zöllner das Fahrzeug und forderten den Reisenden ihre Papiere ab, die sie sodann mit anzüglichen Seitenblicken auf ihre vornehme Gewandung und Allüre in genaueren Augenschein nahmen, um schließlich den geringen, aber beschämenden Leibzoll von zwanzig Groschen einzuheben. Wenige Wochen später, im August desselben Jahres 1776, sollte das gleiche einem berühmteren Mann widerfahren. Auch Moses Mendelssohn, dem Verfasser des ›Phädon‹ und Sieger über Kant im Wettstreit um den Preis der preußischen Akademie, wurde am Tor von Dresden jene Maut abverlangt, die sonst nur für den Durchzug von Ochsen und Schweinen eingehoben wurde. Ein sächsischer Freund des Philosophen, der davon erfuhr, bewog die Behörden, Mendelssohn die zwanzig Groschen wiederzuerstatten, worauf dieser den Betrag »mit zehnmal so starker Beilage« der Stadtarmenkasse übergab. War dem Brautpaar zuletzt, aus bestimmten Gründen, ebenfalls der Zoll erlassen worden, so hatte sich der Augenblick dem Bewußtsein des Mädchens doch eingeprägt. Denn in ihrem Merkbuch, einem der wenigen erhaltenen Zeugnisse eigener Hand, findet sich ein Reim von Moses Ephraim Kuh, der fünf Jahre früher anderwärts im Sächsischen ähnlich schmachvolle Erfahrungen machte. Dieser rührend naive Mann, selbst ein ›Douanier‹ der Dichtkunst, hatte seinen Gram in einem kleinen Zwiegespräch zwischen dem ›Zöllner in E.‹ und einem reisenden Juden niedergelegt:

Z. Du, Jude, mußt drey Thaler Zoll erlegen.
J. Drey Thaler? Soviel Geld? mein Herr, weswegen?
Z. Das fragst du noch? weil du ein Jude bist.
Wärst du ein Türk', ein Heid', ein Atheist,
So würden wir nicht einen Deut begehren,
Als einen Juden müssen wir dich scheren.
J. Hier ist das Geld! – Lehrt euch dies euer Christ?

Das Brautpaar fuhr weiter, an der Elbe entlang, durch die Sächsische Schweiz in das Erbland Böhmen und hier, umwogt von gelbem Weizen, zur alten Stadt Prag. Der Junihimmel war blau. Doch ein Schatten war über die jungen Vermählten gefallen und begleitete sie weiter auf ihrem Weg, über die steinichten Hügel des Grenzlands ins Niederösterreichische, durch das dunkelgrüne Waldviertel hinab in die Ebene bis an den Strom, der sie breit schäumend ins Wiener Weichbild führte. Auch hier, als ihre Postpferde an der Maut gegenüber der Leopoldstadt zum Stehen kamen und die Braut, den Blick auf die grauen Häuser und hohen Türme der kaiserlichen Residenz gewandt, die unwirsche Frage der Wachtposten nach Aufenthaltsbefugnis und Toleranzpapier hörte, auch hier hob dieser Schatten sich nicht. Er schwebte seit ältester Zeit über den ihren und war in der prunkvollen, leichtlebigen Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation noch um einige Tönungen dunkler als daheim im königlichen Berlin.

Von hier aus hatte, als Leopold der Erste die Wiener Juden im Jahre 1670 vertrieb, eine Reihe angesehener Familienhäupter an Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Bitte um Schutz und Unterkunft gerichtet. Wehmütig klagten sie seinem Residenten in Wien, einem gewissen Andreas Neumann, »daß ihnen gleichsam der Erdboden und die Welt verschlossen sey, welche doch Gott für alle Menschen geschaffen« habe. Der Große Kurfürst, von religiöser Milde und politischer Klugheit bewegt, entschloß sich, zumal ihr Volk seit den Tagen seines Vorfahren Johann Georg in der Kurmark geduldet war, nunmehr fünfzig von ihnen ein Asyl zu bereiten. Die Mark und das Herzogtum Krossen litten, gleich dem übrigen Deutschland, noch an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Das Land war verwüstet, die Bevölkerung gering und verarmt; der Handel lag darnieder. Friedrich Wilhelm versprach sich von den Einwanderern jenen merkantilen Nutzen, die sie seiner jüngst erworbenen Stadtgemeinde Halberstadt schon seit langem eingebracht hatten. In Berlin lebte zu dieser Zeit nur ein einziger Mann ihres Glaubens, Israel Aron aus Glogau, der hier seit fünf Jahren als Hoflieferant mit Kind und Kegel ansässig war. Nun öffnete, keineswegs zu Arons reiner Freude, der Kurfürst den Wienern die Tore, setzte ihr jährliches Schutzgeld auf acht Taler fest, erlaubte ihnen den Hauskauf und schrieb ihre Privilegien auf zwanzig Jahre aus. Ehe diese Frist verstrichen war, wurden sie von eben dem Leibzoll, der in Sachsen noch ein Jahrhundert später eingehoben wurde, befreit.

Solch billige Behandlung, wie sie ihnen noch an keinem Orte Deutschlands zuteil geworden war, mußte ihnen freilich derart den Kamm schwellen lassen, daß sie sich alsbald betrugen, als wären sie Menschen wie alle anderen auch. Sie begannen untereinander zu eifern und zu hadern, schnitten einander die Ehre ab, übervorteilten der eine den andern und schwangen sich da und dort zu Reichtum und hohen Ämtern auf, um hierauf den Rest ihrer Gemeinde tief unter sich zu lassen. So war, in den letzten Jahren des Kurfürsten und noch mehr am Hofe Friedrichs des Ersten, dieses kunstsinnigen und baulustigen Monarchen, der sich wohl an Wuchs, jedoch nicht an Milde von seinem stattlichen Vater unterschied, der Juwelier Jost Liebmann zu großem Einfluß gelangt. Er verdankte diesen seiner Frau, einer geborenen Esther Schulhoff aus Prag, die sich jung dem Hoffaktor Aron hatte vermählen lassen und nach dessen Tod alle erlangte Macht auf ihren zweiten Gatten übertrug. Der König schätzte ihn hoch. Jost ging bei Hofe aus und ein, und als er gestorben war, erfreute sich seine Witwe der gleichen Gunst. Sie brachte es dahin, daß sie »nebst ihren Kindern von der übrigen Judenschaft vorzugsweise eximiret ward«, und genoß sogar die Freiheit, unangemeldet in Friedrichs Gemächern zu erscheinen, was besonders den Kronprinzen sehr verdroß. Es sei jedoch, so wird berichtet, die Liebmannin eine wunderschöne Frau gewesen, deren Gegenwart der König wohl gelitten habe. Einmal sei der Kronprinz in des Vaters Beisein ungnädig zu ihr gewesen, dieser habe ihm den

scharfen Ton verwiesen und solcherart in dem Kronprinzen »eine Erbitterung wider alles was Liebmännisch aussah, hervorgebracht, welche er aber nur erst in Ausübung kommen lassen konnte, da er selbst König geworden war«.
Hatte Friedrich der Erste von Preußen vom Großen Kurfürsten die Milde geerbt und war er auch der Juwelierswitwe ins Garn gegangen, so fiel das Provinzialreglement, das er den Juden der Mark Brandenburg im Jahre 1700 gab, nicht durchwegs zu ihrem Besten aus. Gewisse Vorrechte, die sie sich bereits erworben hatten, wurden ihnen wieder entzogen. Niemand unter ihnen sollte Kramladen und Buden haben, der solche nicht schon 1690 gehabt. Ungemünztes Gold und Silber sollten sie nicht aus dem Lande führen, sondern in die Münze abliefern. Der Ankauf von Häusern und Immobilien wurde ihnen untersagt, und einigen von ihnen, den »Schulkläppern, Schulmeistern, Präzeptoren, Musikanten und Todtengräbern«, jeglicher Handel verboten. Mit jenem geübten Blick für ihre finanzielle Verwertbarkeit, der den deutschen Fürsten, seien sie nun Habsburger, Hohenzollern, Wittelsbacher oder wer sonst immer gewesen, im Umgang mit Juden eigen war, setzte Friedrich ihr jährliches Schutzgeld auf insgesamt zweitausend Dukaten hinauf. Es sollte auch niemand getraut werden, der nicht vor der Heirat einen Goldgulden errichtet hatte. Dafür durften in Berlin drei Bethäuser unterhalten werden, eines für die Liebmannin und ihren Anhang, eines für den nahezu ebenso mächtigen Koppel Rieß, und ein drittes für die übrige Gemeinde.
Über dieser letzten Verfügung gerieten die Juden einander alsbald in die Haare. Die vor Jahrzehnten aus Wien Zugereisten und die längst im deutschen Norden ansässig Gewesenen hatten keine Lust, ihren Gott gemeinsam zu ehren. Es bildeten sich Parteien, von denen die eine nur des Rieß und der Liebmannin Bethäuser gelten lassen wollte, die andere aber auf dem sofortigen Bau der allgemeinen Glaubensstätte bestand. Ein gewisser Markus Magnus, Diener und Günstling des Kronprinzen, suchte die Liebmannin aus ihrer Vorrangstellung zu verdrängen, im Laufe

der Zeit entstanden die größten Unruhen und Zerrüttungen in der Gemeinde, und schließlich machten Magnus und die Witwe einander den Prozeß. Die eigensinnigen Widersacher kamen vor eine Kommission, der unter anderen der geheime Etatsrat Freiherr von Bartholdi angehörte, die Liebmannin steckte sich hinter den König, worauf dieser das schon erfolgreiche Versöhnungswerk der Kommission untergrub – kurz, der Tempelbau zu Berlin zog einen Rattenschwanz von Klagen und Quertreibereien nach sich, bis endlich die erregte Judenschaft besänftigt und im Jahr 1712 der Grundstein gelegt werden konnte.

Eine zweite, schlimmere Heimsuchung, die ebenfalls von einem aus ihrer Mitte angezettelt wurde, hatten die kurmärkischen Juden noch unter Friedrichs Regierung zu erleiden. Ihr ehemaliger Glaubensgenosse Franz Wentzel, der die Taufe genommen hatte, brachte der Obrigkeit in eilfertiger Liebedienerei zur Kenntnis, daß ein Passus in dem hebräischen Gebet Olenu die Person des Heilands auf das schändlichste verletze. In diesem Gebet nämlich, das zweimal am Tage und am Sabbat gar dreimal gesprochen wurde, »führten sich die Juden lästerlich auf«, indem sie bei den Worten »wir knien und bücken uns, aber nicht vor dem gehengten Jesu«, als »vor einem Greuel« ausspuckten und von dem Ort etwas hinwegsprängen. »Es steht zwar«, erklärte der besagte Wentzel, »diese Lästerung in keinem Gebetbuche ausgedruckt, allein es ist Raum gelassen und wird so fort den zarten Kindern eingebläuet und von ihnen auswendig gelernet.«
Seit den mittelalterlichen Bezichtigungen der Hostienschändung und des Ritualmords war keine so schwerwiegende Anklage erhoben worden. Von seiner Geistlichkeit bedrängt, ordnete der König die genaueste und schärfste Untersuchung an, man berief die Ältesten aller brandenburgischen Judengemeinden nach Küstrin und ließ jeden von ihnen, im strengen Einzelverhör, seine Deutung des Gebetes Olenu geben. Einige sagten, das Gebet sprächen sie wohl, aber die bewußten Worte nicht. Andere leg-

ten den Worten »Hevel verick«, unter denen jener Wentzel den »gehengten Jesu« verstanden haben wollte, den Sinn von Narren, Heiden oder Götzendienern zugrunde. Die dritten wiesen darauf hin, daß das Gebet Olenu von dem Propheten Josua stamme, zu dessen Lebzeiten der christliche Erlöser noch nicht erschienen war. Da ihre Vorfahren seit mehr als dreitausend Jahren gewohnt waren, an einer gewissen Stelle dieses Gebetes auszuspucken, so täten sie es auch, jedoch »spucketen sie keinem zu Hohn«.

Der einzige Ausweg aus dieser Unklarheit schien, die Juden dazu zu verhalten, bei dem ihnen seit alters her auferlegten gräßlichen Eid jede böse Absicht dieses Gebetes abzuschwören. Dazu waren sie auch bereit. Doch der König, vielleicht durch Einflüsterungen der Liebmannin, wahrscheinlich aber durch eigene Einsicht davon abgebracht, verfügte mit jener landesväterlichen Fürsorge, die der gute und kluge Fürst – ein Freund von Leibnizens Lehre – auch den verachtetsten seiner Bürger angedeihen ließ, ein Dekret, worin er ihnen den Gebrauch der Worte »Hevel verick«, das Spucken und Wegspringen verbot, sie aber gleichzeitig von der peinlichen Notwendigkeit jenes Eides befreite:

»Wenn Wir mit erbarmenden Augen das arme Juden-Volk, so uns Gott in Unsern Landen unterwürfig gemachet, ansehen, so wünschen Wir wohl herzlich, daß dis Volk, welches der Herr ehemals so hoch geliebet, und vor allen andern Völkern zu seinem Eigenthum erwehlet hatte, endlich von seiner Blindheit möchte befreyet und mit Uns zu einer Gemeinschaft in dem Glauben an den aus ihnen selbst gebohrnen Messiam und Heyland der Welt gebracht werden: Weil aber das große Werk der Bekehrung zu dem geistlichen Reich Christi gehöret, und Unsere weltliche Macht keinen Platz darin findet, Wir auch die Herrschaft über die Gewissen der Menschen dem Herrn aller Herrn einig überlassen; so müssen Wir Zeit und Stunde abwarten, welche der barmherzige Gott sie zu erleuchten, seinem allein gnädigen Willen vorbehalten hat, indessen sie mit Geduld ertragen, und die Mittel zu ihrer Bekehrung mit aller Liebe und Sanftmuth anwenden lassen: Wie Wir dann hiermit insonderheit die Geistlichen und Seelensorger ermahnet haben wollen, so oft sie Gelegenheit dazu ersehen, sich zu bemühen, wie sie dis ungläubige Volk mit Sanftmuth gründlich überzeugen, und dem Messia, Unserem Herrn, zuführen mögen, und alle und jede, so den Namen Christi unter Uns bekennen, ernstlich dahin anweisen, ihnen Ärgerniss nicht zu geben, und keinen Stein des Anstoßes in den Weg zu legen, dagegen Wir aber auch die Bosheit, da sie sich wider Christum Jesum, Unsern Herrn und Heyland, und sein Reich erheben wollte, zu wehren und sie mächtiglich zu stören, Uns höchst verpflichtet zu seyn achten.«

Die fragwürdigen Praktiken des Gebetes Olenu wurden ihnen zwar »von nun ab bis zu ewigen Zeiten« untersagt, doch keine kränkende Absicht damit verbunden:

»Wir versehen Uns aber allergnädigst, daß die Juden diesem Unserm Gebot, welches Wir in allergnädigster Erwägung, daß sie ehemals Gottes geliebtes Volk gewesen, und daß sie nach dem Fleisch die Befreundten Unsers Heylands seyn; mit Liebe, Mitleiden und Erbarmung gegen sie verknüpfet haben, sonsten aber die Ehre Unsers Gottes von Uns unumgänglich erfordert, so vielmehr allerunterthänigsten Gehorsam bezeigen werden, weil ihnen darinn nicht das Geringste wider ihre Religion, Ceremonien, Aufsätze oder Gebräuche angemuthet wird. . . . Die nun hierin Unserm allergnädigen und ernstlichsten Willen gehorsam nachleben werden, haben sich Unsers Landesväterlichen Schutzes und Schirms wie andere getreue Unterthanen, noch fernerhin allerunterthänigst zu erfreuen.«

So schrieb im Jahre 1703, da an keinem anderen Fleck in den deutschen Landen jemand an die »fleischliche Freundschaft« des unseligen Volks mit dem Erlöser erinnert werden wollte, zu Cölln an der Spree ein preußischer König. Es war, seit den Tagen ihres großen, gnädigen und gerechten Schirmherrn Karls des Fünften, das erste Zeichen mildtätiger Gesinnung, dessen sich die Juden erfreuten. Es war das Aufflackern eines menschlichen Mitgefühls, das in Friedrichs Urenkeln, aber auch in gelehrten und einfachen Männern seines Landes Widerhall finden sollte,

noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging. Sein Sohn indes, aus den bereits erwähnten Gründen der väterlichen Haltung feindlich, handelte in dieser Sache anders und nach eigenem Ermessen. Er hatte keine Liebe, ja nicht einmal Nachsicht für diese fremde Gemeinschaft, die sich aus mangelndem Entgegenkommen wie aus eigenem Widerstreben in das brandenburgische Volk nicht eingegliedert hatte. Doch er zeigte sich vorerst, wie es seiner Natur entsprach, in den meisten Fällen so gerecht wie streng. Der Liebmannin freilich, deren Schönheit durch zunehmendes Alter wie durch zänkische Überheblichkeit inzwischen geschwunden war, wurde nach seiner Thronbesteigung der Zutritt zum Hof untersagt, ein zehn Wochen langer Hausarrest anbefohlen und jeder Anspruch an das Erbe des verstorbenen Königs, der mit etwa hunderttausend Talern in ihrer Schuld stand, bei Androhung schwerer Strafen verwehrt. Zwar wurde ihr nach diesem argen Handel der allerhöchste Schutz von neuem zugebilligt, doch starb sie gramgebeugt ein Jahr nach Friedrich des Ersten Tode. Vor ihrem Hinscheiden bat sie darum, daß ihres königliches Freundes schönste Gabe, eine goldene Kette, mit ihr begraben werde.

Auch Markus Magnus, der im Auftrag des Kronprinzen gegen sie geeifert hatte, wurde nunmehr vom König aus seiner Nähe entfernt. Statt dessen setzte er den Moses Levi Gumperz aus Cleve zu seinem Oberhof- und Kriegsfaktor ein, mit der Erlaubnis, daß dieser sich mit seiner Familie und Dienerschaft häuslich niederlassen könne, wo er wolle, der Judenkommission nicht unterworfen sei und ungehindert die Tore Berlins passieren dürfe, jedoch nicht ohne sich der Zollvisitation zu unterwerfen. Ja, er gestattete diesem Mann, dessen Familie sechs preußischen Herrschern in ununterbrochener Aufeinanderfolge gedient und sich bisher in allen Hoflieferungen gut benommen hatte, bereits im Jahre 1717, einen Degen zu tragen, welche Erlaubnis sämtlichen Juden im Land auf das strengste versagt war.

Mit dem ihm eigenen Gerechtigkeitssinn, den der Soldatenkönig allerwärts bewies, hob er sodann in seinem neuen Judenreglement

die seit 1671 erlassenen drückenden Gesetze auf. Auch er fand nichts daran, sich diese Erleichterungen gut bezahlen zu lassen. Achttausend Taler – vielleicht auch achtundzwanzigtausend Taler, wenn man anderen Berichten glauben darf – waren der Preis für den Widerruf der väterlichen Erlasse aus dem Jahr 1700 und die Abkaufung des gelben Flecks, den die Juden das Mittelalter hindurch als Kainszeichen getragen hatten. An solche praktischen Gnadenakte hatte der Landesvater Friedrich, in seiner barmherzigen Besorgnis um das Seelenheil des armen Judenvolkes, nicht gedacht. Überdies wurde nun auch auf andere Weise der bestehende Zustand verbessert, wie etwa durch ein neues Gesetz, daß die Kinder Privilegierter nach gewissen Abgaben im Lande verbleiben durften und daß der Schutzbrief einer Witwe auf ihren zweiten Gatten übertragbar war.

So ließ sich denn Friedrich Wilhelms des Ersten Herrscherzeit günstiger an, als man auf Grund seiner frühen Erbitterung »wider alles was Liebmännisch aussah«, hätte annehmen können. Sie wäre auch weiterhin wohlwollend geblieben, hätte die Judenschaft ihn nicht im Jahre 1721 auf das höchste erbost. Der Münzjude Veit war gestorben und mit mehr als hunderttausend Talern im Rückstand geblieben. Wie reich er auch zu seinen Lebzeiten erschienen war, es fand sich nach seinem Tode kein Vermögen, und niemand wollte wissen, wo es geblieben war. Gewiß war Veit, der in all seinen Geschäften als rechtschaffener Mann bekannt war, in einem Augenblick dahingegangen, der seinen Schuldnern so wohl wie er seinen Gläubigern wehe tat. Doch der König wollte nicht glauben, daß in der Tat kein flüssiges Geld vorhanden war, beharrte in der Meinung, die ganze Judenschaft hielte dessen Verbleib geheim, und entschied über Nacht, sie in den großen Bann zu tun. Diesen ließ er am 15. August, nachdem man sie sämtlich in ihren Tempel getrieben hatte, in Gegenwart des Oberhofpredigers Jablonsky über sie verhängen.

Ein Jahr darauf kam in Berlin der Vater unserer Braut zur Welt.

Indes die Reisekutsche, nachdem ihre Insassen visitiert und des Eintritts in die Mauern Wiens für würdig befunden waren, die steile Rotenthurmstraße hinauf und, am Stephansdom vorbei, auf den Graben fuhr, mochte die Berlinerin mit einiger Wehmut der weiten Alleen und Prospekte ihrer Vaterstadt gedenken. Hier standen die Häuser schmalbrüstig und verwinkelt in unordentlichen Reihen, drängten sich um die Kathedrale wie ungebärdige Schafe um ihren Hirten und gaben keinerlei Aussicht auf Höfe, Gärten, Brunnen oder blaue Himmelsflecken frei. Nur wenig später sollte ihr Landsmann Friedrich Nicolai diese »engen, krummen, ungleichen Gassen« in unverblümteren Worten rügen, als die junge Frau sie an diesem Tage zu äußern wagte: »Ansehnliche Plätze sind wenige, und keines der Monumente auf denselben gibt einen guten Anblick. Daher hat die eigentliche Stadt Wien an den meisten Orten gar kein sonderliches äußeres Ansehen.« Was gar die Pestsäule auf dem Graben betraf, auf die ihr Auge von nun ab an jedem Morgen fiel, so fand Nicolai sie »scheußlich, ein ungeheures Gemengsel von unzusammenhängenden Dingen. Kein Kunstkenner, welcher der großen Eindrücke, so die simplen und edlen Werke der Bildhauerkunst gewähren, gewohnt ist, kann diese Masse von ungruppierten und ohne Effekt übereinander gethürmten Figuren mit einigem Wohlgefallen betrachten.« Daheim, so meinte er, bewiese man in diesen Dingen weitaus besseren Geschmack.

Nicht allein der kreuzbrave Nicolai, ein preußischer Pedant und Puritaner, den jenes inbrünstige Barock erschreckte, stellte das Berlin des großen Friedrich hoch über das theresianische Wien. Auch der Brautvater, noch im finsteren Bann seiner Gemeinde geboren, erblickte in den mustergültigen Ausmaßen, den soldatisch ausgerichteten Straßen, den abgezirkelten Rondellen, geometrischen Plätzen und drakonisch einfachen Fassaden seiner Stadt eine Gewähr, daß in ihr Ordnung herrsche – im Baustil wie in des Königs Gemüt. Vorbei die Tage, da herrscherliche Willkür sich in Gnade und Ungunst als gleichermaßen wankelmütig erwies. Vorbei des launischen Landesvaters wechselnde Frühlingsmilde und Aprilgewitter, vorbei auch des Soldatenkönigs pragmatische Justiz, die ein plötzlicher Argwohn über den Haufen werfen konnte.

Jetzt war in Berlin, vom scharfen hellen Geist der französischen Enzyklopädisten erweckt, ein neuer Verstand am Werk, geradlinig wie seine Perspektiven. Kein sanftmütiges Mitleid mit dem Volk, das der Herr einst geliebt und von sich gestoßen hatte, kein mystischer Traum von dessen Bekehrung durch strenge Zucht, keinerlei Gefühlsduselei aus Haß oder Neigung trübten das Urteil dieses Königs. Was immer er tat, war von Räson diktiert. Aus dem märkischen Sand begann eine neue Stadt mächtig hervorzuwachsen. Gleich seinem Vater, mit dem ihn sonst wenig verband, hing Friedrich an dem Spruch: »Der Kerl hat Geld, soll bauen!« Woher der Reichtum kam, kümmerte ihn wenig, solange die Stadt daran groß wurde und gedieh. Wie der Soldatenkönig plante auch er, sie reichlich zu »peuplieren« – mit salzburgischen, mit böhmischen Protestanten, wer immer da kam. In dieser bunten Gemeinschaft war ein fest umrissener Platz für die von ihm gering geachteten, aber nützlichen Juden. Seit 1572 hatten die Hohenzollern sie in ihrer Kurmark geduldet. Auch er dachte nicht daran, sie jemals zu vertreiben. In Grenzen, die nach wie vor eng gezogen waren, verbürgte er ihre Sicherheit.

Als, noch unter seines Vaters Herrschaft, die ersten salzburgischen Emigranten nach Preußen gekommen waren, hatten die dort ansässigen Juden sie reich beschenkt. Von ihren Landsleuten befragt, wie sie dazu kämen, erwiderten sie: »Es sind Fremdlinge wie wir und Bürger wie ihr.« Auch unter dem großen Friedrich wurden sie noch durchaus als Fremdlinge behandelt. Im ersten Jahrzehnt seiner Regierung änderte sich weiter nichts, als daß ihre Beschränkungen einer gründlichen und vernünftigen Prüfung unterzogen wurden. Als deren Quelle nannte der Finanzrat Manitius »das ex papatu originirende odium religiosum«, welches »der Ursprung alles Unglücks und des Verfolgungsgeistes in der Welt ist«. Dieser Widerwille gehörte jedoch, seiner Meinung nach, der Vergangenheit an. »Bey jetziger täglich mehr und mehr

sich aufklährender Einsicht in allen facultäten wird nicht leicht jemand noch so einfältig seyn, daß er propter dissensum in conceptibus und der differenten Gedanken und Meynungen in Religionsbegriffen das inveteratum odium religionis annoch billigen und einer gantzen nation deshalb die toleranz, den Schutz und officia humanitatis zu versagen, vor recht und billig halten sollte!« Dennoch fiel das revidierte Generalprivileg von 1750 nicht viel freundlicher als die vorhergegangenen aus. Vorerst hatte Friedrich weder Lust noch Grund, die bestehenden Härten zu mildern. Er gestattete eine etwas erhöhte Familienzahl; sonst blieb alles beim alten oder wurde gar widerrufen, wie etwa das Recht, »zwei Kinder anzusetzen«. Dieses erhielten sie später gegen eine Zahlung von siebzigtausend Talern zurück. Als das Gesetz vollendet war und den Juden mitgeteilt wurde, baten sie allein, daß es nicht veröffentlicht werde. Man erfüllte ihren Wunsch.

Nicht, daß des großen Friedrich Odium, das er zwar keineswegs religionis, aber dennoch generis causa gegen sie empfand, zuweilen nicht in Spott gegen ihre Gegner umgeschlagen hätte! In eben jenem Jahr 1750, da er, der Mahnung seines Finanzrats zum Trotz, die immer noch drückenden Verordnungen seiner Vorgänger bestätigen ließ, mokierte er sich aus Herzenslust über seinen eigenen Liebling Voltaire, dessen Habgier sich einem berlinischen Juden gegenüber allzu offenkundig erwiesen hatte. Mit diesem, einem gewissen Hirsch, war Voltaire in einen verwickelten Handel eingetreten, der zu Uneinigkeiten führte und in einen Prozeß auslief. Da der Philosoph sich in Berlin bereits mehrere unsaubere Dinge hatte zuschulden kommen lassen, fiel das Urteil des Königs und anderer, die ihn kannten, dahin aus, daß er wohl auch hier eine Niederträchtigkeit begehen und selbst einen Juden habe überlisten wollen. Während der Prozeß beim Kammergericht schwebte und sowohl Voltaire als auch sein Widersacher Hirsch die öffentliche Meinung für sich einzunehmen suchten, schrieb Friedrich eine Komödie, die Voltaires Vorgehen lächerlich machte, unter dem Titel ›Tantale en procès‹. Der freie Geist Voltaire, vom Spott seines Freundes zur Rache gereizt, warf fortab

seinen wütenden Haß auf die Juden. Der königliche Schöngeist änderte seine Haltung ihnen gegenüber nicht; er umzirkelte sie weiterhin wie seine Paradeplätze, umfriedete sie und schränkte sie ein. Doch sein Gefühl für Proportion, von der in seinem neuen Privileg auch mehrfach die Rede war, wies ihnen ihren festen Ort in diesen Schranken.

Diesen Ort verdankten sie, wie schon zu des Großen Kurfürsten Zeit, allein ihrer Nützlichkeit. Als Heereslieferanten waren sie Friedrich, der vom ersten Tag seines Antritts in Kriege verwickelt war, von großen Diensten. Bald aber kam der Augenblick, ihren Nutzen in höchstem Maße zu beweisen. Kurz ehe der König in Sachsen einfiel, um zum dritten und letzten Mal, Schlesien an sich zu bringen, schloß er mit dem Schutzjuden und Hofjuwelier Veitel Ephraim einen Münzkontrakt, nach welchem er ihm die Ausprägung aller Geldsorten seiner Länder übertrug. Mit jenem Ephraim begann der Aufstieg einer kleinen Zahl eng miteinander verschwägerter Familien, die einige Dezennien später das Gesellschaftsbild Berlins entscheidend beeinflussen sollten. Es waren die ›Juifs de Frédéric le Grand‹, deren Handelssinn und Finanzverstand ebenso viel zur Größe Preußens beitrugen wie deren Töchter zu einer fruchtbaren Verbindung seines Erbadels mit dem Adel des Geistes und der Kunst.

Ihr Aufstieg rührte aus dunklen, oft mit Schimpf belegten Transaktionen der Familiengründer mit ihrem ehrgeizigen König. Er führte sie aus überfüllten Behausungen, in denen sie mit ihrem reichen Kindersegen und Anhang dicht aneinander klebten, in prächtige Paläste nahe dem Thron. Seine Ursprünge waren der heftige Trieb des großen Friedrich, sich und Preußen zu wachsender Macht und reicherem Landbesitz zu verhelfen, nicht minder als die anfechtbaren Methoden, durch die seine Münzmeister ihm die Mittel dazu verschafften. Sie taten dies, wie schon die Wipper und Kipper des Mittelalters, wie so viele ergebene Diener deutscher Fürstenhöfe vor ihnen, durch fortgesetzte Münzverschlechterungen, zum Teil geradezu durch Falschmünzerei.

In der Gilde der Hofjuden, die vor langem geschaffen worden war, aber in diesem Jahrhundert bereits einen wahren Stand darstellte, befanden sich die Münzer immer am bedrohtesten Ort. Seit das Recht, Geld zu prägen, vom Kaiser auf alle, auch die geringsten seiner Fürsten und Bischöfe, übergegangen war, hatten die verschiedenen Währungen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation ihren festen Wert verloren. Unablässig wurde ihr Gold- oder Silbergehalt verringert und wieder erhöht, einmal war diese, dann wieder jene Münze im Schwange, und die Herrscher auch der kleinsten Staaten scheuten sich nicht, im Falle von Geldnot schweres Metall mit leichterem zu verschmelzen, ohne daß dabei deren Kaufkraft herabgesetzt worden wäre. Überdies waren die deutschen Silbergruben seit dem Dreißigjährigen Kriege erschöpft, die Fürsten sahen sich gezwungen, ihr Edelmetall aus dem Ausland zu erwerben, und dieser Handel war nicht allein schwierig, weil der Preis des Silbers alljährlich stieg, sondern auch gefährlich, weil das Gesetz mancher Länder dessen Ausfuhr gänzlich verbot.

Wie gewöhnlich fiel das undankbare Geschäft, dem kein selbstbewußter Kaufmann sich unterziehen wollte, den mühsam um ihre soziale Erhöhung ringenden Juden zu. Eine Reihe von ihnen, darunter die Münzmeister Simon Michael in Wien, Levin Veit in Berlin, Gerd Levi in Sachsen, Baruch Hollander in Hessen, verrichtete ihre Aufgabe unangefochten und in aller Ruhe, schaffte Silber herbei und prägte Münzen aus, wie ihr Landesherr es angeordnet hatte. Sobald es einem solchen Herrn aber einfiel, das Geld in seinem Lande zu entwerten, ging es jenen an den Kragen, denen der Befehl übertragen worden war.

Kaiser Ferdinand der Zweite war mit zweifelhaftem Beispiel vorangegangen, als er um 1620, nachdem er auf Rat des Grafen Paul Michna minderwertige Taler mit gehaltenem Zwangskurs hatte ausprägen lassen, diese seinem Hoflieferanten Jakob Bassevi in Zahlung gab. Als Bassevi die schlechten Taler notgedrungen in Umlauf brachte, entlud sich die ganze Wut des Volkes auf ihn. Das gleiche widerfuhr dem Münzmeister Veitel Ephraim, den der

große Friedrich vor dem Dritten Schlesischen Krieg die guten alten Münzen im Land gegen solche eintauschen ließ, die er, mit trügerischem Silberglanz versehen, zu geringerem als dem Nennwert ausgeprägt hatte.

Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Friedrich, innen Ephraim!

So sang man bald in den preußischen Landen und nannte, nachdem des Königs Einbruch in Sachsen gelungen war und sein Münzer dort neue eindrittel Stücke von niedrigem Gehalt in Umlauf brachte, dieses Geld verächtlich die »Blechkappen« oder »Ephraimiten«. Mit solchen in großer Eile und Menge verbreiteten Heckmünzen wurden die Truppen und alle Bedürfnisse der Armee bezahlt, die Zivilbesoldungen berichtigt und allgemein Handel getrieben. Die am Kriege beteiligten Fürsten, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Braunschweig und andere auch – mit der einzigen Ausnahme von Hannover – taten es nach. Bald war der ganze deutsche Norden mit diesen Geldern überschwemmt; ja sie drangen bis nach Holland, wo man sie zwar vorsorglich anhäufte, um nach dem Friedenschluß preußisches Holz und Getreide wohlfeil erstehen zu können, ihren fragwürdigen Wert aber keineswegs übersah. In Holland prägte man eine satirische Schaumünze, auf der Friedrich im Gespräch mit Ephraim abgebildet war, dem er freundlich die Wange streichelte. Die Inschrift lautete: »Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.«

So wurde der Herrscher wie sein Handlanger mit reichlichem Spott bedacht. Nicht allein Spott, auch Haß sollte freilich Ephraim ernten, und oft war es nahe daran, daß ihn das getäuschte Volk zum Galgen schleppte – hätte nicht, wie ein Pamphlet damals schrieb, Jakobs Engel die Leiter umgestoßen. Gleichwohl waren solche Finten, die des kleinen Mannes Tasche leerten, um den Säckel des Staats zu füllen, der einzige Weg, sieben Jahre lang Krieg gegen eine übermächtige Koalition zu führen, ohne daß außerordentliche Steuern erhoben oder die Steuerschulden

angewachsen wären. Überdies: sie waren ein Abweg, den der König an der Seite seiner Kipper und Wipper betrat.

Vollzog sich der Aufstieg der friderizianischen Juden im Zwielicht zweifelhafter Praktiken, so vollzog er sich auch in einer Atmosphäre des Haders und der versuchten Ehrabschneiderei, wie diese schon einmal, zur Zeit der Liebmannin und des Markus Magnus, in der Berliner Gemeinde zu beklagen gewesen waren. Bald nämlich, nachdem Ephraim, erst mit seinen beiden Schwägern, dann mit seinen Söhnen, vom bloßen Silberlieferanten zum Pächter der Münze befördert worden war, entstand eine Gegenpartei, die allein im Sinn hatte, ihn aus seinem Amt zu verdrängen. Diese Gegenpartei, gebildet aus Herz Gompertz, dem Gatten von Ephraims Schwester Clara, einem gewissen Daniel Itzig und dessen Schwager Moses Isaac, erreichte im Oktober 1755, daß ihr die Pacht der sämtlichen sechs Münzstätten des Landes an Ephraims Stelle übertragen wurde. Der Grund des plötzlichen Wechsels ist nicht mehr klar zu ersehen; wahrscheinlich war Ephraims Pachtsumme von der Gegenseite überboten worden.

Als jedoch die Münzjuden einander in aller Öffentlichkeit vorzuwerfen begannen, daß sie noch mehr Scheidemünze als befohlen geprägt und dadurch den Kurs weiter verschlechtert wie den Silberpreis allzu hoch getrieben hätten, gebot der König, in ähnlicher Bedrängnis wie sein Großvater Friedrich, ihm mit derlei Prozessen nicht lästig zu fallen. Während des Krieges setzten sich die Kämpfe der feindlichen, aber eng verschwägerten Gruppen fort. Häufig wechselten die Münzen ihre Verwalter, wobei nicht allein der König, sondern auch seine Generalkommissäre und Intendanten, die eine gegen die andere Partei auszuspielen wußten. Erst im Jahre 1758, als Ephraims gefährlichste Gegner, der Generalmajor von Retzow und sein eigener Schwestermann Herz Gompertz, gestorben waren, gelang es ihm, mit dessen bisherigen Verbündeten Moses Isaac und Daniel Itzig ein Konsortium zu

bilden, das von nun an die gesamten Münzaufträge des Königs übernahm.

Daniel Itzig ist der Mann in all diesen wirren und unerquicklichen Machenschaften, der uns fortab beschäftigen wird. Als er, hochgeachtet und hochbetagt, wenige Monate vor der Jahrhundertwende aus dem Leben schied, waren die umstrittenen Anfänge seiner Laufbahn vergessen. Dieser Patriarch, dessen Name die Ahnentafeln nicht nur reicher Handelsleute, großer Künstler und bedeutender Gelehrter, sondern auch blaublütiger Erben des Uradels zieren sollte, hatte sich die Gunst seines Königs durch devoteste Dienste erworben. Daß er dabei den eigenen Vorteil nicht übersah, ist nicht zu leugnen. Dennoch war die Art, wie er sich und seine Kindeskinder von der Bürde der Armut und verachteten Geburt befreite, obschon weniger romantisch, doch keineswegs unehrenhafter als die der Raubritter, welche auf ihren festen Burgen gesessen und Vorüberziehende ausgeplündert hatten. Vor allem erforderte sie Mut – den Mut zur peinlichen Maßnahme, die unweigerlich auf Widerstand stoßen muß; den Mut, eines anspruchsvollen und, wie man sehen wird, illoyalen Auftraggebers Sündenbock zu spielen; den Mut, unbegründeten Haß der Gemeinschaft durch begründetes Ärgernis zu schüren; den Mut schließlich, geifernd übertriebene Anwürfe der Nachwelt auf sich zu nehmen – wie denn auch Jahre später Carlyle von den »aufgedunsenen Kreaturen Ephraim und Itzig« sprach, die sich »in schmutzigem, durch den Ruin ihrer Nachbarn gewonnenen Wohlstand wälzten«, während in dem verbürgten Lebenswandel zumindest des letzteren nichts von unbarmherzigem Eigennutz, vieles dagegen von seinem Fleiß und Scharfblick, seinem menschenfreundlichen Wesen und großen Wohltätigkeitssinn zeugt.

Besseren Leumund als bei Carlyle, der Daniel Itzig mit seinem ursprünglichen Widersacher Ephraim in Bausch und Bogen verdammte, genoß dieser bei unbefangeneren Zeitgenossen. In einer ›Charakteristik von Berlin‹, die 1784 in Philadelphia erschien, wurden sein edler »Charakter und unbescholtener Wandel« be-

sonders hervorgehoben. Friedrich Wilhelm der Zweite erwähnte bei öffentlichem Anlaß sein »bekanntes anständiges Wohlverhalten und uneigennütziges Betragen«. Und der wackere Johann Balthasar König, ein Geschichtsschreiber jener Zeit, stellt ganz allgemein fest, »die Juden hätten sich bei diesem Betriebe vortrefflich benommen«, und es sei zu bezweifeln gewesen, »daß die Christen so viel Feinheit und Verschlagenheit geäußert haben würden, wäre ihnen dies Geschäft übertragen worden«. Nicht die besonnene Schilderung Königs freilich, sondern das erregte Aburteil Carlyles war geeignet, das Bild dieser Männer im Bewußtsein späterer Zeiten zu verankern – denn die Geschichte ist nicht weniger fehlbar und voreingenommen als ihr böswilligster Chronist.

»Er war von hoher edler Gestalt, von sanfter schöner Gesichtsbildung, hatte einen kühnen, durchdringenden, aber freundlichen Blick; überhaupt ein wohlwollendes, einnehmendes und zugleich ehrfurchtgebietendes Wesen, mit einem Worte, er war ein sehr schöner Mann. Seine ganze Haltung, Ton und Gebärde bekundeten männliche Würde, es war, als wäre er von Hause aus zu etwas Höherem berufen, als wäre er von Natur für zarte Sitte und feine Bildung geschaffen, um in veredelten Kreisen sich bewegen zu können.« In solcher Verklärung lebte Daniel Itzig unter seinen Glaubensgenossen fort. Ihn einen schönen Mann zu nennen, würde man heute zögern. Das kleine Porträt, das einer seiner Nachfahren auf einem kärntnerischen Schlosse aufbewahrt, zeigt einen Hausvater von ernster und milder Miene, in dessen gespitzter Nase jene Schlauheit, um dessen wägend geschürzte Lippen jene Umsicht wohnt, mit deren Hilfe er sich zum mächtigsten Mann der preußischen Judenheit aufgeschwungen hatte. Allein aus seinen großen wasserblauen Augen spricht die Neigung zu zarter Sitte und feiner Bildung, von der sein Lobredner berichtet. Die gleichen hellen und klaren Augen besaß Mariane, seine Frau, die ihm in langer Ehe sechzehn Kinder geboren hatte. Sie vererbten

sich, wie wir bereits gesehen haben, auch auf seine Tochter, unsere Braut.

Die Abkunft Daniels läßt sich nicht allzuweit verfolgen, keineswegs ins Mittelalter wie die so vieler deutscher Judengeschlechter. Nur dies ist bekannt, daß sein Großvater Daniel Jafe in Grätz daheim war und 1679 die Geburt eines Sohnes Isaac begrüßte, der später nach Berlin ging, sich dort mit Kela Eschwege vermählte, deren Familie seit hundert Jahren in dieser Stadt saß, und den Pferdehandel aufnahm. Dieser Isaac – oder Itzig – Daniel Jafe, der 1714 auf der Liste der zugelassenen Juden auftaucht, hat bereits Friedrich Wilhelm dem Ersten gelegentlich die Remonten liefern dürfen. Außer seinem Sohne Daniel, der ihm im vierundvierzigsten Lebensjahr geboren wurde, besaß er drei Söhne und zwei Töchter, darunter Bela, die den Bruder mit ihrem Gatten ins Münzgeschäft brachte. Ob die Geschwister älter oder jünger waren, welches Gewerbe sie ausübten, ist nicht bekannt. Daniel Itzig, »von zu Hause aus zu etwas Höherem berufen«, muß sich jedenfalls früh zu einem geschickten Finanzmann entwickelt haben, denn er war erst zweiunddreißig, als er mit seinem Schwager Moses Isaac und dessen Konsorten Herz Gompertz die sechs Münzstätten Berlin, Magdeburg, Cleve, Aurich, Breslau und Königsberg in Pacht übernahm.

Seine Jugend war sorgenvoll. Mit achtzehn verlor er den Vater. Daß er sich den Seinen – die Mutter starb erst im hohen Greisenalter – als guter Sohn und Bruder erwies, steht außer Zweifel. Niemals hätte ihm sonst der Fabrikant Benjamin Elias Wulff aus Dessau seine Tochter zur Frau gegeben, denn Daniel war, wiewohl der Nachkomme eines gelegentlichen königlichen Pferdelieferanten, doch in bescheidenen Verhältnissen, als er 1748 um Mariane oder Mirjam warb. Die Wulffs dagegen gehörten in Deutschland zu den vornehmsten Familien ihres Glaubens. Ihr Urahn war Moses Isserlis, ein berühmter Schriftgelehrter, gewesen. Marianes Urgroßvater Moses Benjamin Wulff hatte, im Wetteifer mit Jost Liebmann, dem Großen Kurfürsten als Hoflieferant gedient, bis Liebmanns Intrigen ihn zugrunde richteten,

aus der Mark Brandenburg vertrieben und nach Anhalt-Dessau führten, wo er der Ratgeber, Vertraute und schließlich Freund des Fürsten Leopold wurde – jenes Haudegen, der als ›alter Dessauer‹ in die Geschichte eingegangen ist.
Unter den großen Fürstendienern war dieser Wulff, den man um seiner ehrfurchtgebietenden Statur den ›langen Juden‹ nannte, einer der ersten und glänzendsten gewesen. Er richtete 1692 die Anhaltsche Land- und Postkutsche ein, stand in der Huld der Höfe von Cöthen und Zerbst sowie Augusts des Starken und versah Münzgeschäfte für den Herzog von Gotha und Altenberg. Ein langjähriger Zwist mit dem Hause Gotha – von seinem Feinde Liebmann geschürt – der bis vor eine kaiserliche Kommission nach Wien getragen wurde, ließ seine Erben verarmen und ihr Glück von neuem in der preußischen Hauptstadt suchen. Doch war in Dessau um die Zeit, als der bucklige Knabe Moses Mendelssohn in jener Stadt heranwuchs, das Ansehen der Familie Wulff so lebendig wie eh und je. Die Heirat mit Mariane mußte Daniel Itzig zur Ehre gereichen. Mit ihr begann sein Aufstieg in Berlin. Bald war er Agent, wenige Jahre später Partner von Herz Gompertz, seine Frau gebar ihm alljährlich ein Kind, und wenn ihm nach dem jüngsten Reglement auch nur verstattet war, zwei von seinen Sprößlingen ›anzusetzen‹, so wiegte er sich doch in der Hoffnung, die Zeitläufte möchten ihnen günstig sein und ihm mit all den Seinen der Wohnsitz weiterhin verstattet bleiben.

Die ersten Versuche, sich dem König dienstbar zu zeigen, fielen nicht zum besten aus. 1752 trat Daniel zum erstenmal in Münzgeschäften auf, noch als Unterhändler des Gompertz, der Silberlieferungen für die neu eröffnete Stettiner Münze zu leisten hatte. Nicht allein für Pommern, auch für die Provinz Preußen sollten dort Courant und Scheidemünze ausgeprägt werden. Doch der Auftrag wurde unbotmäßig durchgeführt, mehr Scheidemünze als vorgeschrieben in den Verkehr gebracht, umlaufendes besseres Geld mit eingeschmolzen und schließlich sogar der Münzfuß

wider die Abmachung verschlechtert. Der König war unzufrieden, tadelte die Entrepreneurs und deren »fast nicht zu verhindernde menées und miserables Betragen« und befahl seinem Beauftragten Graumann, »seine accords lieber mit rechtschaffenen christlichen Kaufleuten« zu machen. Doch sein Vertrauen in diese ward enttäuscht. Entweder weigerten sie sich Graumann gegenüber, Lieferungen zu übernehmen, oder sie lieferten viel zu wenig und zu unannehmbar hohen Preisen. Dies erfuhr der König, als er selbst mit den Häusern Splitgerber & Daum, F. W. Schütze & Co. und Seegebarth & Co. Kontrakte schloß. Und so kehrte Graumann ein Jahr später unter stillem Einverständnis des Königs zu seinen Münzjuden zurück, die sich für den ihnen zugestandenen allzu niedrigen Silberpreis auf andere Weise zu entschädigen wußten. Im März 1754 vermochten auch sie den harten Auftrag und schmalen Profit nicht mehr auf sich zu nehmen und legten das Geschäft zurück, worauf die Stettiner Münze endgültig geschlossen werden mußte.
Es waren denn nicht allein die »menées und das miserable Betragen der Münzentrepreneure«, sondern auch die ihnen auferlegten unerfüllbaren Bedingungen an dem Debakel schuld, in dem der erste Handel Daniel Itzigs mit dem König enden sollte. Welche Rolle er selbst darin spielte, wie weit er für das bedenkliche Gebaren verantwortlich war, welche Macht ihm Gompertz in seinem Unternehmen zugestand, ist nicht mehr festzustellen. Eines ist erhärtet: daß er, sowie er in diesem Konsortium und in späteren Verbindungen gleichberechtigt wurde, keinen Anlaß zu Beschwerden gab, sondern die Geschäfte zuverlässig und unter höchster Billigung abzuwickeln pflegte. Friedrichs Mißtrauen gegen ihn und seine Partner war geschwunden, als er ihnen 1755 die sechs preußischen Münzstätten übergab.
Das Jahr darauf fiel der König in Schlesien ein. Der Krieg begann Geld zu fressen und fraß an die hundertsiebzig Millionen Taler, ehe er siegreich beendet war. Von dieser Summe wurden neunundzwanzig Millionen aus einem ›Schlagschatz‹ münzbaren Metalls bestritten, dessen überwiegender Teil durch die Geschäfte

mit Gompertz, Itzig, Isaac und schließlich wieder Ephraim zustande kam. Im Verlauf der Zeit mußte der Münzwert der Taler immer weiter herabgesetzt werden, bis er auf ein Drittel gesunken war. Immer mehr von diesem Gelde aber wurde benötigt, und immer schwieriger schien es, ausreichend Gold und Silber ins Land zu schaffen. Die Kosten und Risiken der Entrepreneure waren gewaltig, ihr Gewinn nur ein achtprozentiger Anteil an dem Metallpreis, während der ganze Münzprofit in die Kriegskasse ging. Schließlich fanden sie so wenig Gefallen an ihrem Auftrag, daß sie im Jahre 1760 versuchten, sich für zweihunderttausend Taler von ihm loszukaufen. Doch der König entließ sie nicht aus ihrem Kontrakt.

Dem großen Friedrich waren seine Münzjuden unentbehrlich geworden. Er bestritt auch die Lauterkeit ihrer Dienstleistungen nicht mehr, ja er zögerte nicht, ihnen nach dem Ende des Krieges eine formelle Décharge über die Schlagschatzerträge der vergangenen Jahre zu erteilen. Eine solche hatten sie erbeten, da sich im neugewonnenen Frieden »eine allgemeine Scheelsucht« über den Wohlstand zeigte, den sie bei all ihren Mühen errungen hatten, und ihre Feinde versuchten, »durch eine Reihe erdichteter Beschuldigungen und übler Nachreden ihren Kredit zu schmälern«. Sie waren zwar nicht die einzigen, die sich in Friedrichs Feldzügen bereichert hatten, auch der Armeelieferant Peter Friedrich Damm, der Händler Heinrich Carl Schimmelmann und der ›patriotische Kaufmann‹ Gotzkowsky waren zu Millionären geworden. Aber die Münzer standen nun einmal im Lichte der Öffentlichkeit und hatten eine königliche Décharge bitter nötig. Sie wurde ihnen zuletzt in den folgenden Worten gewährt:

»Nachdem Se. Königl. Majestät nunmehro Dero Münzen Allerhöchstselbst administriren zu lassen geruhet, und dann die bisherigen General-Münzlieferanten Ephraim & Söhne und Daniel Itzig ihre Rechnungen abgelegt, und ihre bisherigen Münzlieferungen untersucht und richtig befunden worden: so haben S. K. M. auch mehrbemeldetem Ephraim & Söhne und Daniel Itzig in Ansehung dieser bishero ihnen anvertrauet gewesenen General-Münzlieferung ihre völlige Décharge allergnädigst ertheilet und alles fernern Anspruchs deshalb entledigt.«

Es wäre ihnen freilich lieb gewesen, diese Décharge in der Zeitung allgemein kundgetan zu sehen. Doch als sie darum ansuchten, wollte es ihnen der König nicht gestatten. Nun, da Österreich geschlagen und Preußens Glorie errungen war, lag ihm nichts daran, an die drückenden Maßnahmen und zweifelhaften Mittel zu erinnern, mit deren Hilfe der Sieg zustande gekommen war. Zwar hatte er niemals verhehlt, selbst der Urheber dieser ersten preußischen Inflation gewesen zu sein, die er auf Anraten seiner Minister Retzow und Schlabrendorff, des Generals Tauentzien und des Geheimsekretärs Eichel hatte durchführen lassen, um den Staat vor dem Ruin zu bewahren. Jetzt aber wollte er seine Händel mit den Münzjuden in Vergessenheit geraten lassen, und so wurde ihnen jenes Zeichen der Loyalität, das sie von ihm forderten, versagt. Ihre Ehre, die jene Décharge gereinigt hätte, blieb vor der Öffentlichkeit besudelt. Nur der Gewinn, den sie eingestrichen hatten, und die Gewißheit, mit des Königs Billigung und allen ihren Kindern weiter in Berlin seßhaft bleiben zu dürfen, war ihr Lohn. Vielleicht lag bereits darin, wie ein Historiker später schrieb, der Beweis, daß sie ihr Vermögen rechtmäßig erworben hatten und ihre Leistung dem Wohle Preußens wahrhaft dienlich gewesen war. Wie dem auch sei – mehr bekamen sie nicht, und so mußten sie sich wohl oder übel zufrieden geben.

Die zu Beginn des Krieges noch die ärgsten Widersacher gewesen waren, erlebten dessen Ende auf das engste vereint. Indes Hohenzollern und Habsburg bei Hochkirch miteinander rangen, schlossen die feindlichen Itzig und Ephraim ihren eigenen Separatfrieden ab. In dem Augenblick, da sie ihr Zerwürfnis begruben, war die letzte Gefahr, daß des einen oder anderen Stellung bei Hofe erschüttert werden könne, aus dem Weg geräumt. Gemeinsam gingen sie nun daran, dem König die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Gemeinsam saßen sie während des russischen Einmarschs drei Tage und Nächte in General Tottlebens Haupt-

quartier, um ihm bei der Eintreibung von Abgaben und Douceurgeldern als Geiseln zu dienen. Gemeinsam erfüllten sie das zweifache und widerspruchsvolle Amt, Friedrichs untertänigste Diener und Sündenböcke, zugleich aber würdige und geehrte ›Älteste‹ ihrer Gemeinde zu sein. Ihr Platz am Fuße des Throns schien gleichwohl gesichert. Und so war es denn kein Zufall, sondern ein beabsichtigtes und augenfälliges Symbol, daß sie sich nunmehr in Anblick der königlichen Residenz niederließen.

Wo Daniel Itzig in jenem Herbst 1758 wohnte, als das Bündnis mit Ephraim zustandekam, unter welchem Dach ihm am 29. November das achte seiner sechzehn Kinder geboren wurde, ist unbekannt. Was er an Grundbesitz in seinem Leben erwarb, war ihm zu diesem Zeitpunkt noch nicht zuteil geworden. Noch im Dunkel eines überbevölkerten Quartiers, an irgendeinem Ort in dieser rasch aufschießenden Stadt Berlin, wo man den Sohn des zeitweiligen Hoflieferanten Isaac Daniel Jafe aus Grätz in Posen mit seinem zahlreichen Anhang hatte hausen lassen, kam die vierte seiner Töchter auf die Welt. Sie war sieben Jahre alt, als der Umbau einer Häuserreihe in der Burgstraße vollendet war und ihr Vater sein Stadtpalais beziehen konnte. Was einem Manne seiner Sippe zu jener Zeit möglich war, das hatte er erreicht.

Hier, am Rande der Spree, an deren jenseitiges Ufer der Schloßpark grenzte, unter dem hellen weiten Himmel der Mark, in einem siegreichen Land, an dessen Aufschwung jeder einfache Bürger teilnahm – desto mehr ein Mann, der so viel dazu beigetragen hatte –, hier wuchs in stetig sich mehrendem Wohlstand, umgeben von einer Schar von Geschwistern, ein kleines Mädchen auf, das Franziska hieß, aber auf den Kosenamen Vögelchen hörte. Die Schrecken des Krieges, die nur dumpf an sein Gemüt gedrungen waren, hatte es ebenso vergessen wie die Enge seiner ersten Behausung. Eine gütige Mutter, geliebte ältere Schwestern, eine reichliche Dienerschaft umsorgten das Kind und ersparten ihm vorerst die Erkenntnis, daß die gelassene Ruhe und Sicherheit

dieses Hauses immer noch bedroht und fragwürdig waren. Außerhalb der Mauern galt der väterliche Rang und Anstand nur so viel wie der niedrigste Tagedieb im preußischen Staat ihm zubilligen wollte. Und wenn es darum ging, nach Spöttern, Beleidigern und Feinden Ausschau zu halten, so fanden sich deren in nächster Nähe so viele wie einst unter den Russen und Österreichern.

Das kleine Mädchen ging ohne Zweifel einem Augenblick entgegen, der dem heftigen Erwachen aus einem wohligen Traume glich. Dennoch sollte dieser, als er eintrat, nicht die grausame Härte mit sich bringen, mit der er die Kinder früherer und künftiger Generationen befiel. In zufriedenen, ja hoffnungsvollen Zeiten schwindet die Mißgunst und wächst die Menschenliebe. So mehrten sich in jener Jünglingszeit Preußens die Zeichen einer besseren Zukunft. Auch die Mitglieder des verachteten Glaubens sollten die Früchte des Friedens ernten dürfen. Immer häufiger wurde denen, die Handel trieben, jenes ›Generalprivilegium‹ verliehen, das sie christlichen Kaufleuten ebenbürtig machte. Und während die Familienhäupter, deren Finanzgeschick mitgeholfen hatte, Friedrichs Krieg zu gewinnen, nunmehr ihre Kräfte daran wandten, sein Land aus einem kleinen Agrarstaat in eine große merkantile Macht zu verwandeln, gaben sich ihre Frauen und Kinder der Pflege von Kunst und Geselligkeit hin.

Jene unter ihnen aber, deren Ehrgeiz auf den Erwerb nicht von Besitz und Einfluß, sondern von Wissen und Weisheit gerichtet war, kamen ebenfalls zu neuen, bisher unerreichten Ehren. Im Juni des Jahres, in dessen Februar der Friede von Hubertusburg unterzeichnet worden war, wurde die in deutscher Sprache eingereichte Abhandlung ›Über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften‹ von der preußischen Akademie in öffentlicher Sitzung gekrönt. Ihr Verfasser, »der schon zur Genüge durch seine Schriften bekannte hiesige Jude Moses Mendelssohn«, erhielt den Preis von fünfzig Dukaten, während sein Mitbewerber Kant nur das sogenannte ›Accesit‹ errang. Vier Jahre später erschien ein Buch, das ihm und den Seinen zu größerem und reine-

rem Ruhm gereichen sollte als aller äußere Prunk und Glanz ihrer wohlhabenderen Glaubensbrüder. Es war der ›Phädon‹ – ein viel bewundertes Werk, die erste philosophische Schrift, die der junge Goethe las, der Anstoß zu Mendelssohns Freundschaft mit Herder, ein Freipaß in die Welt des deutschen Geistes und ein Monument transzendentaler Spekulation, das freilich vom Sockel stürzte, nachdem Kants ›Kritik der praktischen Vernunft‹ erschienen war und Fichte, Hegel und Schelling den Schauplatz betreten hatten.

Der kleinen Franziska Vater, ein Freund und Gönner des Philosophen, stieg indes, gemessen und mit allem Ehrgefühl patriarchalischer Würde, die Stufenleiter irdischen Erfolgs hinauf. Im letzten Kriegswinter hatte er seine erste Fabrik erworben, das Eisenwerk Sorge und Voigtsfelde im Harz, dicht an der braunschweigischen Grenze. Es war des Königs Wunsch gewesen, die preußische Industrie zu entwickeln, damit man immer weniger auf die kostspielige Einfuhr von Gütern angewiesen sei. Daniel Itzig legte noch drei weitere Hammerwerke an, und hatte mit diesen und anderen Bauten im Jahr 1765 bereits hunderttausend Taler in die Hütte gesteckt. Als er sie später, gegen eine ebenso hohe Jahresrente für seine Familie, dem Bergamt verkaufte, hatte er seinen Unternehmungen bereits eine Ölmühle, eine Fabrik für englisches Leder und, gemeinsam mit seinem Schwiegervater, eine Seidenfabrik hinzugefügt.

Er war, wie es dem Willen Friedrichs entsprach, neben einem Geld- und Finanzmann zum Fabrikanten geworden. Freilich hatte er weiter Anteil an Münzgeschäften, so in einer vom König angeordneten Nachprägung russischer Münze, nach gesetzlichem Fuß und ohne erheblichen Gewinn, und in einer letzten Prägung preußischer Scheidemünze in jenem noch einmal kurz aufflakkernden Zwist zwischen Habsburg und Hohenzollern, dem Bayerischen Erbfolgekrieg. Vor allem aber betrachtete er sich, seit er die Königliche Bank mitbegründet hatte, mit Stolz als Friedrichs Hofbankier. Von Ephraim scheint er sich bald nach dem Hubertusburger Frieden wieder getrennt zu haben, wie ein an ihn gerichtetes Schreiben von Gotthold Ephraim Lessings Hand vermuten läßt. Darin wurde im September 1764 Daniel Itzig durch den General von Tauentzien, dessen Sekretär der Dichter war, bestätigt, daß ein Anspruch Ephraims an ihn auf gewisse Geschäftsanteile unberechtigt war.

An königlicher Gunst wie an Ansehen in seinem eigenen Bereich begann er seinen vormaligen Gegner und späteren Partner rasch zu überflügeln. In demselben ersten Friedensjahr wurde er zum Oberältesten der Berliner jüdischen Gemeinde ernannt. Im nächsten Sommer bezog er sein Palais, das der bekannte Baumeister Naumann als ein zweiflügeliges, in der Symmetrie seiner einfachen Linien schlicht vornehmes Wohnhaus geschaffen hatte, im Gegensatz zu dem nahegelegenen, prunkvolleren Ephraimschen Bau. Dieses Haus in der Burgstraße wurde bald zu einem Hort der Schönen Künste. Denn nun, nachdem er die Härten seiner Jugend überwunden, den mühevollen Aufstieg vollbracht und das vierzigste Jahr überschritten hatte, nun vermochte er jene »zarte Sitte und feine Bildung« zu entwickeln, die ihm im Gesicht geschrieben standen. Nun bewegte er sich in der Tat in »veredelten Kreisen«, nicht allein seines eigenen Glaubens, sondern der aufgeklärten Christenheit.

Nicolai war sein Gast und schilderte später voll Bewunderung das Itzigsche Palais mit seinen wertvollen Gemälden – darunter der Rubenssche Ganymed, zwei musizierende Personen von Terborch und Werke von Watteau und Antoine Pesne –, seinem wohlgebauten Bethaus und seinem Badezimmer, einer großen Seltenheit in jener Zeit. Zu Lessing, Mendelssohns langjährigem Freund, dessen Bruder Carl als Münzdirektor in Breslau wirkte und der als Kritiker der Vossischen Zeitung mit ganz Berlin in Berührung kam, führten viele Bande. Dem Pastor Hesse zu Bennickenstein im Harz, der in den theologischen Streit zwischen Lavater und Mendelssohn eingriff, war Daniel Itzig ebenfalls wohlbekannt, denn dieser schickte ihm seine ›Anmerkungen über Mendelssohns Schreiben an Lavater‹ mit der Bitte, sie dem Philosophen weiterzugeben. Wer immer in die preußische Hauptstadt

kam und nebst dem Hof, dem Adel, den Künstlern und Gelehrten auch jüdische Kreise besuchen wollte, wurde zuerst zu Moses Mendelssohn, dann in das Haus des Mannes geführt, den man nunmehr den ›Judenfürsten‹ nannte. So August von Hennings, ein späterer dänischer Staatsrat, Philosoph und Schwager der Dichterfreundin Elise Reimarus in Hamburg, dessen Schilderung Berlins im Jahre 1772 sich in unsere Tage herübergerettet hat: »Die jüdische Colonie ist beträchtlich; man zählt 400 Familien, die auf 2000 Köpfe geschätzt werden. Sie hat den großen Vorzug, daß sie durch den Ruhm ihrer Gelehrten einen noch größeren Glanz erhält wie durch die Schönheit ihrer Damen. Ein Brief von Reimarus führte mich in das Haus des berühmten Mendelssohn ein. Bei dem Bankier Itzig, der einen Palast bewohnt, sehe ich häufig den gelehrten Friedländer, welcher in der gebildeten Welt sehr geschätzt wird. Itzig hat sechzehn Kinder, von denen einige schon selbständige Stellung haben, andere gerade in dem Alter sind, wo die Schönheit sich zu entfalten beginnt. Die Töchter erhöhen die Anmut ihrer Schönheit durch ihre Talente, besonders für Musik, und durch einen fein gebildeten Geist.«

Es war Franziska, mit ihren nahezu vierzehn Jahren, deren Schönheit er eben sich entfalten sah. Die älteren Schwestern – die erstgeborene Hanna, Bella, deren Enkel Felix Mendelssohn sein sollte, und die zwanzigjährige Blümchen – waren damals alle schon vermählt, und die jüngeren saßen noch in der Kinderstube. Wie reich das musikalische Talent dieser vierten Tochter sich auswirken sollte, wurde später klar. Auch für das Theater zeigten sie und ihre Schwestern Lust und Neigung, und es mag wohl sein, daß ein Ereignis, von dem Henriette Herz in ihren Erinnerungen berichtet, in ihrer Mitte stattgefunden hat. »Schon etwa in meinem neunten Jahre, also ungefähr 1773«, erzählte Henriette ihrem Biographen J. Fürst, »wohnte ich in dem Hause eines jüdischen Banquiers der Darstellung eines Trauerspiels bei. Es war dies ›Richard der Dritte‹ – von welchem Verfasser weiß

ich nicht mehr – und die Töchter des Hauses hatten in demselben die weiblichen Hauptrollen übernommen. Der Eindruck dieser ersten dramatischen Vorstellung, welche ich überhaupt sah, wurde ein unauslöschlicher.«

Es liegt nahe, daß sie das Drama des unbekannten Verfassers – wahrscheinlich, wie Fürst vermutet, des damals beliebten Stückeschreibers C. S. Weiß – in dem schönen und großen Garten kennengelernt hatte, den Daniel Itzig zu jener Zeit bereits in der Köllnischen oder Köpenicker Vorstadt besaß. Dieser Park, der zuerst dem Geheimen Finanzrat von Herold und dann dem Geheimen Rat und königlichen Leibarzt Eller gehört hatte, war von seinem neuen Besitzer mit Hilfe des Hofgärtners Heidert weitgehend umgestaltet worden. Er enthielt jetzt, wie Friedrich Nicolai in seiner Beschreibung Berlins erwähnt, »außer Hecken, Bogengängen und schattigten Plantagen zum Vergnügen, auch einige tausend schöne Fruchtbäume von den besten Sorten. In demselben ist ein Gartentheater unter freyem Himmel. Desgleichen stehen darinn verschiedene Statuen von Knöfler in Dresden.«

Von der darstellerischen Gewalt, mit welcher jene jungen Damen einen ›Richard den Dritten‹, der nicht einmal von Shakespeare war, so unauslöschlich in Henriette Herz' Gedächtnis prägten, ist der Nachwelt keine Spur verblieben. Vergänglich wie das lebendige Schauspiel sind auch die Zeugnisse eines Kunstsinns, der oft die einzige schöpferische Ader großer Kaufleute ist! Daniel Itzig, der vielleicht »zu etwas Höherem berufen war«, der, wäre er selbst ein Enkel und Erbe gewesen, das erstrebt und errungen hätte, was seine eigenen Enkel und Erben gewannen, drückte seinen Hang zum Schönen, seine Liebe zum Edlen in einem Garten aus. Dieser Garten, enthalten in einem an der unteren Seite schräg abgeschnittenen, rechteckigen Grundstück zwischen der Köpenicker Straße und dem Schlesischen Tor, seiner Anlage und ornamentalen Schmückung nach nur mit dem damaligen Schloßpark von Sanssouci vergleichbar, ist längst wieder von der Erdoberfläche verschwunden. Er lebt allein in einer

Skizze des Nicolaischen Buches fort und in einem wehmütigen Bericht, der anläßlich seiner endgültigen Vernichtung am 3. Mai 1865 in der Vossischen Zeitung erschien.

Hier werden die Rondelle und Bosquette des bereits verwilderten Parks gepriesen, seine Skulpturen und Vasen auf Postamenten, seine Kolossalfiguren, Bänke und Treppenanlagen im besten Stil der friderizianischen Zeit. Von Meisterhand seien die Standbilder gewesen – Amoretten, teils mit Attributen griechischer Götter und Heroen, teils mit anderen Emblemen ausgestattet, Nymphen und Satyrn, Kinderfiguren, Hermen mit den Köpfen von Imperatoren und geschmückte Frauen. »Unter den anderweitigen Skulpturen«, schließt die Schilderung, »sind besonders zwei schöne Vasen, mit geflügelten Drachen als Henkel, erwähnenswerth. Endlich ist noch der Sonnenuhr zu gedenken, auf einer kupfernen Platte mit detaillirten Eintheilungen nach der inschriftlichen Erfindung des ›Rab Israel Moses‹ vom Jahre 1762 von Ring à Berlin gearbeitet und auf zierlichem Postament aufgestellt.«

Dies aber hatte die Vossische Zeitung, vor rund hundert Jahren, über Itzig und seine vergängliche Schöpfung hinzuzufügen: »Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, dieser Skulpturen noch einmal zu gedenken, ehe Hebel und Brecheisen sie von den Plätzen vertreiben, welche ein kunstliebender Mann ihnen in den Tagen angewiesen, als Friedrich's Sonne glänzend über unserem Vaterlande aufstieg und die Anregung seines schöpferischen Genius auf allen Gebieten zur Nacheiferung reizte. War es ein hoher Staatsbeamter, ein Cavalier des begünstigten Adels, ein bedeutender Hofmann, der sich unmittelbar in den Strahlen königlicher Gnade sonnte, dessen kunstsinnige, mit aller Pracht, Fülle und Raumverschwendung des vorigen Jahrhunderts ausgestattete Schöpfung wir hier bewundern? Nein, dieser Park, dieser Garten, unter dessen alten Bäumen es uns mit fast märchenhaftem Zauber anweht, alle diese verwitterten ehemaligen Labyrinthe, verwüsteten Bowling greens, diese Pavillons und Lauben, zwischen deren Quadern üppiges Gras wuchert, zerstörte Gewächshäuser, fast versumpfende Wasserbecken, diese Prachtalleen und Baumsalons, mit Moos und Flechten bedeckten, zum Theil zertrümmerten und umgesunkenen Skulpturen – sie sind die Anlagen eines in der staatsbürgerlichen Abstufung jener Tage tief unten stehenden Mannes – eines Schutzjuden. Wie charakteristisch für jene Zeit, wie interessant für unsere Stadtgeschichte ist dieses Werk, ein Denkmal jenes in alle Schichten der Gesellschaft eindringenden Sinnes des großen Königs, ein Beweis des auch unter den Juden in den Tagen Lessing's und Moses Mendelssohn's rege werdenden Sinnes, wie er die patrizischen Bürgerschaften der deutschen Städte schmückte.«

Nicht allein um den Kunstgeschmack ihres Vaters zu erweisen, auch um Franziskas Kindheit, von der so wenig überliefert ist, ein wenig zu erhellen, ist der Park vor dem Schlesischen Tor in allen Einzelheiten beschrieben worden. Dies war ihre Kinderlandschaft, die sie später, auf dem Braunhirschengrund vor Wien, mit Mühe und Liebe nachzubilden versuchte. Hier entfaltete sich ihr Sinn für Pracht und Schönheit, hier lagen die Quellen ihrer Heiterkeit und Lebenslust, hier lernte sie, auf den steinernen Stufen des »Gartentheaters unter freyem Himmel«, sich frei und dennoch mit studierter Anmut bewegen, hier gewann sie Vergnügen an reicher Geselligkeit, überwand sie spielend und träumend den Fluch ihres Volkes, glitt sie, ohne dauernden Schaden davon zu tragen, über den Augenblick der Erkenntnis ihres Andersseins hinweg. Kein furchtbares, in sich gekrümmtes Erschrekken wie bei der Rahel, der ihr ganzes Leben, nachdem sie einmal die Last ihrer Abkunft erkannte, »eine einzige Verblutung« schien! Unbeschwert, ja übermütig, sah sie in die Welt gleich einer kleinen Prinzessin, ohne jeden Zweifel daran, daß ihr ein Leben unter Großen und Weisen dieser Erde beschieden war.

Im Reifrock und mit gepudertem Haar, in nichts als gewissen religiösen Gebräuchen und einem unbestimmten Mißtrauen gegenüber der Außenwelt von den Kindern des preußischen Adels unterschieden, ging die Tochter des Judenfürsten durch den hellen Tag. Schließlich hatte der König selbst ihrem Vater

den höchsten Rang verliehen, der in der Hierarchie der Judenschaft zu vergeben war. Am 28. Dezember 1775 hatte Friedrich geruht, »die bisherigen Ältesten der hiesigen Judenschaft, Daniel Itzig und Jacob Moses, wegen ihres bekannten vorzüglich guten Rufes und ihrer Einsicht in die Verfassung und Angelegenheiten der Judenschaft, zu perpetuirlichen Ober-Ältesten der Judenschaften in sämtlichen Höchstdero Landen zu ernennen und in dieser Qualité allergnädigst zu confirmiren«. In demselben Winter, knapp vor Franziskas siebzehntem Geburtstag, wurde Itzig von der Polizeidirektion Berlin ein Trauschein für die Ehe seiner vierten Tochter »mit dem fremden Juden Nathan Adam Arnsteiner« aus Wien gewährt.

Die Hochzeit fand im folgenden Sommer statt. Zur Brautschau waren die Arnsteiners schon zwei Jahre früher gekommen – im September 1773 hatte der kaiserliche und königliche Hoffaktor Adam Isaac Arnsteiner bei den Dresdener Behörden um einen Freipaß für sich und seine Familie angesucht, »zum Zwecke einer Reise nach Berlin, wo sein Sohn sich verheiraten wollte«. Wie und aus welchem Grunde Daniel Itzig sich den jungen Nathan Adam zum Schwiegersohn erkor, ist nicht überliefert. Es genügt, daß beide Familien zu jener besonderen, obschon noch nicht als solche bezeichneten Aristokratie der Hofjuden gehörten, die ebenso weitverzweigt wie eng verschwägert war. Zahllose Bande führten von der einen zur anderen. Und wenn Anciennität auch die gehobenste Stellung aufzuwiegen vermag, konnte sich Arnsteiner, dessen Großvater bereits Kaiser Joseph dem Ersten gedient hatte, neben der Enkelin des gelegentlichen Hoflieferanten eines Kurfürsten sehr wohl sehen lassen. Im Grunde waren beide Häuser etwa um die gleiche Zeit aus dem Dunkel der Geschichte aufgetaucht. War der Hofbankier Daniel Itzig jetzt der mächtigste Mann in Preußens Judenschaft, so gehörte der Hoffaktor Adam Isaac Arnsteiner zu den einflußreichsten Juden der kaiserlichen Residenz.

Am vorletzten Tag des Juni 1776 wurde die Ehe in Berlin geschlossen, unter dem reichverzierten Baldachin im Bethaus des ›Itzigschen Stadtpalais‹. Die Feiern in jenen Häusern waren berühmt, und nicht selten erbat sich der Adel das Privileg, ihnen beiwohnen zu dürfen. So besuchte Prinzessin Amalie, die Schwester des Königs, einmal ein Laubhüttenfest, auf dem ihr die schöne kleine Henriette Herz vorgestellt wurde. Eine andere Schwester des großen Friedrich, die Königin-Mutter Ulrike von Schweden, lud sich im April 1772 zu einer jüdischen Hochzeit ein und war tief beeindruckt von der Pracht und feinen Sitte, die sie dort zu sehen bekam: »Was mich am meisten überrascht hat, ist die Erziehung, die das auserwählte Volk Gottes seinen Kindern gibt. Ich glaubte wahrhaftig, mich unter Personen von Rang und Geburt zu befinden.«

Ihr Bruder, dem sie dies nach Potsdam schrieb, hatte einige maliziöse Bemerkungen zu machen. »Ich gestehe Ihnen, meine liebe Schwester«, erwiderte er ihr, »daß ich nicht erwartet hätte, Sie auf einer jüdischen Hochzeit zu finden. Sie haben gewiß alle Kinder des alten Gesetzes durch Ihre Gegenwart erfreut, aber ich fürchte sehr, die hebräische Musik muß Ihnen die Ohren zerrissen haben. Die Juden von Berlin sind reich und haben seit einigen Jahren Geschmack daran gefunden, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, in der Hoffnung, daß Gott seinem Volke eines Tages wieder sein Ohr leihen und es zum Herrscher des Weltalls machen werde. Ich muß gestehen, daß ich wenig Anzeichen dafür erblicke, aber nichts erhebt die Seele so sehr wie die Vorstellung, daß wir zu etwas Höherem bestimmt sind, und die Juden sind davon durchdrungen.«

Jene Hochzeit, der die Königin Ulrike die Ehre ihrer Anwesenheit erwies, hatte in demselben Jahr stattgefunden wie die einer älteren Itzig-Tochter, Blümchen, mit dem »gelehrten Friedlaender«, Moses Mendelssohns Schüler. Gewiß war sie nicht prunkvoller und feierlicher gewesen als Franziskas Trauung vier Jahre später. Weder diese noch jene Festversammlung konnte sich freilich in der Hoffnung wiegen, Gott würde ihr Volk jemals zur

Weltherrschaft erheben. Der Anschein, wie Friedrich richtig bemerkte, sprach allzu wenig dafür. Ja, es war sogar die Erlaubnis zu dieser Hochzeit nur unter der Bedingung gegeben worden, daß das junge Paar kurz danach das Land verlasse. Nicht einmal dem Judenfürsten war es verstattet, seine Tochter und seinen Schwiegersohn im Hause zu behalten, so lange es ihm gefiel. Denn noch im Staat des großen Friedrich, der die zahlreichen Dienste seiner jüdischen Untertanen sehr wohl zu schätzen wußte, war man ungehalten über jeden Juden, der das Land betrat, und froh über jeden, der ihm den Rücken kehrte.

So war denn, nach ein paar letzten Tagen in ihrer Vaterstadt, die Braut mit dem fast fremden jungen Mann aus Wien davongezogen. Das Bild des weiträumigen, schlicht-vornehmen Hauses in der Berliner Burgstraße, das Bild des patriarchalischen Heims, der gütigen Eltern und der geliebten Schwestern, das Bild des Gartens, in dem sie vor der Welt geborgen war, mit seinen gepflegten Rondellen und Bosquetten, seinen graziösen Nymphen und Amoretten, begleitete sie auf ihrer langen Fahrt. In den sächsischen Bergen, in den böhmischen Wäldern, träumte sie von Birken und Sand. Und als die Berline auf dem Wiener Graben anhielt und ihr Mann auf das Buckelpflaster sprang, um ihr herabzuhelfen, als sie schweigend dastand, indes ein Tor sich auftat in ein schmales, hohes, dunkles Haus, lag in ihren blauen Augen noch ein Abglanz des märkischen Himmels.

ZWEITES KAPITEL

Des Kaisers Kammerknechte

Auch die Augen des Kaisers waren blau. So blau, daß die Damen der Residenz eine Farbe danach benannten, in der sie ihre Roben à la Duchesse und à la Toque schneidern ließen. Ihm selbst, dem klugen und kargen Mann, stand sie seltsam unerwartet im Gesicht, als wollte sie seine Ernsthaftigkeit Lügen strafen. Er trug sich am liebsten einfach, in der deutschen oder ›Werthertracht‹, wie man damals sagte, mit langem Kaputrock, ledernem Beinkleid und Stulpenstiefeln, die seine martialische Strenge, vielleicht auch seine Bewunderung für den großen Widersacher Österreichs verrieten. Friedrich war sein Vorbild; dennoch nahm er ohne Zaudern gegen ihn die Waffen auf, als es nötig wurde. Voltaire hatte er als des Königs Lehrmeister verehrt; dennoch fuhr er durch die Schweiz, ohne den Philosophen in Ferney aufzusuchen. In seiner Zucht, seinem Maß und Pflichtbewußtsein geriet dieser aus der Art geschlagene Habsburger seinen kernigen Pfälzer und Braunschweiger Vorfahren nach. Römischer König und Kaiser in deutschen Landen, daheim nur geduldeter Mitregent, ging er fröstelnd im Abendsonnenschein der theresianischen Herrschaft umher und wartete auf den Tag, der die Morgenröte der Aufklärung bringen sollte. Inmitten seiner leichtfertigen Untertanen fühlte er sich einsam, unverstanden und fremd. Zweimal verwitwet, »kalt und ohne Leidenschaft, die Frauen wie Statuen betrachtend«, teilte er ihren Hang zur Ausschweifung nicht. Ein spärlicher Esser, dem eine einzige Mundköchin sein Mahl von nur sechs Schüsseln bereiten durfte, war er unberührt, ja abgestoßen von ihrer Schlemmerei.

»Der Abgott der Wiener ist ihr Bauch. Sie kennen kein angenehmeres Vergnügen, als zu fressen. Man kömmt im Sommer in keinen Garten wo nicht auf allen Tischen aus hochgehäuften Schüsseln gegessen wird; und zwar meistens Händeln, bratne Hän-

deln, einmach Händeln, backne Händeln.« So ein ›Engelländer‹ in seiner ›Reise durch Mannheim, Baiern und Österreich, nach Wien‹, die ›von seinem teutschen Freunde L. A. F. v. B.‹ im letzten Regierungsjahr Josephs des Zweiten herausgegeben, ja vielleicht sogar abgefaßt worden war. Es ist nur einer der zahlreichen Berichte über Land, Leute und Sitten, die damals an die Öffentlichkeit drangen. Denn ein wahres Reisefieber hatte die Menschen jener Tage erfaßt. Sie fuhren kreuz und quer durch Europa und verzeichneten, aufs peinlichste genau, Ausdehnung, Topographie und Einwohnerzahl seiner großen Städte, deren öffentliche Gebäude, Verkehrsmittel und Beleuchtungsdichte, den Kinderzuwachs und die Sterblichkeit ihrer Bevölkerung, Tageseinteilung und Güterverbrauch, Gesetze, Vorschriften, religiöse, gesellschaftliche und erotische Bräuche, die Namen der bedeutendsten Staatsmänner, Philosophen, Künstler, Sammler und Gelehrten, die Tugenden und Laster der Frauen und Männer, ihre Lieder und Gebete, ihre Speisezettel und Grabschriften, ihr Aussehen, ihren Charakter und ihr Temperament.

Kaum eine europäische Epoche ist so oft und so reichlich geschildert worden, mit solch naiver Entdeckungslust, als handelte es sich um exotische Volksstämme oder Wilde, mit solcher Freude an der bezeichnenden und verallgemeinernden Einzelheit. Fast zu viel erfährt man, und nicht selten Widerspruchsvolles. Doch in einem sind sich alle Reisebeschreibungen einig, mögen sie nun von echten oder verkappten Engländern, Franzosen, Deutschen oder Holländern geschrieben sein: in ihrem Urteil über die Genußsucht und Völlerei der Wiener.

»Außer dem Fressen ist ihr größtes Vergnügen ihr Kasperl und ihre Hetze«, berichtet jener ›Engelländer‹. Ein anderer Besucher, der Schwabe Wilhelm Ludwig Wekhrlin, ist der Meinung, »beide Geschlechter liebten die Pracht, den Aufwand und das Vergnügen bis zum Laster – Fehler, die bei ihnen nicht im Herzen, sondern im Blute stecken«. Zwar hat er »vollendete Schönheiten unter den Frauen gesehen« und »unter den Mannsbildern Gestalten, auf die ein persischer Sultan neidisch würde«, doch »diese Gaben werden durch die unerträglichste Selbstliebe und Eitelkeit verdunkelt«. Die Wienerinnen reizen ihn und stoßen ihn gleichzeitig ab. Sie »sind weder so rot und so nervicht wie die Engländerinnen, noch so schmächtig wie die Französinnen. Sie besitzen das Gefühl einer Neapolitanerin, den Buhlgeist einer Französin und das Herz einer Deutschin.« Ihre angenehmen Züge werden jedoch »durch eine unverzeihliche Schwachheit für den Müßiggang und ein bequemes Leben in Gleichgewicht gesetzt. Wer das Sinnbild einer Wienerin malen wollte, müßte sich nach der Zeichnung des Carracus richten: eine Venus, zu deren Füßen eine Schildkröte sitzt.«

Überdies: so schön ihm »das Geblüt unter diesem Himmelsstriche« erscheint, für rein kann er es nicht erachten: »In Wien wimmelt es von Franzosen, Welschen, Hungarn, Raizen, Juden und Reichsgliedern. Die ursprünglichen Österreicher sind verschwunden. Von dem Hause Starhemberg an, sagte mir gestern eine Magistratsperson, bis auf den Kerl, der mit der Klapper in den Straßen herumgeht, ist kaum eine Familie unter uns übrig, die ihr österreichisches Herkommen in einer unvermischten Geschlechtsfolge vom Urgroßvater herleiten kann.«

Am schärfsten äußerten sich die Norddeutschen über die Sinnenlust und Eigensucht jenes Volkes im Süden, in dessen Mitte ihr oberster Herr, der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, nun einmal hauste. Über den Wiener Adel schrieb im Jahre 1784 ein Berliner seinem Freund: »Die jungen spielen, fahren, reiten, jagen, treiben die Liebe in warmen Ländern, bis sie kalt werden, schlagen ihre Bediente lahm, ruinieren ihre Pächter, pressen Geld aus ihren Verwaltern, schwängern ihre Mädchen oft, ihre Weiber wenig, kennen kein anderes Verdienst an ihnen, als daß sie Geld haben, und wünschen nichts sehnlicher, als daß die Tugend der Mädchen so wie die alten Bücher und Kleider lizitando verkauft würde.« Von den Alten sagte er, sie seien »zornig, eigensinnig, stolz, führen beständig Prozesse

und halten sich eigene Parteygänger, weil sie in ihrem Alter die Leute zu necken nicht vergessen haben, welches ihnen noch von ihrer Jugend anklebt; sie zanken mit ihren Weibern, sind dem Fraß und Trunk ergeben und lassen ihre Kinder Schafsköpfe sein.«

Das Volk schien ihm besser zu gefallen, denn es ist »bieder, gastfrey, gütig, wohlmeinend«, lebt aber gern »in Glanz und Überfluß«. »Bester, ich beleidigte keinesfalls die Schranken der Wahrheit, wenn ich vielleicht Wien als den einzigen Ort Dir schildere, wo am meisten gefressen wird.« All dies aber, dieser »zu viele Fraß und die Schwelgung macht die Leute hier zu geil und wollüstig und dieses wissen die Dienstmädchen am besten, wann ihre Herren nach Tisch Abkühlung bedürfen«. Nirgends ist denn auch »das weibliche Wildpret so wohlfeil wie hier, denn um einen Zwanziger kannst Du Dich zum Speien sattessen. Leicht und ohne Mühe kannst Du hier in jedem Haus ein letto fornito wie es deren in Italien in den meisten Gasthäusern gibt, antreffen.« Am entschiedensten wies dieser preußische Untertan schließlich den Anspruch Wiens zurück, eine schöne Stadt zu sein. »Es hat keine geräumigen Gassen, keine zur Augenlust bebauten Plätze, keine herrschende Gleichheit der Häuser und keine perspektivischen Aussichten wie andere Städte Deutschlands ... Wien ist der Ort nicht, der bei seinem Anblicke auffallend ist, sondern es fordert einen Kenner und will untersucht sein.«

War schon dieser anonyme Briefschreiber dem Gastland, das ihn bewirtet hatte, um hernach von ihm bloßgestellt zu werden, ein Dorn im Auge, so schien ihm dessen Landsmann Friedrich Nicolai als ein wahrer Pfahl im Fleisch. Als um die gleiche Zeit der zweite Band von Nicolais ›Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781‹ veröffentlicht wurde, in dem er eine Schilderung Wiens begann, erhob sich in Österreich ein Sturm der Entrüstung und brauste nordwärts, nach Berlin. So heftig war der Widerspruch, den schon diese wenigen Mitteilungen erregten, daß Nicolai sich gezwungen sah, in der Vorrede zu seinem dritten Band mit seinen Angreifern zu rechten. Besonders ein

gereimtes Pasquill von der Hand des Wiener Dichters Blumauer erboste Nicolai so sehr, daß er nun erst recht, doppelt und dreifach, auf der Wahrheit seines Berichtes bestand:

»In gewissen Krankheiten ist es ein Zeichen, daß die Arzney wirkt, wenn der Kranke unruhig wird. Vielleicht war es eine Wirkung der Wahrheiten, die ich bey anderer Gelegenheit schon gesagt habe, daß gewisse Leute in Wien so unglaublich unmutig über meine Reisebeschreibung waren, ehe sie noch erschien. Ihr bisheriges und auch ihr ferneres Spotten und Schmähen wird keine weiteren Folgen haben, als daß verständige Leute merken werden, daß die Wahrheit sie treffe, und sie mißmutig mache.« Damit streute der brave Nicolai, der sich in seiner stolzesten Tugend, seinem Gerechtigkeitssinn, angezweifelt sah, eifrig Salz in die bereits zugefügte Wunde. Was die Wiener, Hitzköpfe wie verständige Leute, mit steigendem Zorn in diesem dritten Bande wahrnehmen mußten, war ihr schonungsloses Bild in den Augen eines redlichen, aufgeklärten, toleranten, aber stockernsten Preußen.

»Um die Weichlichkeit, Bequemlichkeitsliebe, Sorglosigkeit, Müßiggang und beständige Dissipation, die in Wien so sehr allgemein vorhanden sind, abzuschaffen, werden zwey künftige Generationen gewiß nicht hinlänglich sein.« Dies war nur eine der düsteren Voraussagen, mit denen Nicolai seine Schilderung der Residenz durchwebte. Genau, wie in allem, was er tat oder schrieb, belegte er seine Meinung:

»Ein wohlhabender Bürger in Wien isset beynahe den ganzen Tag. Schon in der Frühe schlürft er im Sommer ein paar Seidl Obers oder Milchrahm in sich und genießt eine gehörige Anzahl Kipfl oder Milchbrödchen dazu. Im Winter aber tunkt er seine Eierkipfl in Milchkaffee, und ehe er in die Messe geht, stopft er eine gute Portion Gebetwürstel in sich. Noch Vormittags ist er im Sommer im Kirschweinkeller oder im Winter im Methkeller anzutreffen und dabei wird wieder etwas Kaltes genossen. Zu Mittag ißt er gewöhnlich vier Gerichte und von jedem nicht wenig. Gegen vier ein tüchtiges Jausen oder Vesperbrod; um fünf geht er kegeln und nimmt dann geselchtes Kaiserfleisch oder Hendl

zu sich, auch gebackene Schnecken, eingerührte Eier und Lungenbratl. Dehmohngeachtet kann er zu Hause gegen Acht Uhr wieder drei Gerichte verzehren, oder begibt sich in ein Gewürzgewölb, speist ein hundert Austern und trinkt süßen Wein dazu. Alle anderen nennen sie Hungerleider. Besonders tut man meinem Vaterlande Brandenburg in Wien sehr oft die Ehre, es das Hungerland zu nennen.« Am meisten erboste ihn die »Schlekkerey« ob ihrer schädlichen Wirkung auf Leib und Geist, ihres verdummenden Einflusses auf die Dichter und Denker dieser Stadt – ständige Schmarotzer an den Tafeln der Mäzene, von denen ein Satiriker sagte:

Sie schlecken beym Lungenbratl und Hendl,
Fauscheln von Mauskatzen, Krapfen und Pfänzl,
Und suchen Verstand, Genie, Witz und Laun
Im Schnapfen und steyrischen Kapaun.

In seinen Anwürfen, mochten sie gegen die leiblichen Ausschweifungen oder den Mangel an Geistigkeit gerichtet sein, hoffte Nicolai sich von allen klardenkenden Menschen unterstützt zu finden. Und wirklich mußte ein Besucher, der in jenen Jahren aus Berlin in die deutsche Reichshauptstadt kam, die Meinung Nicolais in gewisser Hinsicht teilen, auch wenn er nicht dessen strengen und unerschütterlichen Tugendsinn besaß. Er mußte, war er nun im protestantischen Bekenntnis zu dem neuen Testament oder in der Vernunftreligion des alten aufgewachsen, die Auswüchse der Bigotterie und Scheinheiligkeit beklagen, zu denen hier das Christentum entartet war. Denn gleich Nicolai hätte er in den dunklen, alten goldgleißenden Kirchen eine fast abergläubische Verehrung fragwürdiger Reliquien wahrgenommen, ein »Herumrutschen auf den Knieen« vor jedem mit Flitter behängten Heiligenschrein, daneben aber das kaum verhohlene Augenwerfen der Damen, die geradenwegs von ihrem Liebhaber zum Gottesdienst gekommen waren, oder gar die kokette Inbrunst leichter Frauenzimmer bei der letzten Messe um halb zwölf in der Kapuzinerkirche, die als ›Hurenmesse‹ wohlbekannt war.

Gleich ihm wäre er jungen Geistlichen begegnet, »alle in ihrem Zölibate lechzend und dürstend nach Genuß«, sowie jener »überaus großen Menge junger und schöner Stubenmädchen, die vom Kopf bis auf die Füße in Seide und goldene Spitzen geputzt erscheinen«.

Was den Mangel an Männern von Geist betraf, so hätte sich manch ein Berliner Gast von Nicolais Meinung überzeugt, daß »Österreich uns noch keinen Schriftsteller gegeben habe, der die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschland verdient hätte«. Ohne Zweifel bestand in Wien eine »sehr mangelhafte Kenntnis von den politischen, literarischen, kommerzialischen und sittlichen Zuständen jenes übrigen Deutschland«. Und gewiß hatte es seine Richtigkeit mit einem Wort, welches Lady Montagu vor siebzig Jahren geprägt und Nicolai nun bestätigt gefunden hatte, wonach »die Damen, wenn sie einen Liebhaber nähmen, ihre Reputation nicht verlöhren, sondern sie eigentlich gewönnen; denn die Damen würden vielmehr nach dem Range ihrer Liebhaber, als nach dem Range ihrer Männer respektiert«. Kurz, dem deutschen Besucher erschien Wien nur zu leicht als jener Sündenpfuhl, den der ebenfalls von Nicolai zitierte Keysler in einem Spottgedicht geschildert hatte:

Gestank und Kot in allen Gassen,
Viel Weiber, die den Ehstand hassen;
Viel Männer, die mit anderen theilen;
Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulein,
Viel Stuzer und geborgte Kleider,
Viel Säufer, Spieler, Beutelschneider,
Lackeyen, Pagen, Pferde, Wagen,
Viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,
Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Ziehn,
Dies ist das Quodlibet von Wien.

War der Berliner jedoch hier, nicht um zu sehen, zu tadeln und wieder abzureisen, sondern um in Wien zu verweilen, dann mußte er wohl oder übel, früher oder später, die beiden Lebenshaltungen auszugleichen verstehen. Vielleicht fiel ihm dann einmal

die anmutigste Schrift in die Hände, die um jene Zeit zum Schutze der Residenzstadt veröffentlicht worden war. Johann Friedels ›Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin‹ – in demselben Jahr wie Nicolais zweiter Band erschienen – rückten das Bild auf erfrischende Art zurecht. Güte des Herzens nannte Friedel den »originalsten Zug unserer Einwohner«, gab aber zu, daß dieser Charakterzug nicht von allen Fremden wahrzunehmen sei:

»Wir kommen ihnen zu steif, zu gefühllos vor. Und warum? Weil wir nicht alle Augenblicke vor Empfindeley und Seelendrang zu zerfließen scheinen.« Seines Freundes deutsche Landsleute, so meint er, »sind es von Jugend auf gewohnt, sobald von der Morgenröthe gesprochen; das Wörtchen Menschenliebe erwähnet; eine Rose, ein Veilchen gepflücket wird, – in emphatisches Entzücken auszubrechen; sind es gewohnt, über jedes Grashälmchen, jedes Säuseln des Zephirs in Wonne zu zerfließen; Götterlust im kühlen Mondscheine zu athmen; in kleinen Gesellschaften sich oft halbe Nächte über die Busenschleife irgendeines lieben Mädchens zu begeistern; – überall aber, mit dem stärksten Ausbruche von lautschallenden Worten zu schreyen, das entzückt uns, das ist selge Empfindung glücklicher Seelen! u. s. w. Ich weiß nicht, ob das nicht fast allezeit Affectation ist; mir wenigstens behagten diese luftigen Seelenpickenicks sehr wenig, weil ich nicht Natur darin fand, sondern in jedem dieser Empfindler und Empfindlerinnen zu deutlich lesen konnte, daß sie sich darzu zwängen, weil es Mode ist, feines – rosenfarbenes Gefühl zu haben; weil es zu den Attributen der feinern Welt gehörte, über alles in Freudenthränen zu zerfließen.«

Selten ist der Sinnengenuß mit größerer Unbefangenheit befürwortet worden, als Friedel es in den folgenden Worten tat: »Wir empfindeln weniger. Wir gehn hundertmal zur Stunde der Morgenröthe in lachenden Fluren, in Rosenalleen, – und bemerken Rosen und Fluren, und Morgenröthe kaum Einmal. – All der Zauber liegt vor uns da, und selten, sehr selten denken wir mehr dabey als: Meiner Seel! das ist halt wirklich recht hübsch. Und

damit schlendern wir zum Frühstücke fort, lassen es uns schmekken, fühlen uns aufgeheitert, und denken weiter auch nicht mehr daran, woher wir uns so heiter fühlen. Es verhält sich mit dem Vergnügen des Menschen, wie mit der Schönheit. Die Grazien gefallen uns, so lang wir sie im Ganzen vor uns sehen. – Sobald sie aber im anatomischen Saale zergliedert werden, – weg ist das reitzbare Gefühl, das wir sonst über ihrem Anblick hatten. – – Eben so geht es auch mit dem Vergnügen. Sobald der moralische Prosecktor uns das genossene Vergnügen anatomirt, – gähnen wir, – es eckelt uns am Ende. Nur Affectation wird es verhindern, daß wir's nicht gestehen. Wir genießen das Vergnügen; – Sie schwatzen davon. – Wir trinken Wein; Sie besingen ihn. Wir heyrathen unsre schönen Mädchen; Sie – petrarchisiren von ihnen. Wir küssen den Busen, der uns gefällt; Sie machen Sinngedichte auf ihn. – Wir werden mit Vergnügen Väter, Sie moralisiren von diesem Vergnügen. Wir pflücken die Rosen und Veilchen, und Hyazinthen, – Sie mahlen sie u. s. w. Welcher von beiden ist nun der Vernünftigere?«

Ein hedonistisches Weltbild gegenüber einem ethisch-sentimentalen – so offenbart sich der Gegensatz zwischen den beiden Städten, dem kaiserlichen Wien und dem königlichen Berlin. Joseph der Zweite, von Natur und Bildung den moralischen Lebensregeln, der »anatomirenden« Denkart, der »edlen Simplicität des Glaubens«, wenn auch nicht der »Empfindeley« seiner preußischen Reichsglieder zugetan, schickte sich an, in einem großen und vergeblichen Experiment seine Landsleute zu eben dieser Haltung zu bekehren. Vergebens! Solange die gutherzige, engstirnige, mütterliche alte Kaiserin auf dem Throne saß, und kaum weniger nach ihrem Tode, obschon von Josephs spartanischem Reformgeist an der allzu sorglosen Befriedigung ihrer Genußgier gehindert, gaben die Wiener sich ihrer daseinsseligen Lebensweise hin.

Sie arbeiteten nur, wenn sie mußten, und schwelgten weit lieber im Müßiggang. Sie tummelten sich in Weinschenken, Speisestuben, Kaffeehäusern, Tanzsälen und Promenaden; sie ergingen

sich im Augarten und im Prater; sie drängten sich zur Tierhetze, wo scharfe Hunde sich auf entkräftete Esel, Bären und Löwen stürzten, um sie zur allgemeinen Erheiterung in Stücke zu reißen, und sammelten sich vor den Schandbühnen, wo man irgendeinem Dieb hundert Stockprügel zumaß. Sie liefen zum Kasperl und lachten sich krumm über seine derben Scherze. Sie aßen ihre gebratenen und eingemachten und gebackenen Hendeln und tranken den leichten, herben, rieselnden Wein, der an den Hängen des Wienerwaldes wuchs. Und wenn sie genug gelacht, gegessen und getrunken hatten, spazierten sie abends zwischen neun und elf durch die breiteste Straße ihrer alten, verwinkelten Stadt, winkten einer Grabennymphe zu und verschwanden mit ihr in einem jener Häuser, die ein leeres Bett oder ein letto fornito für ein paar Stunden zu vermieten nicht Anstand nahmen. Es bedurfte mehr als eines preußischen Pedanten, eines Friedrich Nicolai, mehr als eines idealisierenden Monarchen, um sie solcher Freuden zu berauben. Zuweilen ließen Kriege und Hungersnöte ihre Lebensgeister ein wenig ermatten. Doch sowie diese durch rückgekehrten Wohlstand und reichliche Nahrung von neuem angefacht waren, vergnügten sich die Wiener wieder auf ihre hergebrachte, irdisch-sinnliche und doch so seligmachende Art.

Dies also war die Stadt, in der die Berliner Braut jetzt zu Hause war. Zu Hause auf dem Graben, jener Straße der Modehändler und Kaffeehäuser, der abendlichen Lustwandler und leichten Mädchen, die gleichwohl als Wohnort der besten Gesellschaft galt. Erstaunlich genug, daß den Arnsteinern gestattet worden war, sich hier anzusiedeln, und nur erklärt durch den besonderen Vorzug, den der Hoffaktor mittels kaiserlichen Briefes genoß, sein Quartier »aller Orten, wo er solches am sichersten zu sein erachtet, um billige Bezahlung aufschlagen zu dürfen«. Wieviel er seinem Hausherrn, dem Bürger Johann Baptist Contrini, an Jahresmiete an jedem Martinitag übergab, ist bekannt. Es waren 2690 Gulden. Dafür besaß er, auf drei Stockwerke und einige Gebäude im Hof verteilt, neunzehn Zimmer, zehn Kammern, drei Küchen, drei Böden, zwei Keller, einen Wagenstall, Stallung für sechs Pferde und ein ›Heugewölb‹.

Das Haus ›Numero 1175 in der Stadt‹ war ein prächtiger Bau, von dessen Eckfirst, zähnefletschend, ein Löwe sprang. Ein verglaster Alkoven in der Belétage ließ auf den Starhemberg-Brunnen und, in einiger Entfernung, die Dreifaltigkeitssäule blicken, deren »ungruppierte Masse« Nicolai so scheußlich fand. Zu ebener Erde lagen die Gewölbe der Händler Franz Hakel, Peter Oswald und Martin Vogl. Im dritten Stock, neben den Arnsteinerischen Kutschern, Kammerdienern und Küchenmädeln, wohnten wechselnde Mieter in einem kleinen Appartement. Und schließlich hatte sich der Eigentümer, Contrini, die Benutzung eines Zimmers und eines Kellers vorbehalten. Sonst herrschte hier allein der Hoffaktor mit seiner Frau Sibilla, seinem ältesten Sohn und seinem Gesinde, nebst einem unbestimmbaren und wechselnden Anhang von Schreibern, Buchhaltern und Comptoirgehilfen, die sein Schutzprivileg teilten und ihm gleich Leibeigenen ergeben waren. Draußen fuhren freilich nicht, wie vor dem Palais in der Burgstraße, die Schleppkähne der Spreeschiffer vorbei. Hier rollten Equipagen, liefen Sänftenträger, drang der melancholische Ruf kroatischer Gewürzkräutler, böhmischer Schneckenweiber und lombardischer Strohschneider herauf. Es war eine fremde Welt. Franziska fiel es schwer, in ihr heimisch zu werden. In gewissem Sinne wurde sie es nie.

Den Arnsteinern indes war diese Welt vertraut, als hätten sie sich von eh und je in ihr aufgehalten. Achtzig Jahre sind eine lange Zeit in der Geschichte eines unsteten, ewig gejagten Volkes. Und um das Jahr 1700 hatte der Vater des Hoffaktors zum ersten Male seinen Fuß in diese Stadt gesetzt – ein schmächtiger junger Mann aus Arnstein bei Würzburg, noch ohne Weib und Kind, der seinerseits als Comptoirbedienter bei dem großen Samson Wertheimer eintrat, um an dessen Schutzprivilegium teilzunehmen. Er war, als er das verschlafene fränkische Dorf mit der Hauptstadt des römisch-deutschen Reiches vertauschte, an

einen Ort gelangt, dessen Boden getränkt schien mit uraltem, jüdischem Geschick.

Im Gefolge der römischen Legionen waren die Juden an den Rhein, den Main und die Donau gekommen. Schon Titus, der Jerusalem zerstört und sie daraus vertrieben hatte, betrachtete sie als kaiserliche Kammerknechte, als Sache, als bewegliches Hab und Gut. Als solches sahen sie auch die römisch-deutschen Kaiser, die Erben und Nachfolger der Cäsaren, an und bestanden als »oberste Herren und unmittelbare Richter der gemeinen Jüdischheit« auf dem Recht, »Juden zu halten«, bis in Karls des Fünften Tage. Unter den Karolingern ließ man die Juden in Österreich Handel treiben, und das Wien der Babenberger Herzöge räumte ihnen ihre eigenen Gassen und Plätze ein. Im elften und zwölften Jahrhundert kamen sie da und dort zu Ruhm und Reichtum – so sollen sie im Böhmen des Königs Wratislaw auf dem Wissehrad in Gold und Silber geschwelgt haben, im benachbarten Ungarn aber gar so mächtig geworden sein, daß mehrere Große des Reiches im Begriffe standen, Juden zu werden. In Wien freilich sorgten die Kreuzfahrer und heimische Bürger dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, und schlugen unablässig in dem unwillkommenen Wald.

Friedrich der Streitbare räumte ihnen eine Weile lang öffentliche Ämter ein, doch es war ein Privileg, das rasch wieder aufgehoben wurde. Von allem Handwerk, von der Landwirtschaft, dem Militär, der Verwaltung, der allgemeinen Anwendung von Rechts- und Arzneikunde abgehalten, auf das enge und nicht immer charakterfördernde Gebiet des Geld- und Handelswesens beschränkt, entfalteten die Juden hier ihre Gaben zum eigenen Nutzen und zu dem ihres Fürsten. Diesem unmittelbar untertan, dem Volk weder zugehörig noch verpflichtet, standen sie »jedem Zwingherrn mit unermüdeter Geschäftigkeit zur Seite«, halfen seiner beständigen Geldnot durch Erfindung neuer Regalien, Steuern und Zölle nach und zogen so den Zorn des Pöbels auf sich, der »bey jeder Feuersbrunst, bey jeder Plage des Himmels bereit war, wider sie loszubrechen«. Schwand einmal ihre Finanzkraft durch irgendeinen

Schicksalsschlag, so war auch dem Landesherrn nichts mehr an ihnen gelegen. Als 1406 die Wiener Judengassen, hinter dem großen Platz am Hof, einem Brand zum Opfer fielen, raubte der Pöbel die vom Feuer verschonten Häuser aus, indes deren Bewohner im Keller saßen, »damit nicht ein Blutbad die Plünderung voll mache«. Den Verlust von etwa hunderttausend Gulden wußten sie weder sich selbst, noch dem Herzog zu ersetzen, der sogleich ihren Nutzen in einem weniger günstigen Lichte sah. Ihre Gemeinde hatte sich noch nicht von den Folgen dieses Unheils erholt, als ein reicher Mann namens Israel in der Stadt Enns der Hostienschändung angeklagt und, trotz Leugnens unter schweren Qualen, schuldig befunden wurde.

Nun wurden im ganzen Herzogtum Österreich die Juden gefangen und über die Grenze gebracht, ein Teil aber als Geiseln zurückbehalten. Das Weib des Israel »erwürgte sich mit dem eigenen Schleyer. Ein reicher Jude von Tuln stach sich das Messer ins Herz. Mehrere Jüdinnen zu Mödling, zu Berchtoldsdorf, erdrosselten sich, viele verhüllten ihren Freunden und Geliebten das Gesicht und öffneten ihnen die Adern.« Am 12. März 1421 wurden auf der Wiese bei Erdberg vor Wien alle Eingekerkerten, insgesamt 210 Juden beiderlei Geschlechts, verbrannt und ihre Asche in die Donau gestreut. In ihrem Glauben waren sie nicht wankend geworden und hatten ihre Rettung durch die Taufe verschmäht. »Wie nun die Juden zum Brandhaus geführt wurden«, sagt ein Bericht, »hoben sie an zu tanzen und zu springen, als ob es zur Hochzeit ginge. Unter lauten Zurufen und Trostworten zueinander baten sie sich gegenseitig um Vergebung und erhofften sich ein glückliches Jenseits.« Nach diesem Opfergang, der an die Martyrien früher Christen erinnert, wurden alle ihre Häuser städtisch gemacht, und Bürgermeister und Rat setzten ihre Insiegel darüber.

So vertrieb der junge Albrecht, der später die deutsche Königswürde erhielt, die Juden zum ersten Male aus seinem Herzogtum. Auf lange Zeit blieben sie daraus verbannt. Kaiser Karl der Fünfte gewährte ihnen im deutschen Reich, nach langjährigen Vorstel-

lungen ihres ›Befehlshabers‹ Josel von Rosheim, ein Privileg, das sie zugleich schützte und von der kaiserlichen Kammerknechtschaft befreite. Doch bis nach Wien reichten die Auswirkungen seiner Milde nicht. Jenen, die etwa in diese Stadt hätten zurückwandern wollen, wurde die »Sicherheit des Geleits, des Handels und Wandels zu Wasser und Land« nicht gewährt. Und da sich hier, als das Dekret erging, kaum Juden befunden hatten, half das Verbot, alle bei des Kaisers Regierungsantritt ansässig Gewesenen aus ihr zu verjagen, im Grunde nicht viel. Den wenigen, die sich in Wien aufhielten, zwang Ferdinand der Erste im Jahr 1551 den gelben Tuchring auf. Selbst zwanzig Jahre später waren es nicht mehr als sieben Familien, die von Maximilian dem Zweiten dazu verhalten wurden, das »gelbe Scheibl« zu tragen.

Rudolf der Zweite, jener wunderliche Habsburger, der sich mit Goldmachern und Geistersehern, Sternguckern und Traumdeutern, Malern und Silberschmieden umgab und die Juden von Prag an seinen Hof zog, nicht allein um ihrer Geldmittel, sondern um ihrer kabbalistischen Mystik willen – Rudolf schenkte ihnen von neuem seine Gunst. Ja, er schuf den Begriff der ›hofbefreiten Juden‹, ausgewählter Männer, die den Beschränkungen ihrer Glaubensgenossen nicht unterworfen waren. Doch dies schien den armen und einfachen unter ihnen, die sich inzwischen ohne rechte Befugnis, nur durch gelegentliche Nachsicht der Ämter, in Wien angesiedelt hatten, noch kein Zeichen besonderer Huld. Erst in Ferdinand dem Zweiten erblickten sie ihren wahren Schützer. Dieser verständige Landesherr willigte 1619 in die erbetene Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten ein, erlaubte ihnen den Bau eines Bethauses und wies ihnen bald darauf einen Stadtteil als Wohnstätte zu – den ›unteren Werd‹, ein Viertel am linken Ufer des heutigen Donaukanals.

Hier fand und beschrieb sie der Reisende J.J. Müller aus Weimar im Jahre 1660, nachdem er in die »vor dem Rothen-Thurm über der Schlagbrücken absonderlich gelegene und mit ihren Thoren und Mauer ziemlich verwahrte Jüdenstadt« gefahren war. In ihren Gassen saßen »die Mannspersonen mit schwartzen breiten

Barretten bedeckt, giengen zum theil in langen Röcken von schwartzem Sammet und andere seidene Gegeng wie denn unter anderm ihr Medicus, und zugleich auch ein Chymicus, den auch die vornehmsten Cavalliers und andere in der Stadt Wien consultieren, in solchen habit. Welche obigen weiße wöllene Tücher tragen sollen dem Bericht nach Juristen seyn.«

Ferdinands Sohn hatte sie im Unteren Werd in aller Ruhe wohnen lassen und sie sogar, während einiger Unruhen und Studentenüberfälle, mit seinen Musketieren, freilich auf ihre Kosten, beschützt. Auch der blutjunge Leopold der Erste schien ihnen zunächst gewogen. Als bald nach seiner Thronbesteigung ein Anmarsch der Türken drohte, wurde den Juden erlaubt, sich im Notfall in die Innere Stadt zu flüchten. Mehrmals noch erließ Leopold Befehle, wonach der Volkswut, die aus Erbitterung über das Ungemach der Kriege immer wieder gegen sie ausbrach, Einhalt zu gebieten war. Trotz mancher Unbilden und beständiger Drohung von Türken, Schweden und Leuten im eigenen Land, sollten jene fünfzig Jahre Frieden im Unteren Werd den Wiener Juden einst als ihre goldene Zeit erscheinen. Doch ihr Glück war nicht von Dauer. ›Die von Wien‹, Vertreter der Stadt und Stände, denen aus den Geldern der Juden kein unmittelbarer Gewinn erstand, sannen auf immer neue Mittel, um sie vertreiben und sich ihrer Habe und Gewölbe zu versichern.

Eine Feuersbrunst im neuerbauten Trakt der Hofburg, die durch das Versehen eines Tischlergesellen entstanden war, wurde der Judenheit zur Last gelegt. Der blutige Tumult, der losbrach, nachdem ein Student bei der Mißhandlung eines Juden festgenommen wurde, schien gleichfalls ihre Schuld. Man bezichtigte sie verräterischer ›Durchstiche‹ mit den Schweden, die doch erst jüngst in Kremsier die ganze Judengemeinde niedergemetzelt hatten. Man warf ihnen ›Unterschleife‹ mit den Türken vor, weil sie zuweilen Kinder mit ihren Verwandten im besetzten Ofen austauschten. Der Bischof Kollonitsch hetzte von der Kanzel auf sie. Und schließlich erklärte sich die Wiener Kaufmannschaft in ihrem Drang, den Handel der Juden an sich zu reißen, gemein-

sam mit dem Stadtrat bereit, dem Kaiser die zehntausend Gulden jährlicher Toleranzgelder zu ersetzen.
Leopold schwankte, des Beispiels seiner Väter eingedenk. Endlich aber gab er dem ständigen Druck ›derer von Wien‹, den Vorbehalten seiner Geistlichkeit und nicht zuletzt den Bitten seiner Gemahlin Margarethe Therese nach – eines »schwachen und zarten Frauenbilds, mehr auferzogen eine Religieuse als eine Prinzessin zu agiren« – deren Glaubenseifer aus ihrem heimischen Spanien der Inquisition herrührte. Einmal entschlossen, vollzog er seine Absicht in großer Eile. Der Fronleichnamstag des Jahres 1669 erschien ihm als nicht zu versäumende »Opportunität contro inimicos Christi sich zu resolviren«. Es lebten damals etwa viertausend Juden in 132 Häusern im Unteren Werd, eine ganze blühende Gemeinde mit Schriftgelehrten, Ärzten, Juristen und Männern von Bildung und Geschmack, bei denen Wiener Bürger und reisende Gelehrte wie Joh. Chr. Wagenseil nicht selten zu Gaste waren. Die ersten vierzehnhundert wurden bereits im Juli ausgewiesen. Als sie davongezogen waren, und im Winter die völlige Austreibung drohte, wandten sich die Verbliebenen mit »fußfälligem Seufftzen und Blut trieffendem Bitten« an den Kaiser, »in allergnädigster Erwägung, daß ein Jude zu sein, an sich selbst kein Laster ist« und weil seine Majestät ihre »Vertilgung für keine Genugthuung Dero zarten Gemüths halten werde«, sie doch im Lande zu lassen. Dies wurde unter der Erklärung, daß »die Execution die Seele aller heilsamen Resolutionen sei«, von der eigens dazu eingesetzten Kommission abgelehnt. An ihrem völligen Auszug aus Wien war nichts mehr zu ändern. Wie Matthias Abele, ein satirischer Verseschmied, in einem Spottgedicht schrieb:

Der groß Kayser Leopold
That uns hier vor passiren
ist worden nun uns abhold
wir müssen fortmarschiren
Sein Margarith hulff auch darzu
daß wir haben nunmehr kein Ruh
das Feuer thät sie schüren.

Ein Jahr später war die Judenstadt geleert. Leopold gab dem Viertel nunmehr den Namen seines Schutzpatrons und ließ diesem, auf dem Boden des zerstörten Bethauses, eine Kirche erbauen.

Die zweite Vertreibung ging, so gründlich sie auch das Leben der Gemeinde zerstörte, zumindest ohne Blutbad vor sich. Ihrer unbeweglichen Habe beraubt, ein paar Bündel auf hochgehäuften Karren, zogen die, welche jüngst noch so friedlich »in schwartzem Sammet und seidenem Gegeng« einhergeschritten waren, zu den Toren Wiens hinaus. Fünfzig Familien begaben sich, wie wir wissen, nach Berlin. Die meisten anderen wandten sich in die böhmischen und mährischen Erblande, wo man sie ungeschoren ließ und häufig mit dem Namen Wiener benannte. Gleich ihren Vorgängern, die auf der Gänswiese zu Erdberg den Feuertod gefunden hatten, wurden sie, obschon solche Gesinnung bei einem »dem Schacher und Wucher ergebenen Volke« doch vorauszusetzen gewesen wäre, durch keinerlei Versprechen in ihrem Glauben wankend gemacht. Derselbe Matthias Abele, dessen Klitterverse ihren Auszug mit Hohn bedecken sollten, hatte sich persönlich davon überzeugt. Voll Empörung berichtete er, was ihm die weinenden Frauen in einem vornehmen Judenhause, wo er zum Abschiedsmahl geladen war, auf seinen Vorschlag, sich in den Schoß des Christentums zu flüchten, zur Antwort gaben: »Sie wolten sich ehender lieber lebendig verbrennen lassen, als ein Nadelspitz von ihrem Glauben weichen. Ich bedachte bey mir, diese verdambte Teufels Martyrer verharren in ihrer Bosheit und Hartneckigkeit biß über die Ohren. Ich wolte ehender einen Mohren weiß machen und baden alß dergleichen Jüdisches Geschmeiß von ihrem Irrthum saubern und reinigen.«
Desgleichen schrieb der schwedische Ministerresident an seine Königin Christine, die sich beim Heiligen Stuhl für die Wiener Juden verwendet hatte: »Dieses ist allein höchst zu verwundern, daß unter 3–4000 Seelen, welche innerhalb eines halben Jahres emigriert und meistens in Böheim, Mähren und Schlesien sich

setzen werden, nit Eine gefunden worden, welche nur sich eingestellet in dieser ihrer höchsten Trangsahl, daß sie ihren Glauben gedächten zu ändern und die Reiche Nahrung zu continuiren, welche doch Eines auß denen Motivis, welches Seine Mayst. zu dieser Resolution absonderlich bewogen.«

Nun waren sie fort. Und die Wiener, denen das geschäftstüchtige Volk wie eine Laus im Pelz gesessen hatte, jubilierten. Doch die neuen Hausbesitzer der ›Leopoldstadt‹ zahlten ihren Anteil an den zu ersetzenden vierzehntausend Gulden Toleranzgeldern nicht, der Fiskus sah sich der Möglichkeit beraubt, kurzfristige Kredite zu erhalten, und neben dem Geldwesen stockten gewisse Arten des Kleinhandels, »da bei den Christen und zumal bei den Wienern«, wie die Hofkammer in einem Gutachten schrieb, »die Faulheit so groß sei, daß sie derartige Geschäfte nicht verrichten wollen«. Die Hofkammer fand auch noch weitere Gründe, den Abgang der Juden zu beklagen. Auf rund fünfundzwanzigtausend Gulden berechnete sie den Schaden der Bürgerschaft durch den Ausfall an Mietzinsen für leerstehende Gewölbe, die Verringerung im Absatz der Lebensmittel, den Entgang im Verdienst der Kaufleute und Zünfte. Mit vierzigtausend Gulden setzte sie den Verlust an Steuern und Gefällen, Aufschlägen, Maut- und Zollabgaben an, die von den Juden jährlich eingegangen waren. Indessen wurde Wien von der Pest und den Türken schlimmer denn jemals heimgesucht. Der Staatskredit war erschöpft. Wenn früher hunderttausend Gulden in einem Tage beschafft worden waren, so borgte dem Kaiser jetzt niemand in Wochen auch nur den zehnten Teil.

So war es seine oberste Finanzbehörde, welche ihm schließlich dringend riet, die Juden wieder aufzunehmen, und ihm über den Schaden der Vertreibung schrieb, daß »nit zu zweifeln, Wann Ihre Kays. May. diese information Zeitlicher gehabt hätten, sie in eine solche general abschaffung so leichtlich nicht würden verwilligt haben«. Die Hofkammer befragte auch die theologische Fakultät der Wiener Universität, was einer Rückkehr der Juden im Wege stände, und erhielt die Antwort, die Bedenken seien

nicht unüberwindlich. Dennoch konnte der Kaiser den Standpunkt seiner Kammer, daß die fiskalische Utilität als oberste Richtschnur staatlicher Verwaltung dienen müsse, nicht teilen, und wollte die Frage vor allem »theologice, sodann politice und letztlich cameraliter« erwogen sehen. Da die politischen Folgen einer neuen Zulassung, selbst wenn die Kirche keinen Einspruch erheben sollte, ihm allzu drohend erschienen, lehnte Leopold den Vorschlag der Hofkammer ab.

Er tat es, wie er bald erkennen sollte, zu seinem Schaden. Denn in dieser Spätzeit des Absolutismus waren die Hofjuden, deren Privilegien durch nahezu übermenschliche Leistungen im Herbeischaffen von Geldern und Krediten gerechtfertigt werden mußten, dem Throne bereits unentbehrlich geworden. Ständige Kriege, die Ansprüche prunkvoller Höfe und die Bedürfnisse wachsender Verwaltungsapparate zerrütteten die Wirtschaft. Den ›Hexenkessel der Staatsfinanzen‹ am gelegentlichen Überkochen zu hindern, vermochte niemand. Doch die Hofjuden bliesen ihm, mit Hilfe langfristiger Darlehen oder kreditierter Lieferungen, immer wieder Kühlung zu, so daß der Höllensud nicht das ganze Land überschwemmte. Mit den Hofjuden aber ließ man, ob man wollte oder nicht, den Grundstock einer neuen Gemeinde ein. Wären diese Männer ohne Bindung und Verantwortung gewesen, nur auf das eigene und ihrer Familie Fortkommen bedacht, man hätte ihre Dienste billiger erkaufen können. Doch selbst in der gehobensten Stellung verloren sie den Zusammenhalt mit ihren Glaubensgenossen nicht. Sie blieben deren geistige, zuweilen sogar religiöse Führer, sie wurden deren Fürsprecher in den Zeiten der Not. Mehr als das: sie waren die Vorhut einer ewig auf dem Marsch befindlichen Armee von Enterbten. Ihre Siege waren Symbole. Jede Ehre, die sie errangen, wurde dem geringsten unter ihnen Brüdern zuteil.

In ihrer Gesamtheit waren die Juden aus Wien vertrieben worden. Einzeln kamen sie nun zurück – scheel angesehen von einem Volk

und Klerus, die sich keinen Nutzen von ihnen versprachen, mit kaum verhohlener Erleichterung begrüßt von einem Kaiser und einer Kammer, denen dieser nur zu augenfällig war. Zehn Jahre hatte Leopold gezögert, sie wieder in die Residenz einzulassen. Doch der Krieg mit Türken und Franzosen blutete die Staatsschatulle aus, seine vom Prinzen Eugen geführten Heere wollten ausgerüstet sein, und die Koalition mit Spanien, Holland und England beruhte auf Österreichs Macht und Finanzkraft. Nicht lange nach der Austreibung hatte der Kaiser bereits dem Juden Samuel Oppenheimer in Heidelberg das Amt auferlegt, seine Armee mit Kleidung und Munition zu versorgen.

Dieser Mann, der geschickteste Handelsherr in Deutschland seit dem Niedergang der Fugger, nunmehr Kriegskommissar der großen europäischen Koalition, war der erste Jude, der wieder das Recht erhielt, sich in Wien niederzulassen. Ein zweiter, der sich neben ihm zu neuer Macht erheben sollte, Samson Wertheimer, wurde aus den gleichen Gründen an den kaiserlichen Hof berufen. Beide stammten aus jenem Dreiländereck von Hessen, Baden und Franken, das im Herzen Deutschlands und inmitten seiner lieblichsten Landschaft liegt. Beide wurden, weit mehr als Oppenheimers unseliger Verwandter Jud Süß es je gewesen war, weit mehr auch als die meisten ihrer stammesverwandten Zeitgenossen, zum wahren Inbegriff des Hofjuden der absolutistischen Zeit.

Es waren Männer von ungeahntem Reichtum und Einfluß, die zwar nicht Armeen, aber deren Sold und Ausstattung aus dem Boden stampften. Sie tätigten Geldgeschäfte, zu denen es heute einer Schar von Banken bedarf, zugleich jedoch wußten sie, in einem Europa zahlloser zolleinfordernder Kleinstaaten, unzureichender Verkehrsmittel, ungeregelter Märkte und schwankender Währungen, jede erdenkliche Lieferung durchzuführen – von Juwelen, Weinen und Konfitüren für des Kaisers Hofstaat über Bauholz für seine Schlösser und Futter für seine Ställe bis zu seinem sämtlichen Heeresbedarf und den Schiffen für seine neue Donauflotte. Sie besaßen, durch besonderes Privileg, Häuser in Wien und Worms und Frankfurt am Main, und Weingärten an

den Hängen des Wienerwaldes. Sie lebten als wahre Könige ihrer Sippe, übten reiche Gastfreundschaft und hinterließen, wenn sie starben, ihren Kindern kostbare Beweise fürstlicher Gunst, wie sie kein Staatsmann oder Diplomat in solch reichem Maß erhalten hatte. So fand sich in Samson Wertheimers Testament eine Liste von Geschenken, aus der allein sich die Spannweite seiner hohen Verbindungen ergibt:

»Ein portrait von König in Pohlen mit Rauten, ein deto von Churfürst zu Mayntz, ein deto von Churfürst zu Pfalz mit Rauten, Chur. Bayr. Portrait mit prillanten, Chur Mayntz deto prill., ein portrait mit Rauten und Rubindl von Ihrer Durchlaucht Herzogen von Wolfenbüttel, zehn Gnadenketten, eine von Ihro Regierende kays. Majestät, dann von Ihro kays. Majestät Leopoldo und Josepho höchstseligen Andenkens. Item von Ihro Majestät der Kaiserin Amalia, Zwey von königl. Majestät in Pohlen. Eine von Churfürst zu Mayntz, deto von Churfürsten zu Pfalz, deto von Churfürsten zu Trier und letztlich eine von Herzogen zu Sachsen Gotha mit anhangender Bildnus, worunter zwey mit kleinen Diamenten versetzt.«

Trotz solcher reichlich erwiesenen Huld, solcher Vertrautheit mit vielen Thronen, waren diese und alle anderen Männer, die in Wien wieder hatten Fuß fassen können, in ihren Rechten enger beschränkt als ihre Vorgänger im Unteren Werd. Sie durften keine Gemeinde bilden, durften ihren Gottesdienst nur einzeln und heimlich verrichten und nur so lange seßhaft bleiben, wie ihr Privileg vom Kaiser verlängert wurde. Sie waren nie mehr als »geduldet«, obgleich der Kredit des Landes mit dem ihren stand und fiel. In derlei Widersinn offenbarte sich eine Epoche, die fast täglich, wie Prinz Eugen schrieb, ein Beispiel dafür bot, daß »eine reizende Frau, ein schwarzgewandeter Priester oder ein bärtiger Jude das Schicksal von Nationen entschied«. So eng aber waren die finanziellen Bande zwischen Fiskus und Hoffaktoren verknüpft, daß selbst der geniale Oppenheimer schließlich an den weitverzweigten, kaum mehr übersehbaren und unzureichend sichergestellten Schuldverschreibungen der Staatskasse zugrunde

ging, und sein Millionenvermögen sich bei seinem Tode als eine Menge von uneinbringlichen Forderungen entpuppte.
Sein Neffe Wertheimer, der ihm 1703 im Amt des Hofbankiers nachfolgte, war nicht nur ein weiserer, sondern auch ein vorsichtigerer Mann. Bereits fünf Jahre später, auf dem Höhepunkt seines Ansehens, zog er sich von den kaiserlichen Geschäften zurück und setzte sich, indes sein Sohn Wolf diese übernahm, zur ehrenvollen Ruhe. 1718 beschrieb ihn ein junger Vetter aus Lippe-Detmold als den »großen, achtbaren, weitberühmten Herrn Samson Wertheim, welchen man bei gemeinem Sprüchwort den Judenkaiser nennt«. Hier, in dieser Stadt Wien, »wo die reichsten Juden von Europa« säßen, habe Wertheimer »gar viele Paläste und Gärten«. Vor seinem Tor hielten alle Zeit zehn kaiserliche Soldaten Wacht, »womit er sambt viel andere Freiheiten von den Kaiser begnadigt ist«. Er sei so wohlhabend, daß er »ein jeder von sein Kinder an kourant Geld zum Heirath hat gegeben zweimalhunderttausend Gulden holländisch, und seien der Kinder sechs«. Überdies verteile er viele Wohltaten unter die Armen seiner Sippe, in ganz Europa, bis nach Polen und »auch in das heilige Land nach Jeruschalajim, allwo er Herr von das Land genannt wird«. Man ehre in ihm nicht nur den Würdenträger, sondern auch den Schriftgelehrten, der viele bedeutende Predigten verfaßt, seinen jüngeren Sohn dem Studium der Religion bestimmt und zahlreiche Schulen ins Leben gerufen habe.

Bei diesem Mann, dem mächtigsten seines Glaubens im römisch-deutschen Reiche, trat der erste aller Arnsteiner in den Dienst. Er mag, oder mag nicht, ein Anverwandter Samsons gewesen sein, der aus dem heimatlichen Franken herangereist kam, um in dessen Schutze sein Glück zu machen. Er mag, oder mag nicht, bereits im Jahre 1699 auf der Liste der Samsonschen ›Angehörigen‹ gestanden haben, als des »S. Wertheimer Buchhalter«, der bei dem Hofbefreiten Schneider wohnhaft war. Um 1682 geboren, hatte er wohl, wann immer um die Jahrhundertwende er die

Residenzstadt betrat, zunächst als schlichter Comptoirbedienter begonnen. 1710 aber begab er sich schon als Samsons Buchhalter mit dem »neuresolvierten Oberfaktor Wolf Wertheimer« nach Amsterdam, um dort die vom König von Spanien »verhypotezierten« Juwelen auszulösen und nach Wien zu bringen.
Es war dies der erste allerhöchste Auftrag, den Wolf übernahm, nachdem er sich beeilt hatte, »in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und Ihre Kays. Mayst. nützliche Dienste allerunterthänigst zu erweisen«. Daß er den Isaac Arnsteiner zum Begleiter dieses Unternehmens wählte, erhellt die Stellung, die dieser inzwischen bei seinem Vater errungen hatte. Zugleich mit Wolfs Schwiegervater, dem kurfürstlich mainzischen Hofjuden zu Frankfurt am Main, erhielten die beiden Freipässe nach Linz, das »bei jenen gefährlichen Zeiten« – es herrschte die Pest – Juden den Eintritt versagte. Ungehindert reisten sie weiter nach Amsterdam und brachten Joseph dem Ersten alsbald die von seinem Bruder verpfändeten habsburgischen Kleinodien zurück. Diesem Bruder, der bereits im nächsten Jahr als Karl der Sechste den Kaiserthron bestieg, sollte Isaac Arnsteiner gelegentlich Lieferungen leisten dürfen. Sein eigentliches Amt aber wurde das eines Hoffaktors der Kaiserin-Witwe Amalia, einer geborenen Braunschweigerin, der er bis zu ihrem Tode treulich diente.
Im Schatten des großen Wertheimer stand sein Beginn, vollzog sich sein Aufstieg, vollendete sich sein Leben. Gleich ihm und dem übrigen Kreise der Privilegierten hauste er im Herzen der Stadt. Wertheimers Palais, wo dieser, im Schutze von zehn kaiserlichen Soldaten, seine vielgerühmte Gastfreundschaft übte und 1713 auch dem dessauischen Hoffaktor Moses Benjamin Wulff – auf der Suche nach Gerechtigkeit am kaiserlichen Hofe – bei sich Aufenthalt gab, lag auf der Kärntnerbastei. Arnsteiner wohnte bescheidener, doch immer in der Nähe seines Gönners: zuerst in Wertheimers ›Claudischem Haus zur weißen Taube‹ in der oberen Bräunerstraße, dann im ›Rascherschen Haus‹ in der unteren Bräunerstraße, dann wieder im ›Sickingenschen Haus‹ in der oberen Bräunerstraße, zuletzt im ›Klein-Brassicani-

schen Haus‹ in der Dorotheergasse. Gleich Wertheimer und den anderen seiner Sippe blieb er, bei all seiner Nützlichkeit am Witwenhof, doch ständig in Gefahr, wieder ausgewiesen zu werden. Durch hohe Beiträge zu den Kriegsdarlehen, die von der Wiener Judenschaft in Abständen eingehoben wurden, vermochte er sein Privilegium von Zeit zu Zeit zu erneuern.

Im Jahre 1717 etwa brachte er, gemeinsam mit Wolf und Samson Wertheimer, die Summe von einer halben Million Gulden auf, worauf ihm, ohne daß er eine besondere tolerierte Familie hätte bilden dürfen, mit Frau und Kindern bis auf weiteres der Wohnsitz verstattet wurde. Vier Jahre später ging bereits, aus Anlaß einer neuen Judenordnung, an den »Herrn Obrist Hofmarschallen ex officio« die allerhöchste Weisung, »daß, soviel präliminariter die von dem Simon (Samson) Wertheimer angebrachte Beschwerde betrift, daß nämlich seinem Bedienten, Isaac Arnsteiner, eine besondere Wohnung nur auf drey Jahr in Bestand zu nehmen erlaubet ... es bey der unterm 31. May dieses Jahres geschöpft gnädigsten Resolution, kraft dero er, Wertheimer, samt seinem Bedienten denen vor die hiesige Judenschaft gemachten Ordnungen, sonderlich auch, daß die verheyrathete Bediente ihre Weiber und Kinder bey sich allhier zu halten nicht befugt, nachleben solle, in allweg sein Bewenden habe«. So schleppte man sich fort von Fall zu Fall. Die letzte Verlängerung wurde ihm 1736 gewährt, als Karl der Sechste – um das alte Gelübde seine Vaters Leopold zu erfüllen und »aus vielen anderen Ursachen« – die Juden wieder einmal austreiben wollte, sich aber mit höheren Zuschüssen zur Staatskasse zufrieden gab. Es gelang Arnsteiner sogar, dieses auf fünfzehn weitere Jahre gültige Schutzdekret auf seinen älteren, damals fünfzehnjährigen Sohn auszudehnen, auch für den Fall, daß dieser sich zu verheiraten beschloß.

Der um die Jahrhundertwende als Comptoirbedienter angefangen hatte, wurde mit Samsons Hilfe und durch seinen eigenen Fleiß in wenigen Dekaden zum reichen Mann. Seine Lieferungen für

den Hof der Kaiserin-Witwe und Karls des Sechsten Heeresbedarf müssen erhebliche Gewinne eingetragen haben. Freilich lebte er anspruchslos. Wie die Wiener Hofkanzlei in einem Gutachten schrieb, konnten die Juden »wegen ihrer Sparsamkeit und ihrer eingezogenen Lebensweise billiger als Christen liefern«. Immerhin war Arnsteiner bereits 1725 imstande, seiner Tochter zu ihrer Vermählung mit einem Sohne des großen Oppenheimer zweiundzwanzigtausend Gulden, Pretiosen im Wert von fünftausend Gulden und weitere Zuwendungen zur Erwerbung des Wohnrechts und zur Anlage für ihre Kinder mitzugeben. Er selbst hatte sich kurz vorher, nachdem seine erste Frau, eine Pragerin, verstorben war, mit einer Stieftochter Samson Wertheimers verehelicht. Sie war eine Enkelin jener Liebmannin, die den buckligen König Friedrich von Preußen noch in vorgerücktem Alter hatte bestricken können, eine Enkelin des schlechten Mannes, um dessen Ränke willen der Hoffaktor Wulff hilfesuchend nach Wien gekommen war. So verstrickt waren die Schicksale jener wenigen Familien, in Berlin und Wien wie in den übrigen Städten des römisch-deutschen Reiches!

Adam Isaac, Arnsteiners Sohn aus dessen erster Ehe, wuchs nach des Vaters Tode in einem matriarchalischen Haushalt auf. Seine Stiefmutter Eleonore, Tochter des Isaac Jost Liebmann und der nunmehrigen Witwe Wertheimerin, hatte außer ihm für elf eigene Kinder zu sorgen. Auch nachdem einige von diesen bereits vermählt oder verzogen waren, zählten ihre Angehörigen und Dienerschaft noch immer fünfzig Personen. Eine Liste, die 1753, neun Jahre nach dem Ableben ihres Mannes, von den Behörden angelegt wurde, gibt die umfangreiche Gemeinschaft im ›Brassicanischen‹ Hause bekannt. An Männern vermerkt sie »Adam Isaac, der Eleonore Arensteinerin ältesten Sohn, so das Negotium führet«, und »Juda, obstehender Witwe Arensteinerin anderten verheuratheten Sohn«, an Weibern »Eleonora, die hinterlassene Witwe«, sowie deren Schwiegertöchter Pillca und Simillа, an Kindern schließlich die Geschwister und Halbgeschwister Liebmann, David, Wolff, Judit, Nathan und Meyer. Des weiteren werden

zahlreiche Cassiere, Buchhalter, Schreiber, Solicitatoren, Präceptoren, Scontisten, Famuli, Ammen, Kinds- und Kuchelweiber, Bediente, Stubenmenscher und Kellermeister namentlich genannt.
Obgleich nicht alle diese Domestiken der Witwe Arnsteinerin botmäßig gewesen sein, sondern im Schutze ihres Privilegs eigene Geschäfte betrieben haben mögen, war dies ein Bedientenstab, wie er einem großen Herrschaftshause im theresianischen Wien entsprach. Drei Jahre später folgte die Matriarchin ihrem Gemahl im Tode nach, gleich ihm – den sein Grabstein »einen Mann mit lauterem Herzen und reinen Händen« nannte, welcher »den Armen und den unschuldig Verfolgten half und seine Mittel nicht sparte, um die Tränen der Gedrückten zu stillen« – tief beklagt ob ihrer Güte und Mildtätigkeit. Wer immer von ihrem Anhang im Brassicanischen Haus verblieb: Adam und seine Familie waren bestrebt, es zu verlassen.
Der Anfang war gemacht, als er 1762 ein großmütiges kaiserliches Schreiben erhielt, in dem ihm das Amt eines Hoffaktors Franz des Ersten übertragen wurde. Dieser freundliche Herr, trotz seiner allbekannten Lebenslust ein geschickter und gewissenhafter Verwalter der habsburgisch-lothringischen Finanzen, teilte die finstere Gesinnung seiner Gattin gegenüber ihren jüdischen Untertanen nicht. Als treue Nachfolgerin ihrer Ahnen hatte Maria Theresia bald nach ihrer Thronbesteigung beschlossen, die Juden zu vertreiben, und dies auch in Prag zur Wahrheit gemacht. In Wien begnügte sie sich damit, ihre Rechte durch eine Reihe peinlicher Verordnungen weiterhin zu beschränken, und nahm sie auch von den Reformen, die Van Swieten und Sonnenfels bei ihr durchsetzen konnten, in jedem Falle aus. So groß war der Haß der sonst so warmherzigen, hierin aber harten und beschränkten Frau, daß sie ihr nicht einmal vor Augen treten durften, sondern ihre Bitten in allerhöchster Audienz einem Wandschirm vortragen mußten, hinter dem sich die Kaiserin verbarg.
Franz von Lothringen, der gern lebte und leben ließ, zögerte nicht, sich der Beihilfe eines so umsichtigen und erfahrenen Geschäftsmannes, wie es auch der zweite Arnsteiner geworden war, zu versichern. »In allermildester Erwägung nicht nur seines Vaters Isaac Arnsteiner verschiedentlich um Wayland Unseres in Gott ruhenden Herrn Schwiegervaters Kaisers Carl des Sechsten Majestät, glorwürdigen Andenkens und das Erzhaus Österreich mittelst ansehnlich in denen damals ausgebrochenen Kriegsunruhen gethanener Geldlieferungen und Pferdelieferungen sich erworbener Verdienste, sondern auch im gnädigsten Anbetracht seiner selbst durch namhafte Beischaffung und Anticipierung der bei den jetzigen höchst kais. königl. Ärario und somit dem gemeinen Wesen erwiesener so nützlich als treu gehorsamster Dienste«, geruhte der Kaiser allergnädigst, ihn als seinen »Hoffaktoren allermildest auf- und anzunehmen«. Nicht allein des Vaters gutes Ansehen, nein, ganz ausdrücklich sein eigener »beflissenster Eifer, besondere Geschicklichkeit, auch ehrliches und redliches Wesen« hatten Adam Isaac Arnsteiner das hohe Amt verschafft.

Nun durfte er »mit seinen Bedienten sicher, und ohne Geleit, auf Leib, Zoll, Mauth und Aufschlag frei aller und jeder Arten passiren und repassieren«, durfte Gewehr, Degen und Pistole gebrauchen und war nicht verhalten, die »gewöhnlichen Jüdischen oder gelben Zeichen« zu tragen. Überdies mochte er, wie wir sahen, seine Wohnung allerorten aufschlagen, »um billige Bezahlung«, und »wo ihm solche am sichersten schien«. Um diese Erlaubnis in die Tat umzusetzen, ermangelte es ihm noch eines Wortes von der Kaiserin. Auch dieses wußte er sich schließlich zu ertrotzen. Als es gewährt war, vertauschte er den Judensitz in der Dorotheergasse mit einem vornehmen und weitläufigen Haus auf dem Graben, inmitten jener Wiener Bürger, von denen er sich noch durch religiöse Sitten und Tournüre, in seiner Lebensweise aber nicht mehr merklich unterschied.

Seine Tournüre freilich war es, die fortgesetzten Anlaß zu ihren Spöttereien gab. In diesem glattrasierten Jahrhundert trug Adam Isaac den Bart der Propheten und Patriarchen. In dieser Zeit der

Kniehosen und wohlgeformten, seidig bestrumpften Waden ging er im schwarzen Rock, der bis zu den Knöcheln reichte. So waren, im Unteren Werd, die Mannspersonen in ihren langen Röcken aus »schwartzem Sammet und anderen seidenen Gegeng« umhergeschritten. So erschien Samuel Oppenheimer vor dem Kaiser, der sie vertrieben hatte. Nicht anders, in seiner Kleidung »gleich einem Polak mit langem weißem Barte«, hatte Samson Wertheimer in seinem Stadtpalais auf der Kärntnerbastei gehaust, und nicht anders war Isaac Arnsteiner der Kaiserin-Witwe Amalia entgegengetreten. Für Adam Isaac bestand so wenig Grund, dieses Gewand und diese Gesichtstracht abzulegen, wie er sich genötigt sah, an einem Samstag seine Kerzen selber auszublasen. Seine Gattin Sibilla, auch Bela oder Pillca genannt, eine kluge und fromme Frau aus dem Hause Gompertz, hätte ihm einen solchen Abfall von den Sitten der Väter wohl übel genommen. Ihre Söhne waren anders gesinnt.

Im Mai 1764 fanden wieder einmal Beratungen in der niederösterreichischen Regierung statt, wie man mit einer besonderen Vorschrift dem Übermut der Wiener Juden steuern könne. Zwei hohe Beamte, der Regierungsrat von Eger und der Hofrat von der Marck, wiesen in ihrem Gutachten empört darauf hin, daß die erwachsenen ledigen Söhne der jüdischen privilegierten Hausväter nicht allein »die Caffee- und Würtshäuser in der Stadt, vor der Stadt aber gewisse Gärten und sogar Tanzböden« frequentierten, sondern dabei auch ganz wie andere Herren von Stand gekleidet seien, weshalb sie empfahlen, es »sollten die verheuratheten wie bisher sich Bärthe wachsen lassen, die unverheuratheten aber große Maschen von gelbem breitem Band am Hute tragen«.

Eine solche Rückkehr zu Praktiken, die man längst als unwürdig erkannt hatte, wurde in der neuen Judenordnung freilich nicht vollzogen. Gleichwohl wurden in den nächsten Jahren, bis zum Tode Maria Theresias, immer wieder Stimmen dagegen laut, daß »jüdische junge Pursche wider alle sonstige Gewohnheit in bordirter und sonsten von den Christen gar nicht zu unterscheidender Kleidung, auch, welches normalen nie geschehen ist, mit Haarzopf und Haarbeidel und einige sogar mit Seitengewehr öffentlich herumgehen«. Und schließlich erklärte die Regierung, sie wolle zwar, damit nicht weiter so »unhantbar gekleidete jüdische Personen in denen Würtshäuser, Tantzsälen und Schauspielen unter denen allda befindlichen Christen ganz gemeiniglich sich einzufinden pflegten«, keine besonderen Auszeichnungen einführen, »welche sie in den Augen der Welt verächtlich machen müßten«, aber doch »das Judenvolk in die Schrancken genau zurückweisen, in welchen sie vorhin jederzeit erhalten worden und woraus sie nur durch eigenmächtige Neuerungen zur Ärgernis der Christen und selbst deren vernünftigen Juden getreten sind«.

Zu derlei Ärgernis gab der junge Nathan Adam Arnsteiner zweifellos Anlaß. Das mittlere von fünf Kindern, gleichsam schützend umrahmt von zwei älteren Schwestern und zwei jüngeren Brüdern, wuchs er nicht weniger heiter und hoffnungsvoll heran als in Berlin seine spätere Braut. Unbeschwerten Gemütes, nicht ohne ererbte Schlauheit in Dingen des Handels und der Finanzen, aber zeitlebens von simpler Güte und kindlichem Humor, freute er sich an allen Vorrechten, die ihm widerstrebend eingeräumt worden waren, und verzehrte sich nach keinem, das ihm noch vorbehalten blieb. Ein gewisser Hang zur Lässigkeit und Prunkliebe, wie er sich zuweilen schon in der dritten Generation einer aufstrebenden Familie äußert, war bei ihm nicht zu verkennen. Dennoch hatte es bei ihm weit bis zu jener Verfeinerung, die mehr als hundert Jahre später Hugo von Hofmannsthal, Nachfahr des Seidenhändlers Isaac Löw Hofmann, oder den späten Erben Samson Wertheimers – den von Wertheimstein – und des Hauses Gompertz eigen war. Nathan war und blieb ein Mann der einfachen, äußerlichen Freuden, auch als in seinem Salon die geistige Noblesse Europas zusammentraf. Keine Frage, daß er als »junger Pursche« bereits die »bordirte Kleidung« mit »Haarzopf und Haarbeidel« trug, daß er den Degen, dessen Tragen seinem Vater zum Schutz auf Reisen verstattet war, grundlos und widerrechtlich an die Seite schnallte, und »in denen Würtshäusern, Tantzsälen und

Schauspielen unter denen allda befindlichen Christen ganz gemeiniglich einzufinden« sich unterstand.
Zugleich übte er sich in seines Vaters Comptoir in der einem Hoffaktor und Großfinanzmann angemessenen Geschäftsgebarung, wie dieser es bei dem eigenen Vater getan. Adam Arnsteiner lieferte, wie vor ihm Isaac, dem Kaiser die Remontepferde und Montierungen für die Regimenter. Seine jährliche Steuer betrug fünfzehnhundert Gulden. Dafür hatten sich seine Privilegien vermehrt, so daß ihm etwa Judendekrete von den Behörden eigens zugestellt wurden. Dennoch war er unzufrieden. Im Jahre 1768 suchte er in aller Form bei der Kaiserin an, es möge ihm endlich verstattet werden, nicht länger unter den Juden zu wohnen und nicht *in solidum* bei irgendeinem Verbrechen zu haften. Ja, er wagte sogar, Maria Theresia zu drohen, er werde, falls ihm diese Vergünstigungen nicht gestattet würden, in die Heimat seiner Frau, nach Holland ziehen. Die Kaiserin reskribierte darauf: »Der Hoffaktor ist unter der wegen der übrigen hier befindlichen Juden ergangenen Verordnung keinerdings zu begreifen.« Eigenhändig aber fügte sie hinzu: »Nicht anderst als das er nicht mehr dem nachlas von fl. 1500 begert sondern selbe fort continuire zu zahlen dieses Hatzfeld (den Innenminister) zu erinnern.«
Wären ihr die Arnsteinerischen Dienste nicht unentbehrlich erschienen, die Kaiserin hätte eine solche Kühnheit, statt ihr stattzugeben, sicherlich bestraft. Adam Isaac, dessen Ansehen und Selbstbewußtsein daraufhin erheblich stieg, scheute sich nicht, eine ähnlich heftige Sprache auch bei der sächsischen Regierung zu führen. 1776 beklagte er sich dort über die hohen Abgaben, welche bei der Durchreise durch Dresden zu erlegen waren, und drohte ebenfalls, wenn solche Behandlung nicht abgestellt würde, die Stadt nicht mehr zu betreten. Man stellte ihm daraufhin einen Freipaß aus, den er auf der Fahrt zur Hochzeit seines Sohnes in Berlin in jenem Jahr benützte. Diesem Freipaß hatten Nathan Adam und seine junge Braut es zu verdanken, daß man ihnen schließlich auch den Leibzoll erließ, welchen die Dresdener Wächen ihnen mit solcher Unverschämtheit abgefordert hatten.

So nahmen unter den Wiener Tolerierten, die indessen auf fünfundzwanzig Familien angewachsen waren, die Arnsteiners immer sichtbarer eine Vorzugsstellung ein. Der Judenfürst von Berlin hatte seine Tochter keinem Unwürdigen gegeben. Gleichwohl wurde sich Franziska, als sie die königlich preußische mit der kaiserlichen Residenzstadt vertauschte, zum ersten Male der tiefen, ja herzzerreißenden Verachtung bewußt, mit der ihr Volk vom allerhöchsten Throne aus betrachtet wurde. Kurz vor ihrem Tod schrieb Maria Theresia mit eigener Hand auf ein Gutachten ihrer Hofkanzlei, das die Gewährung einer dreijährigen Toleranz für einen Juden empfahl, welcher sich durch Aufdeckung von Betrügereien eines seiner Stammesgenossen verdient gemacht hatte: »Künfftig solle keinen Juden, wie sie Nahmen haben, zu erlauben, hier zu sein ohne meiner schrifftlichen Erlaubnus. Ich kenne keine ärgere Pest von Staatt als dise Nation, wegen Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leüt in Bettelstand zu bringen, alle üble Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheüete; mithin sie, sovill sein kan, von hier abzuhalten und zu vermindern.«
Diese grausamen Worte fielen im Herbst 1777, als Franziska noch nicht neunzehn und ein Jahr im Ehestand war. Es waren Worte, wie sie seit Jahrhunderten kein Hohenzoller mehr ausgesprochen hatte. War es ein Wunder, wenn sie ihr junges und empfindliches Gemüt so tief verletzten, daß ein Groll oder Mißtrauen gegen das Haus Österreich sich auf immer darin vergrub, daß sie bis zum Ende ihrer Tage mit Sehnsucht ihrer Jugend im aufgeklärteren Berlin gedachte, daß sie zeit ihres Lebens im Herzen preußisch blieb?

DRITTES KAPITEL

Taufe oder Toleranz

Franziskas frühe Jahre in Wien entziehen sich der Betrachtung. Ihr Bild ist schwankend und blaß, als spiegelte es sich in einem trüben Teich.

Das spielende Kind im Garten vor dem Schlesischen Tor, die Braut unter dem Baldachin, hoch und schlank an der Seite ihres rundlicheren Gatten, die Reisende in der Kutsche, lebhaft neben seiner heiteren Gelassenheit – sie alle sind vorstellbar, errechenbar aus Herkunft und Begleitumständen. Wie die junge Frau sich einfügte in die neue Welt, in die fremde Familie, wie sie ihr ganz und gar verändertes Dasein ertrug, läßt sich nur ahnen. Nachdem jenes Tor am Graben sich hinter ihr geschlossen hat, indes sie in die vielfältigen Räume und verschlungenen Korridore des Contrinischen Hauses eingeht, entschwindet sie auf geraume Weile unserem Blick.

Es muß Zank und Streit, Schmerz und Unmut in Menge gegeben haben. Das Herz voll Heimweh, sah sie von dem Alkoven im ersten Stock auf dunkles Buckelpflaster, Brunnen, Heiligenstatue und Dreifaltigkeitssäule hinaus. Unter den Willen des gebieterischen Adam Arnsteiner sich zu beugen, in die sanfte, aber entschlossene Lenkung der frommen Sibilla sich zu schicken, mag ihr schwerer gefallen sein, als sich deren Sohn, indem sie ihn bezauberte, zu unterwerfen. Zeitlebens war der gutmütige Mann von ihrem raschen Geist, ihrer Gewandtheit, ihrem schillernden Charme so entzückt wie erschreckt. Häufig wußte er sich nur durch Schweigen, zuweilen durch Flucht vor ihrer Übermacht zu retten. Doch solange sein Vater lebte, stand er zwischen den beiden Gewalten, die ihn mit Liebe und Launen auf ihre Seite zu bringen suchten.

Ein einziger Bericht zeugt von den Widrigkeiten der Zeit, die Fanny unter einem Dach mit ihren Schwiegereltern verbrachte.

Kurz vor dem Passahfest, so erzählt ein hebräischer Chronist, begab sich ein hochgelehrter Mann mit seinem Schüler nach Wien, um von dort in seine Heimatstadt Frankfurt weiterzureisen. Auf der Durchfahrt stieg er bei Adam Arnsteiner ab, in der Absicht, die Feier in dessen Hause abzuhalten. Er schickte seinen Schüler auf den Markt, damit dieser die zum Fest erforderlichen Dinge kaufe. Als der Schüler wiederkam, irrte er sich in der Tür und geriet in ein Zimmer, darin saß die Schwiegertochter des Herrn Arnsteiner und kämmte ihr Haar. »Der Schüler wies sie darob zurecht: durften verheiratete Töchter Israels sich so gebaren? Da sagte sie zu ihrem Schwiegervater, wenn jene beiden Besucher nicht sofort davonzögen, würde sie auf Knall und Fall nach Berlin zurückkehren, in ihres Vaters Haus. Und Herr Arnsteiner ging in das Gemach des Schriftgelehrten und dankte dem Schüler dafür, daß er seine Schwiegertochter zurechtgewiesen hatte. Dennoch aber bat er den weisen Mann, sich einen anderen Aufenthalt zu suchen, damit seine Tochter das Fest nicht (durch eine Reise) entweihe. Und nun öffnet die Augen und seht, ob es noch Nachkommen der Arnsteiners gibt! So geht es, wenn Frauen ihr Haupt entblößen.«

Sie war nicht nur eigenwillig, die junge Schwiegertochter aus Berlin, und wollte die herrischen und vielleicht nicht sonderlich anziehenden Festgäste in ihrer Wohnung nicht dulden. Sie widersetzte sich überdies der Vorschrift ihrer Religion, die den Frauen gebot, sich zur Heirat das Haar zu schneiden und mit einer Perücke zu bedecken. Daher die Vorwürfe des Talmudschülers, den solcher Frevel befremden mußte; daher auch der Hohn des Chronisten über die abtrünnigen Töchter Israels, denen zur Strafe kein Sohn geboren wird! Was aber zwischen dem Augenblick, da Franziska mit ihrer Abreise drohte, und jenem, da Adam Arnsteiner den beiden Schriftgelehrten dankte und sie zugleich sein Haus zu verlassen bat, an Ärger und Hader, an Bitten und Beschwörungen gelegen sein mag, läßt sich nur ahnen. Nathan, der nicht frömmer war als seine junge Frau, sondern ein unauffälliger Freigeist, den die Wiener Polizei in späterer Zeit zu den unorthodoxen

Mitgliedern seiner Gemeinde zählen sollte, Nathan muß seinen glaubensstrengen Vater mit vieler Mühe beschwichtigt und zu jenem Schritt überredet haben, aus Angst, es ginge sonst Franziska wirklich nach Berlin zurück.
Mit diesem Augenblicksbild aber, dieser Szene in einem Raum, den der Schüler versehentlich betreten hatte – vor dem Spiegel sitzend und das dunkle Haar sich kämmend in Auflehnung gegen das Gebot, die großen, schön vorquellenden Augen voll trotziger Tränen –, versinkt Franziska wieder in das Dunkel, das jene Jahre umgibt.

Sie taucht in anderer Verwandlung von neuem aus ihm hervor, zu ungewissem Zeitpunkt und an unerwartetem Orte.
Unter den hohen Beamten der Hof- und Staatskanzlei in Wien befand sich ein gewisser Johann Georg Obermayer, dem es eines Tages einfiel, ein blutjunges Mädchen zur Frau zu nehmen. Caton von Preißing war mit vierzehn Jahren zum ersten Male vermählt und sechs Monate darauf bereits Witwe geworden. Ihr Stiefvater Herr von Rath, Ceremonius der Fürstin Dietrichstein, führte sie seinem Freunde Obermayer zu, und sie folgte ohne Widerstreben dem weitaus älteren Manne. Die Hochzeit fand 1776 statt. Nun begannen die Eheleute im Mariazeller Hof, einem Haus in der Annagasse, ein geselliges Dasein von bestem Ton. Sie sprachen, wie es im Adel und vornehmen Bürgertum noch häufig üblich war, nur spanisch miteinander, redeten einander mit Señor und Señora an und nannten sich dritten gegenüber Doña Caterina und Don Giorgio. Der Hofsekretär und nachmalige kaiserliche Rat fand Vergnügen daran, Leute um sich zu sehen, und lud Herren seiner Bekanntschaft, zumeist Diplomaten und Gelehrte, nach dem Theater zu sich. Caton, wie sie bei ihren Freunden hieß, hatte fast jeden Abend Gäste. Sie selbst empfing vertrautere Besucher schon im Bett und bei der Toilette. Um drei aß sie zu Mittag. Dann begann im Grunde erst ihr Tag.
Emilie, eine Tochter des ungleichen, aber offenbar glückliche

Paares, sollte dieses theresianische Sittenbild für die Nachwelt zeichnen. Als alte Frau und Gemahlin des Feldmarschalleutnants von Weckbecker beschrieb sie das Leben ihrer Eltern, das in vielem Sinne beispielhaft für die Gepflogenheiten jener Epoche war. Die Damen, so scheint es, verbrachten ihre ganze Zeit mit einer umständlichen Toilette, mit Tändeleien und Getratsch, Theaterbesuchen und zwanglosen oder feierlichen Zusammenkünften. Caton freilich, wie ihre Tochter erzählt, »besuchte nur große Gesellschaften; die kleinen, bei denen die Frauen schon um vier bis fünf zusammenkamen und bis acht und neun blieben, sagten ihr nicht zu. Fanny Arnstein tat dasselbe. Die beiden Frauen trafen sich häufig in Gesellschaft und wurden bald intime Freundinnen, doch konnten sie sich im Winter an drei Abenden nicht sehen, weil da auch die Arnstein nach dem Theater Leute bei sich empfing. Bei ihr, die reich war, fand allabendlich Souper statt, bei meinen Eltern nicht; da gab's nur Wasser mit gestoßenem Zucker und – o Wunder – Tee . . .!«
Wann und wo die beiden Jungvermählten, die im gleichen Jahr in den Ehestand getreten waren, einander zum ersten Male begegneten, läßt sich nicht sagen. Irgendeinmal, in jenen letzten Regierungsjahren der Kaiserin, muß sich der Frau des tolerierten Juden Arnsteiner ein Haus geöffnet haben, das ihr und ihresgleichen bisher keinen Einlaß gewährt hatte. Irgendeinmal schlüpfte sie leichtfüßig über eine Schwelle, die ihr zuvor versperrt gewesen war, gesellte sie sich zu Gleichaltrigen, von denen sie kein merklicher Makel unterschied, wurde sie in diesem heiteren, verspielten, unbeschwerten Kreise aus einer preußischen Franziska zur wienerischen Fanny. Sie vergaß, welches Vorurteil man ihr und welches sie der Umwelt entgegengebracht hatte, sie befreundete sich mit einer oder der anderen der fröhlichen jungen Damen, sie wagte einmal, diese oder jene zu sich zu bitten und merkte zu ihrem entzückten Staunen, daß sie ihr die Ehre eines Besuchs nicht verwehrten, sie forderte schließlich auch deren Männer, die sie mit ihnen im Theater getroffen hatte, zu einem Souper nach der Vorstellung auf, begann Empfänge solcher Art regelmäßig zu

geben und überbrückte so allmählich, ohne sich dessen voll bewußt zu sein, den Abgrund jahrtausendealter Trennung.
Dergleichen konnte in Wien, anders als in der preußischen Hauptstadt, ohne besonderen Vorsatz und großes Aufsehen geschehen. Hier wurden Konventionen umgestoßen, ohne daß man daraus ein Gesetz gemacht hätte, hier verwischten sich gesellschaftliche Unterschiede, lösten nationale und religiöse Grenzen sich auf, ohne daß ihr Verschwinden auf der Landkarte des öffentlichen Lebens vermerkt worden wäre. Freilich war dies kein programmatischer Widerruf; es war vielmehr die schweigende und zugleich unverbindliche Aufgabe bisher gewahrter Unnahbarkeit, es war ein Fallenlassen von Schranken, die jederzeit wieder errichtet werden konnten. Waren in Berlin Männer aufgestanden wie Lessing, wie Dohm, wie Nicolai, die aus der bürgerlichen Verbesserung der Juden einen Feldruf gemacht und sie mit Nachdruck durchzusetzen versucht hatten, so gab man in der kaiserlichen Residenz unaufgefordert die bisherigen Vorbehalte auf. Von einfacherer Gemütsart, von weicherer und nachgiebigerer Natur, waren die Wiener gleichwohl nicht gewillt, solche Zugeständnisse zum Grundsatz zu erheben. Als eine Gunst, nicht als deren gutes Recht, gestatteten sie den jüdischen Mitbürgern Zutritt zu ihren Zirkeln. Es blieb der Willkür des einzelnen überlassen, wie weit er darin ging.
Nicht zuletzt war es die Musik, in deren Namen sich hier die Menschen aller Stände und Klassen einten. Als im Januar des Jahres 1780, in dessen November die Kaiserin dahingehen sollte, der kölnische Jurist Johann Baptist Fuchs eine Reise nach Wien unternahm, fand er bei den Hauskonzerten des Adels die verschiedensten Personen in Eintracht versammelt. Auf einer Soirée der Frau von Hochstedten, deren Mann Minister war, »schlug eine Frau v. Arenstein zum Entzücken Klavier, und Mlle. Weberin bezauberte mit ihrem Gesang«. Auch in jenem Stadtpalais also, das der – aus Höflichkeit vor der Zeit adlig genannten – Fanny Gelegenheit gab, sich neben der früheren Geliebten und zukünftigen Schwägerin Mozarts auf das anmutigste zu produzieren, hatte sich ein Wandel vollzogen, den freilich die Kaiserin nicht zur Kenntnis nahm. Sie, die vor kurzem jene bösen Worte geäußert hatte, hielt bis zum letzten Atemzug an ihrem Haß und Abscheu gegenüber jedem Juden fest, der nicht seinem Glauben entsagt und die Taufe genommen hatte. Tat er dies, dann konnte er über Nacht zu ihrem Favoriten werden – ganz als habe das Weihwasser die Kraft, den vermeintlichen Schmutz, mit dem in ihren Augen diese »ärgste Pest von einer Nation« bedeckt war, von einem Augenblick zum anderen abzuwaschen.

So war unter Maria Theresias Herrschaft die Familie eines gewissen Alois Wiener, der noch zu Lebzeiten ihres Vaters in die Residenz eingewandert war, zu hohen Ehren gelangt. Dieser Mann, ursprünglich des Namens Liebmann Berlin, hatte sich mit seinen beiden kleinen Knaben zum Christentum bekehrt und in zweiter Ehe die Wiener Wirtstochter Maria Ruttenstock zur Frau genommen. Seine alchimistischen Studien kamen Franz von Lothringen zu Gesicht, der dieser ›Geheimkunst‹ mit Leib und Seele ergeben war. Wiener wurde zum Lehrer der orientalischen Sprachen an der Universität ernannt und ließ 1747 ein halb hebräisch, halb deutsch geschriebenes Werk ›Or Noga, Splendor lucis oder Glantz des Lichtes, enthaltend eine kurze Physico-Cabalistische Auslegung des größten Natur-Geheimnuß, insgeheim Lapis Philosophorum genannt‹ erscheinen.
Ein Jahr vorher hatte ihm die Kaiserin, um ihren Gemahl zu erfreuen, den erblichen Adel verliehen. Nun hieß er Alois Wiener von Sonnenfels. Sein älterer Sohn Joseph, noch im alten Glauben geboren, stieg zum Professor der ›Polizei- und Kameralwissenschaft‹ und einflußreichen Reformer auf, der mithalf, die Folter in Österreich abzuschaffen und die derbe Kasperlkomödie durch das große deutsche Drama zu ersetzen. In seinem Drang, »die Vorurteile und Dummheiten vor und nach auszutilgen, mit denen das Wiener Volk noch belastet war«, wagte Joseph von Sonnenfels sogar, sich gegen die engstirnige Vormundschaft des Kardi-

nals Migazzi zur Wehr zu setzen. Nachdem es ihm, so schrieb er einmal, gelungen sei, »den grünen Hut, den Hanstwurst« vom Theater zu bringen, hoffe er nun auch, »den roten Hut, den römischen Kardinal und Nuntius, recht bald aus dem Kabinett zu verdrängen«. Als dieses Wort an die Ohren der Kaiserin drang, wollte sie ihn des Landes verweisen, doch verzieh sie ihm schließlich, eine Milde bekundend, deren sie allen Menschen außer den ungetauften Juden gegenüber fähig war. Auch Josephs Bruder Franz vermochte sich in ihrer Gnade zu sonnen, wurde Hofrat bei der Finanzhofstelle und erhielt von seinem kaiserlichen Namensvetter, Maria Theresias Enkel, 1797 den Reichsfreiherrnstand.

Alois Wiener war nur der erste einer Reihe von Männern, die im theresianischen Wien zum Christentum übertraten. Sie, deren Vorfahren »sich ehender lieber lebendig verbrennen lassen wollten, als ein Nadelspitz von ihrem Glauben abweichen«, waren nun bereit, diesen Glauben gänzlich aufzugeben – nicht immer weil sie sich von der neuen Religion ein gewisseres Seelenheil als von der alten versprachen, zuweilen auch, weil ihnen dieses von keiner der beiden gewährleistet, ihr irdisches Wohl aber durch die Taufe gesichert schien. Aus Frankreich waren die Ideen der Aufklärung auch in das naiv-fromme Wien gedrungen. Manch einer hörte die Botschaft, obschon er vorziehen mochte, sich taub zu stellen. Die aufgeweckten Juden zogen ihre eigene Lehre daraus. Gab es keinen Gott, den milden Jesus so wenig wie den zürnenden Jehovah, so bestand kein Grund, im Dienst des einen in ewiger Angst und Mühe sein Leben zu fristen, wenn man im Dienst des anderen zu Ruhe und Reichtum kam.

Es war, ob aus solcher Erwägung oder aus echtem Erlösungsdrange, nach und nach eine Anzahl jüdischer Familien in den Schoß der Kirche gelangt. Bald nach dem Vater der Brüder Sonnenfels nahm ein gewisser Aron Hirschl die Taufe, dessen Sohn als Johann Baptist Freiherr von Hietzinger »zum typischen Hofrat der josefinischen Ära« wurde. 1776 erhob Kaiser Joseph den übergetretenen Rabbinerssohn Jonas Wolff zum Reichsfreiherrn

mit dem Prädikat Adlersthal, widerrief jedoch das Diplom, als er erfuhr, daß dieser sich ohne jedes Verdienst darum beworben hatte. Aus Brünn stammten die sechs Söhne des Juden Dobruschka, die samt und sonders katholisch wurden und 1778 unter dem Namen Schönfeld den Adel erhielten, weil ihnen durch die Taufe große erwartete Erbsummen verloren zu gehen drohten; zwei von ihnen, der Dichter Franz Thomas von Schönfeld und sein Bruder Emanuel, begaben sich, angefeuert von den Freiheitsideen der Revolution, nach Paris, wo sie jedoch der Guillotine zum Opfer fielen.

Widersetzten sich die Väter, gleich jenem Dobruschka, häufig dem Abfall ihrer Söhne, so verweigerten auch zuweilen die Gattinnen solcher späten Täuflinge den Glaubenswechsel. Als Karl Abraham Wetzlar, dessen Macht und Einfluß den Adam Arnsteiners noch bei weitem überstieg, mit seinen zehn Kindern im Jahre 1777 unter größtem Aufsehen übertrat und zum ›Panier-und Reichsfreiherrn‹ von Plankenstern erhoben wurde, blieb seine Frau, Eleonore, im Judentum zurück. Einer ihrer Söhne, Raimund, der sich mit einer Baronesse de Pignini vermählte, wurde zu einem Schutzherrn der Künste und zu Mozarts »freigebigem, gutem und treuem, ehrlichem« Freund. Mochten auch gewisse Mitglieder jener Familien, ja, mochte der weit überwiegende Teil der Tolerierten sich noch dem Übertritt widersetzen – die Judentaufen mehrten sich im spättheresianischen Wien. Unter anderen hatte sich Maria Josepha Königsberger, eine Hofagententochter, vom Judentum abgewandt, als sie sich mit dem Freiherrn und späteren Feldmarschalleutnant von Sebottendorf vermählte. ›Pepi‹ Sebottendorf war Fannys beste Freundin in Wien geworden. Daß sie ihre gesellschaftliche Stellung durch die Taufe zu festigen suchte, trug die Versuchung, es ihr nachzutun, dicht an Fanny heran. Kurz vorher hatte sich jedoch, an einer in ihres Mannes Familie statuierten Probe am Exempel gezeigt, daß weder Fanny noch ihr junger Mann gewillt waren, ihre Freigeistigkeit bis zum Austritt aus ihrem Glauben zu treiben.

Nathan Arnsteiner hatte, wir sagten es, im Kreise von vier Geschwistern seine Kindheit verbracht. Seine älteste Schwester Judith war schon gestorben. Die zweite, Merle oder Marianne, hatte sich einem Geschäftsfreund des Hauses, Salomon Herz, vermählt. Ein jüngerer Bruder war nach Fürth verzogen. Der jüngste Sohn, Joseph, ging in Wien, wiewohl er im Handel des Vaters verblieb, seine eigenen Wege. Er war, man weiß es aus seinem eigenen Munde, der Eltern Lieblingskind. Doch so wollte es der alte und strenge Brauch, daß der Erstgeborene, Nathan, des Vaters Wohnung teilte und darauf hoffen durfte, dessen Geschäfte einst allein zu übernehmen, indes die Brüder sich gezwungen sahen, früher oder später ihren eigenen Haushalt und Handel zu begründen. Es läßt sich vermuten, daß Joseph anziehender, begabter und geistreicher war als der behäbigere Nathan. Zugleich wohnte in ihm ein Eigenwille, der ihn dazu trieb, sich von dem Glauben seiner Eltern, die ihn der Tradition getreu aus dem Hause gewiesen hatten, gänzlich loszusagen, so daß er sie auf immer verlor.

Ein Jahr, nachdem sie zur Hochzeit ihres ältesten Sohnes nach Berlin gefahren waren, begaben sich Adam und Sibilla abermals dorthin, um der Trauung ihres Jüngsten beizuwohnen. Noch ganz das gehorsame Kind seines Vaters, hatte Joseph einer Ehe mit Johanna Strelitz zugestimmt, der Tochter des Berliner Kaufmanns Abraham Markus Strelitz, Mendelssohns gutem und geliebtem Freund. Er brachte seine Frau nach Wien zurück. Eine kleine Tochter wurde ihm geboren. Ob Johanna im Kindbett starb, ob sie einer Krankheit erlag, ist nicht überliefert. In jedem Falle war sie bereits tot, als das Wiener Diarium vom zehnten Oktober 1778 den folgenden Bericht veröffentlichen konnte:

»Den 28. des vorigen Monats September, hatten wir hier abermal ein rührendes Beispiel von dem Eifer zur christlichen Religion, da des Adam Isak Arnsteiner, eines der ansehnlichsten Juden allhier jüngster Sohn, Joseph Adam Arnsteiner, von dem hochedelgebohrnen Hochwürdigen Herrn Domkantorn, und der Metropolitankirche Prälaten, wie auch des erzbischöflichen Konsistorii wirklichen Rath de Terme, die heilige Taufe empfangen. Der neu angegangene Herr Täufling, von dessen menschenfreundlichem Herzen noch als Jud, wir schon in unseren Zeitungsblättern unterm 25. April dieses Jahres, unter dessen verborgenem Namen viel Rühmliches sagten, hat sich durch eine allzeit gut gehabte Aufführung nicht nur von den jüdischen Rabbinern den Beyfall eines ihrer ersten Gelehrten zugezogen, sondern auch alle Christen und Juden, die mit ihm einen Umgang gepflogen, geben ihm das Zeugniss eines geschickten und rechtschaffenen Mannes, und wie seine Absichten zur christlichen Religion rein, und uneigennützig gewesen, so wünschen wir auch, daß dieses Beyspiel zur Nachfolge seiner noch in der Finsternis zurückgelassenen Mitbrüder diene, und sie auch dermal-einstens zu diesem glücklichen Entschlusse führen möge.« Vier Tage später fügte die Zeitung hinzu, daß »den 30. des nämlichen Monats dessen einziges Töchterlein ebenfalls die heilige Taufe empfangen habe«.

Vielleicht hatte Joseph nicht geahnt, oder sich darüber hinweggetäuscht, daß dieser Schritt den Bruch mit seinem Elternhaus bedeuten würde. Als es dazu kam, war er zwar erschreckt und bedrückt, verfolgte jedoch unbeirrt seine Absicht weiter, sich in der christlichen Welt gänzlich heimisch zu machen. Er heiratete ein zweites Mal, nunmehr die hochgeborene Baronesse Barbara von Albrechtsburg. Er zeugte mit ihr Kinder, die sich mit dem alteingesessenen Adel, aber auch mit Nachkommen des gleichfalls getauften Freiherrn Wetzlar vermischen sollten, und er suchte fünf Jahre nach seinem Übertritt bei der Böhmischen und Österreichischen Hofkanzlei um Erhebung in den Ritterstand an. Das Schreiben der Kanzlei, mit dem seine Bitte an den Kaiser weitergeleitet wurde, enthält den Hinweis: »Für seine Person hat der Supplicant, seit er den katholischen Glauben angenommen, weiter keine eigenen Verdienste, und vorhin als Jud hat er auch keinen eigenen Handel, sondern blos unter der Leitung seines Vaters geführt. Indessen ist aber auch wahr, daß wenn er sich hier ankaufen will, ihm der Ritterstand nötig ist, um Landmann werden zu können; und man unterziehet es also

der allerhöchsten Gnade, ob ihm der Ritterstand gewährt werden kann.« Die Antwort war, es sei »dem Arnsteiner Zusage zu ertheilen, daß ihm, wenn er sich eingekaufet haben würde, der Ritterstand gegen Erlegung der gewöhnlichen Taxen wieder ertheilet werde«. Im Mai 1783 hatte er das Gut Weinwarts bei Müggendorf erworben und wurde darauf, als Joseph Michael Edler von Arnstein, vom Kaiser zu einem Ritter gemacht.

Zwar war ihm der Adel nötig, um Landmann zu werden, doch konnte er es sich, nach der Trennung von seines Vaters Geschäften, nicht erlauben, müßig zu sein. Das Gut Weinwarts warf zu wenig ab, um ihn und die Baronesse Albrechtsburg standesgemäß zu erhalten, und so führte er denn, »unter eigener Raggion«, ein Wechselgeschäft am Kohlmarkt fort. Jenes Anwesen hatte er freilich noch mit Hilfe eines Betrages erworben, den ihm sein Vater ein Jahr nach dem Übertritt zugestanden hatte. Durch Vermittlung des Kanonikus de Terme, der ihn im Stephansdom getauft hatte, war ein Vergleich mit den Eltern zustandegekommen, wonach dem verstoßenen Sohn unter Verzicht auf sein Erbteil eine Abfindung ausgezahlt wurde. »Adam Isaac Arnsteiner und seine Frau verpflichten sich«, so hieß es darin, »trotzdem sie auf seine Reisen und Studien 15.000 Gulden verwendet und bei seiner Verheiratung 35.000 gegeben haben, noch 50.000 zu geben« 30. September 1779«. Von seines Vaters Geld und Gut wie von dessen Liebe abgeschnitten, versuchte Joseph wiederholt, aus kindlicher Neigung wie aus praktischeren Gründen, eine Versöhnung zu bewirken. Ein Brief, den er kurz vor dem Tod der Vaters schrieb, ist durch Zufall erhalten. Er spricht für alle, die in jener Zeitenwende die Abkehr von jahrtausendealten Geboten und Lebensregeln wagten – eines der lebendigsten und auf schlußreichsten Dokumente der Emanzipation:

Verehrungswürdige Eltern!
Glauben Sie theuerste Eltern, daß seitdem ich Ihnen zum letzten male mein Herz entdeckte, ich wohl hundertmal im Begrife wa den Schritt zu wagen: den ich jetzo unternehme.

Nur Ehrerbietung, und Furcht, daß Sie meine Freyheit übel aufnehmen dürften, hielten mich davon ab, mich schriftlich an Sie zu verwenden; ich wollte Ihnen vorhero durch vieljährige Erfahrung, durch eine Reihe Tathandlung unwiderlegbar darthun, daß Ihr Sohn, Ihrer nicht unwürdig ist; daß keine Nebenabsicht, kein Hang zum Wohlleben, kein Wunsch zur Zügellosigkeit ihn leitete, da er Ihren Glauben verlies, und sich überzeugt fand, daß auf einem anderen Weege Heil und Seelenruhe anzutreffen seye. – Ich habe seit dieser Zeit nichts unversucht gelassen, kein Mittel vernachlässiget, um Sie zu bewegen mir zu erlauben, daß ich mich Ihnen nähern, daß ich die Hand meiner verehrungswürdigen Eltern küssen dürfe; allein vergebens! Entweder ist meine Bitte nicht zu Ihren Ohren gekommen, oder leider nicht in Ihr Herz gedrungen. – Ich bin Ihr Sohn theuerster Vater! Ihr vormals geliebtester Sohn, der jedermann unter die Augen tritt, ihm eine Thatsache zu sagen, die ihn der Liebe der Zuneigung seiner Eltern hätten unwerth machen können; wäre dies, wäre ich mir ein Vergehen gegen Sie bewußt, ich würde alsdann weit ruhiger seyn; ich würde geduldig harren, bis sich Ihr Herz erweichte, ich würde denken, ich habe für meine Verbrechen zu büßen, und nur eine angemessene Strafe könne die Aussöhnung wieder hervorbringen; aber ich bin unglücklicher Weise in dem Falle der Schwermüthigen, die es dann am anhaltesten sind, wenn sie keine Ursache ihrer Niedergeschlagenheit anzugeben wissen, denn ich weiß mir kein Gebrechen vorzuwerfen, welches mich einer solchen marternden Züchtigung hätte aussetzen sollen.

Zwar weiß ich es, geliebteste Eltern, was die Eindrücke der Erziehung und der misverstandenen Religion gewöhnlich hervorbringen, aber wären Sie wohl im Stande Ihren Sohn deswegen zu hassen, weil er andere Glaubensgrundsätze als Sie heget? in den Zeiten der Aufklärung, unter der Regierung unseres allergnädigsten Monarchen der Toleranz und allgemeine Duldsamkeit in jeder seiner Handlung zum Beispiel aller seiner Unthertanen darstellet, der jedem das *glauben* läßt, was er will, wenn er nur so handelt, wie er soll; unter einer solchen Regierung, unter der Sie

dem jüdischen Gesez zugethan, den gleichen Schuz, die gleichen Rechte, wie jeder andere Mitbürger genießen, wo sie Ihre Schätze gesammelt, und ruhig verzehren können, ohne Druck, ohne Zwang zu befürchten, unter einer solchen toleranten Regierung sollten Sie einen unschuldigen, tadelfreien Sohn hassen, ihn, der um nichts als um den Zutritt zu seinen Eltern, um ihren Seegen flehet, von sich stoßen, weil er nicht mit Ihnen einerlei theoretische Grundsätze heget? und Ihr unschuldiges, unmündiges Enkel aus ihrem Angesichte auf immer verbannen, welches nichts anderes that, nichts anderes thun konte, als dem gutgemeinten Willen seines Vaters zu gehorchen! Ich berufe mich hierinfalls auf meinen noch jüdischen Bruder und dessen Gemahlin meine Schwägerin, die so oft in die große Welt kommen, und aus eigener Erfahrung sehen, daß ihnen bei den Mitgliedern der zahlreichen herrschenden Religion, mit aller Liebe und Achtung begegnet werde, zur nemlichen Zeit, als Sie aus Religionshaß einen vormals geliebten Sohn aus Ihren Augen verbannen! Ihre Religion selbst, theuerste Eltern! verdammt niemand auf ewig, und dennoch wollten Sie schon in diesem zeitlichen Leben unerbittlich streng seyn!

Nochmals, demnach, verehrungswürdige Eltern, flehe Ich, erhören Sie meine Bitte, die keinen Eigennutz, keine Nebenabsicht zum Gegenstande hat, erlauben Sie, daß ich und mein liebes Kind, Ihr Enkel, sich Ihnen nähern, ja täglich zu Ihnen kommen dürfe, daß wir Ihre Hände küssen, Ihren Seegen empfangen können. Wir sind Menschen, theuerste Eltern! Menschen, die heute blühen, und Morgen welken, welch schaudervoller Gedanke ist es nicht für mich, und ich darf hinzusetzen, muß es auch für Sie seyn, wenn einer von uns aus diesem Zeitlichen weggerücket würde, ohne daß eine vollkommene herzliche Versöhnung und Vereinigung vorausgegangen wäre. – Bedenken Sie demnach, ich beschwöre Sie diese Umstände, bedenken Sie die Worte des weisen Salamo: *wer in den Schranken der Gesetze bleibt, ist ein Sohn des Weisen, wer dem Verschwenden nachgehet, bringt seinem Vater Schande.*

Bestimmen Sie mir und meinem Kinde die Stunde, wo wir uns zu

unseren Eltern verfügen dürfen, und glauben Sie, daß ich bis zum letzten Athemzuge meines Lebens bin

Ihr Theuerster Sohn
Michael Joseph Edler v. Arnsteiner.

Ob die Eltern dieser Bitte stattgaben, ob sie ihn und seine kleine Tochter Caroline, der unglücklichen Johanna nachgelassenes Kind, in Gnaden aufnahmen, ist nicht bekannt. Doch man muß daran zweifeln, daß seine rührende und sicherlich tiefempfundene Rechtfertigung ihr Herz erweichte, denn in den Testamenten Adams und Sibillas aus den Jahren 1785 und 1787 ist er nicht bedacht. Dies waren noch echte Nachkommen der Frauen und Männer, die tanzend und springend, als ginge es zur Hochzeit, zum Brandhaus nach Erdberg gelaufen waren, die gleich »verdambten Teufels Martyrer biss über die Ohren in ihrer Bosheit und Hartneckigkeit verharrten«. Was ihrem jüngsten Sohn natürlich erschien, war für sie undenkbar. Die Kluft, die bisher zwischen ihnen und der gesamten Christenheit bestanden hatte, lag jetzt zwischen ihnen und ihrem Kind, lief mitten durch ein und dieselbe Familie, trennte die eine von der anderen Generation. Josephs jüdischer Bruder aber und dessen Gemahlin, die so oft in die große Welt kamen und aus eigener Erfahrung sahen, daß ihnen dort mit aller Liebe und Achtung begegnet wurde, fanden es nicht nötig, jenen entscheidenden Schritt zu tun. Bis zum Ende ihrer Tage blieben sie, selbst als sie alle Formen und Bräuche ihrer Religion abgelegt hatten, Mitglieder einer Gemeinde, deren Gleichberechtigung keineswegs errungen, der die völlige Freiheit lange nach Nathans und Fannys Tode noch vorenthalten war.

Daß die große Welt sie so freundlich aufnahm, wäre als ein Wunder erschienen, hätte ihre Epoche nicht ganz allgemein das Schauspiel einander widersprechender Meinungen und Regungen geboten. In Frankreich war durch Rousseau, in Deutschland durch Herder der Aufstand gegen den Rationalismus begonnen wor-

den. Gefühl und Verstand hatten einander den Krieg erklärt, poetischer Überschwang und trockenste Abstraktion kämpften um Vorrang in den Gemütern. Dennoch wurde von den beiden großen Gegenbewegungen der Zeit die Forderung nach Großmut und Milde gegenüber allen Mitmenschen vorerst noch in gleichem Maße erhoben. War es »dem geschärften Gewissen der Aufklärung unerträglich geworden, Rechtlose unter sich zu wissen«, so begriff die Empfindungsschwärmerei, mit der die Vorläufer der Romantik die ganze Welt in die Arme schlossen, auch bisher verachtete Erdenbürger ein. Wer an den alten Vorurteilen festhielt, waren gewisse Würdenträger eben jener Kirche, deren Begründer die Caritas gelehrt und geboten hatte, oder ausübende Organe einer absolutistischen Regierung, die weder liberale Vernunftherrschaft noch romantischen Idealismus gelten ließ. Die Wiener Gesellschaft, berührt, wenn nicht durchweht, vom Hauch des neuen Geistes und Weltgefühls, hatte ihre Konventionen gelockert. Obrigkeit und Klerus hielten, in Maria Theresias letzten Jahren, eisern an den ihren fest.

Die Vorschrift räumlicher Trennung der Juden von den Christen war bisher nur in Einzelfällen aufgehoben worden. Noch 1772 hatten die Bewohner des Wallisischen Hauses, nachdem sie dort ausgewiesen worden waren, nirgends Unterkunft gefunden, bis Franz von Sonnenfels, der mit der Taufe nicht zugleich die Intoleranz seiner neuen Glaubensbrüder angenommen hatte, ihnen sein Haus ›Zum weißen Stern‹ als Wohnstätte überließ. Immer wieder wurde aber, sei es von Seiten des engstirnigen Erzbischofs von Wien, Kardinal Migazzi, sei es von Seiten der Hofräte Loehr und Graf Hatzfeld bei der niederösterreichischen Regierung, der Versuch gemacht, die wenigen und mühsam errungenen Freiheiten der Juden zu beschränken. Um die Zeit, da Fanny bereits mit Caton, der jungen Frau des Hofsekretärs Obermayer, vertrauten Umgang pflog, rügte ein Gutachten Loehrs, daß »jüdische Weibspersonen in solchem Anzug, der von jenem einer Dame wenig unterschieden ist, mit und unter christlichen Leuten an öffentlichen Orten in Gesellschaft und Umgang sich befinden«.

Freilich stand die Böhmisch-Österreichische Hof- und Staatskanzlei, in der Obermayer Sekretär und der fortschrittliche Hofrat von Greiner Referent für Niederösterreich war, nicht auf bestem Fuß mit der niederösterreichischen Regierung. Ja, sie widersetzte sich sogar einer neuen drückenden Judenordnung, die jene noch 1778 im Sinne der Kaiserin einführen wollte. »Der genauere Umgang mit Christen«, erklärte die Kanzlei, »wovon eigentlich keine besonderen Klagen oder schlimmen Folgen im Publico bisher zu vernehmen gekommen, läßt sich nicht anders, als durch die Christen selbst abstellen, auf die es ankömmt, wem sie den Zutritt in ihren Häusern gestatten wollen. Man sieht auch im Grunde das so große Übel nicht ein, so hieraus zu besorgen seye und so außerordentliche Anstalten notwendigen machen könnte.«

In einem einzigen hohen Beamten der niederösterreichischen Regierung, dem aus dem Reußischen zugewanderten Hofrat von Gebler, fand die Kanzlei einen Verbündeten, welcher zu bedenken gab, es könnten »von Seiten der doch einige Rücksicht verdienenden reichen jüdischen Häuser, z. B. eines Arnsteiners, auch wegen sonst nicht treffen könnender auswärtigen Heurathen, des Davongehens rechtschaffener Buchhalter etc., Vorstellungen geschehen und das Beyspiel anderer katholischer Länder, namentlich des Großherzogtums Toskana und Frankreichs, angeführet werden. Wenn inzwischen dennoch eine neue, schärfere Judenordnung publicirt werden soll, so scheinen mir die Erinnerungen der B.Ö. Kanzley circa formale aller Rücksicht würdig.« Worauf eine kaiserliche Resolution vom Dezember jenes Jahres beschloß, daß keine neue Anordnung in Beschränkung der Juden zu erlassen sei, »sondern nur darauf zu sehen, daß die Judenordnung von 1764 aufs genaueste beobachtet werde«.

So war denn Maria Theresia noch kurz vor ihrem Tod darauf bedacht, »hier die Juden zu vermindern, keineswegs mehr zu vermehren, unter keinem Vorwand«. Es lebten damals neunundneunzig Familien, darunter fünfundzwanzig tolerierte, in Wien, mit Kindern und Bediensteten insgesamt nicht mehr als fünf-

hundertzwanzig Personen. Sie hatten vom Ableben der Kaiserin und vom Regierungsantritt Josephs viel zu erwarten. Doch sie äußerten kein Wort der Klage oder der Hoffnung, sondern duckten sich und schwiegen still, während über ihren Köpfen der Widerstreit der Ämter tobte. Aus ihren Reihen gelangte kein Gesuch oder Anliegen zu den Ohren der Regierung. Hingegen nahmen sie, soweit es ihnen verstattet war, teil am Geschick ihres Landes und am Aufstieg ihrer Stadt.

Sie seufzten, als über der Erbfolge in Bayern ein neuer Hader mit Friedrich entstand, und atmeten auf, als nach zehn Monaten unblutigen Krieges Frieden geschlossen wurde. Sie lustwandelten in dem der Allgemeinheit eröffneten Augarten und besuchten das jüngst zum ›k.k. Hof- und National-Theater‹ erhobene Schauspielhaus nächst der Burg. Sie bewunderten die neue Pflasterung der wichtigsten Gassen Wiens zu beiden Seiten mit würfelförmig behauenen Granitsteinen; sie erfreuten sich der Prachtfeste, deren es winters und sommers so zahlreiche gab, der Schlittenfahrten des Adels, der feierlichen Aufzüge, der Feuerwerke im Prater; sie strömten zur Hundertjahrfeier des Endes der großen Pest an der Dreifaltigkeitssäule am Graben, wobei die Kaiserin im schön geschmückten ›Gewölb bey der weißen Taube‹ an eben jener Stelle stand, an der ihr Großvater Leopold die Einweihung vorgenommen hatte; und sie erschraken nicht wenig, als einige Tage später der große Pulverturm an der Nußdorfer Linie in die Luft flog und viele Häuser am Liechtental, Thury und Himmelpfortgrund zerstörte. Wien war ihre Heimat; sie kannten keine andere und bekannten sich zu ihr, auch wenn sie nur selten Gegenliebe fanden.

Die Kaiserin indessen war dick und schwerfällig geworden, konnte sich kaum mehr bewegen und mußte sich auf einem grünsaffianen Canapé mit Maschinen in ihre Gemächer in der Burg und zum Altan der Schönbrunner Gloriette hinaufziehen lassen. Im Herbst 1780 befiel sie ein Brustkatarrh. Ihr Glaube, der sie eben so gut und glücklich wie unduldsam gemacht hatte, half ihr, den Schmerz wie den Gedanken an ihren Tod mit Größe zu ertragen.

Sie saß im Lehnstuhl, umgeben von ihrer Familie, und harrte geduldig der ewigen Seligkeit. Gegen neun Uhr abends am 29. November verhauchte sie ihr Leben.

An demselben Tag brachte Fanny in Berlin, wohin sie zur Geburt ihres Kindes gereist war, eine Tochter zur Welt.

Es war vermutlich die erste, wenn auch gewiß nicht die letzte ihrer Heimfahrten ins Elternhaus, auf der ihr die kleine Henriette geboren wurde. Wann immer ihr die Lust an der lauen Wiener Luft, dem weichen Wiener Umgangston, der gemächlichen Gangart des Wiener Geistes verging, begab Fanny sich nach Berlin, um dessen frischen Wind, scharfe Kontur, schneidenden Witz und behenden Verstand zu genießen. Sie erquickte sich im Kreise ihrer klugen Schwestern, deren zwei, Cäcilie und Rebecca, sie später mit sich zog und in ihrer Nähe heimisch machte. Und sie freute sich des Wiedersehens mit den Brüdern, obgleich Umsicht und Weitblick ihres Vaters nicht in gleichem Maße bei ihnen anzutreffen waren. Ihr ältester Bruder Isaac hatte sich, gleich seinen Brüdern Benjamin und Jacob, einer Base aus dem Hause Wulff vermählt, wie auch Cäcilie in erster Ehe einen Neffen ihrer Mutter geheiratet hatte. Mit diesen und zahlreichen anderen Schwägern und Schwägerinnen besaß Fanny eine weitverzweigte Familie, die sich um sie scharte, wann immer sie in die preußische Hauptstadt kam. Überdies fand sie in Berlin, was sie selbst in Wien zu begründen hoffte: sie fand die Anfänge des literarischen Salons.

Unter Friedrich dem Großen waren Hof und Gesellschaft weitgehend französisch geworden. Ihre Lehrer waren Pariser Philosophen; Franzosen hatten das neue Gymnasium eingerichtet, und zum Präsidenten der von seinem Großvater gegründeten Berliner Akademie hatte der König Maupertuis bestellt. Aus Paris war das Beispiel eines ständigen geselligen Gedankenaustauschs, einer Pflege gelehrter Konversation herübergedrungen und hatte zur Nachahmung angeregt. Die Zusammenkünfte in

den Häusern der Marquise du Deffand, der Marquise d'Epinay, der Madame Geoffrin und der Mademoiselle de Lespinasse fingen an, unter ihren preußischen Anhängern Schule zu machen. Freilich zögerte der Adel noch, seine formellen Empfänge aufzugeben, hielt das Bürgertum, dem der Sinn für höhere Bildung fehlte, »nach deutschem Brauch an der Einfachheit des Haushalts« fest. So blieb es vornehmlich jüdischen Kreisen überlassen, nach dem Pariser Vorbild Kunst und Gesellschaft miteinander zu vereinen. Sie besaßen Gaben, die ihnen erlaubten, sich schneller als ihre Landsleute der französischen Kultur anzuschließen – »wirklichen Geist, Witz und Geschmack, feine Dinge fein auszudrücken, spöttischen Ton und sofortige Aufmerksamkeit für das Lächerliche, endlich den Instinkt eines gewissen praktischen Rationalismus in ihrer Lebensführung«. Bei ihnen, die mit wachsendem Wohlstand ihr Streben nach Wissen und Weisheit, nach der Erkenntnis des Wahren und dem Besitz des Schönen befriedigen konnten, begannen sich nun liberale Menschen von adeliger Geburt zu versammeln, denen ihre Familie und hergebrachter Umgang nur wenig Anregung boten. So entstand, wie ein späterer Betrachter es ausdrückt, »eine ganz eigentümliche geistige Atmosphäre in Berlin, ein Gemisch von Judentum, von ›Erleuchteten‹, wie unsere Vorfahren sie nannten, und einer Art von gallischem Attizismus«.

Zu den ersten Häusern, in denen solche Zirkel sich bilden durften, gehörte das des Rates Benjamin Ephraim, der als jüngster Sohn des Münzmeisters seinen umfochtenen Namen zu verdienter Ehre erhob. Bereits 1761 war er nach Amsterdam gegangen, um in Verbindung mit der väterlichen Firma ein Handelshaus zu errichten, hatte sich dort mit einer reichen Erbin, Gretche Levin Philip, vermählt, und war bald darauf mit ihr nach Berlin zurückgekehrt. Nun legte er in seinem Stadtpalais eine Bildersammlung an, die jener Daniel Itzigs nicht nachstand und Gemälde von Caravaggio, Poussin und Roland Davery enthielt. In seine prunkvoll gezierten Räume kamen, wenngleich noch wenig Leute von Stand, doch einige von Namen, wie etwa Leuchsenring, ein Mitglied

des Sturm- und Drangkreises und Urbild von Goethes ›Pater Brey‹, der später sogar Ephraims Tochter Adele heiraten wollte. In den achtziger Jahren führten seine Nichten Sophie und Marianne Meyer, die nachmalige Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg, junge Söhne aus altem Hause bei ihm ein, nachdem sie durch ihren frühen Übertritt zum Christentum Zugang zu ihnen gefunden hatten.

Doch Benjamin Ephraim, gleich Daniel Itzig und dem weit ärmeren, wiewohl erheblich höher verehrten Mendelssohn, in deren Häusern sich ebenfalls die Anfänge eines ›geistigen Berlin‹ gebildet hatten, wußte noch keineswegs die Spitzen der Gesellschaft mit denen der Dichtkunst, Politik und Wissenschaft bei sich zu vereinen, wie dies ein bis zwei Jahrzehnte später einer Reihe begabter Frauen gelang. Als Fanny zum erstenmal nach ihrer Heirat ihre Vaterstadt besuchte, war Henriette Herz sechzehnjährig und kurz vermählt, Dorothea Mendelssohn etwas jünger und Rahel Levin ein Kind von neun Jahren. Ehe mit ihnen die Blüte des Berliner Salons begann, hatte Fanny bereits den ihren in Wien gegründet.

Die Kaiserin war tot, ihre Welt war mit ihr dahin, und ihr alter Widersacher Friedrich durfte mit Recht ausrufen: »Voilà un nouvel ordre de choses!« In der Tat ging Joseph unverzüglich daran, sämtliche Reformen, die er geplant hatte, in die Tat umzusetzen. Er machte dabei, wie der spöttische Betrachter auf dem preußischen Thron erklärte, den zweiten Schritt vor dem ersten, eilte seiner Zeit und den Wünschen seiner Untertanen voraus und versuchte, diese zu ihrem Glück zu zwingen. Gleich anderen Weltverbesserern, deren es freilich in seinem liebenswürdig skeptischen Land nicht viele gab, war er von der eigenen Unfehlbarkeit durchdrungen, hielt sich, da er das Gute und Gerechte wollte, unter allen Umständen selbst für gut und gerecht, übte Kabinettsjustiz und Favoritismus, ließ seinen Schmerz über enttäuschtes Vertrauen an Unschuldigen aus, besaß wenig Humor

und war nicht geneigt, die Menschen nach ihrer Fasson selig werden zu lassen. ›Suaviter in re, fortiter in modo‹, führte er ein Regime der Milde mit eiserner Hand. So war denn die Idee des Josephinismus vielleicht wertvoller als alles, was Joseph selbst bewirkte. Manche seiner Einrichtungen verfielen wieder, sobald unter seinem Neffen Franz die Reaktion einsetzte; andere stellten sich bald als unzureichend oder verfehlt heraus. Fraglos wußte sein Bruder Leopold, dieser unschöne und ausschweifende Mann, in seiner kurzen Regierungszeit mehr Einsicht und staatsmännische Klugheit an den Tag zu legen. Aber Joseph wurde zum Begriff; um ihn bildete sich die Legende. Was jemals danach in Österreich freiheitlich war, berief sich auf ihn, der die Freiheit vom Thron herab dekretierte wie ein absolutistisches Prinzip.

Seine bedeutendsten Taten vollbrachte er im ersten Jahr der Alleinherrschaft, ganz als ahnte er, wie bald ihn die äußere Politik an weiteren Reformen im Inneren hindern sollte und wie kurz die Zeit seines Wirkens bemessen war. Noch im Winter 1780 wurden auf seinen Befehl die Conduitenlisten bei den Beamten eingeführt, um die mittelmäßigen von den guten Köpfen zu scheiden. Im Februar darauf schaffte er die Befugnis des Hofes ab, in jedem bürgerlichen Hause ein freies Quartier für Beamte zu fordern; im Juni genehmigte er ein erleichtertes Zensurgesetz, zugleich das erste Toleranzpatent, die Nichtkatholiken betreffend, indes ein zweites über die Duldung der Juden in Vorbereitung war; im November 1781 hob er die bereits gemilderte Leibeigenschaft in Böhmen, Mähren und Galizien völlig auf; und im Dezember bestätigte er einen Entwurf zur Säkularisierung zahlreicher Mönchs- und Nonnenklöster. Zugleich wurde eine neue zweckmäßige Finanzverwaltung und eine neue Gerichts- und Konkursordnung eingeführt, wurden in der öffentlichen Erziehung, dem Kirchenwesen und Landbau längst fällige Verbesserungen vorgenommen.

Ein frischer Wind der Zukunftsfreudigkeit durchwehte das Land. Als Fanny mit ihrem kleinen Kind nach Wien zurückkehrte, wurde sie sogleich von jener hoffnungsvollen Zuversicht mitgerissen, die alle verständigen Geister durchdrang. Nicht, daß ein äußerer Glanz Josephs Regierungsantritt begleitet hätte! Es war im Gegenteil seit dem Tod der Kaiserin viel von dem feierlichen Gepränge verschwunden, mit dem die Feste des Kaiserhauses, des Klerus, des Militärs vor sich gegangen waren. Joseph lebte weiter in betonter Einfachheit, und nur in seinem Sommerschloß Laxenburg empfing er Auserwählte der Wiener Gesellschaft, Hofherren und Gesandte mit einigem Aufwand, mit Opern, Komödien und Spielen aller Art. Doch das Bewußtsein, die Last einer schier unabänderlichen Vergangenheit abgeschüttelt zu haben, eine Zeitenwende mitzuerleben, mit einem neuerdings geläufigen Wort ›modern‹ zu sein, erschien dem klügeren Teil seiner Untertanen besser als der Anblick prunkvoller Aufzüge, hinter denen sich das unerbittliche Walten von Feudalherrschaft und Beamtenstaat verbarg.

Gewiß hatte Joseph, gegen den Widerstand seiner Mutter, noch zu ihrer Lebzeit mit einer Reform des öffentlichen Lebens begonnen. Er hatte neue Schulordnungen durchgesetzt, an der Wiener Universität fortschrittliche Lehrer ernannt und das Entstehen einer ›deutschen Gesellschaft‹ begünstigt, die Kunst und Wissenschaft fördern und die Sprache reinigen sollte. Nicolai hatte längst die Hoffnung ausgesprochen, es würden in Österreich, wenn einmal die »philosophische Denkungsart« dort Verbreitung fände, Schriftsteller von erster Größe auferstehen. Klopstock hatte dem Kaiser, der dies bewirken wollte, seine ›Hermannsschlacht‹ gewidmet. Doch erst jetzt, da Joseph die Härten der Zensur gemildert hatte, wagten sich die Dichter aus ihrer vorsichtigen Reserve hervor.

Das Ergebnis war zunächst enttäuschend, ja beschämend. Eine Fülle minderwertiger Broschüren, sogenannter Sechskreutzerhefte, überschwemmte die Residenz. Die ›Büchelschreiber‹ entließen, noch in einer aus »Klosterdeutsch, Provinzdialekt und holprigem Kanzleistil« gemischten Sprache, einen Schwall der flachsten Ergüsse über jeden beliebigen Gegenstand, »von den Stubenmädchen bis zum Papste, und von den Hunden und Kat-

zen in Wien bis zum Erzbischof«. In ihren eigenen Reihen wurde darüber gespottet. »Es ist ja itzt Preßfreyheit. Jeder schmiert, wie er nur kann«, seufzte das anonym verfaßte ›Lamentabel der gnädigen Frauen der gegenwärtigen Zeit‹. Und es fuhr fort: »Mein Gott! Diese Leute schreiben so nur für's Geld, unmöglich für Ehre; denn das Geschreibsel, was itzt alles heraus kömmt, kann unmöglich, sagt man, alles gesunder Menschenverstand seyn. Die Schriftsteller sudeln alles untereinander: Kohl und Rüben. Einer giebt in möglichster Eile ein Schriftchen von was immer heraus, ein Anderer widerlegt sie. Der dritte schimpft beyde; dann folgt eine ganze Legion von Rezensenten, schimpfen einander wie's Lumpengesindel schriftlich herum, und balgen sich bis die Hölle: wenn das Publikum nicht endlich sein Geldchen besähe!«

Bis zu »Schriftstellern erster Größe«, die sich mit Herder, Lessing oder Klopstock, ja auch nur mit Wieland oder Gottsched messen konnten, war es noch weit. Doch nicht alle »Autorsfedern purgirten« – wie der empörte Johann Friedel es nannte – in Österreich. Es gab Poeten und Gelehrte, die sich eng an das deutsche Vorbild anschlossen, sich an die Schwingen wahrer Dichter hefteten, wenn ihr mäßiges Talent zu eigenem Höhenflug nicht fähig war. Unter Maria Theresia waren die beiden Jesuiten Michael Denis und Karl Mastalier zu einigem Ruhm gelangt, Nachahmer der Klopstockschen Oden und der Hallerschen Landschaftsmalerei. Neben ihnen sonnte sich der Lyriker Lorenz Leopold Haschka, ebenfalls ein früherer Jesuit, im Beifall seiner Zeitgenossen und im Schutze seiner Hauswirtin, der Hofrätin von Greiner, die »wöchentlich etlichemal gelehrte Versammlungen gab«. Von ihm berichtete der anonyme Schreiber des ›Lamentabel‹, er habe Goethe einmal mitgeteilt, »daß er, Haschka, ebenso alt sey als Goethe, folglich Deutschland am nämlichen Tage zween so große Kraftgenies erzeuget habe«, aber keine Antwort darauf erhalten habe. Nun begnüge er sich, Frisur und Kleidung à la Goethe zu tragen.

Indes ermunterte dieser Haschka einen edeldenkenden jungen Mann von Adel, Johann Baptist von Alxinger, sich der Dichtkunst zu widmen, worauf dieser epische Gedichte nach Wielands Manier abzufassen begann. Auch moralisierende Verse schrieb der gute Alxinger, wie das ›Lied eines alten Juden‹, das in seiner rührenden Einfalt an Blakes Klage des ›Kleinen schwarzen Jungen‹ erinnert:

Wer bist du denn, der Meer und Land
Despotisch sein nennt, dessen Hand
in Ketten unsre Hände schließt?
Wer bist du denn, du stolzer Christ?

Gehört der Jude nicht, wie du,
dem großen, weisen Gärtner zu,
der will, daß Blumen gleich um ihn
Religionen keimen, blühn?

Den ihr als einen Gott verehrt,
Der hat euch das wohl nicht gelehrt,
Denn Liebe nur war sein Geboth,
Das war sein Leben und sein Tod.

Aus der Reihe kleinerer Talente ragten noch der Dramatiker Ayrenhoff, ein im französischen Stile schreibender Feldmarschallleutnant, der boshafte Polemiker Blumauer und der brave Poet Ratschky hervor – drei Autoren, deren Ruf gleich dem Alxingers über Österreichs Grenzen hinaus zu dringen vermochte. Doch von allen, die sich im josephinischen Wien zur Literatur bekannten, vom Prälaten Rautenstrauch bis zu den Eibel, Heinke, Benzur, Curalt, Lauber, Gmeiner, Watteroth, Effinger, Grossinger, Retzer und wie sie sonst wohl hießen, ist kaum ein einziger auf die Nachwelt gekommen, und nur dank dem Umstand, daß der kaum weniger vergessene Johann Friedel seinem Berliner Freund von ihnen erzählte, werden sie hier überhaupt erwähnt.

Immerhin: es lebten neben vielen schlechten Schriftstellern einige gute Gelehrte. Es lebte der eitle und eklektische, aber verdienstvolle Sonnenfels, dessen Sprache an Lessing, den er gleichwohl von Wien fernzuhalten verstand, geschult war. Es lebten Männer wie Jacquin, Stoll, Sperges, Boris, Petrasch, Birkenstock und

Born, die in ihren Fächern der aufklärenden Bewegung dienten. Nicolai, der den Österreichern nicht eben zu schmeicheln liebte, rühmte sich, in ihrer Hauptstadt unter anderen den Arzt Auenbrugger, den Staatsrechtler Freiherrn von Pacassi, den Freund Winckelmanns Freiherrn von Riedesel kennen gelernt zu haben, von deren Leistungen er eingenommen war. Schließlich gab es Schöngeister in der Politik wie Gerhart van Swietens Sohn Gottfried, den Baron Spielmann oder den Grafen Pergen. Hielten sich Literatur und Wissenschaft in Wien auch nicht auf der Höhe seiner Musik, hatten sie bisher keine Erscheinung von europäischem Rang hervorgebracht, so bestand in ihnen genug Feinsinn, Geschmack und echte Bewunderung für die Größe der gleichzeitigen deutschen Dichtung, daß aus ihren Kreisen, vermochte man diesen nur einen gemeinsamen Mittelpunkt zu geben, ein Salon nach französischem Muster sehr wohl zu bilden war.

Ob es Fanny bereits in den ersten Jahren der josephinischen Regierung gelang, ihr Haus zu einem Sammelpunkt vornehmer Kunstliebhaber zu machen? Man darf es vermuten. Emilie Weckbecker und Johann Baptist Fuchs, auch ihr Schwager Joseph Michael, haben verbürgt, daß sie als jungverheiratete Frau viel in Gesellschaft ging. Nathan, ihr Mann, war im Jahre 1781 bekannt genug, um in einer Sammlung von Silhouetten, die Gonord mit Texten von Alxinger herausgab, in Spitzenjabot und Zopfperücke, das gutmütige Antlitz schon von einem leichten Doppelkinn geziert, unter anderen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu erscheinen. Franz Gräffer aber, der berühmte Buchhändler, Journalist und Anekdotenschreiber, »ein Mann von Kopf«, wie man im Rokoko zu sagen pflegte, Mitverfasser der ›Österreichischen National-Enzyklopädie‹ und auf seine leichtfertige, schmetterlinghafte Art ein österreichisches Gegenstück zum ernsthaften Friedrich Nicolai – Gräffer schildert Fanny in einer ›Augarten Vision‹ der frühen achtziger Jahre sogar als vielbewunderte Dame, deren Meinung in der großen Welt maßgeblich war.

»Alles strömte nach dem Augarten«, beginnt sein Bericht. »Der Lustfeyerwerker Girandolini wollte heute eine außerordentlich imposante Production geben, Stuwern, seinem hitzigen Nebenbuhler im Prater zum Trotz. Die Witterung war köstlich, wie das ununterbrochene Luftkonzert des Chors jener Nachtigallen, die der Kaiser zum Öfteren anschaffte, um sie da auffliegen, und sich ansässig machen zu lassen.

Viele schöne Welt hatte sich bereits versammelt. Gar manche Familien hatten beym Hoftraiteur im Augarten selbst zu Mittag gespeist. Liebliche Musik von Blasinstrumenten, ›Harmonie‹ genannt, erscholl. Die Alleen begannen, sich zu füllen. In dem Baumgange, dicht neben dem kleinen, noch bestehenden Hause, welches der Kaiser während der schönen Jahreszeit häufig bewohnte, wandelte die in Jugendreiz, Anmuth, Bildung und Geist prangende Frau von Arnstein mit ihrem Gemahl. In ihrer Gesellschaft befand sich der merkwürdige königliche Neger Angelo Soliman in seinem durchaus weißen türkischen Costüm, und der General Ayrenhoff in Uniform.

Die Unterredung betraf des letztern Tags zuvor gegebenes Stück: ›Die große Batterie‹. Angelo überschüttete den Verfasser mit Lob. Es hat uns, sagte er, nicht minder auch meinem fürstlichen Freunde (er meinte den regierenden Liechtenstein) noch ungleich mehr befriedigt als Ihr ›Postzug‹, der große Friedrich möge diesen auch noch so sehr protegieren. Das Stück hat sehr wirksame Scenen, und die Charaktere sind trefflich gezeichnet.«

Gräffer beschreibt sodann, wie Ayrenhoff dieser Schmeichelei wohlgefällig lauscht und Angelo sich zu der Bemerkung versteigt, die Arbeit sei eines Voltaire würdig.

»Der kluge Arnstein sagte mit gentiler Geberde: Was wird Herr Hofrath Wieland dazu sagen? Gewiß nur Worte der Anerkennung! Obschon; aber ich muß gestehen, unter vielen Dingen, die ich nicht begreife, ist auch dieses, daß Sie Herr General und Wieland nicht die besten Freunde sind. Frau von Arnstein lächelte und kühlte ihr Grazienantlitz mit dem kostbaren Fächer. Sie enthielt sich des Wortes. Auf den Ausspruch dieser hochgebildeten Dame,

deren Urtheil mit Recht eben so viel galt und noch mehr, als das einer ganzen Akademie, auf dieses Urtheil war Ayrenhoff gespannt.

Als eine negative Aufforderung oder höfliche Einladung sich zu äußern, nahm Ayrenhoff, zur Dame gewendet, neuerdings den Hut ab. Sie aber fuhr fort, mild und süß zu lächeln. Der gefolterte Poet studierte dieses Lächeln; er fand aber nicht den entferntesten Ausdruck critischer Natur, weder des Beyfalls noch der Mißbilligung. Dieser Umstand brachte ihn bald zur Verzweiflung. Von den Worten der Frau von Arnstein hing das Schicksal der ›Großen Batterie‹ ab.

Herrn von Arnstein und Angelo Soliman entging diese Crisis nicht. Sie fingen an, sich beklommen zu fühlen. Aber Fanny besaß Mitleid und Großmuth. Dem peinlichen Zustand der drey Männer ein Ende zu machen, öffnete sie eben die liebreizduftenden Rosenlippen, als ein riesenhafter Mann in Majorsuniform von der Seite herantobte, die Hand an dem Degengesäß, auf den General Ayrenhoff zu.«

Nun wird geschildert, wie Trenck – kein anderer als der bekannte Abenteurer, Militär und Memoirenschreiber, der um jene Zeit Zuflucht in Österreich vor des großen Friedrich Zorn gefunden hatte – Ayrenhoff »coram publico apostrophiert: Geist verlange ich, Geist und Kraft und Leben, nicht flache, matte französische Nachahmerey.« Die beiden Herren geraten aneinander, Arnstein will sich zurückziehen, doch Trenck verspricht Mäßigung. Er schließt sich an Ayrenhoff an, drängt ihm den Arm auf, »und so schritten die beiden Söhne des Mars hinter dem ›kaiseraugenblauen‹ Atlaskleide der Frau Arnstein her, an deren rechte Seite Angelo sich begeben«. Trenck fragt Ayrenhoff, wie er als Soldat solches Zeug schreiben könne, der versucht, sich zu verabschieden, er wird mit Herrn von Arnstein in Geschäftssachen dringend zu sprechen haben. »Nichts da!« ruft Trenck und beginnt, sich von neuem zu ereifern. »Ihre Freunde intrigieren beim Hofkriegsrath gegen mich.« Fanny indessen ist mit ihrer Gesellschaft voraus gegangen.

»Mittlerweile«, heißt es bei Gräffer weiter, »war der Kaiser von einem Spazierritte zurückgekehrt. Seiner Gewohnheit nach hatte er sich unter die Lustwandelnden gemischt. Da gewahrte er Fanny von Arnstein. Wie er es stets zu halten pflegte, wenn er ihrer auf der Promenade oder in der Redoute ansichtig ward, so zeichnete er sie auch jetzt durch Gruß und Ansprache aus.

Er machte den Weg mit, ihr dicht zur Seite. Girandolini wird brav sein, sprach er. Alles Mögliche hat er aufgeboten, denn er wußte, daß Sie Zuschauerin seyn würden. Und Sie tragen, setzte er, auf ihr Kleid blickend, hinzu, meine Farbe. Ich liebe diese Farbe vor allen andern, entgegnete die Dame. Möchte das, was sie überhaupt ausdrückt: Heiterkeit und Frohsinn, Eurer Majestät stets beschieden sein.

Joseph versetzte, den Hut leicht lüftend und in verbeugender Haltung: Das ist leider schon deshalb nicht möglich, weil Sie, die Repräsentantin dieser wünschenswerthen Güter, nicht immer in meiner Nähe seyn können. Fanny schlug die Augen nieder. In ehrerbiethigen, sanften Tone, sagte sie: Um so glücklicher muß ich mich schätzen, wenn der Zufall es zuweilen herbei führt.

O der Zufall, bemerkte Joseph in fröhlicher Erregtheit, ist, dem blauen Himmel sei Dank, oft klüger und witziger als die Absicht und der berechnete Plan. Herr von Arnstein, sind Sie nicht auch meiner Meinung? Und Sie lieber Soliman? Wo haben Sie denn unsern Liechtenstein gelassen?

In diesem Augenblick vernahm man von dem nahen Gebüsch her Degengeklirr. Das Publikum strömte herzu. Ein widerliches Gedränge entstand. Ein Duell, riefen die Leute; ein Duell! Angelo Soliman suchte in diesem Gewühl Platz zu machen für den Kaiser. Dieser aber war viel rascher und energischer. Ehrerbietig wich die Menge zur Seite. Nur etwa zwanzig Schritte waren zu des Kaisers kleinem Hause. Er both der Dame und ihren Begleitern für den Augenblick Schutz in demselben an. Frau von Arnstein aber schien Anstand zu nehmen.

Da sprach Joseph: Bedenken Sie sich nicht: die Schönheit ist überall Königinn.«

Die kleine Erzählung ist nur eine unter den ›historischen Novellen, Genreszenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen‹, die der eifrige Franz Gräffer – ›Inhaber der goldenen Schriftsteller-Medaillen des Kaisers von Österreich und des Königs der Franzosen‹ – zu Ende seines Lebens, in den letzten Jahren des Vormärz, herausgab. Ihn beim Wort zu nehmen, wie es zahlreiche Historiker und Enzyklopädisten taten, darf man sich freilich nicht einfallen lassen. Weder muß man ihm glauben, Fannys Urteil habe damals, oder je nachher, das einer ganzen Akademie aufgewogen, noch aus seiner Schilderung schließen, Kaiser Joseph habe neben all den Bürgermädchen und Bahnwärterstöchtern, mit denen ihn die Nachwelt ins Gerede brachte, auch ihr seine zärtliche Neigung geschenkt. Ja, man wird sich sogar fragen, ob eine Szene, wie er sie hier darstellt, überhaupt stattgefunden haben kann.

Gräffer gibt kein Datum für sie an. Aber Ayrenhoffs Komödie ›Die große Batterie‹ wurde am 1. September 1783 im Fasantheater uraufgeführt, und Friedrich der Große, dessen Vorliebe für desselben Autors ›Postzug‹ erwähnt wird, war in jenem Jahre noch am Leben. Stuwers und Girandolinis Feuerwerke im Prater und Augarten fallen in die gleiche Epoche, in der auch die Vorliebe der Wiener Gesellschaft für den schwarzen Königssohn Soliman begann. Was schließlich die unwahrscheinliche Annahme betrifft, Joseph könnte den Reizen einer Jüdin zugänglich gewesen sein, so hat sie ebenfalls einen Halt in der Geschichte. Dieser seltsame Mann, den ein Biograph als »kalt und ohne Leidenschaft, die Frauen wie Statuen betrachtend«, schildern konnte, war zu sehr ein Sohn seiner Zeit, um sich allen Abenteuern zu entziehen. Fraglos hatte er seine erste Gemahlin wahrhaft geliebt. Doch der Volksmund hatte recht, wenn er ihm eine Anzahl heimlicher Amouren nachsagte. Nicht nur war er der Fürstin Eleonore Liechtenstein viele Jahre lang herzlich zugetan. Mehrere ›natürliche‹ Nachkommen, darunter die ›Wegmauteneinnehmersgattin‹ Anna Maria Wewerka, mochten als Beweise jener Huld dienen, die

Joseph gewissen seiner weiblichen Untertanen angedeihen ließ. So war ihm auch von der Tochter eines jüdischen Tempelsängers aus Schloßhof, der er einmal seine Gunst geschenkt hatte, ein Sohn geboren worden, welcher unter dem Namen Joseph Gottfried Pargfrieder aufwuchs, durch glückliche Spekulationen ein gewaltiges Vermögen errang und schließlich an der Seite des Feldmarschalls Radetzky begraben wurde.

Kurz, es ist durchaus möglich, daß sich hinter der künstlichen Vision Franz Gräffers ein Stück Wirklichkeit verbirgt, wie es ihm in seiner Kindheit zu Ohren gekommen sein mochte. Er selbst hatte Fanny, der er hier ebenfalls vorschnell den Adel verlieh, später die größte Verehrung entgegengebracht, ihren Liebreiz in einer anderen Skizze, ›Auf der Redoute‹, noch einmal in leuchtenden Farben geschildert und ihr auch in seiner ›National-Enzyklopädie‹ ein Denkmal gesetzt. War sie aber wirklich schön? Was keines der von ihr erhaltenen Bildnisse, weder ihr Jugendporträt von unbekannter Hand noch Kriehubers Medaillon aus reiferen Jahren, weder Kiningers Schabkunstblatt noch selbst die kleine Zeichnung, die sie im hohen bebänderten Strohhut der neunziger Jahre zeigt, vermuten läßt, haben viele ihrer Zeitgenossen behauptet.

»Eine hohe schlanke Gestalt, von Schönheit und Anmut strahlend«, so schildert sie Varnhagen, der ihr erst nach der Jahrhundertwende zum erstenmal gegenüberstand. »Die schöne Hebräerin« nannte sie ein anderer Memoirenschreiber, »die schöne, prächtige Frau des Hauses« ein deutscher Musiker, der von Jugend auf mit ihr bekannt gewesen war. Gräffer mochte also nur ausgedrückt haben, was der Zeitgeschmack wirklich empfand. In seiner Darstellung der Art und Weise aber, wie der ›kluge‹ Arnstein hinter seiner Frau zurücktritt und nur mit einem Seitenblick der Ansprache gewürdigt wird, verbirgt sich eine recht genaue Kenntnis der beiden Ehegatten.

Daß Fanny schließlich, und sogar früh, Zugang zum Kaiser fand, ist durch einen zuverlässigeren Bürgen erhärtet. In einem Brief an seinen Freund Benzenberg, den der preußische Staatsrat

Stägemann – während des Wiener Kongresses ein häufiger Gast im Arnsteinschen Hause – im April des Jahres 1819 schrieb, hatte er folgende Anekdote aus den Wochen vor Erlaß des Toleranzediktes zu berichten: »Als Frau von Arnstein in Wien zu jener Zeit, wie Esther den Ahasverus, den Kaiser Joseph um Wohlwollen für ihr Volk bat, antwortete er ihr: ›ich thue ja Alles für sie, was ich kann; aber leiden mag ich sie nicht; sehen Sie einmal, wie sie aussehen! Können Sie sie leiden?‹« Stägemanns Geschichte, die er zweifellos aus ihrem eigenen Munde vernahm, führt nicht an, welche Antwort Fanny dem Kaiser gegeben hatte. Vielleicht war sie, die vor allem anderen Witz besaß, von der vertraulichen Aufrichtigkeit seiner Worte entwaffnet. Ja, vielleicht teilte sie sogar den Widerwillen des Kaisers, der sich zu einer Kantorstochter herabgelassen hatte, gegen allzu ungestalte und anmutlose Kinder des Alten Testaments.
Wie sie von allem Anfang in die Nähe des Throns geraten war, läßt sich denken. Mehr als ein Band bestand zwischen ihrer Welt und der des Hofes. Eines, das Wohl wie Weh bedeuten sollte, war die Neigung des kaiserlichen Kabinettsekretärs Günther zu der Jüdin Eleonore Eskeles.

Die Eskeles waren eine uralte Familie, die aus Worms stammte und über Polen und Mähren nach Wien eingewandert war. Bereits im vierzehnten Jahrhundert lebte ihr Ahn, der weise Löwa der Ältere, in jener Stadt am Rhein. Seine Nachkommen brachten in jeder Generation bedeutende Gelehrte hervor, unter anderen den ›hohen Rabbi Löw‹ in Prag, dem die Sage, um seiner astronomischen und wohl auch astrologischen Studien willen, Wunderkräfte zugeschrieben hat. Von dessen Bruderssohn leitete sich um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts der hochverehrte Gabriel Eskeles ab, dessen Klugheit und Wissen so außerordentlich waren, daß man ihm den doppelten Rabbinertitel verleihen mußte. Gabriels Sohn Bernhard gab der große Samson Wertheimer eine seiner Töchter zur Frau, ohne ihn jedoch in sein

Welthandelshaus eintreten zu lassen, denn auch über diesen jungen Adepten der heiligen Bücher hatte man »in zartem Alter den goldverbrämten Mantel gebreitet« und ihn zum Seelsorger zweier mährischer Judengemeinden gemacht. Er erbte früh das Landrabbinat seines Vaters in Mähren und das seines Schwiegervaters Samson in Ungarn – Ehrenämter, die er von Wien aus versah –, heiratete ein zweites Mal, nachdem ihm Wertheimers Tochter gestorben war, diesmal deren Nichte, und hatte von ihr einen Sohn und eine Tochter. Eleonore oder Lea wurde 1752 geboren. Die Geburt eines Sohnes im darauf folgenden Jahr erlebte er nicht mehr.
Eleonore vermählte sich früh. Sie hatte mit dem Bruder ihre Kindheit in Amsterdam verbracht, wohin ihre Mutter einem zweiten Mann gefolgt war. Ihre eigene Ehe führte sie nach Berlin. Dort muß sie bereits mit Fannys Familie bekannt geworden sein, denn ihr Mann hieß Fließ, gleich dem Arzt, der die älteste Itzigtochter Hanna geheiratet hatte. Doch die junge Frau, die das Erbe jahrhundertelanger geistiger Verfeinerung in sich fühlte, litt es nicht lange an der Seite des Kaufmanns Fließ. Sie verließ ihn, um nach Wien zu gehen, wo ihr Bruder Bernhard seit seiner Großjährigkeit lebte. In ihrer Geburtsstadt nannte man sie die Preußin, wie man, mit größerem Recht, auch Fannys berlinische Herkunft nie vergaß, nahm sie jedoch gleich dieser in der Gesellschaft freundlich auf. Sie war gelehrt wie ihre Ahnen. Aber sie besaß wohl auch besonderen Reiz, sonst hätte sie als fast Dreißigjährige nicht den kaum älteren Hofbeamten Valentin Günther bezaubert.
Günther fand nicht allein Gegenliebe bei Eleonore, mit der ihn schon um 1779 eine zärtliche Beziehung verband; er errang um diese Zeit auch die Gunst des Kaisers. Joseph hatte ihn, der Offizier und Kriegskommissär in Siebenbürgen gewesen war, zur Abschrift der allergeheimsten und wichtigsten Akten, Depeschen und Briefe ins Kabinett genommen. Bald hatte er sich so sehr an den heiteren, geistreichen und schönen jungen Mann gewöhnt, daß dieser sein ständiger Begleiter wurde. Er fuhr mit ihm aus,

im einfachen grünen Birutschenwagen mit zwei Schimmeln, und kutschierte dabei selbst, Günther links an seiner Seite. Auch spazierten sie gemeinsam im Augarten und saßen tête-à-tête am reservierten Tisch des Hoftraiteurs unter anderen Leuten. Sie waren stets gleich gekleidet, im dunkelblauen langen Kaputrock mit hirschledernem Beinkleid und ebensolchen Handschuhen, die Stiefel gespornt, den Dreispitz auf dem Haupt. »Am öftesten war Günther«, schreibt Emilie Weckbecker, der man diese Schilderung verdankt, »bei meinen Eltern. Er teilte die Abende, die er nicht mit seinem kaiserlichen Freunde verbringen mußte, zwischen Fanny Arnstein und ihnen. Mein Vater nannte ihn (förmlich in Voraussicht der kommenden Dinge) stets ›l'aimable imprudent‹. Er liebte ihn sehr; betete er doch alles an, was von Kaiser Joseph kam.«

Zu Fannys Empfängen konnte Günther in aller Öffentlichkeit erscheinen. Seine Affäre mit Eleonore Eskeles spielte sich im geheimen ab; zumindest ist nicht verbürgt, daß Joseph, während er mit seinem Günstling die Tage verbrachte, darüber unterrichtet war, wem dieser seine Nächte schenkte. Günther, der häufig bei Fanny Arnstein eingeladen war, konnte diese dem Kaiser ohne Mühe vorgestellt haben, so daß es mit des guten Gräffer Behauptung, Joseph habe sie auf der Promenade oder in der Redoute stets seiner Ansprache gewürdigt, wohl seine Richtigkeit hat. War Fanny, wie sie Stägemann erzählte, einmal zum Kaiser gegangen, um sein Wohlwollen für ihr Volk zu erflehen, so hatte auch ihr Freund Günther, Eleonores Geliebter, in Josephs erstem Regierungswinter nicht wenig zum Erlaß des Toleranzedikts getan.

Zu den Reformen, die vorzunehmen der Kaiser die Absicht hatte, gehörte unter anderem ein Judenpatent. Daß dieses Volk in seinem Staat, dem man mit so vielen Rechten auch so viele Pflichten vorenthielt, nutzbringend in die Gemeinschaft eingegliedert werden mußte, stand ihm klarer vor Augen als seiner Beamtenschaft. Auch in diesem Punkt pries diese seine »so weisen, dem

säculo und der Regierung Ruhm bringenden Absichten«, riet aber zu bedächtigem Vorgehen, wozu Joseph hier so wenig bereit war wie auf jedem anderen Gebiet. Er gedachte, die Juden auf seine Weise zu befreien. Zwar schwebte ihm weder vor, die Zahl ihrer Zulassungen zu mehren, noch sie als gleichwertige Bürger anzuerkennen. Doch er war gewillt, die meisten der bisherigen entwürdigenden Gesetze aufzuheben, wenn auch um den Preis der Unterbindung ihres Gemeindelebens und Gottesdienstes, ihrer uralten Tradition. Auch hier eilte er seiner Zeit voraus. Hundert Jahre später, als sich ihre religiösen Bindungen gelockert hatten, war ein großer Teil der Wiener Judenschaft zur völligen Emanzipation bereit. In einer Epoche, da aufgeklärte Geister nur in einer kleinen Oberschicht zu finden waren, schienen der Mehrheit von ihnen Josephs Zugeständnisse, so dankbar sie sich auch dafür zeigte, allzu teuer erkauft.

Günther aber war es in jenen Winterwochen, der dem Entschluß des Kaisers, möglichst rasch eine dem Geist der Zeit angemessene Judenordnung zu erlassen, besonderen Antrieb gab. Er überbrachte eine anonyme Schrift, die aus dem Kreise seiner jüdischen Freunde, wahrscheinlich aus der Feder des klugen Bernhard Eskeles stammte. Am 13. Mai gab der Kaiser seine ›höchste Gesinnung‹ hinsichtlich eines neuen Judenpatentes bekannt und forderte die niederösterreichische Regierung auf, ein Gutachten über die »künftige bessere Aufklärung und Benutzung der jüdischen Nation für den Staat in den gesamten deutschen Erblanden« abzulegen. »Auf gleiche Weise«, stand in dem kaiserlichen Schreiben, »hat man gedachter Regierung die mit der allerhöchst eigenhändigen Bezeichnung an diesen treugehorsamsten Ort herabgelangten anonymischen Anmerkungen über die Judenordnung vom Jahre 1764 zu dem Ende mitgetheilet, um darüber von Punkt zu Punkt ihre ausführliche Wohlmeinung zu eröffnen.« Das Dokument ist nicht erhalten. Aber aus dem Gutachten der Regierung vom 7. September 1781, das sich tatsächlich ›Punkt zu Punkt‹ darauf bezog, läßt sich sein Inhalt rekonstruieren.

Der Anonymus gebe, so schrieb die Regierung, Religionshaß für

die Hauptursache der verschiedenen Bedrückungen und Einschränkungen der Juden an. Dieses sei nicht wahr, sondern die Juden hätten ihrerseits »politische Gebrechen«. Im ersten Satz der Schrift werde auf die den Juden zu sehr versperrten Nahrungswege hingewiesen; dem stimme die Regierung zu. Im zweiten Satz eifere der Anonymus wider die den Juden entzogene Achtung der Mitbürger und finde es gegen das Naturrecht, daß sie Bärte tragen, nur in bestimmten Häusern wohnen, nur in ihren Garküchen herbergen, keinem Christen Brot und Lohn geben und an Sonn- und Feiertagen nicht vor zwölf Uhr ausgehen sollten; dazu erklärte die Regierung, sie seien es ja selbst, die Bärte tragen wollten, der Ausgang am Sonntag sei ihnen zu erlauben, die Vorschrift über Garküchen und Dienstboten aber kaum zu moderieren. »Für besonders bekannte und accreditierte Leute könnte immer eine Ausnahme gemacht werden.« Im dritten Satz würden gewisse Ansuchen über jüdische Dienstboten gestellt, denen die Regierung teilweise stattzugeben bereit sei. Den Beschwerden des vierten Satzes, daß privilegierte Juden »unter vielen Rubriken« Abgaben leisten müßten, entgegne die Regierung, sie könnten sogar ruhig noch mehr Toleranzsteuer zahlen, wogegen andere Taxen beschränkt werden sollten.

»Endlichen finde sie, Regierung«, endet der Bericht, »die von dem anonymo angerathene Beyziehung eines von Vorurtheilen befreyten und der jüdischen Gesätze, Mißbräuche und Aberglauben kundigen Juden bey künftiger Verfassung der Judenordnung ganz unschädlich zu seyn; doch würde die Vernehmung der ganzen Judenschaft in Ansehung ihrer Beschwerden über die dermalige Judenordnung vielleicht bessere Wirkung haben.«

Unter dem Vorwand, sich unparteiisch zu den Bitten des anonymen Schreibers geäußert zu haben, hatte die Regierung diese in allen entscheidenden Punkten abgelehnt. Ihrem Gutachten lag jedoch ein Separatvotum des Referenten der Hofkanzlei von Greiner bei, in dem dieser freisinnige Mann und Freund des Fortschritts sich mit gebotener Vorsicht, aber unmißverständlich für eine völlige Gleichstellung der Juden mit ihren Mitbürgern aus-

sprach. Im Gegensatz zu seinen Kollegen von der niederösterreichischen Regierung rührte er an den Kern der Dinge: »Die Frage bestehet darinnen, ob die Juden in Niederösterreich und zu Wien auch fürohin, ungeachtet ihrer so gänzlich zu verändernden Umstände, dennoch nur, wie bisher, blos geduldet oder toleriret, oder, ob sie wie andere Religionsgenossen, denen keine als nur die geheimste gottesdienstliche Ausübung gestattet wird, und, wie sie es in Pohlen und in Holland sind, eigentlich recipirt und unter die übrigen Unterthanen mit denjenigen Beschränkungen aufgenommen werden sollen, welche jede verschiedene Religion für sich nöthig machet.«

Die Regierung glaube, schrieb der Hofrat von Greiner, man solle besser bei der derseitigen Toleranz stehen bleiben. Er aber sei der Meinung, daß von jeher die einzigen Triebfedern aller menschlichen Handlungen Ehrgeiz und Hoffnung gewesen seien. Wo diese erschlafften, ergebe sich nichts als völlige Untätigkeit oder wenigstens nur sehr geringe Mitwirkung, wie eben im Falle der hiesigen Juden. »Außer Nahrungsstand durch die ihrenthalben bestehende Verfassung gesetzet, durch Toleranzgelder und Leibmaut gleichsam zum Vieh oder wenigstens zum Sklavenstand herabgewürdiget, überall ausgezeichnet und aus der Gemeinschaft rechtschaffener Leute allemal ausgewiesen, konnten sie dem Staate wenig nutzen, und eigentlich zu sagen, so konnten sie es nicht einmal wollen, ja, es wäre für sie und die übrigen Unterthanen besser gewesen, wenn man sie gar nicht hier gelassen hätte, als daß man sie so geduldet wie sie dermalen waren.«

Greiner wußte sehr wohl, daß die niederösterreichische Regierung, die überwiegende Mehrzahl seiner Kollegen und sogar der Kaiser selbst sich der ›Reception‹, einer völligen Aufnahme in die bürgerliche Gemeinschaft, widersetzten. Einen solchen Antrag stellte er nicht, doch machte er hinreichend klar, daß er selbst nur auf diese Weise eine Heilung der bestehenden Übel für möglich halte. Der nächste Schritt war eine allerhöchste Resolution, die im Oktober erging. Sie begann mit der feierlichen

Erklärung, daß der Kaiser keineswegs die Absicht habe, »die jüdische Nation in den Erblanden mehr auszubreiten oder da, wo sie nicht toleriret ist, neu einzuführen, sondern nur, da wo sie ist, und dem Maaß, wie sie als tolerirt besteht, dem Staate nützlich zu machen«, und ordnete an, daß »von der Judenordnung de anno 1764 gänzlich abzukommen« und alles in ein neues Patent zu bringen sei. Ein ursprünglicher Entwurf der niederösterreichischen Regierung wurde um vieler Formfehler willen nicht gebilligt, der als Stilist hochgeschätzte Sonnenfels zur Neufassung herangezogen, kein Vertreter der Juden befragt, der anonymen Schrift gleichwohl Beachtung geschenkt, die Meinung der verschiedenen Hofräte und Staatsräte auf eine Form geeinigt, die Möglichkeit der ›Reception‹ verworfen und des Kaisers Forderung nach möglichster Nutzbarmachung der Judenschaft in die Tat umgesetzt. Das Ergebnis war das lange und sehnsüchtig von den Wiener Juden erwartete Toleranzpatent, das am 2. Januar 1782 veröffentlicht wurde.

Staunend, bewundernd, kopfschüttelnd erfuhr man in Österreich von Josephs jüngster Reform. Freie Geister in ganz Europa vereinigten sich sogleich zum Lobe des Monarchen, der den ersten und entscheidenden Schritt zur Befreiung der Juden getan und ihren ehr- und rechtlosen Zustand, wenn nicht mit einem Schlage aufgehoben, doch wesentlich gemildert hatte. Klopstock schrieb in poetischem Überschwang:

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
Wie unser Pöbel Kanaans Volk entmenscht!
Und thut der's nicht, weil unsre Fürsten
Sie in zu eiserne Fesseln schmieden?

Du lösest ihnen, Retter, die rostige,
Engangelegte Fessel vom wunden Arm!
Sie fühlen's, glauben's kaum. So lange
Hat's um die Elenden hergeklirret.

Auch unter den Juden, vor allem jenen fortgeschrittenen Mitgliedern der Gemeinde, die in der Absicht des Kaisers, sie den

jahrtausendealten Lebensvorschriften ihres Glaubens und einer »vom Osten herüber verpflanzten Kirchengewalt« zu entwöhnen, keine Härte erblickten, brach lauter Jubel aus. Benedikt David Arnstein, ein noch nicht zwanzigjähriger Neffe Nathans, verfaßte einen gereimten Hymnus unter dem Titel ›Einige jüdische Familienszenen bey Erblickung des Patents über die Freyheit, welche wir Juden in den kaiserlichen Staaten erhalten haben, von einem jüdischen Jüngling Arenhof‹. Er hatte darin die Freude, mit der man im Hause seines Onkels, im Hause der Geschwister Eskeles und vieler Gleichgestimmter Josephs Edikt begrüßte, zur naiven Dichtung geformt. Ihnen allen wollte scheinen, ihre Knechtschaft sei gänzlich vorbei, weil der Kaiser ihnen fortab gestatten wollte, »alle Gattungen von Handwerken und Gewerben hier und anderweitig bei christlichen Meistern zu erlernen«, diese sowie »die Malerei, Bildhauerei und freien Künste« auszuüben, sich auch allen »unbürgerlichen Handelszweigen« zuzuwenden, »Manufakturen und Fabriken« anzulegen, »soviel jüdische und auch christliche Dienstleute zu halten als ihre Geschäfte fördern«, keine Bärte tragen zu müssen, keine Leibmaut zahlen zu müssen, dafür als Großhändler oder dessen Söhne sowie als Honoratioren den Degen umzuschnallen, »öffentliche Belustigungsörter« zu besuchen, an Sonn- und Feiertagen auch vor zwölf Uhr auszugehen, und schließlich »eigene Wohnungen sowohl in der Stadt als in den Vorstädten zu miethen«.

Ein Füllhorn von Gnaden war vor ihnen ausgeschüttet worden. Was ihnen versagt blieb, schien so wenig. Es war nicht mehr, als daß sie auch in Zukunft keine »eigentliche Gemeinde« bilden, keinen öffentlichen Gottesdienst abhalten, keine Synagoge oder Druckerei für ihre hebräischen Bücher besitzen, keine Häuser oder Grundbesitz erwerben sollten, daß niemand ohne Toleranz in der Hauptstadt wohnen und niemand ohne besondere Erlaubnis aus den Erblanden nach Wien kommen durfte, und daß ihnen das Bürger- und Meisterrecht auch weiterhin verschlossen war. Nicht mehr als der Unterschied zwischen Duldung und ›Reception‹, zwischen einem Aufenthalt auf Abruf, einer von

Beamtenwillkür und der jeweiligen Höhe des Schutzgeldes abhängigen Existenz ohne bürgerliche Rechte, wiewohl mit zahlreichen Bürgerpflichten – und der völligen Gleichsetzung mit ihren katholischen, protestantischen, griechisch-orthodoxen und mohammedanischen Landsleuten in Österreich. Ein kleiner Unterschied, der die Welt jedoch nicht daran hinderte, in Joseph den edelsten Wohltäter der Judenheit zu sehen. Denn so rückständig war man andernorts, außer vielleicht in Holland und in Polen, daß dieses Toleranzpatent wie ein Fanfarenstoß der Freiheit wirken konnte und man sich in deutschen Landen, vor allem in Preußen, nur widerstrebend und nach langem Zögern ein Beispiel daran nahm.

In Wien jedoch war, wenige Wochen nach dem Erlaß des Ediktes, ein Skandal entstanden, der die kaum erst gewährte Gunst des Kaisers gefährlich untergrub.
Valentin Günther, »l'aimable imprudent«, hatte nach seinem mehr oder weniger erfolgreichen Eintreten für die Sache der Juden weiter sein amouröses Doppelspiel gespielt. War er tagsüber mit Kabinettsgeschäften befaßt oder der Begleiter kaiserlicher Erlustigung gewesen, so erholte er sich nachts von der Last seiner Arbeit und unermüdlich zur Schau getragenen Liebenswürdigkeit. Statt aber »regis ad exemplum«, wie Gräffer schreibt, »von einer zur anderen zu gehen, blieb er bei Madame Eskeles stehen und brachte seine Ruhestunden bey ihr zu. Diese Jüdin wurde in Wien als eine Berlinerin angesehen; und da hieß es, wie dort von Nazareth: was kann von Berlin Gutes kommen? Dazu kam, daß sie Bücherlesen liebte, und nun eine Gelehrte genannt wurde; welcher Beynahme in Wien sehr zweydeutige Auslegungen erdulden muß.« Es bestand also wohl in den Kreisen der Polizei, die Günthers heimliche Wege zweifellos verfolgte, ohne diese, solange sie nicht dazu aufgefordert war, dem Kaiser zu enthüllen, ein ständiger Verdacht gegen die Bindung des Favoriten mit der ›Berlinerin‹. Diese Bindung war noch dadurch

gefestigt worden, daß Eleonore ihm zwei Kinder geboren hatte, was damals die kaum je vermiedene Folge solcher Affären war.
Im März des Jahres 1782 brach das Unglück über die beiden Liebenden herein. Wie es geschah, hat sich in der Legende zu einem einzigen abenteuerlichen Vorfall verdichtet. Die Memoirenschreiber der josephinischen Zeit, darunter Emilie Weckbecker und Louise Mühlbach, wollen wissen, daß Günther eines Abends mit einer wichtigen, Preußen betreffenden Korrespondenz in der Tasche zu seiner Freundin gegangen sei, dort die Nacht verbracht und am nächsten Morgen, in seine Wohnung zurückgekehrt, zu seinem Entsetzen wahrgenommen habe, daß das Aktenstück sich nicht mehr in seinem Rock befände. Die Berlinerin sei mit ihrer Dienerschaft in zwei Postchaisen auf preußisches Gebiet entflohen und Günther vom Kaiser seiner Stellung enthoben worden. In Wahrheit hatten sich Günthers Fall und Trennung von Eleonore weniger dramatisch, dafür aber desto verhängnisvoller für seine unschuldige Freundin abgespielt.
Zwei Jahre zuvor war ein Breslauer Jude namens Philipp Joras in Wien aufgetaucht und hatte als geschickter Graveur bei dem Petschierstecher Philipp Abraham Arbeit gefunden. Dort freundete er sich mit Abrahams Geschäftspartner, dem Lothringer Isaak David an, der gelegentlich Eleonorens Haus besuchte, um Empfehlungen an Kundschaften oder Geldhilfe von ihr zu erbitten. Das eine oder andere Mal ließ sich David dabei von Joras begleiten, stellte ihn Eleonore aber als Schriftsteller vor. Die beiden Kupferstecher, mauvais sujets alle zwei, begannen nun einen Plan auszuhecken, wie sie dem königlich-preußischen Minister in Breslau, Herrn von Hoym, unter dem Schein falscher Spionage Geld ablocken könnten. Joras sollte sich wieder in Breslau niederlassen und David ihm unter dem Namen Müller vermeintliche Geheiminformationen schicken, die dieser dem Minister für ein Jahresgehalt von tausend Talern weitergab.
Joras fuhr zurück, und sie begannen ihr abgekartetes Spiel zu treiben. Nach einem halben Jahr hatte der findige Joras sich einen neuen Auftrag verschafft, der ihn zurück nach Wien und in den

Besitz einer reichlichen Kommission bringen sollte. Der Minister Görne in Berlin hatte eine Forderung an den österreichischen Ärar, deren Eintreibung ihm Schwierigkeiten machte. Joras, der sich der Beziehung zwischen Eleonore Eskeles und dem Kabinettssekretär besann, versprach Görnes Mittelsmann, einem gewissen Kiewe, des Ministers Geld mit Günthers Hilfe vom Ärar zu erlangen. Im Laufe der Verhandlungen zerstritt er sich jedoch mit Kiewe sowie mit seinem eigenen Bedienten, bekam es mit der Angst zu tun, da diese beiden allzu viel von ihm wußten, reiste jedenfalls nach Wien und fand Arbeit in einer Baumwollfabrik. Inzwischen hatte Kiewe eine Anzeige gemacht und die zwei letzten fingierten Spionsbriefe an die Wiener Behörden weitergeleitet. Eines Tages im März nahm man hier David und Joras in Haft.

Was diese umständlichen Machenschaften preußischer Minister und jüdischer Scheinspione, all diese Hoym und Görne und Kiewe, diese Joras, David und Abraham mit dem Wiener Liebespaar zu schaffen hatten, wußte niemand. Auch die beiden verhafteten Übeltäter wußten es nicht, vielmehr leugneten sie ausdrücklich, den Kabinettssekretär Günther in ihre schmutzigen Geschäfte verwickelt zu haben. Doch der Umstand, daß sein Name in Zusammenhang mit jener Geldforderung auftauchte, und noch mehr die Tatsache, daß der gemeinsame Hausarzt Günthers, Eleonorens und Isaak Davids den Namen Joseph Ferdinand Müller trug, genügten der Polizei, um neben den Inhaftierten auch diesen vieren verbrecherische Umtriebe zur Last zu legen. Zu diesem Zeitpunkt wurde der Fall dem Kaiser zur Kenntnis gebracht.

Joseph, der sich Günther gegenüber bisher von seiner weichsten, mildesten, mitteilsamsten und zärtlichsten Seite gezeigt hatte, wurde hart wie Stahl in seinem Zorn. Ob er wirklich erst in diesem Augenblick von Eleonorens Existenz erfuhr, ob er bloß eine lange genährte Eifersucht auf die Freundin seines Günstlings entladen wollte – jedenfalls ließ er sich auf eine private Befragung Günthers überhaupt nicht ein. Den Bericht seiner Polizeibehörde beantwortete er mit einem Handbillet, in dem er befahl, Günther aus dem Kabinett zu entfernen und sofort mit der Untersuchung

gegen ihn zu beginnen. Auf gleiche Art sei wider die Jüdin Eskeles und den Medikus Müller zu verfahren, nötigenfalls Günthers Dienerschaft zu vernehmen »und überhaupt die ganze Brut entdecket oder hingegen denselben die Gelegenheit sich von allem Verdacht zu reinigen, verschaffet werden«.

Am 28. Juni wurde Eleonore zum Verhör gezogen und in Polizeigewahrsam gebracht. Kurz darauf berichtete der Wiener Korrespondent der ›Frankfurter Zeitung‹, man habe soeben die »ihrer vorzüglichen Talente wegen von jedem Mann von Genie geschätzte Jüdin Escales zur Staatsgefangenen gemacht. Ein angesehener Mann aus dem geheimen Cabinet wurde gleichfalls arretiert. Man weiß die eigentliche Ursache ihres Verbrechens zur Zeit noch nicht, dürfte sie auch schwerlich ganz genau erfahren, doch ist zu vermuten, daß sie in die Gespräche der Philosophie auch Staatsdiscurse mögen eingemischt haben, die weder ein Hofmann sagen, noch eine Jüdin hören darf.« In der Befragung, deren Akten später zum Vorschein kamen, bestand Eleonore darauf, nicht das mindeste Einverständnis mit Joras und David gehabt zu haben. Ihr selbst habe Günther überdies nie geheime Sachen anvertraut, wie es ihr »auch niemals hätte beyfallen können, solche Gegenstände von ihm zu erforschen, weil sie wohl wußte, daß dieses das zuverlässigste Mittel gewesen wäre, ihn für immer von ihrem Umgang zu verscheuchen«. Die beiden falschen Spione aber – die man von Staats wegen für echte hielt – habe Günther niemals zu Gesicht bekommen.

Ihre Aussage stimmte mit den Erklärungen der übrigen Häftlinge überein, nur behauptete Joras, Günther in ihrem Hause kennengelernt zu haben. Als man ihn mit diesem konfrontierte, stellte sich jedoch heraus, daß er den Medikus Müller für Günther gehalten hatte. So schien denn die völlige Unschuld der beiden Liebenden erwiesen, vielmehr sie wäre es gewesen, wenn der Kaiser sich entschlossen hätte, dies anzuerkennen. Doch sein Grimm, den seine Zeitgenossen für »erkrankte Liebe« hielten, wollte nicht verrauchen. Vielleicht ist wahr, was Gräffer erzählt, daß nämlich »Madame Eskeles, geschreckt durch den Examina-

tor, der sie bereden wollte, Günther habe schon alles bekannt, einige kleine Histörchen aus dem Venuskämmerlein Sr. Majestät, die ihr Günther im Vertrauen mitgetheilt haben sollte, ausgesagt habe«. In diesem Fall wäre Josephs Härte verständlich. Verzeihlich wäre sie darum noch nicht.

Am schärfsten wurden Joras und David behandelt, deren Schuld, wenn sie auch keine Staatsgeheimnisse verletzt, sondern nur Betrügereien begangen hatten, in der Tat unbestritten war. Sie erhielten zweimal dreißig Stockschläge und mehrere Jahre Zuchthaus. »Die Jüdin«, so lautete der kaiserliche Urteilsspruch, »sei als hier unnütz und eine Berlinerin wegen ihres verdächtigen Umganges mit zwei berüchtigten preußischen Spionen von hier ohne weiters auf die gewöhnliche Art mittelst eines Kommissärs, der sie bis an die äußerste Grenze begleitet, mit der Bedrohung abzuschaffen, daß, wenn sie noch jemals Sr. Majestät Erblande betreten werde, sie sich der schwersten Strafe aussetzen würde und sey hiervon auf die übliche Art in gesammten deutschen und hungarischen Erblanden die Bekanntmachung zu veranlassen.«

So wurde Eleonore, die in einem zweiten Bericht der ›Frankfurter Zeitung‹, nachdem offenkundig der Stab über sie gebrochen war, bereits als eine »Kokette voll Ränke« bezeichnet wurde, welche »weder an Moses, noch an den Messias glaubt, anbey eine Afterphilosophin und politische Kannengießerin spielt«, vor aller Welt als schuldig erklärt und aus Österreich verstoßen. Günther ließ sich der Kaiser, nachdem er befohlen hatte, diesem seinen Degen zurückzustellen, nachmittags um drei Uhr im Augarten noch einmal unter die Augen kommen. Nach dieser Aussprache wurde der »aimable imprudent« nach Hermannstadt versetzt, wo er Konzipient des Hofkriegsrats wurde und sich mit einer jungen, blonden, sanften Siebenbürgerin vermählte. Eleonore, deren Verbannung keineswegs endgültig bleiben sollte, sah er niemals wieder.

Auf Fanny, die Eleonorens Vertraute gewesen war, in deren Haus

sich Günther so oft eingefunden hatte, mußte der ganze Vorfall niederschmetternd wirken. Unter die Trauer, welche sie für die ungerecht behandelte Freundin empfand, mischte sich fraglos Beschämung, daß diese, noch dazu im Jahr des Toleranzediktes, Anlaß zu neuen Vorurteilen gegenüber ihren Glaubensgenossen geliefert hatte. Darum wurde in all den Jahren, die Eleonore im Ausland verbrachte, ihr Name im Arnsteinschen Hause nicht erwähnt. Dieses tiefe Schweigen blieb auch der Nachwelt gegenüber gewahrt. Kein Ausspruch Fannys, kein Zeichen der Verzweiflung, die ihr jene Affäre bereitet haben muß, ist erhalten.

Dafür hat ein anderer Freund Valentin Günthers seinen Gefühlen in einem Schreiben Ausdruck verliehen, das mehr über ihn selbst aussagt als über die bewußte Sache. Wolfgang Amadeus Mozart hatte den Kabinettsekretär, ein Mitglied der Freimaurerloge ›Zur gekrönten Hoffnung‹, der er selbst um einiges später beitreten sollte, in seinen ersten Wiener Jahren liebgewonnen und häufig bei sich gesehen. ›Bei sich‹ hieß ebenfalls: in Fannys Hause. Denn Anfang September 1781, nachdem er das Logis bei seiner zukünftigen Schwiegermutter Maria Cäcilie Weber im ›Auge Gottes‹ auf der Tuchlauben aufgegeben hatte, bezog Mozart ein Zimmer auf dem Graben 1175 im dritten Stock. Mehr als acht Monate, bis zu seiner Heirat mit Konstanze, hauste er unter den Arnsteinerschen Kutschern, Kammerdienern und Küchenmädeln. Hier schrieb er seine ›Entführung aus dem Serail‹, seine Haffner-Symphonie, drei Konzerte und zwei Sonaten. Hier fing er an, Fugen zu komponieren, nachdem er bei des Baron van Swieten Hausmusiken die Werke des »Händls und Sebastian Bach« gründlich kennengelernt hatte. Von hier aus besuchte er täglich Konstanze, die nur einen Steinwurf entfernt von ihm wohnte, ging gelegentlich zu Hof, um dem Kaiser vorzuspielen, machte seine Aufwartung in vielen adeligen Häusern, und begab sich am 16. Juli 1782 zur ersten Aufführung seines ›deutschen Singspiels‹ im türkischen Stil. Von hier eilte er schließlich am 4. August jenes Jahres mit Konstanze in den Stephansdom, um sich hinter dem Rücken seines Vaters mit ihr trauen zu lassen.

Unter Fannys Dach erklang tagsüber sein Klavier – »denn bevor das nicht im zimmer steht, kann ich nicht darinn wohnen«. Vielleicht war er sogar, gleich seinem Freunde Günther, zuweilen des Abends bei ihr eingeladen. Jedenfalls taucht der Name ›d'Arnsteiner‹ auf der hochadeligen Liste seines Subskriptionskonzertes am 1. April 1782 auf – neben einigen wenigen Gönnern gleicher Herkunft wie den beiden Baronen Wetzlar, den Großhändlern Bienenfeld und Hönickstein und dem Hofrat Sonnenfels. Raimund, der jüngere Baron Wetzlar, den Mozart sehr wohl als bekehrten Juden kannte, wurde bald zu seinem Schutzherrn und zum Taufpaten seines ersten, bald wieder verstorbenen Kindes. All das hinderte Mozart nicht, sich nach dem Ende des Günther-Skandals seinem Vater gegenüber in den gröbsten Tönen über die »Jüdin Escules« zu äußern:

»Die Jüdin Escules wird freylich ein sehr gutes und nützliches instrument zur freundschafts-trennung zwischen dem Kayser und Russischen hofe gewesen seyn – denn sie ist wirklich vorgestern nach *berlin geführt worden*, um dem König das vergnügen ihrer Gegenwart zu schenken; – die ist also eine haupt-Sau – denn sie war auch die einzige ursache an dem unglück des Günthers – wenn das ein unglück ist, 2 Monath in einem schönen Zimmer (nebst beybehaltung aller seiner bücher, seinen forte piano ex) arrest zu haben, seinen vorigen posto zu verlieren, dann aber in einem anderen mit 1200 fl gehalt angestellt zu werden; denn er ist gestern nach *hermannstadt* abgereiset. – doch – solch eine sache thut einem ehrlichen Manne immer wehe, und nichts in der Welt kann so was ersetzen. – Nur sollen sie daraus ersehen, daß er nicht so ein sehr großes verbrechen gethan hat. – sein ganzes verbrechen ist – Etourderie – leichtsinnigkeit – folglich – zu wenig scharfe verschwiegenheit – welches freylich ein großer fehler bey einer Cabinets-Person ist. – obwohlen er nichts von Wichtigkeit Jemand anvertrauet, so haben doch seine feinde, wovon der Erste (der gewesene Stadthalter Gr:v:herber-Stein) ist, es so gut und fein anzustellen gewußt, daß der Kayser welcher so ein starkes vertrauen zu ihm gehabt hat, daß er Stundenweise mit

ihm arm in arm im Zimmer auf und ab gegangen, ein desto stärkeres Mistrauen in ihm bekamm. – zu diesem allen kam die Sau Escules (eine gewesene amantia vom günther) und beschuldigte ihn auf das Stärkste – bei der Untersuchung der sache kamme es aber sehr einfältig für die herrn heraus – der große lärm von der Sache war schon gemacht – die großen hr. wollen niemals unrecht haben – und mithin war also das schicksal des armen Günthers, den ich vom Herzen bedaure, weil es ein sehr guter freund von mir war, und (wenn es beym alten geblieben wäre) mir gut dienste beym Kayser hätte thun können. – stellen sie sich vor wie fremd und unerwartet es mir war, und wie nahe es mir gieng. Stephani – Adamberger – und ich waren abend bey ihm beym Soupé und den anderen tag wurde er in arest genommen.«

Günther muß wahrhaftig ein bestrickender Mensch gewesen sein! Wie hätte er sonst nicht allein im Kaiser, sondern auch in Mozart Gefühle erregen können, die sie seiner vermeintlichen Verderberin gegenüber mit solch heftigem Ingrimm erfüllten? Im übrigen wirft dieser Brief ein kleines Licht auf jene Charakterschwächen, die selbst ein ungewöhnlich gutherziges Genie aufweisen mag. Man sieht, wie Mozart, als wäre er das erste beste Wiener Klatschmaul, bedenkenlos nachplappert, was böse Zungen ihm zugetragen haben. Man sieht, wie er das Gerücht, Eleonore habe Günther »auf das Stärkste beschuldigt«, ohne weiteres glaubt, und ein zweites, daß nämlich die angebliche Spionage des Kaisers Freundschaft mit Katharina II. erschüttert habe, weiter in Umlauf bringt, obgleich er doch weiß, Günther habe »nichts von Wichtigkeit Jemand anvertrauet«. Man sieht, wie er besonderen Groll auf Eleonore hegt, weil ihm durch diesen Skandal ein Fürsprech beim Kaiser verlorengegangen ist. Und man sieht endlich, wie er trotz zahlreicher jüdischer Patronanz sogleich zum Schimpf der »Judensau« greift, wenn sich ein Anlaß dazu bietet. Kurz, man merkt nicht ohne eine gewisse Wehmut, wie zeitgebunden auch die unsterblichsten Geister sind, wie wenig sie sich im Alltag von ihrer Umgebung unterscheiden.

An seinem Brief, wie an der abschließenden Mitteilung des wan-

kelmütigen Korrespondenten der ›Frankfurter Zeitung‹, daß »die jüdische Nation hier täglich weniger Freunde« habe, ist zu erkennen, welchen Schaden die Affäre Günther angerichtet hatte. David und Joras, die beiden Taugenichtse, trugen hier eine Schuldlast, die noch schwerer wog als Josephs Kabinettsjustiz. In der Haltung des Kaisers gegen die Juden, nachdem sein Groll sich endlich gelegt hatte, sollte sich freilich nichts ändern. Er mochte sie weder mehr noch weniger leiden als bisher, war aber weiter entschlossen, sie so nutzbringend wie möglich in seinem Staate zu verwenden. Den Arnsteinerischen, die noch während seiner Regierungszeit in enge Geschäftsbeziehungen zu Eleonorens Bruder traten, trug er nichts nach. Denn schon übers Jahr zeigte er sich, wenn man jener Augarten-Vision trauen darf, überaus huldvoll zu Fanny und ihrem Gatten. Um die gleiche Zeit ging dessen Bruder als erster seiner Familie in den österreichischen Adel ein. Und nach drei weiteren Jahren gelang es Nathan selbst, einen kleinen aber vielsagenden Sieg zu erfechten. Er hatte sich beschwert, daß der Wiener Magistrat in seinen Vorladungen an ihn das Wort ›Jud‹ gebrauche und das Wort »Herr« auslasse. Daraufhin dekretierte die Hofkanzlei an die niederösterreichische Landesregierung, daß jüdische Großhändler dort, wo keine ausdrückliche Ausnahme im Patent von 1782 gemacht würde, den christlichen gleichgestellt sein sollten und das Wort ›Jud‹ aus den gerichtlichen Zitationen und Intimationen wegzulassen sei.
Nicht einmal Samson Wertheimer mit seinen zehn kaiserlichen Wachsoldaten hatte solches erreicht. Des Kaisers Kammerknechte begannen zu Menschen, ja zu ›Herren‹ zu werden.

VIERTES KAPITEL

Das josephinische Jahrzehnt

In Friedrichs Berlin, das die josephinischen Reformen mit bewunderndem oder ironischem Staunen zur Kenntnis genommen hatte, bereitete sich gleichfalls eine Zeitenwende vor. Der König, der die Freiheit als seinen geistigen Besitz ansah, aber so nachlässig und willkürlich verteilte wie Almosen, der in seinem Leben nichts ernst genommen hatte außer Preußens Größe und diesem Abstraktum, nicht den lebendigen Menschen, aus denen Preußen bestand, sein karges Maß an Liebe und Anteilnahme schenkte – der König saß alt, einsam und böse im Potsdamer Schloß und fühlte seine Kräfte schwinden. Kein Zweifel, von welchen Gefühlen sein Staunen über des Kaisers jüngste Maßnahmen begleitet war! Jenes »nouvel ordre de choses«, das er vorausgesagt hatte, erfüllte ihn mit spöttischen Bedenken. Vor Jahren hatte er das Wort geprägt, er wolle die Leute auf ihre Fasson selig werden lassen. Joseph schien sie auf seine eigene Fasson zur Seligkeit zu zwingen. Ihm, Friedrich, lag nicht das geringste daran, ob sie selig wurden oder nicht.
Er verspürte auch wenig Lust, jene fortschrittlichen Grundsätze, zu denen er sich so oft bekannt, seinen jüdischen Untertanen gegenüber anzuwenden. Als einer von diesen unlängst darum angesucht hatte, sich den Bart abnehmen zu dürfen, was auf Grund einer Vorschrift aus dem Jahre 1737 verboten war, schlug er ihm dies kurzerhand ab. Den Itzig und Ephraim, die vor einer Weile bei ihm eingekommen waren, um Erleichterungen für die Juden von Breslau zu erbitten, hatte er den allerhöchsten Bescheid erteilt: »Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Völkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein ganzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht sein.« Im übrigen ließ er es bei dem Reglement von 1750 bewenden, das die drückenden Vorschriften seiner Väter immer noch auf-

recht erhielt. Als Mirabeau im letzten Regierungsjahr Friedrichs Berlin besuchte, nannte er dieses Gesetz »un loi digne d'un cannibale«.

In jedem Falle schien es schwer, sich darüber klar zu werden, welchem der beiden Monarchen, die auf Preußens und des römisch-deutschen Reiches Thronen saßen, der Vorzug zu geben war. Mit der gleichen Überzeugung von seiner absolutistischen Gewalt führte der eine seine idealistischen Neuerungen durch, ließ der andere in seiner Skepsis alles beim alten. Wenn man zuweilen dazu neigen mochte, den preußischen Misanthropen über den österreichischen Menschenfreund zu stellen, dann vielleicht, weil mit einem freiheitsliebenden Despoten immer noch besser als mit einem despotischen Befreier auszukommen war. Sehr bald mußte denn auch, nachdem der erste Rausch über Josephs Toleranzedikt verflogen war, eine Frau wie Fanny merken, daß es sich für ihresgleichen in Berlin ungeschorener und sogar würdevoller leben ließ.

Selbst vor dem Tode des alten Königs und jenem Wechsel, der mit dem Antritt seines Neffen Friedrich Wilhelm um sich griff, war die Stimmung ihnen weitaus günstiger geworden. Freilich schloß die amüsierte oder verächtliche Gleichgültigkeit, die Friedrich den meisten Bürgern seines Staates, ja im Grunde der ganzen Menschheit entgegenbrachte, auch die gesamte Judenheit ein. Doch seine Geringschätzung galt in erster Linie jenen fanatischen Verfechtern ihrer alten Lehre und Lebenshaltung, die sich von ihm eine Toleranz erhofften, welche sie ihren eigenen Glaubensbrüdern nicht gewährten. Die stockfrommen Talmudisten, die jede Erneuerung ihrer Religion, jeden versuchten Angleich an ihre Umwelt mit allen Mitteln vereiteln wollten, nicht die ›erleuchteten‹ und emanzipierten Geister unter ihnen, lehnte er ab. Vor allem aber räumte er den Juden ein Recht ein, das Joseph ihnen vorenthielt: die Bildung und Verwaltung ihrer eigenen Religionsgemeinde.

Schließlich hatte dieser König in seiner ›Brandenburgischen Geschichte‹ geschrieben, der falsche Glaubenseifer sei der Tyrann,

der die Länder entvölkere, die Duldsamkeit aber die Mutter, die sie pflege und blühend mache. Kant hatte in seiner Schrift ›Was ist Aufklärung‹ diesen König mit den Worten gerühmt: »Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist sehr aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt gepriesen zu werden.« Ja, der größte deutsche Philosoph hatte in diesem König, der die Freiheit gewährte, »von der Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen«, so sehr den Wegbereiter der Aufklärung gesehen, daß er ihr Zeitalter das »Jahrhundert Friedrichs« nannte. Unter diesem König, der das Wort Toleranz nicht gebrauchen wollte und diese Tugend auch nicht immer übte, aber jeden, der es wollte, tolerant sein ließ, fanden sich zahlreiche Männer von Verstand, Moral und aufrechtem Sinn zusammen, deren Tun und Streben darauf gerichtet war, ihre Mitmenschen aus der geistigen Unmündigkeit herauszuheben.

Nicolai, der ›Wanderprediger der Aufklärung‹, ihr pedantischer Kampfhahn, eine Erscheinung, deren Spannweite vom Erhabenen bis zum Lächerlichen reichte, war in Berlin von Beginn an die treibende Kraft dieser Bewegung. Als Freund jenes Lessing, der bereits als Zwanzigjähriger seinen ersten Aufruf zur Toleranz, das kleine Stück ›Die Juden‹, geschrieben hatte, als Freund jenes Mendelssohn, dessen Gestalt das Urbild des weitaus einflußreicheren ›Nathan‹ werden sollte, schuf er die Plattform, von der aus die Duldsamkeit verkündet werden konnte: die weithin beachtete, obgleich kurzlebige Zeitschrift ›Bibliothek der schönen Wissenschaften und der Freien Künste‹ (1756), und nach ihr die ›Literaturbriefe‹, Deutschlands erstes Sprachrohr furchtloser und unabhängiger Kritik.

In den ›Literaturbriefen‹ konnte Mendelssohn im Jahre 1760 sogar zwei Gedichte des Königs bemängeln und als Nachahmungen des Lukrez, als »schlecht gereimte Angriffe auf den Begriff

der Unsterblichkeit«, verwerfen. Nach Sanssouci zitiert und befragt, ob er der Verfasser jener abfälligen Besprechung sei, gab er zur Antwort: »Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, sei er König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt.« Die Replik gefiel, und die ›Literaturbriefe‹, denen die Unterdrückung gedroht hatte, wurden wieder freigegeben. Gleichwohl bereitete es dem König, der solche Offenheit und Gabe zum treffenden Gleichnis schätzte, einen bübischen Spaß, das Schutzprivilegium des Rezensenten noch ein wenig aufzuhalten. Erst drei Jahre später verlieh er ihm auf Drängen seines philosophischen Gesellschafters, des Marquis d'Argens, die Erlaubnis zum ordentlichen Aufenthalt in Berlin.

Das Triumvirat der Lessing, Nicolai und Mendelssohn war nicht von langer Dauer. Lessing nahm nach seinem Abgang nach Leipzig nur brieflich an dem Wirken der Freunde teil, und Nicolai wurde zum eigentlichen Haupt der Berliner Aufklärung. Ein Roman, den Nicolai in den Jahren 1774 bis 1776 erscheinen ließ, ›Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker‹, diente in den Worten seines Verfassers dem Zweck, »die Verfolgungssucht hartherziger Orthodoxie ... durch das ridendo dicere verum in ihrer Verächtlichkeit darzustellen und dagegen Geistesfreiheit und Toleranz zu empfehlen«. Dieses gutgemeinte, in seiner Weitschweifigkeit jedoch ermüdende Werk sollte seine Zeit nicht überleben. Im Kreise der Aufklärer, zu denen die protestantischen Pfarrer Spalding und Teller, die Schriftsteller und Populärphilosophen Ramler, Stelle, Engel, Garve, Gleim und der frühverstorbene Cronegk gehörten, galt es als achtungswürdiges Bekenntnisbuch.

Es war nicht der einzige Versuch in jenen Jahren, den Gedanken der Duldung in dichterischer Form zu verbreiten. Stücke wie Bischoffs ›Judenfeind‹, Steinbergs ›Menschen und Menschensituationen‹ oder F. v. Nesselrodes ›Der adelige Tagelöhner‹, Romane wie Gleims ›Rotes Buch oder Halladahat‹, ›Pastor Hermes‹, ›Sophiens Reise von Memel nach Sachsen‹ oder Stillings ›Theobald der Schwärmer‹ waren in ihrer damaligen Wirkung

bedeutungsvolle Beispiele einer ›littérature engagée‹. Daß der König all diese wohlmeinenden Leute, die Ramler, Stelle und Engel, ja selbst Nicolai nicht in seine Akademie aufnehmen wollte, steht auf einem anderen Blatt. Der Verehrer französischen Geistes, der nach seiner eigenen Aussage deutsch sprach »comme un cocher«, hatte gegen die Gesinnung seiner Berliner Aufklärer nichts einzuwenden – wogegen er sich sträubte, weshalb er ihre Aufnahmegesuche immer wieder verwarf, war die zähflüssige, schwerfällige oder anders seichte Art ihrer Polemik, war nicht ihr Übermaß an Toleranz, sondern ihr Mangel an Talent.

Die Stärke der Aufklärung mochte in Wolfenbüttel und Königsberg liegen, nicht in Berlin. Hier aber, wo nicht vom Throne herab, vielmehr aus dem Kreise der Bürger die Gesetze einer neuen Nächstenliebe verkündet wurden, gleichsam im stillen Zentrum dieser moralisch-programmatischen Bewegung, lebte der Mann, in dem ganz Deutschland, ja ganz Europa die Emanzipation verkörpert sah. Moses Mendelssohn war als zerlumpter, mißgestalter Knabe eingewandert, der keiner anderen als der in deutschen Ohren übelklingenden, aus dem Mittelhochdeutsch verballhornten Sprache seiner Väter mächtig war. Mit Fleiß und Wissensdurst hatte er in kurzer Zeit die Bildung von Jahrhunderten in sich aufgenommen, hatte Deutsch und Französisch, Griechisch und Latein studiert, seinen Verstand an Philosophie und Mathematik, seinen Stil an Lessing geschult, und war schließlich, nachdem er sich »von einem Metaphysiker in einen Belésprít ausgedehnt«, gleichberechtigt mit einem Kant, überlegen einem Lavater, kritisch gegenüber einem Friedrich in die Öffentlichkeit getreten. In einem einzigen Menschenalter verwirklichte er den ganzen möglichen Werdegang seines Volkes, wurde er zum Sinnbild einer Entwicklung, die mit herrlichem Schwung aus dem dumpfesten Alltag in jene reine, entrückte Sphäre führte, darin verwandte Geister sich in abstracto begegnen.

Für Fanny von Arnstein war dieser Mann mehr als ein Symbol. Er war ihr zugleich näher und auf erhabene Weise ferner als ihren Glaubensgenossen – Hausfreund und Hausgott in einer Person. Mendelssohns erster Lehrer in Berlin, der polnische Schulmeister Israel Samosz, hatte bereits unter Daniel Itzigs Schutz gestanden; fraglos wurde dieser früher oder später auch dem Schüler zuteil. Das wachsende Ansehen des Philosophen verschaffte ihm in einer Gemeinde, die Gelehrsamkeit von altersher höher achtete als jedes äußerliche Gut, mit der Zeit eine dem ›Judenfürsten‹ gleichgeordnete Stellung. Zahlreiche Bande sollten die beiden Familien verknüpfen. Fannys zweitälteste Schwester Bella gab ihre Tochter Lea einem Sohne Moses Mendelssohns, Abraham, zur Frau. Fannys zweitjüngste Schwester, Blümchen, war mit David Friedländer, dem »Affen Mendelssohns« und dessen geistigen Erben vermählt. Mehr als dies wog der Einfluß, den Moses Mendelssohns Denken auf seine Umgebung ausübte. Man darf annehmen, daß in gewissem Maß die Eltern Itzig und noch mehr ihre Kinder sein Weltbild, seine religiösen Vorstellungen, seine Ansichten über Staat und Gesellschaft, Moral und Anstand teilten. Fanny tat es zweifellos. Dafür bürgt ihr Merkbuch, in dem sich viele Aussprüche des Philosophen finden. Dafür bürgt ihr ganzer Lebenslauf.

Worin bestand aber jenes Weltbild, das sie widerspruchslos übernahm? Vor allem in einem unbedingten Glauben an Gott, an die Vorsehung, an die Unsterblichkeit, der sich von den Grundsätzen der Aufklärer durchaus unterschied. Jene Abhandlung in deutscher Sprache, mit der Moses Mendelssohn 1763 aus dem Wettstreit um den Preis der Preußischen Akademie siegreich hervorgegangen war, hatte die Frage, ob die Metaphysik der gleichen Beweiskraft fähig sei wie die Mathematik, rückhaltlos bejaht. Sein Mitbewerber Kant hatte mit größter logischer Schärfe das Gegenteil verfochten. Mendelssohns geistige Haltung entsprach der damals vorherrschenden Schule; doch sein Gedankengebäude an dem er zeitlebens festhielt, war durch das Kantische bereits widerlegt.

Als in den Jahren 1782 und 1783 die ›Kritik der reinen Vernunft‹ erschien, gestand er freimütig, daß er, »an das sanfte Licht der Wolf-Baumgarten-Leibnizischen Philosophie gewöhnt, sich unfähig fühle, dem großen Königsberger Philosophen zu folgen«. Im ›Phädon‹, seiner berühmten Schrift über die Unsterblichkeit der Seele, fuhr er fort, den transzendentalen Beweis zu unterbauen. Und noch sein letztes großes Werk, die ›Morgenstunden‹, handelt von den ›Wahrheiten der natürlichen Religion‹. Es war, in den Worten Kants, »das letzte Vermächtnis der dogmatisierenden Metaphysik und zugleich deren vollkommenstes Produkt«.

So stand der Mann, um den es in einem der wichtigsten Postulate der Aufklärung ging, deren Grundgedanken verständnislos, ja feindlich gegenüber. Friedrich, der zwar nicht im stillen Zentrum, aber dafür im geistigen Lichtkegel dieser Bewegung saß, hatte dies richtig erkannt und schon deshalb dem Kritiker seiner »gereimten Angriffe auf die Unsterblichkeit« seine Gunst vorenthalten. An jener kurzen Zeitspanne – einer der seltenen in Deutschland – in der die deutsche Philosophie der Metaphysik den Rücken kehrte und sich von der klaren und konsequenten Beweisführung der Naturwissenschaft leiten ließ, an der Zeit Kants, Lessings und Friedrichs hatte Moses Mendelssohn nicht teil. Mehr als mit den wahren ›Erleuchteten‹, die nach dem Vorbild der Diderot und Voltaire mit dem obskuren Erbe der Scholastik aufgeräumt hatten, verband ihn mit seiner Tochter Dorothea, jener Abtrünnigen, welche sich nach seinem Tode dem religiösen Mystizismus der Romantik in die Arme warf.

Wäre die Aufklärung nichts als eine Kampfansage an die dogmatische Religion gewesen, Mendelssohn – gleich jenen Würdenträgern der christlichen Kirche, die sich ihr angeschlossen hatten – erschiene in ihr fehl am Platz. Doch sie war dies und weit mehr. Sie war eine humanitäre Revolution, eine »alle Lebensgebiete durchdringende welt- und kulturgeschichtliche Krisis«. Sie setzte »an Stelle der Autorität die Autonomie, an Stelle der

Gebundenheit und Abhängigkeit die Mündigkeit; an Stelle der Kirche als der mächtigsten Gewalt den Staat; an Stelle des Gewissenszwangs die Gewissensfreiheit; an Stelle der Macht der Gesamtheit das Recht des Einzelnen; an Stelle des Dogmas die Vernunft, an Stelle der Unterdrückung die Toleranz«. In fast allen diesen Punkten aber stimmte Moses Mendelssohn, und somit alle, die an ihn glaubten, völlig mit ihr überein.

Toleranz nicht nur zu predigen, sondern auch theoretisch zu unterbauen, war sein erstrebenswertestes Ziel. Hier bewies er den Mut der wahren Aufklärer, eingefahrene Bahnen zu verlassen. An den Erbprinzen von Braunschweig schrieb er die Worte: »Da die Menschen alle von ihrem Schöpfer zur ewigen Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein.« Mit einem transzendentalen Beweis, den seine fortschrittlicheren Freunde verworfen hätten, unterbaute er eine Lehre, die ihnen dennoch maßgeblich war. Es war die Lehre, welche später Lessing seinem ›Nathan‹ unterlegte, daß nämlich »Toleranz nicht Glaubensvereinigung, ›Glaubensvermengung‹, Religionsmischung bedeute, sondern daß jeder Glaube und besonders jeder durch Vernunft und geschichtliche Offenbarung bewährte Glaube als berechtigt anzusehen sei«.

Mit ihrer Hilfe trat er Lavater entgegen, der ihn vor die Entscheidung gestellt hatte, entweder die von Bonnet geäußerten – ebenfalls metaphysischen – ›Beweise für das Christentum‹ zu widerlegen oder diesem beizutreten. Mit ihrer Hilfe entzog er sich Probst Tellers ähnlichem Versuch, ihn von seiner eigenen Religion abzubringen. Sein Echo fand dieser Streit in einem scherzhaften Reimgespräch, das freilich vom Probst wie vom Philosophen an die Grenze des guten Geschmacks getrieben wurde. Teller hatte ihm zugerufen:

An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn,
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben!

Worauf Mendelssohn erwiderte:

Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.

Auf Grund seiner Überzeugung, daß mehrere offenbarte Religionen bestünden, deren jede in gleicher Weise bindend und bestimmend sei, hielt sich Mendelssohn bis zum Ende seiner Tage von den Dogmatikern wie von den Gottesleugnern fern. An Lessing hatte er in den frühesten Jahren ihrer Freundschaft geschrieben: »Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rücksicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterlist ähnlich sieht, und ihre Zweifler und sogenannten Freygeister sind vollends nicht auszustehen.« Und er setzte traurig hinzu: »Ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Welt gemacht, als ich sie blos aus Büchern und aus dem Charakter eines Lessings kannte. Ich erstaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurteil über die Gemüter hat.«

Das Vorurteil gerade in den Köpfen der Wohlmeinenden oder ihm Geistesverwandten betrübte und erregte ihn. Und so führte er seine Kämpfe nicht mit den böswilligen Widersachern der Juden – diese Wortgefechte überließ er Lessing und Nicolai – sondern mit Gleichgesinnten und Religionsgenossen: mit dem preußischen Kriegsrat Christian Wilhelm Dohm, der eine Schrift ›Über die bürgerliche Verbesserung der Juden‹ veröffentlicht hatte, und mit dem Kirchenvorsteher seiner eigenen Gemeinde in Berlin.

Dohms Schrift, eines der bedeutendsten Dokumente der Aufklärungsliteratur, war zu Ende des Jahres 1781 erschienen. Sie enthielt die genauesten und bestbegründeten Forderungen der Emanzipation, nahm die Geister der Zeit, wie den Grafen Mirabeau, für die Sache der Juden ein und war wohl auch auf Josephs Toleranzedikt, das ihr auf dem Fuße folgte, nicht ohne Einfluß gewesen. Dennoch war Mendelssohn, der den Anstoß zu ihrer

Abfassung gegeben hatte und sie als menschenfreundliche Tat willkommen hieß, in mehreren Punkten nicht mit ihr einverstanden. Der Ansicht Dohms, »die Juden seien moralisch aussätzig«, welchen Tatbestand er freilich aus ihrer jahrhundertelangen Unterdrückung erklärte und zum Hauptgrund für ihre soziale Befreiung nahm, schloß der Philosoph sich nicht an. Mehr als diese falsche Prämisse aber erboste ihn Dohms übertriebenes Verlangen nach autonomen Judengemeinden, deren Vorstehern das Bann- und Disziplinarrecht über ihre Angehörigen einzuräumen sei.

Seine wohlabgewogene Absicht legte Mendelssohn zwei Jahre später in seiner Schrift ›Jerusalem oder Über religiöse Macht und Judentum‹ nieder, in der von wahrer Duldung auch innerhalb jeder Glaubensgemeinschaft die Rede war. Die Kirche, so führte er aus, habe gleich dem Staate kein unbeschränktes Recht ihren Mitgliedern gegenüber. So wie der Staat nicht ermächtigt sei, Glaubens- und Gewissenszwang auszuüben, dürfe auch die Kirche keine Gewalt gegen einzelne Anhänger oder deren Meinungen anwenden. Wer die Toleranz für seine und seiner Kirche Ansicht im gemischten Staat in Anspruch nehme, dürfe in der eigenen Gemeinde nicht weniger duldsam sein.

Es will scheinen, als hätte sich eine solche Mahnung an seine Glaubensbrüder erübrigen müssen, als verstünde sich ein so zwingend analoger Gedankenschluß von selbst. Doch die Führer der Judengemeinden im deutschen Bereich, häufig aus dem Osten stammend und fast ausnahmslos Stocktalmudisten, widersetzten sich hartnäckig jedem Eingriff in ihr uraltes Recht. Unter dem Joch der Mächtigen seufzend, übten sie den gleichen Druck auf ihre Religionsgenossen aus. Wer selbständig zu denken wagte, wurde aufs schärfste von ihnen abgelehnt. So war Moses Mendelssohn längst bei ihnen in Ungnade gefallen und beschwor mit jeder neuen Äußerung ihren Zorn herauf. Als dieser Luther der Juden seine kommentierte Pentateuch-Übersetzung beendet hatte, sprachen die Rabbiner zu Prag, Fürth und Altona, ohne das Werk zu kennen, ihren Bann darüber aus.

In Wien hatten es einflußreiche Leute – darunter Fanny und Nathan Arnstein – sowie die kaiserliche Bibliothek längst subskribiert. Der König von Dänemark, eine Reihe deutscher Prinzen, hatten ebenfalls seinen Fortgang gefordert. Nur Mendelssohns Glaubensbrüdern sollte es vorenthalten werden. Freilich hätte Sonnenfels mit Hilfe des Hofes die störrischen Rabbiner zur Vernunft bringen und die Rücknahme des Verbotes erwirken können, doch Mendelssohn selbst hielt seine Wiener Freunde von einem solchen Schritt zurück. Erst als es um das Werk eines anderen, um Hartwig Wesselys Verteidigungsschrift des kaiserlichen Toleranzediktes ging, setzte er sich mit allen Mitteln gegen die Philister seines Volkes zur Wehr.

Zu den Berlinern, die jenes Edikt mit einiger Vorsicht zur Kenntnis genommen hatten, gehörte auch der Mann, in welchem die Emanzipation versinnbildlicht war. »Es ist vielleicht nur ein flüchtiger Einfall ohne Halt«, hatte Moses Mendelssohn sich vernehmen lassen, »oder läuft, wie einige befürchten, auf eine Finanzabsicht heraus.« Vor allem mißfiel ihm der ganz auf Glaubensvereinigung gerichtete Geist der josephinischen Reform, weil ihm selbst eine höhere Toleranz, die der wahren Glaubensfreiheit, vorschwebte. »Wenn die bürgerliche Vereinigung«, so schrieb er am Ende seines ›Jerusalem‹, »unter keiner anderen Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetz abweichen, das wir für uns verbindlich halten, so tut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für nötig erachten: so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht tun; so mag der Menschenfreund Dohm vergebens geschrieben haben und Alles in dem leidlichen Zustande bleiben, in welchem es jetzt ist.«

Anders urteilte Wessely, ein jüdischer Gelehrter und Mitarbeiter an seinem Pentateuch, mit dem Mendelssohn seit 1774 innig befreundet war. Ihm schienen die Reformen des Kaisers aus der lautersten Absicht entstanden. Er begrüßte selbst den Zwang, mit dem ein von jeher abgesondertes Volk gleichsam über Nacht

aus seinem eigenbrödlerischen Tun gerissen und in seine Umwelt eingegliedert werden sollte. Jene Vorschriften, die unter den österreichischen Juden Bestürzung hervorgerufen hatten – daß sie sich nunmehr der Landessprache zu bedienen, ihre Kinder bisher ungewohntem Handwerk zuzuführen und in neuen, nicht mehr dem Talmudstudium gewidmeten Schulen zu erziehen hätten – hielt er für befolgenswert. Und so verfaßte er ein Schreiben an die Judengemeinden in den österreichischen Landen, in dem er ihre Bedenken zu zerstreuen suchte, einen Bildungsplan für sie entwarf und sie ermahnte, den Befehlen des Kaisers unbedingten Gehorsam zu leisten.

Sein hebräischer Text trug den Titel ›Worte des Friedens und der Wahrheit‹. Aus echter Empfindung stammend, fanden sie bei den Einsichtigen Gehör. Doch die strengen Hüter der Überlieferung beschuldigten ihn, ähnlich wie seinen Freund Moses Mendelssohn, der Ketzerei. Wieder war es der Prager Oberrabbiner, der als erster beschloß, ihn in Bann zu tun. Wessely verhielt sich ruhig. Als aber sein eigener Kirchenvorsteher in Berlin ebenfalls Miene machte, gegen ihn vorzugehen, rief er seine Freunde zu Hilfe. Mendelssohn griff auf der Stelle ein. Er begab sich zu dem Minister von Zedlitz und führte Beschwerde gegen die geplante Zensur. Zedlitz schickte sogleich ein Handbillet an Daniel Itzig, den Vorsteher der Gemeinde: »Man erzählt mir, daß ein gewisser Wessely, der eine kleine Piece geschrieben hat, sehr verfolgt und aus der Stadt zu gehen bedroht ist. Haben Sie doch die Güte, mein lieber Herr Itzig, mich wissen zu lassen, was an der Sache ist, und von wem oder von welchem Directorio dieser Mann bedrückt wird. Es wäre nicht gut, wenn man einen Mann wegen eines gut geschriebenen Buches willen aus der Stadt triebe, und ich begreife nicht, wie sich ein Collegium in so etwas mischen kann.«

Es liegt eine historische Pikanterie darin, einen preußischen Minister bei einem jüdischen Würdenträger um Duldung gegenüber einem seiner Glaubensbrüder einkommen zu sehen. So anders verteilt waren damals die Gewichte! Daniel Itzig mag das

Billet zu spät erhalten oder die Sache allzu lau betrieben haben – in jedem Fall bestand der Oberrabbiner Berlins, Hirschel Lewin, auf seinem Widerspruch und trug die Angelegenheit vor die Gemeinde. Mendelssohn bot alle Kräfte auf, um den Bann zu verhüten, ohne freilich selbst zum Rabbiner zu gehen, weil er befürchtete, »zu weit mit ihm in den Text zu kommen«. Zedlitz schritt nochmals ein. Und schließlich gelang es Mendelssohn mit Hilfe seines Freundes Friedländer und dessen Schwager Isaac Daniel Itzig – welche beiden mit ihm vor fünf Jahren die ›Berliner Freischule‹ für jüdische Kinder gegründet hatten – die Verfolgung Wesselys abzuwenden.

Inzwischen hatte sich die Triester Judengemeinde, als erste in kaiserlichen Landen, mit Freude an die Ausführung der neuen Vorschriften gemacht. Auf Rat des dortigen Gouverneurs Grafen Zinzendorf war sie wegen einzuführender Lehrbücher an Mendelssohn herangetreten und hatte ihn um ein Verzeichnis aller seiner bisher erschienenen Schriften ersucht. Mendelssohn empfahl ihr unter anderen Wesselys Werke und schickte als Probe die ›Worte des Friedens und der Wahrheit‹. Der begeisterte Dank der Triestiner regte Wessely zu einem zweiten ›Sendschreiben‹ an, in dessen Folge die angesehensten Rabbiner Italiens offen für ihn Partei ergriffen. Bei allen diesen Sendungen von Briefen und Büchern aus Berlin nach Triest dienten die jungen Arnsteins als Vermittler. Mochte ihr Vater sich im ›Wessely-Streit‹ unentschieden oder säumig verhalten haben – Fanny verfocht die Sache Mendelssohns und seines Freundes mit allem Feuer, dessen sie fähig war.

Das schöne Vorbild religiöser Toleranz, das Mendelssohn bei aller Treue zum Glauben seiner Väter bot, veranlaßte schließlich auch seinen philosophischen Widersacher, »den alles zermalmenden Kant«, ihm seine Bewunderung auszusprechen. »Sie haben«, schrieb ihm dieser im August 1783, »Ihre Religion mit einem solchen Grad von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, und desgleichen keine andere sich rühmen kann. Sie haben zugleich die Notwendigkeit einer

unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so glich befahl er seinen Theaterdirektor Grafen von Rosen-
lich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche meine Tonsetzer und Librettisten zur Audienz, um sich mit
seits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Ge Wünschen, Plänen und Intrigen zu befassen. Gleich seinen
belästigt und drücken kann, von der ihren absondern, wren Leopold dem Ersten, Joseph dem Ersten und Karl
sie endlich in Ansehung der endlichen Religionspunkte vechsten, und ganz im Gegensatz zu seiner Mutter, war er
gen muß.« amatischen Künsten zugetan. Noch als Mitregent hatte er
Glaube vereint mit Gewissensfreiheit, Gleichwertigkeit diserliche Hoftheater in ein Nationaltheater umgewandelt
testamentarischen mit jeder anderen Religion – für Men später selbst dafür gesorgt, daß Wien zu keiner Zeit ohne
die sich Mendelssohns Lehre zu eigen gemacht hatten, beische Oper blieb. Martini war sein Lieblingskomponist,
kein Grund, einen Glaubenswechsel zu vollziehen! Wie und Paesiello schätzte er ganz besonders, und Mozart ließ
Fanny von Arnstein im Sinne dieser Lehre lebte, ist daranfalls gelten, obschon ihm vor allem dessen Instrumental-
schließen, daß sie niemals die Taufe nahm. Mit welcher Kl gefiel. Den Hütern der Kunst versagte er weder Zeit noch
sie ihren Kern erfaßte, der in der Ringerzählung Nathan. Vermißten seine Wiener das altgewohnte öffentliche Ge-
Weisen zutagetritt, ist daran zu ermessen, daß sie den Übe, hatten die Winterbälle, die Schlittenfahrten und Umzüge
ihrer Tochter so selbstverständlich gewähren ließ, wie sie Glanz eingebüßt, so strahlten die Rampenlichter um so
eigenen unnötig fand, und voll Gleichmut oder gar Wohlw Welt des Scheins zu gestatten, was er der Wirklichkeit vor-
dazu bereit war, ihre gesamte Familie in die christliche elt, entsprach nicht nur Josephs eigenem Drang, es war
eingehen zu sehen. durchaus im österreichischen Sinne. Da hier eins beständig
dere überging, da die Grenzen zwischen gespielter und er-
Würdevoller mochte sich's in ihrer Vaterstadt hausen; ange Festlichkeit unablässig verschwammen, war es im Grunde
mer erschien Fanny das Dasein in Wien. Jene Süße des Lebei, aus welchem Bereich die Lebenslust stammte, die man
die Talleyrand nach dem Hingang des Ancien régime bewend. Überdies war auch die Natur, wie allenthalben in
sollte – hier, in der imperialen Stadt, lag sie als Zuckergut Tagen, zum Kunstwerk, zum Schauspiel, zur holden Täu-
allen Dingen, durchdrang die Luft und glasierte gleichsam jag geworden. Die Gärten mit ihren Lauben, Statuen und
Tag. So übertrieben die Genußsucht, so seicht die Vergnügu nnen, die Parks mit ihren Lusthäusern und Alleen dienten
der Wiener anmuten mußten: wer länger unter ihnen weilte, enerie, die jeder Begegnung, jedem Gespräch eine gewisse
riß ihr Hang zu den irdischen Freuden mit. Bei aller Einsch talik verlieh. Die herrliche Umgebung Wiens spielte mit.
kung, die der üppige Prunk der theresianischen Zeit erfuhr, en sanften, waldigen Hügeln, in den lieblichen Tälern von
kein Mangel an geselligen Empfängen, an Hausmusiken erneuburg bis Baden, auf dem Kahlenberg, dem Galitzin-
selbst an kaiserlichen Festen. Am Neujahrstag fand nach wie und Hameau, in der Hinterbrühl und in Vöslau bewegten
die große Cour bei Hofe statt, und in seinem Schloßtheater die Wiener zu Fuß und in ihren Kaleschen, wohnten sie in
in der Orangerie zu Schönbrunn ließ Joseph mit allem Pomp Sommerhäusern auf anmutig erhöhte Art – im Einklang
neuesten Opern und Komödien zur Aufführung gelangen. der Landschaft, deren Grazie sie nachzuahmen wußten.
Das Amt des Hofdichters war ihm von höchster Wichtigkeßlich war ihnen auch die Geselligkeit nur ein Stück, das

er gegen den
im theresiani-
chen der Ge-
Vertreter des
r mit gleicher
ufstellung des
t für die Reini-
chn blieb, wo
ndern gelassen
ten, diesen zu
Geschichte des

ch. Wie jedes
r heftige Vor-
Eigenschaften
nzuprangern.
zbar und ge-
n hohen Adel
emals vor der
notwendigen
te seine Zeit-
d Berlin ent-
e ›Gelehrten-
dert: »Lassen
andere Dinge
hrieben hat;
fpöbel so die
rauf Nicolai:
rufen Sie sich
Adel ein Paar
efer vor dem
«
nach Sonnen-
ings – nicht
ich in diesem

unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigt und drücken kann, von der ihren absondern, welches sie endlich in Ansehung der endlichen Religionspunkte vereinigen muß.«

Glaube vereint mit Gewissensfreiheit, Gleichwertigkeit der alttestamentarischen mit jeder anderen Religion – für Menschen, die sich Mendelssohns Lehre zu eigen gemacht hatten, bestand kein Grund, einen Glaubenswechsel zu vollziehen! Wie sehr Fanny von Arnstein im Sinne dieser Lehre lebte, ist daraus zu schließen, daß sie niemals die Taufe nahm. Mit welcher Klarheit sie ihren Kern erfaßte, der in der Ringerzählung Nathans des Weisen zutagetritt, ist daran zu ermessen, daß sie den Übertritt ihrer Tochter so selbstverständlich gewähren ließ, wie sie den eigenen unnötig fand, und voll Gleichmut oder gar Wohlwollen dazu bereit war, ihre gesamte Familie in die christliche Welt eingehen zu sehen.

Würdevoller mochte sich's in ihrer Vaterstadt hausen; angenehmer erschien Fanny das Dasein in Wien. Jene Süße des Lebens, die Talleyrand nach dem Hingang des Ancien régime beweinen sollte – hier, in der imperialen Stadt, lag sie als Zuckerguß auf allen Dingen, durchdrang die Luft und glasierte gleichsam jeden Tag. So übertrieben die Genußsucht, so seicht die Vergnügungen der Wiener anmuten mußten: wer länger unter ihnen weilte, den riß ihr Hang zu den irdischen Freuden mit. Bei aller Einschränkung, die der üppige Prunk der theresianischen Zeit erfuhr, war kein Mangel an geselligen Empfängen, an Hausmusiken, ja selbst an kaiserlichen Festen. Am Neujahrstag fand nach wie vor die große Cour bei Hofe statt, und in seinem Schloßtheater wie in der Orangerie zu Schönbrunn ließ Joseph mit allem Pomp die neuesten Opern und Komödien zur Aufführung gelangen.

Das Amt des Hofdichters war ihm von höchster Wichtigkeit.

Fast täglich befahl er seinen Theaterdirektor Grafen von Rosenberg, seine Tonsetzer und Librettisten zur Audienz, um sich mit ihren Wünschen, Plänen und Intrigen zu befassen. Gleich seinen Ahnherren Leopold dem Ersten, Joseph dem Ersten und Karl dem Sechsten, und ganz im Gegensatz zu seiner Mutter, war er den dramatischen Künsten zugetan. Noch als Mitregent hatte er das kaiserliche Hoftheater in ein Nationaltheater umgewandelt und später selbst dafür gesorgt, daß Wien zu keiner Zeit ohne italienische Oper blieb. Martini war sein Lieblingskomponist, Salieri und Paesiello schätzte er ganz besonders, und Mozart ließ er ebenfalls gelten, obschon ihm vor allem dessen Instrumentalmusik gefiel. Den Hütern der Kunst versagte er weder Zeit noch Mittel. Vermißten seine Wiener das altgewohnte öffentliche Gepränge, hatten die Winterbälle, die Schlittenfahrten und Umzüge viel an Glanz eingebüßt, so strahlten die Rampenlichter um so heller.

Der Welt des Scheins zu gestatten, was er der Wirklichkeit vorenthielt, entsprach nicht nur Josephs eigenem Drang, es war auch durchaus im österreichischen Sinne. Da hier eins beständig ins andere überging, da die Grenzen zwischen gespielter und erlebter Festlichkeit unablässig verschwammen, war es im Grunde einerlei, aus welchem Bereich die Lebenslust stammte, die man empfand. Überdies war auch die Natur, wie allenthalben in jenen Tagen, zum Kunstwerk, zum Schauspiel, zur holden Täuschung geworden. Die Gärten mit ihren Lauben, Statuen und Fontänen, die Parks mit ihren Lusthäusern und Alleen dienten als Szenerie, die jeder Begegnung, jedem Gespräch eine gewisse Theatralik verlieh. Die herrliche Umgebung Wiens spielte mit. An den sanften, waldigen Hügeln, in den lieblichen Tälern von Klosterneuburg bis Baden, auf dem Kahlenberg, dem Galitzinberg und Hameau, in der Hinterbrühl und in Vöslau bewegten sich die Wiener zu Fuß und in ihren Kaleschen, wohnten sie in ihren Sommerhäusern auf anmutig erhöhte Art – im Einklang mit der Landschaft, deren Grazie sie nachzuahmen wußten.

Schließlich war ihnen auch die Geselligkeit nur ein Stück, das

man täglich an anderem Ort, aber mit gleicher Besetzung und kaum verändertem Dialog zur Aufführung brachte. Hier galt, was zwei Jahrzehnte später Madame de Staël vermerkte: »Die genaue Einhaltung der Umgangsformen hat in Wien zu den langweiligsten Gebräuchen geführt. Drei- bis viermal die Woche begeben sich all die guten Leute von einem Salon zum anderen . . . und es ist unmöglich, in diesen zahlreichen Versammlungen irgend etwas zu hören, was sich über konventionelle Phrasen erhebt.« Sie vermißte den Geist in dieser Gesellschaft; es bleibe, so schrieb sie, im Kopf nichts als Lärm oder Leere zurück, und trotz der Sicherheit, der Eleganz und vornehmen Sitte, die hier herrschte, fehle es an »etwas zu sagen, etwas zu tun, einem Interesse, einem Ziel«.

Die Monotonie der großen Welt in Wien, fand Madame de Staël, sei nicht zu ertragen. Doch sie begriff nicht, daß gerade in der Eintönigkeit dieser gesellschaftlichen Vergnügungen ein besonderer Reiz enthalten war. In ihrer Wiederholung wirkten sie beruhigend auf einen Kreis, dem vor jedem Wechsel bangte. Man begegnete sich in einem zeitlosen Raum, in der Illusion einer durch keinerlei unvorhergesehene Ereignisse gestörten Dauer, an einem windstillen Platz, einem geschützten Winkel so fern wie möglich von Revolution oder gar Tod – gleichsam in einer irdischen Ewigkeit. Auch war jenes nichtssagende Entgegenkommen, das Madame de Staël zur Verzweiflung brachte, von einer besonderen Bosheit gewürzt. In Wahrheit fand man sich selten in der Lage, von der Wiener Gesellschaft gelangweilt zu werden. Damals wie heute ersetzte in ihr die Malice den Esprit.

Fanny, der es in Josephs Jahrzehnt zunehmend vergönnt war, an den Zusammenkünften der Gesellschaft teilzunehmen, besaß die ihr unentbehrliche charmante Tücke, doch sie besaß obendrein noch Geist. So mühelos vermochte sie ihre Bildung in funkelnde Phiolen abzufüllen, so geschwind verlieh sie ihren

Beobachtungen geschliffene Form, so artig entzog sie sich dem glatten Boden der Platitüden, daß diese von allen ihren Talenten ihr die Bewunderung ihrer Zeitgenossen gewannen. Des Kleingelds der üblen Nachrede, der gehässigen Pfeile und Spitzen, mit denen man in den Wiener Salons um sich warf, bediente sie sich selten oder nie. Wenn sie ablehnte, gar haßte, war sie maßlos in ihrer Rede, blieb hierin ganz die Preußin, die sich weigert, gleich dem Wolf in der Fabel Kreide zu schlucken, um ihrer Stimme eine vorgetäuschte Milde zu verleihen.

Ihre deutschen Landsleute, der Schlesier Gentz und der Rheinländer Varnhagen, zwei geschmeidige und doppelzüngige Naturen, von deren Feder sowohl überschwengliches Lob wie bösartiger Tadel Fanny von Arnsteins floß, sollten an der Aufrichtigkeit, mit der sie ihren Gefühlen Ausdruck gab, Anstoß nehmen. Ihre Wiener Freunde fanden in jenen Tagen wenig Grund dazu. Voll Achtung für die Anmut der Form, mit der sie ihren Mangel an Ideengehalt wettzumachen wußten, voll Verständnis für ihr unverbindliches und doch beziehungsreiches Gesellschaftsspiel, bewegte sich Fanny inmitten der adligen Damen und Herren, der Militärs, Diplomaten und Dilettanten, aus denen ihr Umgang bestand. Nicht viele mochten ihrem geistigen Anspruch vollauf genügen. Kaum einer hätte ihr als Vorbild dienen können, wie Moses Mendelssohn es tat. Es gab nur einen Menschen in Wien, mit dem sie die gleiche Sprache zu reden meinte – den Staatsmann und Gelehrten Joseph von Sonnenfels.

Dieser Mann war hierzulande zu einem Symbol der Aufklärung geworden, ganz wie Mendelssohn ein Sinnbild der Berliner Aufklärung war. Freilich bestanden tiefgreifende Unterschiede, die sich nicht allein aus dem andersgearteten Temperament und Charakter der beiden erklären ließen, in denen auch der Gegensatz zwischen Preußens Hauptstadt und der kaiserlichen Residenz zutage trat. Ihre Herkunft hatte aus dem gleichen Dunkel ans Licht geführt. War Mendelssohns Vater jedoch ein kleiner Gemeindeschreiber in Dessau gewesen, so stammte Sonnenfels von einer der mächtigsten deutschen Judenfamilien ab, ja, war

ein Urenkel Jost Liebmanns und dessen schöner, zänkischer Gattin, welcher noch bei vorgerücktem Alter Friedrich der Erste ins Garn gegangen war.

Sonnenfels hatte das Problem der Emanzipation nicht zu überwinden brauchen: es löste sich, als er noch in Kinderschuhen ging, von selbst für ihn. Der Übertritt seines Vaters, dessen Adelserwerbung, sein eigener Dienst in der Armee, eine christliche Stiefmutter und später eine christliche Frau – Therese Hay, die Tochter eines Verwaltungsbeamten und Schwester eines böhmischen Bischofs – ebneten ihm den Weg zu hoher Stellung im Staat. Maria Theresia war dem Mann, der echten Reformgeist mit unterwürfigster Verehrung für Thron und Adel verband, überaus gewogen. Daß er bei seinen Feinden zuweilen noch den Spitznamen ›Der Nikolsburger Jude‹ trug, war ein Schönheitsfehler, der die Glätte seines Rokokogesichts nicht zu beeinträchtigen vermochte.

Wenn es wahr sein soll, daß die Juden mit der Taufe die ganze geschichtliche Vergangenheit des Christentums übernehmen müssen, und nach der Ablegung des Judentums sogar den altvererbten Judenhaß, dann hat Sonnenfels den Gegenbeweis geliefert. Hierin ist sein Verdienst nicht geringer als das Moses Mendelssohns, der in einem einzigen Menschenleben den möglichen Aufstieg seines Volkes verwirklicht hatte. Dort war ein verachteter Bettelknabe zum hochgeehrten Philosophen geworden. Hier brachte es einer im Laufe seines Lebens vom Judenkind zum Beschützer der Juden, der – gleich seinem Vater und Bruder – ohne Verleugnung der eigenen Vergangenheit ihre Sache, wie jede Sache des Fortschritts, verfocht. Er war, was er einer seiner Zeitschriften zum Titel gegeben hatte: ein ›Mann ohne Vorurteil‹, der seine Ideen auf flexible Weise zu vertreten wußte und notfalls auch gegen Männer im Lager der Aufklärung Stellung nahm.

So hatte er, als Wortführer Österreichs, in einer seiner ersten Veröffentlichungen Nicolais Vorwurf zurückgewiesen, es habe dieses Land noch keinen Schriftsteller von allgemeiner Bedeutung

hervorgebracht. Ebenso unbefangen polemisierte er gegen den Kardinal Migazzi, jenes Bollwerk der Reaktion im theresianischen Wien, gegen Graf Chotek, der ihm in Sachen der Gerichtsreform im Wege stand, gegen die vulgären Vertreter des Hanswursttheaters. Am Ende seiner Tage saß er mit gleicher Selbstverständlichkeit in einem Beirat für die Aufstellung des gesamten Verwaltungsgesetzes wie in einem Beirat für die Reinigung des Talmud. Ein Mann, der »dort nicht stehn blieb, wo der blinde Zufall der Geburt ihn hingeworfen«, sondern gelassen über seinen Schatten sprang, ohne hinfort zu trachten, diesen zu verwischen oder zu vernichten, war neu in der Geschichte des Judentums.

Wie jeder Mensch war er nicht ohne Widerspruch. Wie jedes vielseitige Talent, jeder extrovertierte Geist, jeder heftige Vorwärtsdränger hatte er eine Fülle unangenehmer Eigenschaften und nicht wenig Feinde, die bereit waren, diese anzuprangern. Zweifellos war er eitel, taktlos, überheblich, reizbar und geschwätzig, ein Schönredner und Snob, der vor dem hohen Adel in Ehrfurcht erstarb. Zugleich scheute er sich niemals vor der Unpopularität, die ihm aus seinem Beharren auf notwendigen Änderungen erwuchs. Solche Janusköpfigkeit mußte seine Zeitgenossen verwirren. Als Lessing, von Friedrich und Berlin enttäuscht, sich mit dem Gedanken trug, in Wien eine ›Gelehrtenkolonie‹ zu begründen, hatte er Nicolai herausgefordert: »Lassen Sie es doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frey zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie gesagt hat.« Darauf Nicolai: »Ich will von Wien gern alles Gute glauben; aber berufen Sie sich nur nicht auf Sonnenfels! Wenn er dem niedern Adel ein Paar Wahrheiten sagt, so bückt er sich zugleich desto tiefer vor dem höheren Adel, und vor allem, was die Kaiserin thut.«

Der Briefwechsel fand im August 1769 statt, lange nach Sonnenfels' Angriff auf Nicolai und einige Jahre vor Lessings – nicht ohne eigene Schuld erfolgten – Bruch mit jenem. Auch in diesem

Lichte besehen, ist er bezeichnend für das Schwanken des Sonnenfelsschen Charakterbildes zu dessen Lebenszeit. »Doch Sie kennen Sonnenfelsen«, schrieb Johann Friedel noch 1783 an seinen Freund, »bey all seinen großen Talenten hat er doch die Schwachheit, daß er nie einem seiner verdienstvollen Freunde ein Kompliment machen kann, ohne dabey einem andern verdienstvollen Mann auf die Füße zu treten.« Der Kaiserin aber zeigte er sich nur von seiner liebenswürdigsten Seite. Sie war ihm ähnlich herzlich gewogen wie hundert Jahre später Königin Viktoria ihrem jüdischen Premierminister Disraeli. Und wenn auch übertrieben ist, was Nicolai in seinem Zorn erklärte, daß »Sonnenfels in seinem ehemals berühmten Werk *Die Polizeywissenschaft* alle Maßregeln unter Maria Theresia verteidigte, bis auf die damals seelentödtende Censur und bis auf die Keuschheitskommission«, so traf er doch Sorge, in seinen Reformvorschlägen nie weiter zu gehen, als die Kaiserin willig schien, ihm zu folgen.

Als Fanny nach Wien gekommen war, hatte Sonnenfels sich auf der Höhe seiner Macht befunden. Mit Josephs Regierungsantritt schwand sein Einfluß in der Öffentlichkeit. Dem Kaiser war er, wie vorher seinen eigenen Verbündeten Gebler und Van Swieten, niemals lieb gewesen. Hier spielte gewiß kein Vorbehalt gegenüber seiner Herkunft mit, denn Joseph zeigte sich einem anderen getauften Juden, seinem Hofdichter Da Ponte, überaus gnädig. Es mochte vielmehr seine Redseligkeit, seine höfische Pose, sein allzu gewichtiges Auftreten gewesen sein, die dem kargen und lakonischen Kaiser mißfielen. Vor allem gedachte Joseph allein, ohne den Rat und die Hilfe irgendwelcher Aufklärungsphilosophen, nur auf die sachkundigen Vorschläge seiner Beamten gestützt, die Staatsverwaltung zu reformieren. Sonnenfels, der einer seiner Wegbereiter gewesen war, stand ihm nun im Wege. Der noch jugendliche Mann, ohne den er seine Mutter zu einer Reihe von Neuerungen nicht so leicht bewogen hätte, schien dem Kaiser bereits veraltet, ein Überbleibsel aus der Vergangenheit. In der Tat war Sonnenfels mehr, als er ahnte oder zugegeben hätte, von der theresianischen Zeit bestimmt, ja »tief

in jener rückschrittlichen Tradition, die er so hartnäckig und tapfer bekämpft hatte, verwurzelt«. Doch immer noch, obgleich vom Kaiser auf das beschränkte Gebiet der Sprachreinigung und Abfassung von Statuten zurückgedrängt, war er der vorbildliche Verkünder des aufgeklärten Absolutismus und sogar jenes Josephinismus, den er hatte vorbereiten dürfen, auch wenn er ihn nicht mehr durchzusetzen half.

War Mendelssohn ein Hausfreund und Hausgott der Itzigschen Familie gewesen, so nahm Sonnenfels eine ähnliche Stellung bei den Arnsteins ein. Wann Fanny in seinen Kreis geriet, ist nicht festzustellen, doch muß es sehr bald nach ihrem Eintritt in die Gesellschaft geschehen sein. Das früheste Zeugnis ihrer Freundschaft findet sich in einer kleinen Bildnissammlung, die Fanny im Jahr 1793 von ihren engsten Vertrauten zum Geschenk erhielt. Hier ist unter jenen, die sich ihr »pénétrés d'amitié et de reconnaissance« zu Füßen legten, der damals einundsechzigjährige Hofrat von Sonnenfels. Auch scheint das Band zwischen ihnen nicht mehr gerissen zu sein, denn im neuen Jahrhundert ist Sonnenfels' Name auf jedem Schriftstück zu lesen, das den Übertritt eines ihrer Familienmitglieder zum Christentum bezeugt.

Gleichwohl darf man seinen Einfluß auf Fanny nicht überschätzen. Sah sie in Sonnenfels den klugen Kopf, den verdienstvollen Staatsrechtler, den Verwaltungsreformer, so war und blieb Mendelssohn ihr Orakel, das Leitbild ihrer Lebensphilosophie. Neben der Macht dieser reinen Persönlichkeit, dem Anblick dieses fast heiligmäßigen Erdenwandels, neben dem Beispiel dieses Charakters von biblischer Würde und makelloser Moral mußte eine zwiespältige, allzu menschliche Erscheinung wie die Sonnenfels' verblassen. War dieser das Ergebnis einer außerordentlich geglückten Assimilation, so hatte Mendelssohn dem Begriff der Emanzipation eine höhere und einleuchtendere Bedeutung verliehen. Erst aus dem Vergleich der beiden Männer, die in Wien und Berlin zu Symbolen des Zeitgeists geworden waren, wird vollends klar, was Fanny dazu bewog, von einem Glaubens-

wechsel abzusehen und in einer Haltung der Nächstenliebe jenseits aller Religionen ihr Genüge zu finden.

Ihre geistige Figur in jenen Jahren ist leichter zu umreißen als der Ablauf ihres Alltags, die tausend Äußerungen eines starken und eigenwilligen Gemütes. Von der Güte ihres Herzens wie von ihrem ebenso rasch aufbrausenden wie besänftigten Zorn hat sie selbst in ihren Testamenten Proben abgelegt. Was sie tat und erlebte, wen sie besuchte und bei sich empfing, welchen öffentlichen Ereignissen sie beiwohnte und wohin sie auf Reisen ging, läßt sich nur vermuten.

Man mag sie, mit den anderen Wienern, unter der »außerordentlichen Hitze, den häufigen Gewittern und Platzregen« des Sommers 1781 schmachten und erschauern sehen. Man mag sie unter den Neugierigen wähnen, die sich beim Papstbesuch des darauffolgenden Frühjahrs auf den Straßen versammelt hatten und von denen Johann Friedel berichtet: »Daß wir über dem Sehen vergessen hatten auf die Kniee zu fallen, wie's wohl die Italiener zu machen gewohnt seyn moegen, wird uns Niemand übel nehmen; und daß wir die Juden, die sich mit unter die Zuschauer drängten, nicht gesteinigt haben, wird hoffentlich zum sichersten Beweis dienen können, wie weit wir von allen übrigen Nationen in der Toleranz vorgerückt sind, wenn wir auch weniger davon schreiben.« Gewiß begab sie sich im Juli zur Premiere der ›Entführung aus dem Serail‹, wie zu all jenen Subskriptionskonzerten Mozarts, auf deren Liste ihr Name stand. Und vielleicht wurde sie in jenem Jahr auch zu einem der dreißigtausend Opfer jener Krankheit, die Wien überfallen hatte und allgemein der ›russische Katarrh‹ oder die Influenza hieß.

An dem Handelsvertrag, den Österreich im nächsten März mit der Pforte schloß und der den levantinischen Handel ungemein belebte, mag sie, obgleich er den Arnsteinerischen Reichtum mehrte, weniger Anteil genommen haben als an dem prächtigen Umzug von den Augustinern nach Sankt Stephan, zum hundertjährigen Gedächtnis der Türkenbelagerung und des Entsatzes von Wien. Die bittere Kälte des Winters 1784, der schreckliche Eisstoß, der die Donau über die Ufern treten, die Brücken zerreissen, den Fischmarkt und Salzgries wie die Vorstädte überschwemmen ließ, gab ihr Gelegenheit, ihre später oft gerühmte Wohltätigkeit zu üben. Um diese Zeit war ihre Stellung in der Gesellschaft schon gefestigt, wiewohl ihr Umgang noch nicht so glänzend war wie zu Ende des Jahrzehnts.

Der jungen, »in Anmuth, Bildung und Geist prangenden Frau«, zu der selbst der Kaiser sich huldvoll zeigte, wurde in ihres Schwagers Joseph Michael Worten »in der großen Welt mit Liebe und Achtung begegnet«. Doch worin bestand jene große Welt? Vorerst noch aus hohen Beamten und niedrigem Adel, aus den Freunden Caton Obermayers und der Frau von Hochstedten, deren Mann Minister war, sowie aus den getauften oder bloß tolerierten Familien der Sonnenfels, Wetzlar und Schönfeld, der Wertheimer, Hofmann, Hönickstein, Todesco, Bienenfeld, Liebenberg und Leidesdorf. Ihr Anhang an vornehmen jungen Leuten, wie sie unter Franz dem Ersten ihren Salon so reichlich zierten, muß freilich schon begonnen haben. Denn Johann Pezzl, ein Memoirenschreiber, der die armen Juden verachtete und den gesellschaftlichen Aufstieg der reicheren mit gemischten Gefühlen verfolgte, bemerkte 1783 mit deutlichem Bezug auf Fanny: »Und die schöne Hebräerin xx! macht sie nicht noch bis auf den heutigen Tag die Aspasia für unsere jungen Kavaliers und eleganten Herren? Knieen vor ihrer Bundeslade nicht um die Wette Anhänger des Papstes, Luthers, Kalvins und der englischen Kirche? ... Freilich sagt man, herrsche in solchen Häusern ein Ton, mit dem ein orthodoxer Rabbiner nicht allerdings zufrieden seyn würde, aber wer bekümmert sich bey solchen Umständen um den krausbärtigen Pedanten, der am Pentateuch und Talmud käut?«

Solch ein Pedant war gleichwohl Fannys Schwiegervater, noch immer Herr in jenem Hause, das die jungen Wiener Kavaliere vor Fannys Bundeslade knieen sah. Eine pedantische Leserin des

Pentateuch war auch Sibilla, ihre Schwiegermutter, war schließlich sie selbst, die Pränumerantin Mendelssohns. Man ginge deshalb fehl, wollte man einen andauernden Widerspruch zwischen der »schönen Hebräerin« und ihrer gottesfürchtigen Familie vermuten. Vielmehr herrschte in den letzten Lebensjahren der Eltern Nathans erheblich mehr Eintracht mit der jungen Frau, die keine Anstalten traf, dem gesellschaftlichen Ehrgeiz ihre Religion zum Opfer zu bringen.

Sie hatte den alten Arnsteiners ein Enkelkind, wenn auch keinen Erben geboren. Sie hatte ihre Hilfe für Mendelssohn und Wessely erwirkt. Es war ihr gelungen, die Ideen der Berliner Aufklärung in ihrer Umgebung zu verbreiten, zumal diese der Assimilation und Konversion, die in Wien befürwortet wurden und um derentwillen Joseph Michael verstoßen worden war, keineswegs den Vorzug vor der allgemeinen Glaubensfreiheit gaben. Adam Arnsteiner, der sich einen Hausrabbiner hielt, mochte nur mit einigem Widerstreben Wesselys Partei gegenüber den orthodoxen Schriftgelehrten genommen haben, ganz wie er sich in jenem Streit zwischen Fanny und dem weisen Mann aus Frankfurt sicher nur mit Mühe entschlossen hatte, nicht sie, sondern ihren Widersacher aus dem Hause zu schicken. Sibilla aber, wiewohl fromm, war aufgeschlossener Ansichten fähig. Eine »echte Gomperzsprossin«, aus einer Familie von uralter und bis in unsere Tage erhaltener Gelehrsamkeit, die von eh und je zur geistigen Elite der Juden gehörte, hatte sie sich mit den Jahren zu Fannys moderner Denkungsart bekehrt. Den Kultusverbesserungen, die von Mendelssohns Anhängern Friedländer und Satanow durchgeführt wurden, sollte sie sich kurz vor ihrem Tode noch wohlgesinnt zeigen. Mit dieser Frau sich zu verstehen, kann Fanny zuletzt nicht schwer gefallen sein.

Überdies ließ man ihr Freiheit, erlaubte ihr zu reisen, schränkte ihre Lebenslust in keiner Weise ein. Ihre kleine Tochter im Elternhause zur Welt zu bringen, hatte man ihr nicht verwehrt. Auch im März des Jahres 1785 hielt sie sich mit dem Kind außerhalb Österreichs auf, denn in seinem Letzten Willen, den Adam

Arnsteiner um diese Zeit entwarf, vermachte er »Meiner Enklin Judith, einer Tochter meines ältern Sohnes Nathan, welche dermalen in Frankfurt sich befindet«, zu ihrer Hochzeit fünftausend Gulden. Judith oder Henriette, wie sie nach ihres Großvaters Tode hieß, war nur einer der vielen Erben, auf die der Nachlaß des reichen Mannes überging. In seinem Testament sind sie in allen Einzelheiten angegeben. Ja, diese letztwillige Verfügung wirft so viel Licht auf sein Geschäftsgebaren und seine Familienumstände, daß sie in großen Zügen mitgeteilt werden soll.

»Demnach ich, Adam Isaac Arnsteiner, k.k. privilegierter Schutzjud und Großhändler«, so beginnt das Dokument, »wohl und reif erwogen habe, daß uns Menschen der Tod gewiß, die Stund und der Augenblick desselben ungewiß und verborgen sey, so habe ich mich entschlossen, bey, Gott Lob! noch gesunden Leib- und Seelenkräften diese letztwillige Disposition über mein Vermögen, welches mir der allmächtige und gütige Gott verliehen hat, zu verfassen.« In Demut empfiehlt Adam »nach seinem Abscheiden aus dieser zergänglichen Welt« seine Seele in die Hand des Schöpfers und ordnet an, daß sein Leichnam »nach dem Gebrauch und an dem Orte meiner Religionsverwandten zur Erde bestattet werde«. Hierauf »schreitet er zu dem Zeitlichen« und damit zur Verteilung seines irdischen Guts:

»Ich habe«, so schreibt er, »vor etwelchen Jahren eine förmliche Großhandlung und Schreibstube angeleget, meinen ältern Sohn Nathan Adam Arnsteiner zum Compagnon unter der Raggion: ›Arnsteiner und Sohn‹ genommen, in welche Großhandlung ich von meinem eigenen Kapital 250.000 fl., mein Sohn Nathan aber von seinem Kapital 50.000 fl. eingeleget hat, welche beyde Summen pr. 300.000 fl. in Händen meines Sohnes Nathan als Cassier sich befinden, ohne diejenige Wechseln für aufgenommene Kapitalien vermög unsern Büchern, so unter der Firma Arnsteiner und Sohn ausgestellet sind, und welche ich auch vorzüglich zu bezahlen hiemit verordnet haben will.«

Er bittet seinen Buchhalter Fischer, die Conti zu schließen. Hernach solle seinem Sohn Nathan ein Erbteil von einmal hunderttausend Gulden ausgezahlt werden, »und stehet solches in seiner Willkühr, ob er das Geld bey meiner Eheconsortin als seiner leiblichen Mutter gegen Interessen stehen lassen will oder herausnehmen, oder was er sonst ferner, jedoch nach freyer Willkühr meiner Eheconsortin, thuen wolle. Und solle mein Sohn Nathan mit seiner Eheconsortin und Familie bey meiner Eheconsortin und seiner Mutter ferners so wie bisher gratis in Kost und Wohnung zu verbleiben haben, jedoch nur in so lang, als sie mit gedachter meiner Eheconsortin friedlich und einig leben und ihr keinen Widerwillen verursachen werden.«

Dem zweiten Sohn Mayer, der nach Fürth gezogen ist, vermacht er für sein Erbteil ein Kapital pro fünfundsiebzigtausend Gulden. Man möge, so verordnet er, für ihn an seinem Sterbetage beten. »Endlich will ich auch verordnet haben, daß mein Sohn Mayer bey seiner Eheconsortin in Fürth verbleibe und von Fürth nicht weggehen solle, welches ich ihm hiemit nachdrucksamst eingeschärft haben will.« Aus welchem Grunde er diesen Sohn davon abzuhalten sucht, in die Residenz zurückzukehren, weshalb er gerade für ihn Sterbegebete gesprochen haben will, ist nicht ersichtlich. Indessen erhellt der folgende Hinweis von neuem seine Unversöhnlichkeit: »Meinen jüngern Sohn Michl Joseph, der sich zur christlichen Kirche bekennet hat, habe ich... bereits in meinen Lebzeiten abgefertigt, und hat derselbe vermög des in Händen habenden Instruments weder an mir noch an meiner Verlassenschaft das Mindeste mehr zu fordern.« Der Tochter »Merla oder Maria Anna verehelichten Herzin« überläßt er ein Kapital von sechzigtausend Gulden, den vier Kindern seiner verstorbenen Tochter Judith je zehntausend Gulden zur Hochzeit, worauf das Legat an die Enkeltochter Judith oder Henriette den Kreis der engsten Verwandten beschließt.

Zuletzt kommt er zu jenen Schenkungen und Stiftungen, die bereits Isaac Arnsteiner, »der Mann mit dem lautern Herzen und den reinen Händen, der den Armen und den unschuldig Verfolgten half und seine Mittel nicht sparte, um die Tränen der Gedrückten zu stillen«, begonnen und dem Sohne zur Fortführung anempfohlen hatte. Es war ihm, schreibt Adam, von seinem verstorbenen Vater »ein Kapital pr. fünftausend vierhundert Gulden und wiederum eines pr. drey hundert sechzig Gulden mit dem onere in Handen gelassen, daß von dem ersten das Interesse à fünf per Centum pr. zwey hundert siebenzig Gulden und von dem letzten ebenfalls das Interesse à fünf per Centum pr. achtzehn Gulden nacher Prag geschicket und das erste auf gelehrte Männer, das zweyte aber auf die Lehrer jüdischer Kinder verwendet werden solle, welches auch bishero von mir getreulich befolget... Diese väterliche Stiftung bestättige ich nicht allein hiemit, sondern vermehre auch die erste mit fünf tausend vier hundert Gulden, jedoch so, daß das Interesse nur von zehen tausend Gulden auf Gelehrte, das Interesse von den übrigen acht hundert aber ... auf die in der jüdischen Schul zu Prag lernende Kinder verwendet werden solle.«

Diese Stiftung, die Nathan um 2970 Gulden vermehren und die im Jahr 1790 13.950 Gulden betragen sollte, sowie die Gabe eines Kapitals von fünfhundert Gulden »zu dem Ende, daß das davon abfallende Interesse halbjährig nacher Eisenstadt geschicket und allda wie das obige zu Prag auf meiner Anverwandten kleine Kinder zum Studieren und zur guten Erziehung derselben verwendet werden solle«, fallen seinen »Religionsverwandten« zu. Jedoch auch der Armen christlichen Glaubens gedenkt Adam in seinem Testament und ordnet an, daß »gleich nach meinem Tode ein tausend Gulden an das wienerische christliche Armeninstitut gegeben werden«.

Seinem Hausrabbiner vermacht er »titulo legati einen Jahresgehalt und zwar in dem nämlichen Betrag, wie er selben bishero bey mir genossen hat«. Einem jeden seiner »übrigen Dienstboten«, schreibt er, solle »ohne Ausnahme der Religion und des Geschlechts ein Jahresgehalt titulo legati ausgezahlt werden«. Nachdem aber »die Grundveste eines jeden Testaments in Erbeinsetzung bestehet«, so setzt und benennt er endlich »meine

liebe Ehegattin Sibilla Arnsteiner gebohrne Gumpertz in Ansehung der mir während unserem Ehestande jederzeit bezeugten und werkthätig erwiesenen wahren Liebe und Treue zu meiner Universalerbin«. So geschehen in Wien am 15. März 1785.

Er hatte sich – Gott Lob! – bei gesunden Leib- und Seelenkräften gewähnt, als er sein Testament verfaßte. Doch das Jahr war noch nicht um, da hatte er jenes Zeitliche, in dem er es zu so viel Wohlstand gebracht, bereits gesegnet. Die Wiener Zeitung vermerkte sein Ableben mit achtungsvollen Worten: »Den 21. dieses starb allhier Herr Adam Isak Arnsteiner, jüdischer Religion, k. k. privil. Großhändler und Wechsler, im 64. Jahr seines Alters. Als ein verdienstvoller Bürger des Staates, rechtschaffener Mann, und wohlthätiger Menschenfreund wird er allgemein bedauert. Auch sein letzter Wille entspricht seinem ganzen Lebenswandel, da er sowohl dem hiesigen Armeninstitute 1000 fl., als auch andern Armen christlicher und jüdischer Religion, ansehnliche Summen vermacht hat.«

Nun war er tot, der den Sachsen getrotzt und Maria Theresia das Vorrecht des freien Wohnsitzes abgerungen hatte! Mit seines Gottes Hilfe hatte er das väterliche Erbteil vermehrt und eine Summe von 777.568 Gulden hinterlassen, davon »in der Handlung 250.000 fl.«, an öffentlichen Obligationen etwa achtzehntausend, an Aktiven nebst Interessen an die dreihunderttausend, an zweifelhaften Schulden und Interessen über zweihunderttausend, an Gold, Silber und Pretiosen etwa fünfhundert, an Kleidern und Leibwäsche kaum mehr als den Wert von hundert Gulden, »an Haus und Tafelwäsche 800 fl., an Porzellan 900 fl., an Zimmereinrichtung 400 fl., Kucheleinrichtung 40 fl., Pferd und Wagen 242 fl.«.

Der Gesamtbetrag war ansehnlich. Das Erbe Samson Wertheimers, des reichsten Juden im Römisch-deutschen Reich, hatte nicht einmal das Dreifache – 1,830.660 Gulden – betragen. Freilich verblieben der Universalerbin Sibilla nach Abzug der Legate

nur hundertzehntausend Gulden, ein weniges mehr als ihrem ältesten Sohn. Doch war sie nun das Haupt der Familie und Hausherrin am Graben, bei der das junge Paar nur so lange weiterleben durfte, als es sich friedlich verhielt und einig mit ihr war. Die Großhandlung führte fortan den Titel ›Adam Isaac Arnsteiner's Witwe und Sohn‹. Aber die Matriarchin sollte ihren Mann nicht lange überdauern. Zwei Jahre später ging auch sie dahin. Die Zeit der Vormundschaft war vorüber. Ein Jahrzehnt, nachdem sie als Braut nach Wien gekommen war, übernahm Fanny das Regiment im eigenen Haus.

Jetzt trat sie ganz in ihre Rechte, jetzt erst erlangte sie ihre Großjährigkeit. Zunächst erweiterte sie ihre Salons, indem sie die schwiegerelterlichen Räume einbezog. Sibilla hatte Wohnungseinrichtung im Werte von fast zweitausendfünfhundert Gulden hinterlassen, die wohl ein gut Teil von jenen »verschossenen Gobelins, weißlackierten Stühlen auf Bocksfüßen, Schränken aus Holzmosaik, Gardinen von chinesischem Zitz, Bettschirmen, Fruchtkörben mit Obst aus bemaltem Gips, japanischen Vasen, Pagoden, ausgestopften Vögeln und Statuetten aus Meißner Porzellan enthielt«, die der theresianischen Ära entsprachen. An dieses Mobiliar legte Fanny »den Wetzstein der josephinischen Mode« an. Dann vergrößerte sie ihren Kreis, lud Damen und Herren des höheren Adels ein, und fand, daß man den liebenswürdigen Empfang, die unterhaltende Konversation, die glänzende Bewirtung in ihrem Hause nicht verschmähte. Eine Entwicklung ging vor sich, die der bisherigen Hierarchie der gesellschaftsfähigen Schichten entgegenwirkte und ein gelösteres, gemischteres Zusammentreffen, wie es bisher nur in öffentlichen Konzerten und auf musikalischen Soireen üblich war, in die Privatgemächer verpflanzte.

Auf der Besucherliste eines Konzerts, das Mozart im April 1784 gab, finden sich folgende Namen: »Mme de Trattner, Auersperg, Mme de Stökel, Baron van Swieten, De Sonnenfels, Prinz und Prinzessin Palm, Comte de Nimptsch, Staremberg, Comte Paar, Schafgotsch, Lobkowitz, de Hönickstein, Le Comte Fries,

de Puthon, D'Arensteiner, Bar. Wetzlar Père, Gebsattel, Esterhazy, Prince Louis Liechtenstein, Harrach, Dominic Kaunitz, Prince de Paar, de Born, Prince Gallitzin, Hoyos, Czernin, Neiperg, Joh. Adam Bienenfeld, Mme Türkheim, Sternberg, Zichy, Lignowski, de Sonnenfeld, Bar. Wetzlar Raimund, Comte Waldstein, Nostiz, Hofrath Müller, Prince de Schwarzenberg, Comte Bergen, de Hazfeld, Montecuculi«.

Hier sind nicht nur die drei Klassen des höheren Adels, zu dem die in Wien ansässigen Fürstenhäuser, die gräflichen und die freiherrlichen Häuser zählten, erstaunlich durcheinandergewürfelt. Es finden sich auch Vertreter des zweiten Adels darunter, zu denen, laut Pezzl, die »ganz neuen Barone, die diplomatisch erklärten Ritter und Edeln«, aber auch diejenigen Personen zählen, »welche man sonst die Honoratioren nennt: Räthe, Agenten, Doctoren, Banquiers und Negozianten«. Die Gattin des Hofbuchdruckers Trattner neben einem Fürsten aus dem ältesten Hause der Auersperg, der geadelte Jude Hönickstein flankiert von einem Lobkowitz und einem ebenfalls jüngst nobilitierten Schweizer! Wenn die Neipperg und Kaunitz, die Paar und Liechtenstein zugleich mit den Sonnenfels, Wetzlar und Arnsteiner der Mozartschen Musik lauschen wollten – dann besuchten sie auch eines Tages gemeinsam den Arnsteinerischen Salon.

Nicht alle diese Spitzen der österreichischen Gesellschaft sollte Fanny bei sich empfangen dürfen. Mit den meisten hatte es auch noch gute Weile: erst das neue Jahrhundert sollte sie mit ihnen an einem Tische sitzen sehen. Immerhin standen nach dem Tode Adams und Sibillas die Türen des Hauses Nummer 1275 am Graben zu aller Zeit weit offen, traten immer bedeutendere Gäste in seine Räume ein. Nicht zuletzt an sie hatte Pezzl gedacht, als er den Aufstieg der zweiten Gesellschaft unter Joseph charakterisierte: »Dieser Stand besitzt einen Kern von Geschäftsmännern, die den Staatssternen der ersten Größe in die Hände arbeiten, und den Gang der großen Maschine befördern helfen. Patriotismus, Rechtschaffenheit, Fleiß, Sachkenntnis, Einsichten und Arbeitsamkeit machen sie ehrwürdig und beliebt. Diese Classe fängt

an, sich unter allen Ständen am meisten aufzuhellen, welches eine treffliche Wirkung thut. Da die Gesellschaften derselben für andere ehrliche, aber ungeadelte Erdensöhne nicht sogar sorgfältig verpallisadiert sind, wie jene der ersten Noblesse: so verbreitet sich durch sie die lichtere Denkart auf mehrere Köpfe, und durch diese wieder auf mehrere Stände des Publicums.«

»Hier wirkt besonders«, schreibt Pezzl weiter, »daß einige Damen aus diesen Häusern die nähmliche Denkart mit weiblicher Grazie verbinden, und dadurch doppelt liebenswürdig sind. Ich würde sie nenen, wenn es ihre Bescheidenheit erlaubte, die sie nur um so schätzbarer macht. Sie sind Schülerinnen Musarions: ihr Umgang ist so belehrend und geschmackvoll, als reizend; in ihren Häusern vergähnt man die Abende nicht mit elendem Kartengeblätter. Kleine Musiken, vertrauliches Freundschaftsgeplauder, litterarische Neuheiten, Räsonoments über Bücher, Reisen, Kunstwerke, Theater; die Vorfälle des Tages, und interessante Neuigkeiten mit Salz erzählt, beurtheilt, beleuchtet, machen die Unterhaltung aus, und kürzen dem vertrauten Zirkel die langen Winterabende. Man lernt dort die meisten einheimischen, und die fremden, gelegentlich durch Wien reisenden Gelehrten kennen.«

Und schließlich findet er es nötig, sie gegen Anwürfe zu verteidigen, wie sie von einigen Wiener Spöttern erhoben werden: »Sollte man es glauben! diese Damen erfuhren eben das Schiksal, welches die Madame Geoffrin und Neker in Paris betraf. Einige Kleingeister suchten sie darüber verhaßt zu machen, daß sie *Bureaux d'Esprit* hielten. Diese Polissons sollten bedenken, daß es ein wahrer Lobspruch für eine Dame ist, wenn sie ein *Bureau d'Esprit* bildet, indeß so viele andere Weiber *Bureaux de Sottise* halten.«

Zu den »Geschäftsmännern, die den Staatssternen der ersten Größe in die Hände arbeiten, und den Gang der großen Maschine befördern helfen«, gehörte Nathan Arnsteiner in jenen Jahren

in steigendem Maß. Sein Vater hatte ihm nicht nur eine Großhandlung und Schreibstube, sondern ein weit verzweigtes Netz von offiziellen und privaten Geschäftsbeziehungen hinterlassen, aus dem er erst gemeinsam mit ihm, dann allein, schließlich mit seinen Kompagnons einen Umschlagplatz diplomatischer und finanzieller Abwicklungen machte. Ja, Nathan, der sein Leben lang im Schatten bedeutenderer Persönlichkeiten stand, in dem seines Vaters, seiner Frau, seines Freundes und Partners Eskeles, scheint sein Schiff mit großem Geschick durch die Fährnisse des Handelslebens gesteuert zu haben. War er selbst so gutmütig, geduldig, humorvoll und harmlos, wie man ihn geschildert hat, so wußte er sich doch mit klügeren und tatkräftigeren Menschen zu umgeben. Und wenn er auch die Ruhe liebte, wohl immer lieber beim Kartentisch saß, als den Versuch unternahm, in Fannys illustrer Gesellschaft zu glänzen, so war er doch kein Spielverderber. Vor allem aber besaß er Mut, den stillen, unaufhörlichen Mut des großen Finanzmanns, welcher kaltblütig mit Summen umzugehen versteht, deren Verlust ihm in jedem Augenblick Entehrung und Ruin bringen könnte.

Nur wenige frühe Zeugnisse über die Tätigkeit des Hauses Arnsteiner sind erhalten, wenngleich der Bankalindex der Hofkammer bereits aus den Jahren 1716, 1731, 1727 und so fort Kontrakte mit Isaac Arnsteiner aufweist. Erst zu Beginn der josephinischen Zeit finden sich in den Kreditakten der Staatsschuldenkasse genauere Hinweise auf die Art der Geschäfte, die Isaacs Sohn und Enkel im Regierungsauftrag abzuwickeln hatten. So ist 1779 von Heulieferungen nach Ungarn die Rede, für die den »Juden Koppel Mandel, Arnsteiner, Herz et Comp., dann Löwel Hupf, und Moyses Pasch« über siebzigtausend Gulden auszuzahlen seien. Im nächsten Jahr erhielt Adam, zugleich mit den Häusern Fries, Grosser und Puthon, die Tabakkonzession – eines der einträglichsten Monopole, die der Staat zu vergeben hatte. Während des ganzen josephinischen Jahrzehnts werden Arnsteiner regelmäßig Summen zwischen zweitausend und fünfzehntausend Gulden angewiesen: sie stellen Zahlungen für gelieferte

Waren, aber auch für geliehene Kapitalien dar. Daß von offizieller Seite eine gewisse Willkür in der Rückerstattung solcher Gelder bestand, geht aus den Akten hervor: ein Ansuchen Nathans an die Staatsschuldenkasse, ihm zwanzigtausend Gulden zurückzuzahlen, wird im Februar 1788 einfach abgeschlagen.

Freilich brauchte der Staatssäckel in jenem Februar jeden Kreuzer. Joseph hatte am neunten dieses Monats, im Bündnis mit Rußland, der Pforte den Krieg erklärt. Mit Nathans zwanzigtausend Gulden waren indessen keine großen Sprünge zu machen. Millionen wurden gebraucht, und Millionen waren mit seiner Hilfe aufzutreiben. So wurde denn am 30. April der Hofkanzler Graf Kollowrat vom Kaiser angewiesen, dem »Wiener Banquier N. A. Arnsteiner« eine Vollmacht zur Aufbringung eines Darlehens von sechs bis acht Millionen Gulden »bei seinen Berliner Geschäftsleuten« zu erteilen. Zugleich erhielt Nathan einen Geleitbrief zur ungehinderten Reise nach Berlin und Hamburg. Und drei Wochen später wurde der kaiserliche Gesandte am preußischen Hof, Fürst von Reuß, daran erinnert, »auf wasart durch den hiesigen Großhändler N. A. Arnsteiner bei dem Banquier Isaac Daniel Itzig ein Darlehen von einigen Millionen zu 4 pcto Interessen zu Berlin behandelt werden könnte«.

Nun war Nathan nicht der einzige Wiener Finanzmann, der in diesem Frühjahr damit befaßt war, Josephs Heereskasse zu füllen. Unter anderen sah sich auch das Bankhaus Dobruschka-Schönfeld nach Geldquellen um, ja, es war durch seinen Negozianten Joske sogar zuerst an Itzig herangetreten. Sobald Nathan jedoch von dem Plan erfuhr, warf er sich mit Tatkraft dazwischen. Er schlug den k. k. Finanzen einen niedrigeren Zinsfuß vor, begab sich eilig nach Berlin und führte auf dem Gut Isaac Daniels in Schönberg das Geschäft, wie Reuß nach Wien berichtete, »avec toute la prudence et sagesse« durch. Es war sein erster selbständiger Versuch, gleich seinem Vater gewaltige Summen zur Kriegführung herbeizuschaffen. Er tat es freilich mit Hilfe dreier Schwäger: Fannys Bruder, dessen Unterhändler David Ephraim, dem Gatten einer anderen Itzigschwester, und

seines eigenen Schwestermannes Leopold Herz. Aber er lud sich damit eine große Verantwortung auf, ohne väterlichen Beistand oder den Rat seiner erfahrenen Mutter. Dieser gewaltigen Anleihe, die er zu vermitteln unternahm – es war zuletzt von zehn Millionen die Rede – sollten in den napoleonischen Kriegen Darlehen von ähnlicher Höhe folgen. Es steht nicht einmal fest, ob sie gelang. Doch wird Isaac Daniel Itzig für den Mann seiner Schwester, hinter dem überdies die gesamte Kreditwürdigkeit Österreichs stand, den Betrag ohne Zweifel aufgebracht haben.
Im übrigen begnügte sich Nathan in den letzten Jahren Josephs, wie unter dessen Bruder Leopold und zu Beginn der franzisceischen Zeit, mit kleineren, aber regelmäßigen Diensten an den Staat. Er eskomptierte mit beträchtlichem Abzug Naturallieferungen und Versicherungsscheine der ungarischen, böhmischen, mährischen, schlesischen und galizischen Gubernien. Er haftete für Regierungszahlungen und schoß Gelder für Kriegskosten vor, welche aus öffentlichen Sammlungen oder dem Ertrag von Bergwerken zu erwarten waren. Er verwandelte Staatstilgungspapiere und Banko-Obligationen in bare Münze. Im Juli 1791 sollte ein solcher Vorschuß, den er dem Kupferamt machte, bereits zweihunderttausend Gulden betragen, die ihm mit dreiprozentiger Verzinsung zurückgezahlt wurden. Aus Geschäften dieser Art, zu denen ein ausgedehnter Privathandel und die sicherlich eifrige Tätigkeit seiner Wechselstube kam, zog er wachsenden Gewinn – genug, um an den Erwerb von Realbesitz, an die Vergrößerung seines Hausstandes, kurz, an den Ankauf einer zweiten und repräsentativeren Wohnstatt zu denken, als sie das schmalbrüstige Stadthaus am Graben war.

Doch wir greifen vor. Noch war Kaiser Joseph am Leben, bereits kränkelnd zwar und von vielen Widrigkeiten entkräftet – seinem Hader mit dem deutschen Fürstenbund, seinem Krieg gegen die Pforte, dem Abfall der Niederlande, dem Aufruhr in Ungarn und den schlimmen Nachrichten aus Frankreich, wo die

Bastille erstürmt und seine Schwester nach Paris genötigt worden war – aber gleichwohl fest im Sattel des Jahrzehnts, das sich zum Ende neigte. Je mehr ihm in der großen Politik mißlang, desto gründlicheren Einfluß nahm er auf die inneren Staatsgeschäfte und die Umgestaltung seiner Residenz. Er erließ fieberhaft Gesetze und Patente, gründete eine Kommerzialbank, verbaute alle Klostergärten am Rande der Stadt, eröffnete neue Theater und gab seinen Wienern, die kriegsunlustig und unterhaltungsbedürftig waren, zumindest ein prunkvolles Fest: die große Gala zu Ehren der Trauung seines Neffen Franz mit Elisabeth von Württemberg im Januar 1788.
Auch sonst fehlte es der Residenz, obschon ihr Himmel sich verdüstert und der frische Wind, der anfangs vom Thron geweht hatte, immer mehr einem hektisch aufwirbelnden und wieder erschlaffenden Sandsturm glich, nicht an Lustbarkeiten. In diesen Jahren wurden drei von Mozarts großen Opern, ›Figaro‹, ›Don Giovanni‹ und ›Cosi fan tutte‹ erstaufgeführt, brachte F. L. Schröder die Dramen Shakespeares endlich in würdiger Form auf die Bühne des Nationaltheaters, spielte eine Reihe von Vorstadttruppen jene unzähligen und unsinnigen Possen, mit denen man sich in Wien vollzustopfen liebte wie mit übersättigendem Zuckerwerk. Zu Fronleichnam wandelte, goldstarrend unter Baldachinen, der Klerus, gefolgt vom Kaiser, Adel und Militär, durch die Straßen. Und am St. Annentage schossen im Prater Stuwers Raketen in die Luft.
Das Bild der Stadt in Josephs letztem Lebensjahr ersteht am reizendsten aus einem jener anonymen Reiseberichte, von denen bereits die Rede war. Er schildert ein Wien, in dem jetzt etwa zweihundertfünfzigtausend Menschen in sechstausend Häusern leben. Die Vororte sind bebaut und näher zusammengerückt; auf den alleengesäumten Glacis der zehn Bastionen und Ravelinen spazierend, sieht man sie in anmutigem Halbkreis um den Stadtkern liegen und nachts wie ein »feuriges Amphitheater« erglühen. Tagsüber strömt das Volk durch vier Tore aus und ein, des Abends promeniert es zwischen neun und zwölf am Graben,

Kohlmarkt und Hof, ißt Eis in den Erfrischungszelten oder schlürft Kaffee in einem der hundert Caféhäuser der Residenz. Kristallene Kronleuchter glitzern in den Wohnungen der Reichen. An den Fenstern der Armen hängen Vogelbauer voll zwitschernder Kanarienvögel, Gimpel und Nachtigallen, die man hier so liebt wie die weißen Pomeranerhunde oder Spitzerln. Leichtfüßige Damen in weißen und blauen Taftkleidern eilen mit »ungemein grazienmäßigem Gang« einher, denn in Wien läuft alles sehr geschwind. Stubenmädchen sind »wichtige Figuren« in ihren Seidenschuhen, abgetragenen Herrschaftsroben und schwarzen böhmischen Hauben. Vor den Wirtshäusern, die »im Unterschied zum reinlichen Italien sehr schmutzig sind«, stehen Kellner in grünen Röcken, das Haar »frisiert wie die Abbés«, und lokken Gäste an. Unermüdlich schwirrt buntes Volk durch die Gassen, darunter Raizen und Türken, welche man nahe dem Prater und Augarten auch pfeifenrauchend auf ihren Balkonen oder auf Polstern vor ihrem Hause sitzend sehen kann.

Ein Anblick, der den anonymen Besucher mehr als alles erstaunt, sind die »adeligen Straßenkehrer« – jene unseligen Übeltäter von Stand, die zur Strafe für irgendein Vergehen dazu verhalten werden, mit Kehrichtbesen das Wiener Pflaster vom Unrat zu säubern. »In den neuesten Zeiten«, so erzählt er, »kehrten die Hofräthe Kriegel und Zetti die Straßen. Beyde starben kurze Zeit auf einander und einer lebte noch, als ich in Wien war. Ihr Platz wurde von Legisfeld (der den Kaiser um 150.000 Gulden betrog) und Ettlinger wieder ersetzt.« Von Ettlinger, den er für unschuldig hält, obgleich dieser ein Schild mit der Aufschrift »Falsarius und grober Betrüger des Ärariums« zu tragen gezwungen ist, berichtet er endlich eine für uns bemerkenswerte Geschichte. »Ettlinger muß«, so schreibt der Anonymus, »zwey Jahre die Straße kehren, und während dieser Zeit seine Frau in den Armen eines Juden sehen. Man las und bewunderte in den Zeitungen die Handlung des Juden Arnsteiner, der ein reicher Wechsler in Wien ist, und der Madame Ettlinger 500 Gulden jährlichen Gehalt aussetzte, als ihr Mann unglücklich ward. Allein der Jude

hatte sie schon zu ihres Mannes Zeiten in Pension, nachdem nun dieser von ihr genommen wurde, so erhöhte er den Gehalt, weil er auch den Platz allein hatte. Mancher wundert sich vielleicht, daß ein Wiener Frauenzimmer Pension von einem Juden beziehe? Allein die Wiener Schönen sind in einem gewissen Punkte nicht delikat. Christen und Juden, Türken und Raizen, alles ist ihnen gleich, wenn sie nur ihre Lust oder ihren Beutel befriedigen können. Die Toleranz wirkt vielleicht auf die Wiener Schönen.«

Ob sich in dem Beschützer der Madame Ettlinger wirklich nur Fannys Gatte vermuten läßt? Man wird es mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen können. Es gab in Wien mehr als einen Wechsler dieses Namens – Nathans Onkel David Isaac; dessen Sohn Benedikt David, der freilich erst um die Jahrhundertwende in Wechselgeschäften genannt ist; schließlich seinen Bruder Joseph Michael, der längst getauft war, aber gelegentlich noch dem Judentum zugerechnet wurde und jedenfalls um 1801 eine Wechselstube auf dem Kohlmarkt besaß. Doch David, der bereits von seiner verstorbenen ersten Frau, Nathans Schwester Judith, vier Kinder hatte und dem seine zweite Frau, eine Leidesdorf, nicht weniger als deren elf dazu gebar, mochte schwerlich in der Lage sein, sich auch noch den Liebeskünsten Madame Ettlingers zu widmen. Benedikt hingegen, jener »jüdische Jüngling«, der vor sieben Jahren Kaiser Josephs Toleranz besungen und seither seine ersten »dramatischen Versuche« veröffentlicht hatte, war gewiß zu jung, zu arm und zu ideal veranlagt, um eine Maitresse auszuhalten. Es könnte sich der anonyme Bericht also nur noch auf Joseph Michael beziehen, der zeitlebens weniger von sich reden machte als sein älterer Bruder und, obgleich vor ihm geadelt, nicht so vermögend war. Wenige Jahre später wurde Joseph in eine nächtliche Prügelei verwickelt, die auf irgendwelche heimlichen Händel schließen läßt.

Wenn sich dennoch die Vorstellung Nathans in den Armen Madame Ettlingers beharrlich in den Vordergrund drängt, dann aus jenem kaum beweiskräftigen, aber dennoch zwingenden Instinkt, den der Biograph mit der Zeit für sein Objekt gewinnt. Ein wei-

cher und wohlgelaunter, ein genußfreudiger und heiterer Mann, der seit dreizehn Jahren an der Seite einer vielbewunderten, klugen, aber zuweilen heftigen oder gar herrischen Gattin lebt, mag nicht ohne Grund die Tröstungen eines jener Wiener Frauenzimmer von rundlichem Wuchs, »schönem niedlichen Gesichtchen, grazienmäßigen Gang« und koketter Anmut suchen, die so unterwürfig und hingebungsvoll zu lieben verstehen.
Soviel über diese Episode, die ein ungewisses Licht, keinesfalls aber einen Schatten, auf Fannys fraglos glückliche Ehe wirft! Immerhin war man noch mit einem Fuß im Rokoko, einer Zeit, die Tändeleien solcher Art nicht tragisch nahm, war man in Wien, einer Stadt, in der die eheliche Treue nicht zum Bon ton gehörte. »Jeder Mann von Anstand muß seine Maitresse haben«, schrieb auch der Anonymus und wußte an Madame Ettlinger nur auszusetzen, daß sie ihre Pension von einem Juden bezog. Allein die Juden waren in alle Lebenszweige eingedrungen. In diesem Jahr 1789 konnte man sie sogar als Rekruten im Wiener Stadtbild auftauchen sehen. Das Toleranzpatent hatte ihnen das Recht oder die Pflicht übertragen, zur Kriegszeit in den Militärdienst zu treten. Nun gab ihnen der Feldzug gegen die Pforte zum ersten Male Gelegenheit dazu. Im Waffenrock gute Figur zu machen, war ihnen vorerst nicht vergönnt. Sie reizten zur Karikatur; und so hat sie denn auch Löschenkohl, der Silhouettenschneider, Kupferstecher, Verleger, Erfinder und bedeutendste Bildberichterstatter des theresianischen, josephinischen und franzisceischen Wien, in zwei entsprechenden Stichen verewigt. Er zeigte darauf »die für Joseph dem Zweyten Römischen Kaiser gegen die Türken streitenden Juden« – einmal über das Exerzitium jammernd, das zweite Mal stolz das Gewehr ladend und in Positur. In beiden Fällen ergänzte er sein Bild durch eine gereimte Erklärung. So klagen die Juden bei ihrem Drill:

Verzweifeltes Geschick! Auwey! Wir sind verlohren,
Allein zum Unglück sind wir auf die Welt gebohren.
Schau her, o deutsche Welt, schau mit Bewunderung an,
Wir ziehen in den Tod. Ach schickt sich dieses dann?

Ein Mauschel und Soldat zugleich wir müssen werden,
Wir schwören bey dem Bart, bey Himmel und bey Erden.
Die Sache geht nicht an weils an Kurage fehlt,
Und dennoch werden wir den Kriegern zugezählt.

Das zweite, vielstrophige Gedicht schildert sie in mutiger Laune:

Nun ist der Schluß gefaßt, wir Juden wollen wagen
Für Joseph Zweytens Ehr mit Türken uns zu schlagen.
Komm Moschel, Abraham, wir greifen zu Gewehr,
Macht nicht viel Schorums jetzt, wir gehen in die Lehr.

Unser Vorältern schon mußten mit Feind sich schlagen,
Oft täten aber auch den Sieg davon sie tragen,
Die zeigt der Dalmuth uns, Gott Abrahams lebt noch,
der dort befreut uns hat, von Pharaos hartem Joch.

Maschama unser Pflicht fordert zu Feld zu gehn
Für Joseph, denn er will uns seinen Schutz eing'stehn.
Er gibt uns Toleranz. Dank ewig sey dafür,
Schau eine Judenschaft o Vater, streit für dir.

Allo dann frisch voran, nun wollen Flinten laden
Und zeigen jetzt der Welt der Juden Heldenthaten.
Macht fertig euch zum Schuß, der Türk reit wirklich an,
Gebt Feuer unverzagt, Joseph reit selbst voran.

Doch Joseph ritt nicht mehr voran. Er hatte noch im Juni des vergangenen Sommers, in den Pestsümpfen von Semlin, ein »dem letzten Musketier vorleuchtendes Beyspiel« gegeben. In zerrüttetem Zustand war er von diesem Sommerfeldzug zurückgegekehrt und hatte den ganzen Winter lang gekränkelt. Vom Frühjahr an hatte er selbst an seine Heilung nicht mehr geglaubt und den Tod, wie er sagte, »ohne Wunsch und Furcht erwartet«. So konnte er denn in diesem zweiten Feldzug von 1789 seiner Armee nicht als ein Vorbild »altrömischer Kriegszucht« dienen, sondern mußte, zum Teil bettlägerig, von Wien aus mitansehen, wie Laudon mit aller Kraft gegen Belgrad zog. Fünfzig Jahre nach ihrer Eroberung durch den Prinzen Eugen wurde die Festung in diesem Herbst von neuem eingenommen. Dem

feierlichen Te Deum, das in der Stephanskirche stattfand, wohnte Joseph noch einmal »in der alten Lebhaftigkeit strahlend« bei. Der Winter war mild, Bäume und Sträucher begannen vorschnell zu sprießen, aber Joseph verfiel. Sein langjähriges Lungenleiden, das im Sumpfland der Save erneut hervorgebrochen war, zehrte ihn auf. Im vergangenen Juni hatte er bei einem italienischen Abt bereits seine Grabschrift bestellt. Sie sollte den Satz enthalten: »Hier liegt ein Fürst, der mit der besten Absicht keinen seiner Pläne durchsetzen konnte.«

Im Februar 1790 ging es mit ihm zu Ende. Er hatte die Letzte Ölung bereits erhalten, als vor ihm seine geliebte Nichte, Franzens Gattin Elisabeth, im Kindbettfieber verschied. Sein letzter Brief war an eine alte Freundin gerichtet, die Fürstin Eleonore Liechtenstein, der er seit vielen Jahren von Herzen zugetan war. In der Nacht vor seinem Tode träumte er unruhig und phantasierte von den Niederlanden, von Ungarn und Tirol, von den Türken und Preußen. Die Erscheinungen dieser Aufrührer und Widersacher umstanden sein Bett wie Richard des Dritten Feinde dessen Lagerstatt vor Bosworth. Er starb im Morgengrauen. Wenige trauerten ihm nach. Der bei seinem Antritt als Verkünder der Freiheit mit lautem Jubel begrüßt worden war, sank nun unter betretenem Schweigen zu Grabe. Seine Wiener, erbittert über die hohen Kriegssteuern und wachsende Teuerung, verfolgten ihn noch postum mit ihrem Spott: »Joseph gab nach dem ersten türkischen Feldzug seinen Offizieren das kleine Kreuz, doch den Bürgern das große.« Ein anderes böses Wort lief um: »Imperando et revocando vixi.« Das Fazit seines Daseins hatte er selbst gesprochen, als er zuletzt einem Minister sagte: »Ich fühle mich ruhig, nur ein wenig gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben.« Es war das erschütterndste Urteil über diesen gescheiterten Versuch, vom Throne herab Gerechtigkeit zu dekretieren. Von Josephs Reformen, die ihm den Zorn der Niederländer und Ungarn eingetragen hatten und entweder von ihm selbst widerrufen oder von seinen Nachfolgern fallen gelasssen wurden, blieb

immerhin jener Funke in der Asche zurück, an dem sich der Liberalismus des neuen Jahrhunderts entfachen sollte. Seine Welt aber endete zu Beginn der letzten Dekade des alten, und mit ihr der Toleranzglaube und Fortschrittsgeist, die sie beflügelt hatten. Wie sehr die ›erleuchteten Kreise‹ seiner Untertanen, darin auch Fanny, über die willkürliche und despotische Art seiner Maßnahmen geseufzt haben mochten – nun war ihnen dennoch zumut, als sei das Licht ihrer Zukunft ausgelöscht. Sie beklagten nicht so sehr den Hingang des Mannes, an den ihre Hoffnung geknüpft gewesen war, als den gänzlichen Verlust dieser Hoffnung, die sich an niemanden mehr knüpfen konnte. In Fannys Merkbuch findet sich ein Vers unbekannter Herkunft – nicht von ihrer Hand, aber vermutlich auf ihren Wunsch abgeschrieben – der Josephs gebrochene Existenz in seinen letzten Lebenswochen illustriert:

Conversation de Joseph avec l'Echo

Joseph	L'Echo
Je suis seul en ces lieux et personne ne m'écoute . . .	*Ecoute*
Qui ose me répondre? et qui est avec moi? . . .	*Moi*
J'entends c'est l'Echo qui répond a ma demande!	*Demande*
Peux-tu prognostiquer si le Brabant me resistera?	*Resistera*
Ce peuple en courroux me resistera-t-il encore?	*Encore*
A me contrarier sera-t-il dompté?	*Dompté!*
Voilà donc mes projets réduits en fumée?	*Fumée*
Dieu! que dois-je attendre après tant de malheur?	*Malheurs*
A composer avec mes sujets serois-je donc réduit?	*Reduit*
Les Belges sont fiers, comment donc l'entreprendre?	*Rendre*
Rendre ce que j'ai acquis par des faits inouis?	*Oui*
Qu'aurai-je donc gagné pour ma gloire et peines?	*Peines*
Mais qu'auront donc mes sujets, et les Belges sourtout?	*Tout*
Que veux-tu que je fasse après tant d'Injustice?	*Justice*
Et que deviendrois-je et mon peuple malheureux?	*Heureux*
Et qui suis-je donc qu'on tient pour immortel?	*Mortel*
Tous ces peuples soumis ne me craindrons plus!	*Plus*
Autrefois mon nom seul inspiroit le terreur . . .	*Erreur*
Laisse-moi, je te prie, et souffre que je pleure	*Pleure!*

Pleure! Mit diesem schrecklichen Gebot, widerhallend in den Korridoren der Zeit, sinken Joseph und sein unerfülltes Versprechen in die Geschichte.

FÜNFTES KAPITEL

Aufklärung und Übergang

Ideen sterben nicht mit und gleich den Menschen, denen sie ihr Leben verdanken. Sie mögen mit ihnen zu Grabe getragen werden, doch bewegen sie sich im dunklen Erdreich fort, um in verwandelter Form wieder zutage zu treten. Gleichwohl läßt sich sagen, daß mit Joseph die Aufklärung in Österreich zu Ende war.
In Preußen war sie schon früher todesmatt geworden. Als Lessing, ihr führender Geist, dahinging, hatte ihr Siechtum begonnen. Fünf Jahre später starb Moses Mendelssohn, nicht zuletzt an einem jener Widersprüche, welche die Aufklärer unter sich auszutragen hatten; die Erkenntnis, daß Lessing schließlich Spinozist geworden war, versetzte ihm einen »Lanzenstich ins Herz«. Er haßte den Pantheismus, glaubte an einen persönlichen Gott und hätte wohl eher gänzliche Gottlosigkeit verstanden als diesen ihm unbegreiflichen Glauben an eine wesenlose Allgegenwart. Bei der Ausarbeitung einer Schrift ›An die Freunde Lessings‹, in der er Jacobis Theorie von der Lessingschen Wandlung zu widerlegen suchte, übermannte ihn die Aufregung so sehr, daß er zusammenbrach. Es geschah im Januar. Bald nach ihm, im August dieses Jahres 1786, entschlief der König zu Sanssouci.
Der Aufklärung aufmerksamster Schüler, obgleich nicht ihr eifrigster Prophet, hatte Friedrich ihr Zeitalter, welches das seine gewesen war, mit sich genommen. Auch ihm wurden wenig Tränen nachgeweint. Joseph, den er in gelasseneren Tagen gelobt, im Alter aber als einen »bösen Dämon, einen Besessenen und verfluchten Wiener Tyrannen« bezeichnet hatte, hielt ihm den unbarmherzigsten Nachruf. Als Soldat, schrieb der Kaiser an Kaunitz, beklage er den Verlust des großen Mannes, der für alle Zeiten in der Kriegskunst Epoche machen werde, als Bürger aber bedauere er, daß der Tod zu spät eingetreten sei. Nicht viel freundlicher, ja so gleichgültig wie seinem eigenen Hingang die

Wiener, erwies sich Friedrichs Gedächtnis das Volk von Berlin. Mirabeau hat die Atmosphäre der Stadt bei des Königs Ableben geschildert. »Ich zittre noch«, schrieb er zwei Jahre später, »und mein Gemüth empört sich über den Anblick, den Berlin meinen erstaunten Blicken darbot, als es die Nachricht vom Tode des Helden vernahm, der das Universum vor Erstaunen hatte schweigen, oder vor Verwunderung sprechen lassen. Alles war dumpf; Keiner war traurig; Alles war beschäftigt; Keiner war betrübt – kein Bedauern, kein Seufzer, kein Lob! Das also war das Ende von so vielen gewonnenen Schlachten, von so großem Ruhm, von einer fast halbhundertjährigen Herrschaft voller Glanz und Größe! Man war ihrer satt, satt fast bis zum Haß... Was erwartete man? Den Nachlaß des Schatzes! --- Der einzige General der weinte, war Möllendorf... Weshalb diese menschenscheue Undankbarkeit?«

Weshalb? Weil diesem Monarchen, wie seinem Widersacher Joseph, eine Eigenschaft fehlte, ohne die der beste Fürst mißachtet, mit deren Hilfe der schlimmste Volksverführer zum Liebling der Masse wird: die menschliche Wärme. Man hatte ihm gehuldigt, man hatte ihn untertänig beschenkt – noch kurz vor seinem Tode schickte ihm Daniel Itzig Weintrauben aus seinem Garten – doch geliebt hatte ihn keiner, es wären denn seine Hunde gewesen. Mehr als von Friedrich, der starken Charakters und ein Bewunderer der Vernunft gewesen war, erwartete man sich nun von seinem Neffen, einem unvernünftigen, aber wohlmeinenden Schwächling. Auch die »denkenden Köpfe der jüdischen Nation«, die unter des alten Königs »philosophischer Regierung Gelegenheit gefunden hatten, ihre Talente öffentlich und mit Beifall zeigen zu können«, erhofften sich unmittelbarere Gunstbezeigungen, etwa die Abschaffung des lästigen Leibzolls, der ungleichen Gerichtsbarkeit, der Gelderpressungen und Zwangskäufe des sogenannten ›Judenporzellans‹. Bereits vier Tage nach Friedrichs Ende empfahl sich ihre Gemeinde der Huld und Gnade seiner Majestät von Preußen, Friedrich Wilhelms des Zweiten, und im Oktober überreichten deren Deputierte, angeführt von den Oberlandesältesten Daniel Itzig und Jacob Moses sowie den ›Ältesten‹ Veitel Ephraim, Isaac Benjamin Wulff und dem Oberhofbankier Isaac Daniel Itzig, dem König ein Huldigungsgedicht. Im gleichen Monat bestätigte dieser durch Kabinettsordre ein Urteil des Kammergerichts, das in einem »merkwürdigen jüdischen Rechtshandel« gefällt worden war.

Im Mai 1776 war in Berlin der Bankier Moses Isaac verstorben. Sein Testament, das beim berlinischen Stadtgericht niedergelegt war, verfügte ausdrücklich, daß nur jene seiner fünf Kinder, welche in der jüdischen Religion verblieben waren, der Hauptsumme seines Fideikommisses oder deren Zinsen teilhaftig werden sollten. Nach seinem Ableben fochten zwei seiner Töchter, die zum Christentum übergetreten waren, diesen Letzten Willen an. Friedrich hatte ihn ohne viel Federlesens bestätigt. Jetzt brachten die Isaacschen Töchter seinem Neffen neuerdings ihre Beschwerde vor, fanden sich jedoch zum zweiten Male abgewiesen. Die Worte, mit denen Friedrich Wilhelm ihr Gesuch verwarf, waren geeignet, der Judengemeinde die Aussicht auf weitgehende Erleichterungen zu erwecken:

»Wegen der Moses Isaacschen Sache soll es bei der Sentenz des Tribunals sein unabänderliches Bewenden haben; der Herr Großkanzler wird dem Tribunal Meine Zufriedenheit in Meinem Namen darüber zu erkenen geben, und soll es dem Tribunal zur Aufmunterung dienen, künftig wie bisher, ohne alles Ansehen der Person Recht zu sprechen, so wie ich es von sämtlichen gewissenhaften Richtern in Meinen Staaten erwarte; weil ich niemals gestatten werde, daß die strengste Gerechtigkeit auf irgendeine Weise gehindert und das Recht gebeugt werde, sondern ein jeder Unterthan, er sei Jude oder Christ, soll sich des Schutzes der Gesetze zu erfreuen haben.«

Drei dieser Wörter hätten sie freilich warnen sollen, nicht zu viel zu erwarten. »Künftig wie bisher!« So war denn auch von diesem König, mochte er gleichwohl menschlicher, das heißt

weicher und wankelmütiger als sein Onkel sein, kein neues erleichtertes Reglement zu erreichen. Das »loi cannibal« von 1750 blieb weiter in Kraft. Von all den Forderungen, welche ihm die Judenältesten stellten, bewilligte er allein die Aufhebung des Leibzolls und das Ende der Porzellankäufe – dies letztere freilich nur gegen eine Abstandszahlung von viertausend Talern. Im übrigen begann er, weitreichende Begünstigungen, die er der gesamten Judenschaft vorenthielt, an bevorzugte ihrer Mitglieder auszuteilen. Vor allem Daniel Itzigs ältestem Sohn Isaac, einem glänzend begabten, ehrgeizigen, dabei ideal veranlagten Mann, dem indessen die nüchterne Solidarität des Vaters fehlte, schenkte er in hohem Maße sein Vertrauen. Bald nach seiner Thronbesteigung ernannte er ihn zum Oberhofbankier, ließ durch ihn seine als Kronprinz gemachten Schulden bezahlen und auch sonst sehr große, direkte Beträge durch Isaacs Hände gehen, die teilweise zur Bestechung russischer und französischer Diplomaten verwendet wurden. Für ein Darlehen an den Großfürsten von Rußland brachte Isaac im Jahr 1788 nicht weniger als eine Million Rubel auf. Kurz, Fannys Bruder hatte Zugang nicht allein zum König, sondern auch zu dessen Säckel. Man sieht, mit welchem Recht Nathan Arnsteiner sich um jene Zeit bei ihm um eine Anleihe für Österreich bewarb!

Als der König schließlich den Bau einer Chaussee von Berlin nach Potsdam betrieb, setzte er den jungen Itzig als Wegebau-Inspektor ein. Auch den Erwerb von Grundbesitz hatte er ihm bereits in seinem ersten Regierungsjahr verstattet. Gleich seinem Vater siedelte sich Isaac am Rand des damaligen Berliner Stadtgebietes an. Er kaufte das Freigut Schöneberg, vermehrte es um einige angrenzende Liegenschaften, baute auf seinem Grund und Boden Tagelöhnerhäuser und errichtete mit Hilfe des Maurermeisters Zelter, Goethes späterem Freund, ein Jagdschlößchen mit zierlichen Reliefs und Hirschgeweihen. Den Schloßpark vergrößerte er bis an den Tempelhofschen Weg und legte darin eine Baumschule an; auch stiftete er eine Turmuhr für die Kirche des Dorfes, dessen bedeutendster Grundherr er geworden war.

Daniel Itzigs ältester Sohn hatte neben seinen amtlichen Pflichten das väterliche Bankgeschäft übernommen und führte es zunächst mit Erfolg und Schwung. Seine wachsende Stellung, vor allem als Hofbaurat und Aufseher öffentlicher Arbeiten, war symptomatisch für die veränderte Stimmung im Lande. Wenn diese sich auch nicht in mildernden Gesetzen und Erlassen kundtat – überdies die Mehrzahl der »jüdischen Kolonie in Preußen« nicht einbezog –, so äußerte sie sich immerhin in Kreisen, die dem Hofe nahestanden. Friedrich Wilhelm, zugleich ein Freigeist, Frömmler und Liederjan, wollte ebenso gern leben wie leben lassen. Gegen die Juden, sofern sie sein penibles, vom Geschmack Ludwig des Sechzehnten geleitetes ästhetisches Empfinden nicht verletzten, hatte er nichts einzuwenden. In der lockeren und lebenslustigen Gesellschaft, die sich alsbald um seinen Thron gruppierte, war für geistreiche und talentierte oder elegante und anmutvolle Mitglieder des jüdischen Glaubens, sofern es solche bereits gab, ohne weiteres Platz. ›Erleuchtete‹ Zirkel des Bürgertums hatten sie ja bereits seit einer Weile freundlich aufgenommen.

Ein Prolog, den der Schauspieler Fleck im August 1788 vor einer Aufführung des ›Kaufmanns von Venedig‹ im Berliner Nationaltheater sprach, um den Hohn der Shylockschen Figur zu entschärfen, deutete die neue Haltung an:

Nun das kluge Berlin die Glaubensgenossen des weisen
Mendelssohn höher zu schätzen anfängt; nun wir bei diesem
Volke (dessen Propheten und erste Gesetze wir ehren)
Männer sehen, gleich groß in Wissenschaften und Künsten;
Wollen wir nun dieses Volk durch Spott betrüben? Dem alten
Ungerechten Haß mehr Nahrung geben? Und Röthe
denen ins Antlitz jagen, die menschenfreundlich gesinnet,
Gegen arme Christen und Juden gleich gütig sich zeigen? –
Nein, dies wollen wir nicht. Wir schildern auch bübische Christen
Schildern (mit Abscheu) verfolgende Christen; wir tadeln der Klöster
Zwang und Grausamkeit an den eigenen Glaubensverwandten.
Unser Schauspiel zeigt das Lächerliche, das Laster

An dem entarteten Adel und an den Tyrannen der Erde,
Höhnet den schlechten Arzt, beschimpft den bestochnen Richter,
Straft den geizigen Diener des Altars. – In Nathan dem Weisen
Spielen die Christen die schlechtere Rolle, im Kaufmann Venedigs
Thun es die Juden. – Nur wen es jücket, der kratze sich! so sagt
Unser Hamlet. Wir sagen: Wer heile Haut hat, – der lache!

Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß diese Rede den Unwillen eines Teiles der Zuhörer erregte und bei den folgenden Vorstellungen des Stücks nicht wiederholt werden konnte. Man murrte, schreibt der brave Johann Balthasar König, »mit Recht darwider, daß die Juden sich vom Theater ausnehmen wollten, da doch alle Stände des Publikums, der Adel, der Soldat, der Geistliche, der Bürger und der Bauer, jeder nach seiner lächerlichen oder ernsthafteren Gestalt, paradiren mußte!« Ihre übergroße Empfindlichkeit, ihr stets waches Mißtrauen, die man ihnen, nach all den bitteren Erfahrungen ihrer Vergangenheit, vielleicht hätte zubilligen können und von denen sie heute, nach viel grausameren Schicksalsstößen, noch weniger frei sind, bezog er in sein Urteil nicht ein. Auch dies aber bezeichnet den Zug der Zeit. Wenn ein Chronist im Jahre 1790 nichts daran fand, die Juden mit »allen übrigen Ständen«, dem Adel, den Soldaten, den Geistlichen, Bürgern und Bauern in einen Topf zu werfen, dann bedeutet es, daß ihre Eingliederung in die Gesellschaft bereits erheblich fortgeschritten war.

So fortgeschritten war sie in der Tat, daß im Mai des Jahres 1791 geschehen konnte, was im gesamten Römischen Reich Deutscher Nation noch nicht vorgekommen war: eine Berliner Familie jüdischen Glaubens wurde eingebürgert. Der Mann, welcher mit seiner Sippe als gleichberechtigtes Mitglied in die menschliche Gemeinschaft einging, war Fannys Vater Daniel Itzig. In der Präambel zu seinem ›Naturalisationspatent‹ ist angegeben, wie dieses bahnbrechende Ereignis zustande kam.

»Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen Thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß wir auf allerunterthänigste Vorstellung unsers Ober-Hof-Banquiers und Chaussee-Bau-Inspectors Isaak Daniel Itzig in Erwägung seiner Uns bisher geleisteten und noch ferner zu leistenden treuen Dienste, auch um seinen Vater dem hiesigen Banquier Daniel Itzig, wegen seines bekannten beständigen Wohlverhaltens, und uneigennützigen Betragens, ein verdientes Merckmahl Unserer Höchsten Gnaden zu geben, allergnädigst resolviret haben, letztbemeldeten Banquier Daniel Itzig, für sich und seine eheliche Descendenten beiderley Geschlechts zu naturalisiren, und ihnen dadurch alle Rechte christlicher Bürger in Unsern gesammten Staaten und Landen zu verleihen. Wir thun solches hierdurch und Kraft dieses Patents dergestalt und also, daß mehrgedachter Daniel Itzig und seine eheliche Descendenten beiderley Geschlechts überall als eine würckliche christliche Bürger Familie angesehen und behandelt werden sollen, ohne auch nur demjenigen unterworfen zu seyn, was bis jetzt die General-Privilegierten Juden haben leisten müssen.«

Es war das erste Dokument seiner Art, ein Vorbild für jene, die ihm folgen sollten, und darum in jeder seiner Verfügungen bedeutungsvoll. Vor allem schloß es alle Nachkommen und Schwiegerkinder Daniel Itzigs, von weiblicher Seite freilich nur bis zu den Enkeln, in das Bürgerrecht ein. Sie sollten nunmehr »zu allen bürgerlichen Functionen, Würden, Gewerben, Künsten und Professionen admittiret werden«, sich allenthalben häuslich niederlassen dürfen, »nach gleichen Gesetzen, im gleichen Umfange, und überhaupt auf eben dem Fuß, als christliche Bürger dazu berechtiget und verbunden sind«. In ihren Rechts-Angelegenheiten sollten sie bei allen Gerichten und Obrigkeiten wie christliche Bürger behandelt und gerichtet werden, brauchten »zu ihren Ansetzungen, Heyrathen und Erwerbungen von Grundstücken keine Concessionen zu suchen« und waren »von solchen Abgaben und Lasten, denen die Juden als Juden unterworfen sind, völlig befreyet«. Der solidarischen Verbindung mit den Schutzjuden waren sie ebenso enthoben wie der Gerichtsbarkeit ihrer Rabbiner, der Ritual- und Synagogen-Disziplin und überhaupt der Abhängigkeit von den Ältesten der Judengemeinde,

wobei es ihnen überlassen blieb, ihr freiwillig mitverhaftet zu bleiben. Ja, es wurde in dieser Urkunde so viel Rücksicht auf ihre Sonderstellung genommen, daß man sie in allen Bürgerfragen dem christlichen, in ihren kirchlichen und rituellen Angelegenheiten aber dem jüdischen Recht unterwarf.

Zugleich mit diesen Rechten wurde den Itzigs freilich auch aufgetragen, »alle dinglichen und persönnlichen Pflichten, zu welchen Unsere christlichen Unterthanen Uns und dem Staate, mit Gut und Blut, im Civil- und Militär-Dienste verbunden sind, nach gleichen Gesetzen und in gleicher Art jedesmal unweigerlich zu leisten«. Und schließlich wurde Daniels Familie verwarnt, »daß sie und ihre Nachkommen ihre Kinder zu treuen, rechtschaffenen und für alle Fälle ihrer Bestimmung nützlichen Bürgern und Unterthanen zu erziehen, sich äußerst bestreben werden, allermaßen wenn wider Verhoffen jemand von ihnen und ihren Nachkommen in die unter einem großen Theile der jüdischen Nation noch gewöhnliche mit arglistigen Übervortheilungen verknüpfte jüdische Schacherey verfallen oder gar mit wucherlichen Negotiis sich abgeben sollten, derselbe die Naturalisations Wohlthat und der damit in diesem Patent verbundenen Rechte verlustig gehen, mithin in den Stand eines gemeinen Juden zurückgesetzt werden soll«. Das Schriftstück endet mit dem Aufruf an sämtliche Regierungen, Justizkollegien, Kriegs- und Domänen-Kammern, Magistrate, Beamte und Gerichts-Obrigkeiten, den neuen Stand der Itzigschen Familie »schuldigst zu achten«.

So waren denn Fannys Eltern und Anverwandte an ein Ziel gelangt, zu dem Josephs Toleranzedikt ihr selbst noch den Zutritt wehrte. Sie standen am Ende einer Entwicklung, die mit dem Fall Jerusalems und ihrem erzwungenen Einzug in Deutschland begonnen hatte. Ohne ihren Glauben aufzugeben, waren sie preußische Bürger geworden. Ja, auch auf Fanny, ihren Mann und ihre Tochter erstreckte sich ausdrücklich dieses Recht. Die in Wien nur toleriert, die dem Buchstaben nach von jedem Grundbesitz und vor allem vom Bürgerrecht ausdrücklich ausgeschlossen waren, durften sich in Berlin als gleichberechtigte Untertanen des Königs betrachten. »Scandaleusement prussienne«, wir sagten es bereits, wurde Fanny einmal genannt. ›Honorablement prussienne‹ mußte sie selbst sich von jenem Jahre 1791 an fühlen.

Joseph aber, der so viel gewollt und so wenig wahrgemacht hatte, der mit der einen Hand zurücknahm, was er mit der anderen gab, Joseph war tot, und Fanny lebte. Ja, nachdem der erste Schmerz über den Verlust der an ihn geknüpften Hoffnung geschwunden war, lebte sie sogar auf nach dem Ende des Monarchen, dessen Unglück zuletzt wie eine dunkle Wolke über seiner Residenz gehangen hatte. Der neue Kaiser Leopold, gleich dem neuen König Friedrich Wilhelm von Preußen ein Freund des Lebens und Lebenlassens, war nicht nur ein kluger und besonnener Staatsmann, sondern auch ein heiterer, vergnügungslustiger Herr. Er brachte aus der Toskana seine Geliebte Madeleine Bianchi, zugleich Kammerdienerin und Vertraute der Kaiserin, in die Hofburg mit, unterhielt hier auch Nebenliebschaften, zeigte Freude an allen irdischen Genüssen und geizte während seiner kurzen Regierung nicht mit Festen und öffentlichem Prunk.

In einem Wien, das erleichtert und von seinem ständig schlechten Gewissen befreit in die alte, unbeschwerte Daseinsseligkeit zurücksank, begann Fannys erste große Zeit. Sie war ein wenig über dreißig, aber auf der Höhe ihrer Anziehungskraft. Eine gewisse Schärfe und Eckigkeit, die ihr in der Jugend angehaftet haben mochte, war von der weichen Luft ihrer neuen Heimat gedämpft, von den Künsten der Wiener Marchants d'modes verhüllt und an den gutmütigen Rundungen ihrer Umgebung abgeschliffen worden. Sie galt als eine schöne, sie war jedenfalls eine bezaubernde Frau. Alxinger, der liebenswürdige Poet, besang sie einmal in jenen Jahren, als sie von einem Leiden, wohl einem Vorboten ihrer späteren Todeskrankheit, befallen worden war:

Wohlthätig, reitzend, klug und ohne jene Mängel
Die sonst als Gegengift der Schönheit Abbruch thun
Ist Fanny, ruft der Neid; wohlan, sie kränkle nun!
Damit die Welt doch seh', sie sey nicht ganz ein Engel.

Auch Varnhagen, der sie freilich erst in späteren Jahren kennenlernte, erteilte ihrer Erscheinung das höchste Lob. Obgleich aus seiner Feder andere, weniger freundliche Urteile über Fanny erhalten sind, die keineswegs verschwiegen werden sollen, so blieb das in seine ›Denkwürdigkeiten‹ aufgenommene Bild doch als letztes in seiner Erinnerung zurück und mag als gültige Schilderung ihrer Person, ihres Charakters und ihres Wirkungskreises dienen. Varnhagen rühmt ihr Haus, in dem »die vornehmsten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Gesandte, hohe Militairpersonen, Geistliche, Kaufleute, Künstler, Gelehrte und alle Klassen der Gesellschaft gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geselligkeit« fanden. Doch nicht geringer, so schreibt er, »war die Zahl derjenigen, welche, minder begünstigt durch ihre Stellung in der Welt, nicht sowohl Genuß, als vielmehr Schutz und Anhalt in diesem Kreise suchten, und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freigebigkeit gefördert wurden«. Zum Gewinne Wiens war Fanny aus Berlin gekommen, wo sie in Wohlstand und großer Bildung aufgewachsen war. Jedoch:
»Der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnstein in Wien glänzen konnte, sie fand in jedem Betracht größeren vor, sowohl in den eigenen, als in den umgebenden Verhältnissen. Allein die frühe Gewohnheit, sich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hilfsmittel jedem persönlichen Dastehn und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unstreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieses Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe, schlanke Gestalt, von Schönheit und Anmuth strahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, scharfen Verstand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Belesenheit, und fremder Sprachen

wie der eignen mit Meisterschaft kundig, war sie in Wien eine höchst auffallende und merkwürdige Erscheinung; die Eigenschaften, welche nur wenigen Frauen der höchsten Stände anzugehören pflegen, sah man staunend in einer Jüdin glänzen, deren unter den segensreichen Einflüssen der Regierung Friedrich des Großen gediehene Geistesfreiheit und Bildung nur um so stärker in einer Stadt wirken mußte, wo man diese letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu schätzen und begehren schon begonnen hatte. Das Wirken Kaiser Josephs des Zweiten trug in Wien schon Früchte, und drang in alle Verhältnisse noch immer tiefer ein. Eine günstigere Zeit konnte sich nicht darbieten!«
Varnhagen fährt fort:
»Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gästen aus allen Klassen offenes Haus, die geschmackvollste Umgebung, die reichste Bewirthung, der Zusammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adlicher Ansprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher, sondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrschaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die alles um sich her belebt und entzündet: dies alles in einer üppigen Hauptstadt, dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker, wo die höchste Üppigkeit, das behaglichste Wohlleben, mit stolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfrischer Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke sich diese beiden Elemente in täglicher Berührung, in unausgesetzter Wechselwirkung und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnstein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Missionsanstalt gewirkt, und die Vorsteherin habe das Verdienst einer Vermittlung, die ohne sie nicht zu Stande gekommen wäre, und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen sind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnstein in Wien schlechthin das einzige seiner Art, und wenn später viele andre, jedoch sicher kein gleiches, entstanden sind, so ist gerade das auch ein Verdienst der ausgezeichneten Frau, durch welche diese Bahn erst eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht

worden ist. Die freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung, deren später und jetzt die mosaischen Glaubensgenossen in Wien sich erfreuen, ist ganz unleugbar erst mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnstein gewonnen worden.«

Der reichste Glanz ihres Salons, wie Varnhagen ihn hier beschreibt, sollte sich erst zur Zeit des Wiener Kongresses entfalten. Die regierenden Fürsten, die Gesandten und hohen Militärpersonen, von denen er spricht, waren in den früheren Jahrzehnten noch spärlich vertreten. Immerhin schrieb Rahel im August 1794 aus Breslau an ihren Bruder M. Th. Robert in Berlin, sie habe in einem öffentlichen Gartenrestaurant den Geheimrat Levaux getroffen, »der von Wien kam und Wunder von Frau von Arnstein erzählte, von ihrem Haus, Prinzen, Minister, Grafen, Gesandten, Garten, spät essen, und alles was wir schon von Wien wissen«. Seit drei Jahren verkehrten damals bereits zwei Söhne des Hochadels, der junge Fürst Carl und sein Bruder Wenzel Liechtenstein, in Fannys Haus. Auch andere Erben alter Namen durften sich bald zu ihren Vertrauten zählen.

Ein kleines, in grüne Seide gebundenes Album, das Fanny um 1793 von ihren Freunden dargebracht wurde, vereinigt in zwei Dutzend Bleistiftzeichnungen von der Hand Johann Fischers den engeren Kreis, mit dem sie sich umgab. Er bestand, neben dem hübschen und männlichen Carl Liechtenstein, aus dem Fürsten Paar – einmal en negligé, einmal mit Zopf und Perücke abgebildet –, dem russischen Fürsten Grégoire Czernitscheff, den Grafen Pergen, Gattenberg, Marschall, Nolten, Anton Appony, Wrtby und dem äußerst häßlichen Künigl, einem Marquis Gallo, dem Hofrat von Sonnenfels, einem Herrn von Schalk aus Berlin, einem Doktor Sallaba, einem gewissen Reinhardt Wernegk und zwei geistlichen Herren, dem Abbé von Collenbach und dem ›Sous-abbé‹ des Nuntius. Es wird niemanden verwundern, daß Fannys Zirkel mehr Männer als Frauen angehörten. Doch findet sich hier ihre beste Freundin, die entzückende Pepi Sebottendorf – »liebenswürdig wie immer«, nannte sie jener Geheimrat Levaux –

und mit ihr eine Gräfin d'Alton, eine Frau von Luerwald, eine Frau von Sowek und eine Demoiselle Julie Degelmann. Sie alle legten sich ihr mit der wohlgemeinten, wenn auch nicht wohlgereimten Widmung zu Füßen:

En contemplant tous ces Portrait
Qui, dans la plus foible Nuance
Nous retraçent la Ressemblance;
On éprouve de viff Regress,
Que la main qui traça ces traits
Nous les présentes tous muets
Si l'Art eut pû créer la voix
Ces bouches diroient à la fois,
Pénetrés d'Amitié & de Reconnaissance
Chacun de Nous, Fanny, vous aime & vous encense.

Sie selbst, die Empfängerin, wurde ebenfalls von Fischer porträtiert. Fanny zeigt hier zwar, wie eine Weimarer Dame später bemerken sollte, »ganz den Zuschnitt der Frauen aus dem Alten Testament«, gleicht aber wiederum auch anderen schönen Frauen ihrer Zeit – der beginnenden Romantik – mit ihrem strahlenden Auge, dem graziösen und geistreichen Mund, der Mischung von Empfindsamkeit und Witz, von Anmut und Laune. Was dieses kleine Bildnis bereits verrät, tritt noch deutlicher aus ihrem schon erwähnten Merkbuch zutage, das zugleich mit dem Album auf die Nachwelt gekommen ist. Es läßt sich nicht sagen, wann sie darin zu schreiben begann. Wüßte man es, hätte man Daten für die vielen und bunten Eintragungen in ihrer und fremder Leute Schrift, für die Gedichte und Gedankensplitter, die Zitate und Sentenzen, die sich darin finden, man könnte Fannys innere Entwicklung, die Schwankungen ihres Gemütes, ja sogar das Geheimnis ihres erschütterndsten Erlebnisses enträtseln.

All dies gibt das Buch nicht preis. Man muß sich damit begnügen, daß es ihr erst in Wien, zu Ende des josephinischen Jahrzehnts und vielleicht noch ein Lustrum darüber hinaus, zu Aufzeichnungen diente, daß sie in diesem nicht näher bestimmten Zeitraum ihre Einfälle und Gefühle in das kleine Gefäß ergoß, es

zum Spiegel ihrer Lektüre und Liebhabereien, zuweilen auch ihrer Weltanschauung machte und schließlich bevorzugten Freunden und Verwandten erlaubte, Verse und Anekdoten ihrer Wahl darin einzutragen.

Es enthüllt sich in Fannys Merkbuch ein impulsiver Mensch, eine von edlen wie von leidenschaftlichen Empfindungen erfüllte Frau, eine Moralistin und Denkerin, die gleichwohl im nächsten Augenblick Gefallen an den seichtesten Wortspielen, Epigrammen, Scharaden und Rebussen findet. Englische, französische, italienische und slawische Texte schreibt und liest sie offenbar so mühelos wie die deutschen. Ihre eigenen Vorbilder, die sie am häufigsten zitiert, sind vor allem und immer wieder Pope, aber auch Addison, Pascal und ›Ardinghello‹. Im übrigen tauchen, von anderer Hand auf ihren Wunsch kopiert oder freiwillig beigetragen, die Namen Voltaires, Lessings, Wielands, Mendelssohns, d'Alemberts, des armen jüdischen Dichters Moses Ephraim Kuh und schließlich Shakespeares und Miltons auf. Die Summe dieser und unbekannter Dichter Weisheit sollte ein rundes Weltbild ergeben. Doch je länger man in Fannys Merkbuch blätterte, desto widerspruchsvoller erscheint das Bild ihrer Welt.

Fanny ringt um eine moralische Lebenshaltung: Pascals Wort »Les belles actions cachées sont les plus estimables« schwebt ihr vor. Fanny zweifelt, ob es gelingen kann, ein makelloses Leben zu führen: »La durée de nos passions ne depend pas plus de nous que la durée de notre vie.« Fanny leidet unter ihrer Unreife: »La jeunesse est une ivresse continuelle, c'est la fièvre de la raison.« Fanny fühlt das Alter heranrücken: »En vieillissant on devient plus fou et plus sage.« Sie bewundert den Geist: »Chacun dit du bien de son Coeur, et personne n'en ose dire de son esprit«, oder Popes: »True wit is nature to advantage drest / what is often thought but never so well exprest.« Doch sie erkennt die Übermacht der Gefühle: »Destroy love and friendship / what remains in the World Worth accepting?«

Die beiden Stimmungen, denen sie am häufigsten Ausdruck gibt, sind Tugendschwärmerei und Skepsis. Ein bescheidenes Dasein,

Geduld, Zufriedenheit, zarte Freundschaft, zugleich Angst und Abscheu vor dem Laster – »Lasterhaft zu werden, braucht's nur einen Schritt / Fehlst du einmal, folget Fehl und Fehltritt« – erscheinen ihr als Ideale. Dennoch entdeckt sie immer wieder die Fragwürdigkeit aller Dinge, den Wurm, der selbst in den vortrefflichsten Lebensregeln sitzt. Ihr Gefühl läßt sie nach dem Hohen, Guten, Schönen streben. Ihr Verstand warnt sie immer wieder, daß es unerreichbar ist.

Gibt es echte Tugend? »La vertu n'iroit pas si loin, si la vanité ne luis tenoit compagnie.« Widersteht man freiwillig dem Laster? »Quand les vices nous quittent, nous nous flattons de la Créance que c'est nous qui les quittons.« Gibt es zuverlässige Freundschaft? »Wer einen Freund ohne Fehler finden will, der mache sich aus dieser Welt heraus, oder geh in sich selbst zurück.« Gibt es Vollkommenheit? »DieVollkommenheit erscheint hienieden nur in Augenblicken und diese allein sind unser Genuß«, oder Popes: »Whoever thinks a faultless piece to see / thinks what never was nor is nor ever shall be.« Hat die Beständigkeit wahren Wert? »La persévérance n'est digne ni de blâme ni de louange parcequ'elle n'est que la durée des goûts et des sentiments, qu'on ne s'ôte et qu'on ne se donne point.« Ist es möglich, natürlich zu sein? »Rien n'empêche tant d'être naturel que l'envie de le paroitre.« Nützt es, weise zu werden? »Qui vit sans folie, n'est pas si sage qu'il le croit.« Hilft nicht wenigstens die Philosophie? »La philosophie triomphe aisement de maux passés et de maux à venir; mais les maux présens triomphent d'elle.«

Dunkle Gedanken! Doch sie gewannen nie lange Macht über ihr helles Gemüt. Zuletzt war es immer eine fröhliche, keine bittere Skepsis, die sie erfüllte. Mit Geduld fand man sich mit allem ab: »Even the best must own Patience and Resignation are the pilars of human peace on earth.« Trotz allem war ihre Stimmung im Grunde heiter, ihr Geist vernünftig und vorurteilsfrei. Gewisse Prinzipien hielt sie für unverrückbar. So die Gleichheit aller Religionen, die Menschenliebe als Ersatz für jede Religion, die freie Stellung des Menschen im Weltall. Von

unbekannter Hand stammen zwei Zeilen in ihrem kleinen Buch: »Ehrst du im Menschen nicht Gott / Wie willst du im Tempel ihn ehren?« Sie selbst setzt danach eine kleine Anekdote hin, die wie ein spöttischer Zusatz zur Mendelssohnschen Lehre erscheint: »Le Cardinal de Polignac ayant demandé à Bayle de quelle Religion il étoit, celui-ci lui répondit, qu'il étoit Protestant: Mais le mot est bien vague, reprit le Cardinal, êtes-vous Luthérien, Calviniste, Anglican? . . . non, répondit Bayle, je suis Protestant, parceque je proteste contre toutes les Religions.« Und schließlich schreibt sie, ganz Kind der Aufklärung, Popes berühmten Vierzeiler hin, in dem sich ihr Glaube an die empirische Erkennbarkeit des Universums spiegelt:

All nature and her law
lay hid in night
God Say'd let Newton be
and all was light.

Den Affekten steht sie freilich hilfloser gegenüber. Ist ihr Verstand am Vorbild der ›Erleuchteten‹ geschult, so schlagen ihre Gefühle schon die hohen Wellen der Romantik. »L'absence diminue les mediocres passions«, zitiert sie, »il augmente les grandes, comme le vent éteint les bougies et allume le feu.« Und schreibt darunter: »Je trouve ceci plus jolie que vrai, F.« Welche Erfahrung verbirgt sich hinter diesem Urteil? Vielleicht eine Leidenschaft, die sie mit Pope zur Erkenntnis kommen läßt:

Constraint in all things makes the pleasure less
Sweet is the love that comes with willingness.
Man some to business some to pleasure take
But every woman is at heart a rake.

Die Passion, welche Fanny um eine Zeit erfaßt haben mag, da ihr Salon sich mit dem jungen Adel Österreichs füllte, blieb im Verborgnen. Wie weit dieses Erlebnis ging, verriet nicht einmal sein tragischer Ausgang. Das Unglück, dessen unschuldige Urheberin sie in der Mitte ihres Lebens war, sollte sich jedoch erst unter Kaiser Franz ereignen. Jetzt war Leopold auf dem Thron, dieser so wenig versprechende und so vielversprechende Monarch, der in kurzer Frist die schwersten Fehler seines Bruders gutzumachen versuchte, sogleich Frieden mit der Pforte schloß, einen Vertrag mit Preußen zuwege brachte, die Niederlande wiedergewann, der Französischen Revolution zunächst keinen Widerstand entgegensetzte und überdies Zeit fand, Frankfurt noch einmal »das Fastnachtsspiel einer in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung« zu geben.

Carl Liechtenstein war es, Fannys junger Freund, der Marie Antoinette in Paris die feierliche Mitteilung von ihres Bruders Thronbesteigung machte. Die Königin weinte bitterlich in seiner Gegenwart, doch sie forderte von ihm Österreichs Beistand so wenig wie in ihrem bekannten Brief an den Kaiser vom November 1791, der eine genaue Beschreibung der französischen Zustände enthielt. Nur zögernd und widerstrebend schickte sich Leopold denn auch an, ihr solchen Beistand zu leisten. Denn der verständige Mann, welcher wenig von Freiheit sprach, sie aber desto häufiger übte, fand die Forderung des französischen Volkes nach einer Konstitution gerecht, hätte den Österreichern mit der Zeit zweifellos eine solche gegeben und seinem Reich, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, ein Regime des aufgeklärten Liberalismus gebracht.

Von Gentz stammt die treffendste Beschreibung dieses Kaisers, dessen »für die Hoffnung empfängliches Gemüth, Langsamkeit im Entschlusse, Behutsamkeit in der Ausführung, entschiedene Vorliebe für die Geschäfte der inneren Staatsverwaltung in ihm jene friedlichen Grundsätze und Neigungen nährten, auf welche jeder seiner Pläne gebaut und jeder seiner Schritte berechnet war«. Leopolds Gerechtigkeitssinn wird hier nicht erwähnt. Doch eben diese Tugend führte ihn dazu, die willkürlichen Urteile der Kabinettsjustiz, die unter seines Bruders Herrschaft gefällt worden waren, zu widerrufen. Ein solcher Fall war der von Eleonore Eskeles, die auf Josephs Befehl das Land hatte verlassen müssen. Am

7. Dezember 1791 verfügte nun Leopold, indem er den Wunsch aussprach, »daß niemand auf bloße Aussage verruchter Zeugen auf Argwohne, welche nicht allein nicht erprobt sind, noch weniger aber gerichtlich untersucht, oder darüber gesprochen worden ist, verurteilt werden kann«, das Ende ihrer Verbannung.
Hatte der Kaiser, wie ihm später vorgeworfen wurde, den Bruder in seiner Präambel allzu schwer desavouiert, so fand er für Josephs Vorgehen auch entschuldigende Worte. Ohne Zweifel hatte Eleonore Eskeles, »so viel es den zwischen ihr und Günther gepflogenen Liebeshandel betreffe, nach dem damals noch bestehenden Gesetze zur Untersuchung und Strafe gezogen werden können«. Schließlich aber, entschied Leopold, mußte »vermöge des Günthers Aussagen das Verhältniß dieser zwo Personen Sr. Majestät dem Kaiser wohl bewußt gewesen sein« und »war die Eskeles auch in dem ganzen Verfahren hierüber mit keinem Wort zur Rede gestellt worden«. Die eigentlichen Vorwürfe der Spionage und hinterhältigen Intrigen waren unbewiesen und fielen nicht mehr ins Gewicht – das neue Strafgesetz über derlei Fälle machte sie null und nichtig. Und so befahl denn Leopold, »daß dieses ganze Stück ohne Resolution entweder bei dem Staatsrat aufbehalten oder aber ganz vertilget werden solle«.
Eine Rehabilitierung Eleonores war nicht mehr nötig; sie verstand sich nach dem Entscheid des Kaisers von selbst. Trotzdem besaß die Verbannte den Takt, noch ein ganzes Jahrzehnt nicht nach Wien zurückzukehren. Ihrem Bruder Bernhard Eskeles, der den Fall vor Leopold getragen und zum guten Ende gebracht hatte, konnte dieser Entschluß gleichwohl nicht unlieb sein. Der ebenso gelehrte wie geschäftstüchtige Mann hatte sich kurz vorher mit Nathan Arnsteiner und dessen Schwager Herz verbunden, seine außerordentliche Intelligenz in den Dienst des Arnsteinerschen Handelshauses gestellt und begonnen, dieses Unternehmen auf bisher unerreichte Höhen zu führen. Seit Juni des gleichen Jahres wurde es bereits unter der Bezeichnung N. A. Arnsteiner und Compagnie in den Kreditakten der Staatsschuldenkasse aufgeführt. Staatsaufträge, wenn auch zu diesen vorübergehend friedlichen Zeiten von kleinerer Art, wurden unaufhörlich betrieben, und Nathans neuer Teilhaber mußte dankbar sein, eine Skandalaffäre, in die sein Name verwickelt war, nicht aller Öffentlichkeit in Erinnerung gebracht zu sehen.

Nathans eigener Name war in diesem Frühjahr in eine solche hineingezogen worden, obgleich der peinliche und nie ganz geklärte Vorfall gleichfalls nicht ihn selbst, sondern seinen jüngsten Bruder Joseph Michael betraf. Das Begebnis wirft nicht nur auf diesen, sondern auch auf das Amtsgebaren des Thronerben und künftigen Kaisers Franz ein besonderes Licht und soll darum genauer berichtet werden.

Am 21. April 1791 teilte der österreichische Regierungspräsident Graf Sauer dem jungen Erzherzog Franz in einer »allerunterthänigsten Note« mit, »was sich mit dem hiesigen Großhändler Michael von Arenstein am 9ten dieses Monats auf offener Straße zugetragen« hatte:
»Es war an eben besagtem Tage abends gegen halb elf Uhr, als dieser Arrenstein im Nachhausegehen begriffen war, daß er in dem sogenannten Parisergässel am Judenplatze von einem ihm unbekannten großen und starken Kerl mit braunem Kaputrock und rundem Hute ohne weitern auf eine beynahe meuchelmörderische Art überfallen, mit einem knotigten Stocke über die Schenkel und Kopf dermaßen geschlagen wurde, daß er hierdurch eine wiewohl nicht gefährliche doch immer beträchtliche Wunde erhielt.
Der Täter wurde nach dieser Mißhandlung flüchtig, und er schien umso weniger die Absicht zum Rauben gehabt zu haben, als Tags darauf der von Arrenstein ein Billet bekam, worinnen gesagt wurde, daß diese an ihm verübte Mißhandlung auf Anstiften eines sicheren Grafen M: gegen eine Belohnung von 50 Dukaten bestellte worden sey, und daß er v. Arrenstein von der in dieser Absicht hier verbleibenden Banda noch eine empfindlichere Behandlung zu gewärtigen hätte.

Wie die mir von dem hiesigen Kriminalgerichte über diesen unangenehmen Vorfall erstattete, hier in aller Unterthänigkeit beygelegte Relazion umständlicher enthält, so glaubt der v. Arrenstein, daß der in dem Billet angeführte Graf M: kein anderer, als der Graf Maccartny sei, welcher sich, vom Geiste der Rache angefacht, die schändliche Genugtuung wegen eines Mißverständnisses, durch einen eigenen hiezu gedungenen Menschen, habe verschaffen wollen; die über diese Tatsache gerichtlich erhobenen Umstände machen auch den Grund dieser Angabe sehr wahrscheinlich.

Gnädigster Herr! Dieser Fall ist einer der schwärzesten; es ist immer sehr gefehlt, sich selbst auf eine so gewaltsame Art Genugthuung zu verschaffen; aber es ist doppelt gefehlt, damit noch die Niedrigkeit zu verbinden, hierzu einen eigenen Menschen zu erkaufen. Hiezu tritt noch die Betrachtung ein, daß wenn dieser Vorgang unentdeckt und unbestraft bleibet, hiedurch leicht eine in hiesiger Residenzstadt bisher noch unbekannte Klasse Menschen entstehen könnte, welche für Geld zu jedem Bubenstück aufgelegt wäre, und den Inwohnern Wiens äußerst gefährlich werden würde.

Es ist daher die heiligste Pflicht des Gouvernements, für die Sicherheit jedes einzelnen Staatsbürgers wachsam zu seyn; und dieser Vorfall des v. Arrenstein verdient deswegen alle mögliche Nachforschung, um dem Thäter auf die Spur zu kommen. Wenn aber auch die dem Mißhandelten gebührende Genugthuung für den Augenblick nicht wichtig genug angesehen werden wollte; so ist es doch hauptsächlich darum zu thun, das Publikum zu überzeugen, daß die Regierung bey einem Falle, wo die öffentliche Sicherheit, auf welche es gerechten Anspruch machet, verletzet worden, nicht unthätig bleibe, sondern alle Mittel versuche, einen solchen frevelhaften Thäter zu entdecken, und ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen.

Ob nun gleich zu diesem Endzweck bereits alle Anstalten getroffen worden sind, auch sogar, da der Graf Maccartny mit seinem Jäger, als dem allenfalls möglichen Thäter, sich dem Vernehmen nach noch zu Linz aufhalten soll, ganz insgeheim das Nötige eingeleitet wird, um den nicht ohne Grund geschöpften Verdacht näher aufzuklären, und wo möglich die Gewißheit zu bringen; so dürfte doch, da diese Fürkehrungen fruchtlos und ohne Wirkung bleiben könnten, gleich jetzt ein Schritt gethan werden, welcher, ob er schon sonst ungewöhnlich, doch eben deswegen dem Publikum die beruhigende idée beybringen würde, daß man sich alles, was die öffentliche Sicherheit betrifft, vorzüglich angelegen halte.

Ich glaube daher, daß von dem bey mir gemachten freywilligen Anerbieten des v. Arrenstein in diesem besonderen Fall Gebrauch zu machen wäre, vermög welchem er eine Summe von tausend Thalern und auch noch mehr zu geben verspricht, welche als eine Belohnung für denjenigen, der den Thäter anzeigt, zu bestimmen wäre.

Diese ausgesetzte Belohnung dürfte nach beyliegendem Entwurfe in das nächst herauskommende Diarium eingerücket werden; und es ist beynahe nicht zu zweifeln, daß diese Kundmachung sowohl eine gute Wirkung auf das Publikum machen, als auch die Entdeckung dieses die öffentliche Sicherheit so sehr verletzenden Frevlers sehr erleichtern würde, besonders wenn auf die angetragene Art derjenige, welcher zur Ausführung dieser That von dem Urheber gedungen oder erkauft war, für seine Person selbst wenn er den Urheber anzeiget, *straflos* erkläret und ihm noch überdies die nämliche Belohnung, wie jederman dem Anzeiger, zugesichert würde, welche Befreyung von der Strafe um so notwendiger seyn dürfte, als außer demjenigen, der zur Ausübung dieser That gedungen, wohl schwerlich jemand anderer in das Einverständnis gezogen worden ist, und bestimmte Beweise an die Hand zu geben im Stande seyn wird.

Da jedoch dieser letzte Punkt – nämlich die *Straflosigkeit* ein Gegenstand ist, der lediglich von *Eurer Königlichen Hoheit* höchster Entscheidung abhängt, ich auch in dieser ganzen Angelegenheit ohne ausdrückliche Genehmigung *Eurer Königlichen Hoheit* keinen Schritt zu thun wage, auch die höchste Gesinnung zu wissen

wünschte, ob dieses *Circulare unmittelbar in allerhöchstem Namen, oder im Namen Regierung auf allerhöchsten Befehl* bekannt gemacht werden soll,
So bitte ich in tiefster Unterthänigkeit um *Höchstdero* gnädigste Befehle.«
Welchem Mißverständnis war Joseph Michael von Arnstein zum Opfer gefallen? Die »beygelegte Relazion«, aus der es vielleicht hervorgegangen wäre, findet sich in den Akten nicht mehr. Es bleibt also verborgen, ob der Anlaß dieses vermutlichen Racheaktes des Grafen Maccartny ein Geldgeschäft oder ein Liebeshandel war. Indessen ist bemerkenswert, daß Franz noch am selben Tag den Vorschlag, eine Belohnung des Anzeigers oder gar Täters »in allerhöchstem Namen oder im Namen Regierung« publik zu machen, auf das entschiedenste zurückwies. Das genannte ›Circulare‹ bestand aus einer kurzen Darstellung der Missetat und dem Versprechen, das derjenige, der den »Urheber vom Tage der Kundmachung bis auf den 20ten May d. J. anzeiget, eine Belohnung von vierhundert Dukaten, und wenn diese bis 20. April künftigen Jahres erfolgte, von 200 Dukaten erhalten werde«. Es war kein neuer Einfall, die öffentliche Ausübung der Justiz durch finanzielle Köder zu unterstützen – schon im Mittelalter hatte man Kopfgelder zur Ergreifung von Verbrechern ausgesetzt. Aber ein Kaiser oder Erzherzog, der einen gedungenen Raufbold mit Hilfe von vierhundert Dukaten, die ihm dessen Opfer zur Verfügung stellt, zum Geständnis verleiten und danach straflos ausgehen lassen will, hätte zweifellos eine komische Figur gemacht. Zur Ehre des damals dreiundzwanzigjährigen Franz muß gesagt werden, daß er diesen Umstand sogleich erfaßte:

»Von der Kundmachung des beygelegten Circulare hat es sowohl in Meinem Namen als im Namen der Regierung gänzlich abzukommen; da es ohnehin die bekannte Pflicht der Polizey ist, über die allgemeine Sicherheit eines jeden Privatmannes zu wachen; so wäre es unschicklich dem Publico zu zeigen, daß die Erfüllung

dieser theuren Pflicht durch das Geld des Beleidigten unterstützet werden müßte. Ebenso wenig kann die vorgeschlagene Straflosigkeit des gedungenen Verbrechers bewilliget werden, weil diese und die angetragene Summe die Gegenrache des von Arnstein zum Endzweck zu haben scheinen, welche zu befördern für die Regierung unanständig wäre. Dem von Arnstein steht es für sich immer frey, demjenigen eine Belohnung zu versprechen, welcher den Missetäter entdecken wird; Regierung aber hat sich mit derley Kundmachungen nicht abzugeben.
In Abwesenheit Sr. Majestät meines Herrn Vaters,
Franz.«

Doch das Handbillet kam zu spät. Bereits tags zuvor, ehe Sauer noch berichtet und Franz sich dazu geäußert hatte, war die Kundmachung, freilich ohne Arnsteins Namen zu nennen, im Wiener Diarium erschienen. Sowie sie dem Erzherzog vor Augen kam, tadelte er »den Grafen Sauer, die böhmische Kanzlei und die oberste Justizstelle auf das Schärfste« und teilte dies und den gesamten Vorfall unverzüglich seinem Vater mit. »Ist ganz recht geschehen«, vermerkte Leopold später am Rande des Schriftstücks. Am 15. Mai konnte Franz ihm neuerlich schreiben, Graf Sauer und die böhmische Kanzlei hätten sich »gereinigt und gesagt, nichts gewußt zu haben, welches ich ihnen auch verwies. Hätten derlei Kundmachungen wissen sollen.« Und so verlangte der Erzherzog, daß ein Widerruf der Kundmachung im Wiener Diarium erscheine, was drei Tage später geschah.
Die ganze Sache aber hatte Franz derart erbost, daß er seinen Unmut nunmehr auf Joseph Michael Arnstein übertrug und beschloß, dessen private Umstände genauer unter die Lupe zu nehmen. Am 17. Mai hatte er Sauer bereits erklärt: »Man hat seiner Majestät, meinem Herrn Vater, berichtet, daß sich viele verdächtige Menschen hier in Wien aufhalten. Ihnen Leute bekannt? Vorsichtiges Nachsehen! *Mir* die Anzeige zu machen.« Eine Woche später schrieb er dem Kaiser: »Die beiden getauften Juden Arenstein und Schönfeld sind allerdings, wie Eure Majestät die

Gnade gehabt, es mir zu sagen, ihres geheimen Einverständnisses wegen gefährlich. Da aber, wie es scheint, Graf Sauer ihnen, besonders letzterem, geneigt ist, weswegen ich so viel Ärger gehabt, so muß ich durch andere Kanäle auf sie Obacht geben lassen.«

Es ist kaum denkbar, daß Arnstein und Schönfeld dem österreichischen Staat in irgendeiner Weise gefährlich werden wollten. Doch schon die Vermutung eines »geheimen Einverständnisses« genügte, um das Herrscherhaus in Unruhe zu versetzen. Vor allem scheint Franz schon in frühen Jahren einen eigentümlichen Hang zur Geheimniskrämerei, ein fast krankhaftes Mißtrauen und den Wunsch nach symbolischer Allgegenwart – die freilich nur durch ein Heer von Zuträgern, Beauftragten und Vertrauten zu erreichen war – entwickelt zu haben. So bereitete sich, noch unter Leopolds Regierung, der künftige Polizeistaat vor. Leopold selbst hatte durch eine Verfügung, wonach er im März 1791 die gesamte Polizei unter eine einzige Administrative stellte, seinem Sohn die Handhabe dazu geliefert. Es sollte nicht lange dauern, bis dieser sein Riesenspielzeug zu perfektionieren begann.

Während der kurzen Zeit, in der hier Leopold, dort Friedrich Wilhelm der Zweite regierte, wehte in Wien und Berlin die gleiche Luft vom Thron. Zwar war der eine Herrscher klug und verantwortungsbewußt, der andere liederlich und träge, führte der eine mit Umsicht die Staatsgeschäfte, indes der andere alle wichtigen Entscheidungen seinen Ministern überließ. In ihrer Lebensphilosophie aber, welche Nachsicht gegenüber den eigenen Trieben mit einem entsprechenden Maß von Duldung gegenüber fremder Unzulänglichkeit verband, glichen sich die beiden sonst nicht geistesverwandten Monarchen. Umwälzende Änderungen hielten beide nicht für angebracht. So mußten sie denn auch in der Judenfrage eine ähnliche Haltung einnehmen.

Zwei Tage vor ihrer Auflösung im September 1791 hatte die französische Nationalversammlung ein Dekret verfaßt, mit dem

alle die Juden betreffenden Ausnahmeverfügungen aufgehoben wurden. Weder Leopold noch Friedrich Wilhelm hätte daran gedacht, dies nachzuahmen. Für beide galt, was über einen Erlaß des Kaisers vom August 1790 gesagt worden ist: sein Ton war »strenge gegen die armen, milde gegen die vermögenden fremden Juden, günstig für die Tolerierten«. Beide Herrscher waren bereit, die emanzipierten, wohlgebildeten und gesellschaftsfähigen Anhänger dieses Glaubens anzuerkennen. Der großen Masse, die noch in Not, Elend und geistiger Enge lebte, begegneten sie mit einem Abscheu, der diese nach wie vor aus der menschlichen Gemeinschaft verwies.

Doch diese armselige Masse, diese graue und häßliche Armee der Enterbten zog beständig hinter ihrer stattlichen und schöngeschmückten Vorhut einher. Vom Leid der Jahrhunderte belastet, waren ihre Rücken krumm und ihr Gang schwer und schleppend geworden. Sie hatten den unsteten Blick der Verfolgten und die Gier, mit der ein Verhungernder sich zur Brotschüssel drängt. Da sie nur in ihrer Familie und Gemeinde Gegenliebe fanden, zeigten sie der übrigen Umwelt gegenüber Gleichgültigkeit oder sogar Haß. In ihren engen schmutzigen Behausungen lebten sie in dauerndem Belagerungszustand. Indem sie ihrer dauernd gewärtig waren, beschworen sie förmlich immer neue Schicksalsschläge auf sich herab. Wären nicht jene unter ihnen gewesen, die sich aus diesem bösen Zirkel befreit und der Welt ein Beispiel gegeben hatten, wie man aus einem entmenschten Juden zu einem jüdischen Menschen wird, man hätte ihren Zustand für unabänderlich gehalten. Doch diese Beispiele mehrten sich. Die Öffentlichkeit mußte sie zur Kenntnis nehmen. »Bekanntlich«, schrieb jener Graf Sauer, der zu Franzens Ärger den beiden getauften Juden Arnstein und Schönfeld gewogen war, »ist ein großer Theil der jüdischen Nazion von roher Denkungsart, ihre Sitten sind unsanft und grob. Der bessere Theil der Nazion wünscht, daß der Geist derselben umgestaltet würde und biethet mit Freude sich an, hilfreiche Hand zu leisten.«

Freilich waren es nicht die Joseph Arnstein, die Schönfeld und

Wetzlar, welche jene hilfreiche Hand darboten. Sie hatten sich von ihren Glaubensgenossen gelöst und mit der Religion auch das Schicksal der Juden abgeschüttelt. Ein Freiherr von Wetzlar, dessen Schwiegersöhne aus den gräflichen Häusern der Triangi, der Festetics und der Clary stammten, war von dem »rohen, groben und unsanften Teil seiner Nazion« bereits durch eine Kluft getrennt. Sein Vorbild mochte den einen erstrebenswert, den anderen verwerflich erscheinen. An Symbolkraft verlor es immer mehr, desto unkenntlicher es mit dem Hintergrund der österreichischen Gesellschaft verschmolz. Es war ihre eigene Oberschicht, es waren die in ihrer Gemeinde verbliebenen, zu Ehren und Ansehen gelangten Männer und Frauen, welche täglich neu bezeugten, daß ein Aufstieg der Juden möglich war. Sie waren das sichtbare Endergebnis einer Entwicklung, die damals wie jetzt, hätte man sie nur in Ruhe vor sich gehen lassen, in vorhersagbarer Zeit das jüdische Problem aus der Welt geschafft hätte. Fanny gehörte zu ihnen. Ihre Gestalt war ein Gleichnis; sie mochte sich dessen bewußt sein oder nicht.

Die Armee der Enterbten folgte nicht nur hoffnungsvoll jenen, die ihr voranmarschierten. Ihre Reihen wurden überdies stets durch jene Bildungs- und Verbesserungshungrigen, die aus dem Osten kamen, aufgefüllt. Die Juden in Polen waren durch wiederholte Vertreibungen aus Deutschland in jene Gebiete gelangt. Sie hatten sich hier in dichte Siedlungen zusammengedrängt, die zumindest vor der Landesverweisung sicher sein konnten. In regelmäßigen Abständen fielen sie Pogromen zum Opfer, die grausamer waren als alles, was ihnen im Römisch-Deutschen Reich geschah. Doch sie zogen es vor, während der häufig langen Zwischenzeiten ungestört in ihrer frommen Gemeinschaft leben, ihre eigene, aus dem Mittelhochdeutschen verballhornte Sprache sprechen, ihre alten hebräischen Schriften studieren und, ohne Anspruch und Ehrgeiz, dem Kleinhandel, einem niedrigen Gewerbe oder der Landarbeit nachgehen zu können. An der Spitze ihrer Hierarchie stand nicht die Macht oder das Geld, sondern der Geist, doch es war eine unfruchtbare, nutzlose Art des Denkens, die hier betrieben wurde. Knaben von aufgewecktem Verstand wurden lediglich im Talmud unterwiesen, ihre Erfindungsgabe und Einbildungskraft nur auf zeitfremde Mystik oder die längst ausgetretenen Bahnen jüdischer Folklore hingelenkt.

Aus diesen polnischen Niederlassungen machten sich immer wieder junge Menschen nach dem Westen auf, um ihre Talente auf andere Weise zu entfalten. Ein solcher war der Dichter Isachar Falkensohn Behr, der um 1770 im Hause Daniel Itzigs aufgetaucht war, dessen Tochter besang, Lessings Vertrauen errang und schließlich naive und schalkhafte Rokokoverse im altdeutschen Ton unter dem Titel ›Gedichte eines polnischen Juden‹ vor die Öffentlichkeit brachte, die Goethe ein wenig enttäuscht in den ›Frankfurter Gelehrten-Anzeigen‹ besprach – er hatte sich Ungewöhnlicheres erwartet. Ein anderer war Salomon Maimon, den der Berliner Philosoph Markus Herz zwanzig Jahre später mit bewegenden Worten seinem Freunde Kant empfahl:

»Herr Salomon Maimon, ehedem einer der rohesten polnischen Juden, hat sich seit einigen Jahren durch sein Genie, seinen Scharfsinn und Fleiß auf eine außerordentliche Weise in fast allen höheren Wissenschaften hinaufgearbeitet, und vorzüglich in den letzten Zeiten Ihre Philosophie oder wenigstens Ihre Art zu philosophieren so eigen gemacht, daß ich mit Zuverlässigkeit mir zu behaupten getraue, daß er einer von den sehr wenigen von den jetzigen Bewohnern der Erde ist, die Sie so ganz verstanden und gefaßt. Er lebt hier sehr kümmerlich, unterstützt von einigen Freunden, ganz der Spekulation. Er ist auch mein Freund und ich liebe und schätze ihn ungemein.«

Maimon, der wahrhaft aufgeklärte Jude, der Mann, welcher »den ersten Schritt zur Weiterentwicklung der kritischen Philosophie tat, indem er den problematischen Charakter des Ding-an-sich-Begriffs ins klare Bewußtsein hob und dadurch den Weg für Fichtes Idealismus freigab« – Maimon fand Aufnahme in einem Salon, der das Berliner Gegenstück und in gewissem Sinn das Muster

von Fannys gastlichem Wiener Hause war. Hier reichten die Nachzügler der Aufklärung den Vorboten der Romantik die Hand. Hier stand man auf jener Zeitschwelle, die in Maimons Übergang von Kant zu Fichte so recht versinnbildlicht schien. Eine Verbindung von Schönheit und Verstand hatte diesen Salon geschaffen. Markus Herz war der Hausherr – »ein tiefer, klarer, kühler, positiv denkender Kopf«, ein Schüler Kants und Anhänger Lessings, dessen Entsetzen über Goethes Werther und die »verträumte Gefühlsduselei, die der Roman geweckt, wenn nicht sogar geschaffen hatte«, er durchaus teilte. Seine Frau aber war Henriette Lemos, die ›tragische Muse‹ der jungen Romantiker von Berlin.

Henriette war als Tochter eines Arztes aus portugiesischer Familie und einer Französin 1764 geboren und in der strengsten sephardischen Tradition erzogen worden. Mit zwölfeinhalb Jahren wurde sie bereits mit dem Doktor Markus Herz verlobt und, als sie fünfzehn war, dem doppelt so alten Manne angetraut. Ihre Schönheit war außerordentlich. Das ovale Antlitz mit den glanzvollen Augen, der von der Stirn ab lotrecht verlaufenden Nase, dem zugleich feingezeichneten und vollen Mund, dem überaus zarten Teint und reichen Haar erinnerte an eine griechische Götterstatue. Klassisch war auch ihre Gestalt, die sich groß und üppig in die Falten der beginnenden Empiremode schmiegte. Daß ihr Kopf im Verhältnis dazu ein wenig klein schien, daß ihr hoher Wuchs eine majestätische Haltung bedingte, gab freilich zuweilen Anlaß zu Spott. »Man hätte sie«, sagte Caroline Pichler von ihr, »durch ein Verkleinerungsglas betrachten müssen.«

In ihrer Jugend wurde Henriette weit weniger verspottet als geliebt, wenn auch, wie Prinz Louis Ferdinand in ihrer Gegenwart zur Herzogin von Curland bemerkte und sie gleichfalls zu ihrem Kummer fand, »nie wie sie es verdiente«. Vielleicht liebte sie selbst sich am meisten. Überdies aber rühmten alle ihre Freunde und Anbeter – und es waren Männer wie Mirabeau, Laroche, die Brüder Humboldt, die Grafen Dohna und Bernstorff, Gentz und Brinckmann, Schlegel und Schleiermacher, Jean Paul, schließlich auch der junge Börne darunter – einstimmig ihren Geist. Doch sie scheint mehr schwärmerische Sentimentalität als wahren Witz und Verstand besessen zu haben, wie es ihrem ganzen getragenen und tragischen Habitus entsprach.

Das tiefe Wissen, die reine Vernunft, um derentwillen die Jugend Berlins zuerst ihr Haus aufsuchte, besaß der Arzt, Philosoph und Physikus Herz. Er hatte eine Reihe von freiwilligen Hörern um sich versammelt und hielt ihnen Vorlesungen über Philosophie und Experimentalphysik. Zu dem »sehr gewählten Publikum« gesellten sich die jüngeren Brüder des preußischen Königs und die Brüder Humboldt, die ihr Erzieher Christian Knuth im Frühjahr 1786 bei Dr. Herz eingeführt hatte. Aus dem Schülerkreis ihres Gatten wählte Henriette einige Menschen aus, die sie in einem Lesezirkel, ihrer sogenannten ›Dienstagsgesellschaft‹, enger vereinte. Diesem Kern ihres Salons gehörten noch Gestalten der Aufklärung wie der Kriegsrat Dohm oder die Schriftsteller Nicolai, Ramler, Klein und Engel an. Bei den jungen Besuchern aber, die sich um die schöne Henriette und ihre Freundin, die kluge Dorothea Mendelssohn scharten, bei den Humboldt, Carl von Laroche und Friedrich Schlegel war bereits jene Neigung zum Mystizismus, jene übertriebene »Empfindeley« im Schwang, die Johann Friedel an den Landsleuten seines »Freundes in Berlin« belächelt hatte. Auch der Physikus Herz »belächelte die Überschwänglichkeiten des Tugendbundes, den Henriette begründet hatte und der zu einem Vorspiel romantischer Torheit wurde. Der junge Wilhelm von Humboldt gab dort eine Hauptrolle. Man duzte sich, schrieb sich lange Briefe mit hebräischen Buchstaben, wechselte Ringe und Silhouetten und kümmerte sich nicht um die Schranken eines konventionellen Anstands.«

Es fand in jenen Übergangsjahren eine eigentümliche Vermischung und Vermählung von deutschem und jüdischem Pathos statt. Der Drang nach transzendentaler Erkenntnis war und ist diesen beiden Völkern gemeinsam. In einem historischen Augenblick erfüllte er sie beide mit gleicher Heftigkeit. Nach Jahrzehnten der rationalistischen Erleuchtung hatte das Pendel umgeschla-

gen. Rousseaus Vorbild hatte Herder, Herders Vorbild die deutsche Jugend bewogen, im Gefühl und nicht im Geist, in den ursprünglichen Tugenden des Menschen und nicht in der errechneten Wissenschaft die Wahrheit zu suchen. Selbst vom Thron, nachdem Friedrich der Aufklärer die Augen geschlossen hatte, wurde das Beispiel eines »von Sinnlichkeit getränkten Mystizismus« gegeben. Auch in den Juden, die sich, man sah es an Mendelssohn, nur widerstrebend der Vernunftreligion zugewendet hatten, erwachte der uralte Hang zur Mystik mit neuer Macht.

Eine wilde und wirre Lehre, die vor etwa hundert Jahren der spaniolische Phantast und Abenteurer Sabbatai Zewi aus Smyrna begründet hatte, griff wieder um sich. Zewi hatte sich für den echten Messias ausgegeben und in vielen europäischen und kleinasiatischen Judengemeinden Anerkennung erlangt. Die kabbalistische Schwärmerei, der Wunder- und Aberglaube, die mit seiner Person verknüpft gewesen waren, pflanzten sich in Polen unter den Schülern Juda Chassids – des Frommen – fort. Nach dem Tode Chassids im Jahr 1700 schien der Wahn verebbt. Jetzt aber war die Zeit von neuem reif, um ihn aufleben zu lassen. Eine Sekte, die sich Neuchassidäer nannte, bildete sich unter den östlichen Juden und griff auf die westlichen über. Ihre Führer, die Zaddiks, wollten als Heilige und Wundertäter angesehen werden. Sie riefen zu religiösen Verzückungen, zu tänzerischen Raserein gleich denen der Derwische oder der amerikanischen ›Schüttler‹ auf und glaubten in der inbrünstigen Freude den wahren Weg zu Gott zu finden.

Henriette Herz lag es fern, sich die Irrlehre der Chassidäer anzueignen. Wahrscheinlich hat sie diese kaum gekannt. Aber nicht ohne inneren Zusammenhang war sie vom sephardischen Stamm, jenem phantasievollen jüdischen Adel, aus dem auch Sabbatai Zewi hervorgegangen war. Eine Saite ihres Wesens, das von Natur aus zu mystischem Höhenflug neigte, schwang mit, wenn die jungen deutschen Schwärmer den Alltag poetisch erhöhen und die Grenzen zwischen Leben und Traum, zwischen Wahrheit und Dichtung verwischen wollten. Man las gemeinsam Shakespeare und die ersten, gefühlvollen englischen Romane – »daß ich es gestehe«, sagte Henriette später, »wir hatten Alle selbst einige Lust Romanheldinnen zu werden« –, man nahm die Gestalt des jungen Werther an oder die der sündigen Paare in den ›Wahlverwandtschaften‹ vorweg und hatte genug vom Rebellen in sich, um wahrzumachen, was jene nur erstrebten.

Hier brach man die Ehe nicht mit der tändelnden Leichtigkeit des Rokoko, sondern aus trotziger Überzeugung. Freilich brach man sie nicht in jedem Fall. Die Beziehung des neunzehnjährigen Wilhelm von Humboldt zu der um drei Jahre älteren Henriette blieb unerfüllt, obgleich er sie auch nach seiner Ehe mit Caroline von Dachröden zärtlich, ja »kindisch« liebte. Doch vermutlich fand Carl von Laroche, vielleicht auch Graf Dohna, gewiß aber Schleiermacher, der romantische Doktrinär und Übersetzer des Plato, bei Henriette mehr als ein platonisches Gefühl. Und schließlich verkehrte Dorothea Mendelssohn, welche ein Jahr vor Henriettes Hochzeit dem Kaufmann Simon Veit angetraut worden war, die Benennung des ›Tugendbundes‹ in deren Gegenteil: im Jahr 1798 trennte sie sich von ihrem Mann, um mit Friedrich Schlegel, dem »Himmelsstürmer mit Kinderfäusten«, in wilder Ehe zu leben. Bald darauf erschien Schlegels ›Lucinde‹ – das Credo dieser vorgeblich revolutionären Bewegung, welche jedoch auf jedem Gebiet, dem religiösen wie dem politischen, eine Reaktion einleiten sollte, nur nicht auf dem der Gesellschaftsmoral.

Die wirkliche Revolution fand in Frankreich statt. Die große Dichtung wurde an den kleinen Fürstenhöfen Mitteldeutschlands geschrieben. In Berlin aber gärte und brodelte es in der Gesellschaft, der Literatur, der Kunst und Philosophie, wurden alte Maßstäbe umgestoßen und überlieferte Worte außer Kraft gesetzt, um allen möglichen »gekünstelten Systemen, untauglichen Experimenten, improvisierten Dogmen« Platz zu machen. »Eine törichte Generation«, schreibt der Sozialkritiker Hillebrand, »wanderte in Trümmern umher.« Wer gleich ihm die Trugbilder

der Romantik von sich weist, weil sie, fortzeugend, die folgenschweren Wahnvorstellungen der deutschen Politik gebären sollten, muß freilich jene preußischen Jahrzehnte verdammen. Die Größe eines Staats, die aus so dunklem und trübem Ursprung rührt, erscheint ihm allzu teuer erkauft.

Es war eine dichterisch fruchtbare, eine denkerisch unheilbringende Epoche, in der diese Antinomie des deutschen Wesens zum ersten Mal ans Licht des Tages trat. Die gespaltene Figur eines Friedrich Schlegel, der zugleich »kritisch und gläubig, protestantisch und katholisch, lasterhaft und fromm war«, ist einer ihrer Inbegriffe. Ein anderer ist Gentz, das bedenkliche Genie, die erste kontinentale Verkörperung des reaktionären Intellektuellen. Ein dritter ist Schleiermacher, der die Gemüter, welche bereits für eine klare, naturwissenschaftliche Betrachtung des Menschen im Weltall gewonnen waren, von neuem metaphysisch verwirrte. Aber welcher Fülle von Talent bedurfte es, um jene gekünstelten und improvisierten Dogmen aufzustellen! Welche gewaltige, wenn auch gefährliche Phantasie, welche Visionskraft gehörten dazu, um aus lange verschütteten Quellen und vergessenen Mythen eine neue Dichtung ins Leben zu rufen!

In eben jenen Jahren politischer Schwäche und militärischer Ohnmacht, ehe Preußens Patriotismus erwachte, wurde der Boden bereitet für sein späteres hochgesteigertes und angriffslustiges Nationalgefühl. Das Land, in dem die größten wie die verhängnisvollsten Ideen reiften, das Deutschland mehr als einmal retten und schließlich einigen sollte, ging aus jenem Gärungsprozeß hervor. Nicht nur die Romantik, auch der Nationalismus wurden damals gekeltert, zunächst noch in gesonderten Gefäßen, deren Inhalt jedoch in Bälde zusammenfloß. An dem aber, was da geschah, hatten die Berliner Juden unmittelbaren Anteil. In Henriette Herz' Salon waren Schlegel und Schleiermacher einander zum erstenmal begegnet, hatten Gentz und Wilhelm von Humboldt sich freundschaftlich die Hand gereicht. In ihrem ›Tugendbund‹ lag einer der Ursprünge zur antinapoleonischen Widerstandsbewegung.

Auch bei den Enkelinnen des Münzmeisters Ephraim, den Schwestern Meyer – Sophie, die den livländischen Baron Grotthuß, und Marianne, die den österreichischen Botschafter Fürsten Reuß geheiratet hatte – traf sich die neue gelockerte und gemischte Gesellschaft, deren einigender Gedanke ihr Preußentum war. Beide Frauen waren getauft und hatten somit Zugang zu manchen Häusern, die Henriette Herz noch verschlossen blieben. Marianne von Eybenberg, die morganatische Gattin des alten Fürsten, deren Anmut Goethe, Gentz und den Grafen Christian Bernstorff bestrickte, verkehrte später in Wien wenn nicht in allen hohen Adelshäusern so doch mit den Prinzessinnen von Curland, den Ligne und Clary auf gleichem Fuß. Aber ihr Stern war im Verblassen, als der einer kleinen und unschönen Person aufzuleuchten begann: kurz vor der Jahrhundertwende hatte Rahel, die Tochter des Juwelenhändlers Levin, ihren Platz im Zentrum des geistigen Berlin eingenommen.

»Ich war Jüdin, nicht hübsch, ignorant, ohne Grâce, sans talents et sans instruction«, so beschrieb sie sich selbst in einem Anfall von grauem Elend. Ihre Zeitgenossen fanden sie geistreich, gescheit, ein weibliches Genie, und die Nachwelt hat ihnen recht gegeben. Von allen Frauen der Emanzipation, deren bedeutendste sie war, litt sie am meisten unter ihrem Judentum – es machte ihr Leben zu einer einzigen »Verblutung« und jeden Versuch, diese zu stillen, zu »neuem Tod«. Dennoch unternahm sie unaufhörlich solche Versuche, betrat mit bangendem Herzen die Welt der Christen, liebte schöne Grafen und Diplomaten, sagte dem Prinzen Louis Ferdinand in ihrer Berliner Mansarde »Dachstubenwahrheiten« ins Gesicht, bewunderte die leichtlebige Pauline Wiesel, heiratete den Emporkömmling Varnhagen, ließ sich taufen und wandelte all die Weile in dieser Welt wie auf Glasscherben einher, gleich der kleinen Seejungfrau, die sich aus Liebe zu den Menschen statt des Schwanzes hatte Füße wachsen lassen und bei jedem Schritt wie mit Messern zerschnitten war.

Rahel, die bedeutendste dieser Frauen, war freilich auch ein Ausnahmefall. Was sie tat, was sie dachte, wie sie lebte, trug den

Stempel ihrer Eigenart. Wer ihre Berliner Glaubensschwestern mit ihrem Maße messen, wer ihnen auch nur die gleichen Gesinnungen zuschreiben wollte, fuhr und führe immer noch schlecht damit. Der Universalismus, dem sie anhing, ihre Verachtung des Krieges als eines rohen, ungebildeten Geschäftes, unterschieden sie von ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen. Doch soviel ist hier wichtig: daß sie zwar Henriettes ›Tugendbund‹ für eine »kindische Freimaurerei« hielt, den Franzosenhaß ihrer Berliner Freunde von sich wies und Napoleon als den Gründer eines geeinten Europa ansah, in dem selbst sie einmal wahrhaft zu Hause sein könnte – daß sie aber schließlich doch, im Sturmwind der Befreiungskriege, jenem Nationalismus verfiel, der ihr und den ihren neuerliche Drohungen bringen sollte. Ja, auch sie, die Weltbürgerin, schloß sich dieser Bewegung an, obgleich sie, von schärferem Verstand als ihre Schwestern, deren tiefe Gefahr erkannte.

Dies aber: der preußische Patriotismus der jüdischen Salons, die Abkehr von einem Frankreich, das doch als erstes und einziges Land Europas ihre Glaubensgenossen als Bürger willkommen geheißen hatte, die romantische Verherrlichung des Deutschtums, wie es nun aus alten Märchen und Mythen heraufbeschworen wurde – all dies wehte von Berlin nach Wien hinüber. Dort saß Fanny, die sich stolz als Preußin fühlte, umringt von Freunden in ihrem allezeit offenen Haus, dem jedoch der rechte Sinn und Inhalt fehlte. Die Gespräche in ihrem Salon, so geschliffen sie waren, hatten bisher bloß schöngeistiger Unterhaltung gedient, waren elegante Redeübungen, müßige Wortgefechte gewesen, ohne ein anderes Ziel als das, eine belebte und angeregte Atmosphäre zu schaffen. Jetzt, um die Mitte des letzten Jahrzehnts, bildete sich ein Zweck heraus. Fanny fuhr nach Berlin, besuchte die Herz, die Eybenberg und Rahel, traf mit den Männern der neuen Zeit zusammen, lernte bei der eigenen Schwester Sara Levy, die vordem häufig den Grafen Mirabeau bei sich gesehen hatte, die ersten französischen Emigranten kennen und kam voll Enthusiasmus in ihr Haus am Graben zurück.

Endlich war es möglich geworden, preußische und österreichische Gefühle in einer Brust zu vereinen, denn kurz vor Leopolds Tod hatten es die beiden Länder zu einem Bündnis gebracht, standen jetzt in der Tat vereint gegen Frankreich, das ihnen den Krieg erklärt hatte. Zwar hatte die Nationalversammlung die französischen Juden befreit, doch ihr, Fanny, war von Friedrich Wilhelm das Bürgerrecht verliehen worden. Ihre beiden Heimaten hatten einen gemeinsamen Feind; er wurde zu dem ihren. Sie haßte die Franzosen und fuhr selbst fort, sie zu hassen, als der König von Preußen Frieden mit ihnen schloß. Sie glaubte an dieses Preußen, auch als es darniederlag, und zweifelte an Österreich, das den Krieg, wie ihr schien, zu lau und unentschieden weiterführte. Sie jubelte, als nach Jahren wieder ein preußisches Ultimatum an Frankreich erging, weinte über Napoleons Siege und konspirierte, zum Ärger des Wiener Hofes, immer weiter gegen ihn, auch als er schon der Schwiegersohn des Kaisers geworden war. Kurz, sie war preußischer als die Preußen – eine der ersten, aber nicht die letzte ihres Stammes, die diese unerwiderte Liebe zum Äußersten trieb. Die Tragik des deutschen Judentums war in ihr vorweggenommen.

Sie selbst freilich war nichts weniger als eine tragische Figur. Rahel mochte klüger, Henriette schöner sein, aber beide besaßen nicht, was Fanny verliehen war: ein glückliches Naturell. Zweifellos war sie reizbar, konnte wild aufbrausen, wenn ihr etwas gegen den Strich gegangen war. Doch sie war ebenso rasch wieder besänftigt, wurde gütig und mild, beschenkte alle, die sie beleidigt hatte, mit besonderem Großmut und machte durch ihre schalkhafte, wenngleich ernst empfundene Reue jene Kränkungen wett, die ihre Launen verursacht hatten. Fahrig, vergeßlich, sprunghaft, stets zum Lachen wie zum Weinen bereit, unberechenbar und dennoch überaus liebenswert muß man sie sich denken. Sie besaß die Allüre großer Damen, denn das Schicksal hatte sie verwöhnt. Doch sie war – man erfährt es auch aus Rahel

Varnhagens Briefen – ebenso der munteren und klagenden Vertraulichkeit mit Dienern, Zofen und ihren übrigen »Leuten« fähig wie des Umgangs mit Prinzen, Prälaten und Diplomaten. Mag sie gegen Ende ihres Lebens entkräftet, mißgestimmt und unstet gewesen sein, ihre tiefinnere Heiterkeit, ihr echter Humor hatten sie nicht verlassen. All dies und noch mehr ist bereits aus ihrem ersten Testament zu erkennen, einem flüchtigen Entwurf, der hier unverändert wiedergegeben werden soll:

»Ich bitte meinen Mann über folgendes disponieren zu dürfen
das bey meinem Manne anliegende Capital von 10000 Gulden wünschte ich meiner Berliner familie geben zu können, das heist ich werde wenn mir die Vorsehung das glük verleiht mit vernunft mein leben zu enden, noch die individuen meiner Verwandte nennen denen ich es eigentlich bestimmt, sollte ich aber dazu keine zeit haben, so wird es denen zum Theil, die nach den ausspruch der anderen es am nöthigsten bedarfen, meine Perlen als mein liebster Schmuk, bitte ich jeder meiner Schwestern eine Halsschnur einzutheilen, und die jenige, die zuerst diesem Leben entrissen wird / welches Gott noch lange verhüten wolle / überläßt diese ihr zum Theil gewordne Schnur einer andern schwester, so das diese Perlen, nie verfremdet werden, als ein mir liebes Geschenk meines Mannes – – – von meinen Schmuk mache ich meiner Tochter ein Geschenk, und von meinen Nippen soll sie sowohl als von einen Theil des Schmuks, wenn die Nippen nicht ausreichen, ihren Cousinen und Cousins Mütterlicher Seite, ein angedenken und nach ihren gutachten wählen.
meine Spitzen und beßre Wäsche, wird meiner armen Berliner Weitläufigen verwandten zum Theil, jedoch soll Oden eine garnitur und 3 beßre und 6 andre kleider gereicht werden, wie man finden wird
sowie Oden und Götz von der obligation von 1000 fl man die hälfte ihnen gleich giebt, oder es ihnen, wie sie es am liebsten wünschen, auf interessen gelegt
was meine übrigen sache betrifft worüber ich zu disponieren

habe, welches meinen Manne zu bestimmen steht, als meubles von meinen Vater oder Brüder geschenkt, wird mein Man, für welchen Preis auch er will an sich kaufen, und von den gelde wird man wenn es hinlänglich unsre übrige Hausleute eine kleine Pension lassen, wonicht ihnen ein Geschenk machen, und sie dabey versichern, das wenn ich reicher gewesen wäre, ich gerne mehr für sie, und ihre geleisteten Dienste gethan,
was sich von heute etwan mehr an gelde noch als ich itzt bestimt finden sollte bleibt alles für meine verwandte die es bedarfen –
was kann ich meinem Manne lassen, als eine Dankbarkeit ohne Gränzen für seine Liebe und nachsicht, die er mir von der Stunde an da das Schicksal uns vereint geschenkt, bedarf er einer Kleinigkeit, um mein andenken in ihn wieder aufleben zu machen, so ist er der erste der zu wählen, alles vorausgesetzt ist seyn – und darüber zu disponieren, berechtigt mich nur seine Güte mit der er bey meinen leben mir nichts abgeschlagen, folglich mir gewis in diesen augenblick nicht versagen
Der Pepi bitte ich als meiner zehnten Schwester eine zehnte Schnur Perlen mit eben den bedinge zu geben das sie nach dem Tode sie wieder einer meiner Schwestern vermache, über dies werden ihr alle meine Ketten, haar ringe und andenken meiner Geschwister zum Theil, weil sie einen doppelten Werth gewis darin setzt, über dies alle mein Wegdwood, und Porcelain Tassen nebst die von meiner Schwester Wulff gestikten Meublen – dafür übernimmt sie meine Papiere alle, und stellt wenn meine famille es begehrt ihnen die von ihnen an mich gerichteten Briefe zu, wo nicht so widmet sie sie den teuern so wie alles andre was sie für gut befinden wird, sie soll mir diesen letzten schweren Auftrag so wohl verzeihen, als die üblen Launen, die sie zuweilen von mir zu ertragen gehabt, und die gewis nicht die Folgen eines bösartigen Herzens waren.
so nehme ich hiermit den Herzlichsten abschied von meinen Manne, Mein Kind, meine Berliner Verwandte, von der Pepi, von den Verwandten meines Mannes, von meinen Freunden bekandten, von meiner Societät, von meinen Leuten, besonders

von Oden und Götz förmlichen abschied, bitte alle mir wenn ich sie je beleidigt um Verzeihung, und Wünsche das sie mir ihr andenken zuweilen Schenken mögen –
Der Frau von Luerwald für ihre mir geschenkte Freundschaft danke ich, und bithe ich das man ihr ein andenken in meinem Nahmen reiche bestehend aus einen Meuble, eine goldene Kette, oder ring, welches ihr zu Wählen Steht,
meinen Manne bitte ich schließlich noch, das wenn es Gott gefällt mich mein Leben enden zu lassen, eh die Erziehung meiner Tochter vollendet, sie der aufsicht meiner Schwestern in Berlin anzuvertrauen, und sie dann wenn sie das reifere alter erreicht sie nur dann verheurathen, mit den sie gewählt, wenn es anders nach ihren Willen ist, jedoch sie weder in der Hitze einer Leidenschaft, noch gegen ihren Willen diesen Schritt thun zu lassen, sollte mein Mann diese letzte bitte, meine Tochter meinen Schwestern zu übergeben, mir eingestehen, so häuft er meine Dankbarkeit und wenn es verklärten erlaubt für das wohl der hinterlassenen zu beten, und für ihr wohl zu sorgen, so wird es nie an Glückseligkeit fehlen, die meine Dankbare Seele ihm erflehen wird –
möge niemand diesen meinen Aufsatz schief beurtheilen, als ich es schrieb war ich so fern vom Ziel noch, als der Lauf der Natur nach man es in meinen alter ist, und geschahe dies bloß um ordnung zu machen, welches jeder soll der diese in seinem Leben geliebt – folglich nur um allen aus unordnung zu entstehenden üblen abzuhelfen –

Fanny Arnstein
den 5ten august 1793 gebohrne Itzig

Von meiner Tochter anhänglichkeit für ihren Vater so wohl als für mich, verspreche ich mir einen blinden gehorsam in seinen willen, da er gewis nichts als was zu ihren besten seyn wird von ihr verlangen wird, auch bitte ich sie mich bey ihn in den gesuch sie meiner Berliner Famille anzuvertrauen zu unterstützen, und gegen diese wie gegen ihren Altern gehorsam zu seyn, auch den

Gesetzen ihrer Voreltern treu zu bleiben, da man von der Denkart einer Person die die Religion worin der zufall sie hat gebohren werden lassen, verändert keine gute meinung haben kann. Vorurtheil läst mich diese bitte nicht an sie machen, aber wohl die absicht, ihr die achtung der Denkenden Welt nicht verliehren zu machen.

Fanny

Auch Eskeles bitte ich ein Meuble von mir zum Angedenken zu nehmen.«

Man wird dieses Konzept, das selbst für eine Zeit der acht- und regellosen Rechtschreibung übermäßig fehlerhaft erscheint, nicht wörtlich nehmen wollen. Es wurde offenbar in Eile hingeworfen und auch nicht, wie Fannys spätere Testamente, bei der n. ö. Landesregierung niedergelegt. All die anderen letztwilligen Verfügungen, die sie traf, sowie auch ihr Merkbuch, sind weit eleganter formuliert. Zu gewissen Schlüssen aber mag das Dokument doch Anlaß geben. Es zeigt sich darin Fannys Angst vor jener »Unordnung«, zu der sie zweifellos neigte, ihre große Liebe zu den Schwestern und der gesamten Berliner Familie, ihre dankbare Anhänglichkeit an den guten Nathan und schließlich ihre Haltung zur Religion. Daß sie hier einen Glaubenswechsel ihrer Tochter aus Gründen der Charakterfestigkeit verwirft, ist nicht weniger bedeutsam als ihr Wunsch, deshalb nicht etwa des Vorurteils geziehen zu werden. Schließlich gehörte Pepi, ihre beste Freundin und »zehnte Schwester«, die Frau des Feldmarschallleutnants von Sebottendorf, seit mehr als vierzehn Jahren der christlichen Kirche an.
Was an diesem ersten Testamentsentwurf erstaunen mag, ist Fannys Stellung zu ihrem Geldbesitz. Der »Oden« und Götz – ihrer jungen Wirtschafterin Sara oder Oda Epstein aus Preßburg und ihrem Berliner Kammerdiener Götz Würzburg, denen sie besonders herzlich zugetan war – hinterließ sie eine Obligation von tausend Gulden. Den zehnfachen Betrag verwahrte Nathan für sie, dennoch hielt Fanny sich nicht für vermögend,

hätte sich sogar reicher gewünscht, um mehr für ihre übrigen Hausleute tun zu können. Wenn man bedenkt, daß Goethes vornehmer Bürgerhaushalt zu jener Zeit mit zweitausendvierhundert Gulden jährlich bestritten wurde und das Jahreseinkommen des Hauses Rothschild in gleicher Höhe lag, wird man Fannys niedriger Meinung von ihrem Wohlstand nicht beipflichten können. Doch die Tochter des Judenfürsten war nicht gewöhnt, bürgerliche Maßstäbe anzulegen; sie hatte siebzigtausend Taler – etwa hundertdreiunddreißigtausend Gulden – in die Ehe mitbekommen und verglich sich in Aufwand und Lebensstil mit einigem Recht der Aristokratie. Was die Rothschilds betraf, so steckten sie noch in den Kinderschuhen, und ihr Vater, der hessen-hanauische Hoffaktor Meyer Amschel, reichte an Einfluß und Bedeutung in Frankfurt nicht an die Bethmanns heran. Nathan Arnstein indessen – er hatte sich den Namen seit einer Weile nobel verkürzt – stand im Begriff, die Fries, Puthon und Geymüller überflügelnd, zum wichtigsten Finanzmann von Wien zu werden. Ja, ehe ihm eben jene Rothschilds im Vormärz den Rang abliefen, galt er mit seinem Partner Eskeles für den ersten Bankier des neuen österreichischen Kaiserreichs.

Nicht so reich vielleicht, wie sie es wünschen mochte, aber reicher als die meisten ihrer Landsleute war Fanny bereits zu Beginn der franzisceischen Zeit. Freilich war es wieder schwerer geworden, größere Summen flüssig zu machen, denn der Krieg erforderte Mittel, und das Geld wurde knapp. Der staatskluge Leopold hatte, als er unerwartet und vorschnell dahinging, ein mühsam befriedetes Reich hinterlassen. Sein Sohn saß kaum zwei Monate auf dem Thron, als ein neuer Völkerzwist im Gange war. Das erste Regierungsjahr des jungen Franz genügte in der Tat, um ihm für alle Zeiten einen Horror vor Revolution und Jakobinertum einzupflanzen!

Im März war er König von Ungarn und Böhmen, im August letzter Kaiser des Römisch-Deutschen Reiches geworden; doch ehe er von der Krönung in Frankfurt wieder in Wien eingetroffen war, hatte man seine unselige Tante, Marie Antoinette, mit ihrer

Familie in den Temple gebracht. Im nächsten Monat trat die Guillotine auf der neuen Place de la République in Tätigkeit, die Revolutionsarmee siegte zum ersten Mal bei Valmy, die Preußen wurden zurückgedrängt, das linke Rheinufer französisch besetzt, Franzens Onkel Ludwig, der ihm noch den Krieg hatte erklären müssen, in aller Form entthront und schließlich, im folgenden Januar, hingerichtet. Die ersten zwölf Monate des Kaisers waren noch nicht um, als in Paris die Schreckensherrschaft begann. Dem bläßlichen jungen Mann, der eine kindische Freude an juristischen Spitzfindigkeiten, geheimen Polizeimachinationen, gemütlichen Hofintrigen, Redouten und Maskeraden besaß, schien die Historie sogleich über den Kopf zu wachsen.

Zu Ende des Jahres 1792 schrieb Alxinger an seinen verehrten Freund und Meister Wieland, was er von dem neuen Monarchen hielt: »Der Kaiser hat das beste Herz und den rechtschaffendsten Charakter. Aber Festigkeit und andauernde Liebe zur Arbeit kann man von seinem Alter nicht erwarten. Unsere Minister aber sind der Aufklärung von Herzen gram und rückten mit Ihrem Jahrhundert nicht fort. Sie möchten gern so regieren wie vor hundert Jahren Mode war, schelten alles Jacobiner, was die alte Mode mißbilliget und sind entschlossen, es auf ihre Art durchzusetzen es koste, was es wolle. Pressfreyheit und Publicität sind höchst verhaßt und wer Ihnen je das Wort geredet hat, der ist sicher, nie befördert zu werden. *Die Censur ist strenger als je* und Josephs großer Geist ganz von uns gewichen.«

Die lange und rückschrittliche Ära des »guten Kaisers Franz« hatte ihren Anfang genommen. In den Gemütern seiner Untertanen bereitete sich, obgleich die Wirren der napoleonischen Kriege, zwei Besetzungen Wiens und ein turbulenter Friedenskongreß noch vor ihnen lagen, jene Haltung vor, die das Biedermeier kennzeichnen sollte – ein Dämmerzustand wie nach einem schweren Mahl, wenn der Leib gesättigt und der Geist in Halbschlaf gesunken ist. Jeder Widerstand wurde von dem äußerlich väterlichen, innerlich verängstigten Mann mit dem langen Gesicht gebrochen. Intellektuelle und Schöngeister, die freiheitliche

Neigungen zeigten oder den von Joseph geförderten Freimaurern angehörten, wurden mundtot gemacht.
Bereits im August 1794 hatte Graf Saurau, Stadthauptmann und wichtigste Stütze der Geheimpolizei, ein Blutgericht eingesetzt, dem die Häupter der sogenannten ›Wiener Jakobiner‹, darunter völlig harmlose Menschen, zum Opfer fielen. Der Oberleutnant Hebenstreit wurde im folgenden Winter öffentlich gehenkt und die übrigen ›Verschwörer‹ – Gilofsky, Billek, Wolstein, Freiherr von Riedl und Sauraus eigener Jugendfreund, der Magistratsrat Prandstätter – da seit Joseph die Todesstrafe für Zivilisten abgeschafft war, zu grauenhaften Kerkerstrafen verurteilt, denen sie fast alle erlagen. Auch eine ungarische Erhebung wurde auf das schärfste geahndet und nicht weniger als fünf Staatsverbrecher hingerichtet. Die Österreicher, kein rebellisches Volk, gerieten erst durch solche Schandtaten in Empörung. Aus jener Zeit stammt das berühmte Eipeldauerlied, der einzige und letzte Trotzgesang gegen Franz, ehe sich das jahrzehntelange Schweigen seiner Zensur und Polizeidiktatur auf Österreich niedersenkte:

Was denkts enk denn, daß gar so schreyts, und alls auf die Franzosen? Den Luil habn's köpft. Ja und mir gfreuts, schlecht war er bis in d'Hosen. / Heut hat erm Volk ein Eyd geschworn, morgn hat ern wieder brochen. D'Freiheit war ihm in d'Aug ein Dorn, 's Volk wollt er unterjochen. / Drum fort mit ihm zur Guillotin, denn Blut für Blut muß fließen, hätt man nur hier so a Maschin, müßt's mancher Großkopf büßen. / Schauts nur die russisch Kathl an, die enk is itzt so heilig. Hat s' nit den Kaiser, ihren Mann, abgsetzt und gmordt abscheulich. / Wenns Volk amal ihn nimmer mag, so muß er stille sitzen. Sonst trifft ihn halt der rechte Schlag, wann er muß Blut verspritzen. / 's ist ja das Volk kein Closettpapier und darf auf sich wohl denken. Wer halt nicht lernen will Manier, den Limmel muß man henken. / Schauts unser Kaiserkind nur an, mit'n Adel tut ers halten. Der Ludwig hats halt a so tan, drum haben s' ihn auch net ghalten. / Was tan s' denn all de Herrn so groß, di ös so hoch tuts heben? Da sitzen s' halt im Weiberschoß, und spieln mit enkerm Leben. / Welch manches gute Mutterkind hat elend sterben müssen, weil enker Franz, von Hoffart blind, will, daß d'Franzosen büßen. / Was gegn ihn d'Franzosen an, dort hat er nichts zu kehren. Wär er nur hier ein rechter Mann und hielt enk fein in Ehren. / Enk, das heißt enk, die er nicht kennt, enk Trager, Schiffleut, Hauer, den der's Holz hackt, der Kohlen brennt, den Handwerksgselln, den Bauer. / Denn sagts mir, ist im ganzen Land wer zfinden, der was macht, wenn nit is mit enk verwandt und nit mit enk veracht? / Wer nur a weng ein Titel hat, und heißt er nur ein Schreiber, so zerrt er enk beym Kettendraht als wie ein Bärentreiber. / Drum schlagts die Hundsbrut alle tot! Nit langsam, wie d'Franzosen, sonst machen s'enk noch tausend Not, 's is nimmer auf sie zlosen.

Wortlos murrte fortan das Volk, seufzten die Bürger, fügten sich die ehemals Erleuchteten in Franzens Regime der schwachen Hand im eisernen Fäustling. Auch Fanny, die Tochter der Aufklärung, war diesem Kaiser nicht gewogen. Immer wieder berichteten Spitzel dem Hof, daß sie sich despektierliche Äußerungen zuschulden kommen lasse. Hier begannen die ersten Unstimmigkeiten mit ihrem Mann. Denn Nathan, dessen Bruder Joseph bald nach dem Regierungswechsel in den Freiherrnstand erhoben worden war, der selbst von Franz nobilisiert werden sollte und dem sein Umgang mit dem Adel wie seine Treue zu Österreich, in dem sein Großvater heimisch geworden war, nur die loyalsten Gefühle eingeflößt hatten, Nathan war kaisertreu bis in die Knochen.
Er hatte mehr als diese Gründe, es zu sein. Sein Haus hatte in diesen kriegerischen Zeiten bedeutende neue Verpflichtungen auf sich genommen; es beschaffte Geld und Heereslieferungen, trieb die Kontributionen auf, die Napoleons Siege fordern sollten, bezahlte Österreichs Botschafter im Ausland, eskomptierte englische Millionenwechsel – war, mit einem Wort, eine der wichtig-

sten finanziellen Stützen der Regierung, ja der gesamten Koalition. Dafür ließ Nathan es auch an persönlichen Gesten nicht fehlen. In den Jahren 1793 und 1794 leistete er einen freiwilligen Kriegsbeitrag von zweitausend Gulden, legte sich 1796 auf einen jährlichen Mindestbeitrag von fünfzehnhundert Gulden fest und spendete 1797 zur Erhaltung des österreichischen Aufgebots sogar zehntausend Gulden – nicht zu reden von den Summen, die er später den verschiedenen Freiheitsbewegungen übergab.

Auch seine Tochter Henriette trug bereits in früher Jugend ihr Scherflein bei. Als im April 1793 die kleine Josepha von Sugalla, »von Liebe gegen meinen gnädigen Landesfürsten angetrieben«, unter ihren Freundinnen eine Sammlung machte und seiner Majestät dreihundertsiebzehn Gulden zu Füßen legte, war Henriettes Name in der beigelegten Liste enthalten. Die Urenkelin des ehemals Wertheimerschen Comptoirbediensteten und des Grätzer Pferdelieferanten nahm sich unter all den adeligen Fräulein bereits ganz selbstverständlich aus. Die jungen Damen von Suttner, von Eichenfeld, von Ehrenburg und Quirinzenstein, von Born, von Störck, von Fastwitz, von Mannagutta und dergleichen mehr gehörten, wenn nicht zur ersten, so doch zur zweiten Gesellschaft. Die Kinder der Großhändler von Puthon und von Natorp, eine Anna von Sonnenfels und eine Elisabeth von Henikstein waren auch dabei, und wenn Nathans Tochter noch das ›von‹ zu ihrem Namen fehlte, so wiesen ihre Cousinen Marianne und Theresya von Arnstein das wünschenswerte Präfix schon auf. Wahrscheinlich war die dreizehnjährige Henriette in dem ganzen Kreis, dem sich auch Bürgerliche, wie die Töchter ihres Hausherrn Contrini, angeschlossen hatten, das einzige kleine Mädchen jüdischen Glaubens. Doch ihre vier Gulden und dreißig Kreuzer glichen den Münzen der übrigen Spenderinnen auf's Haar.

Henriettes Mutter, obschon nicht »von Liebe gegen ihren gnädigen Landesfürsten« erfüllt, war gleichwohl Patriotin – wenn nicht für Österreich, so doch gegen Frankreich, was in diesem Augenblick entscheidend war. Überdies hatte sie wirklich wenig persönlichen Anlaß, dem Regime zu grollen. Wie tyrannisch es sich auch gegen einen Teil des Volkes verhielt, wie sehr es die Armen ihrer eigenen Sippe noch verfolgte, wie unduldsam es im allgemeinen war, ihr selbst zeigte es sich nur von seiner besten Seite. Fanny hatte völlige Bewegungsfreiheit, durfte so oft sie wollte nach Berlin reisen, wo der alte baltische Graf Nesselrode sie in jenen Jahren häufig gesehen haben will, und vergrößerte daheim immer mehr den Glanz ihres Salons und die Runde ihrer Freunde.

Im Kreise ihrer Vertrauten, die ihr 1793 ihre Porträts und einen Huldigungsvers zugeeignet hatten, war auch Graf Pergen, Präsident der Polizeihofstelle, gewesen. Einen besseren Fürsprech bei der Regierung gab es nicht. Zwei Jahre später erhielt Fanny wiederum Scherenschnitte von einigen Gästen ihres Hauses, darunter vom Grafen Neipperg, dem späteren Gemahl der Kaiserin Marie Louise, von den Grafen Maruzzi, Wilohursky und Rosenberg, dem Chevalier Reul und dem schwerreichen, bald darauf geadelten Hofrat Braun, der neuerdings Pächter und Vizedirektor des Hoftheaters war, den schönsten Lustgarten der Residenz besaß und sich durch seine üppigen Festlichkeiten zu Ehren der Kaiserin ruinierte. Auch diesmal begleitete eine Widmung das Geschenk: »Tout ce qui est fait par les mains des hommes est périssable, il n'y a que ces caractres, que la main de l'Amitié trace dans un coeur reconnaissant, que les Temps ne sauront pas détruire. Vienne, Octobre, 10, 1795.«

Dem Finanzmann der Koalition, der liebenswürdigen Wirtin war schließlich auch nicht versagt geblieben, was das Vorrecht jeder Familie von Wohlstand war: ein Haus und Garten vor der Stadt. Während bereits die ›juifs de Frédéric le Grand‹, trotz dem Verbot im alten Generalreglement, solche ländlichen Anlagen ihr eigen nennen durften – und nicht nur der reiche Daniel Itzig, sondern auch ein Buchhalter und Philosoph wie Moses Mendelssohn – blieb den Wiener Juden jeder Grundbesitz auf das strengste vorenthalten. Seit 1764 war gerade diese Vorschrift mehrmals bestätigt worden. Nur mittelbar, mandatario nomine, hatten sie solche Käufe geschlossen oder sich durch langjährige Pachtver-

träge in die Nutznießung von Häusern gesetzt. Bis zu ihrem Tod bewohnte Fanny ein Mietspalais der inneren Stadt. Vor den Toren Wiens aber, auf dem Weg nach Schönbrunn, konnten sie und Nathan im Jahr 1794 ein Anwesen erwerben, das von der Höhe der jetzigen Mariahilferstraße bis hinab zu dem damals unverbauten Wienfluß ging.

Im alten Grundbuch ist es unter der Bezeichnung »Um ein drittel Weingartten« eingezeichnet, das »hinter, also unter der Behausung No 1« auf dem Braunhirschengrund liegt. Dieses Haus, ein ehemaliges Sommerpalais der Erzherzogin Maria Christine, und diesen Garten baute Fanny, im Angedenken an ihres Vaters Besitz vor dem Schlesischen Tor, in prächtigem Stile aus. Hier residierte sie während der langen und heißen Sommer. Hier empfing sie zur schönen Jahreszeit ihre Freunde und zugereisten Zelebritäten – wie um die Jahrhundertwende Lady Hamilton und Lord Nelson, der damals auf der Höhe seines Ruhmes war.

So, sanft eingebettet in die wohltuendste Geselligkeit, die Frau eines vermögenden und einflußreichen Mannes, die Mutter einer vielversprechenden Tochter, die Vertraute vieler Menschen von Adel und Geist, Hausherrin am Graben und auf dem Braunhirschengrund, traf sie der erste Schicksalsschlag: Preußen, an dem sie hing, an das sie glaubte, verließ die Koalition. Als am 5. April 1795 der in ihren Augen schmähliche Friede von Basel geschlossen wurde, schämte sie sich zum ersten Male des Landes, dessen stolze Bürgerin sie geworden war. Das Jahr war noch nicht um, als sich eine Tragödie ereignen sollte, die ihr noch näher ging. Ein strahlender junger Mann, ihr Freund, vielleicht ihr Geliebter, fiel um ihretwillen im Duell. Es war das einzige wahrhaft erschütternde Erlebnis in einem Dasein, das trotz allen ererbten und noch nicht überwundenen Widrigkeiten von Glück gesegnet schien.

SECHSTES KAPITEL

Die dritte Lösung

Dynastien wechseln – der Adel bleibt bestehen. Zur Blütezeit der monarchischen Staatsform in Europa gab es kaum ein Land, in dem das Herrscherhaus nicht jüngeren Ursprungs war als die vornehmsten seiner Untertanen. Als Franz der Erste von Lothringen nach Österreich kam, um sich mit der Tochter des letzten deutschen Habsburgers zu verbinden, saßen die Liechtenstein schon seit mehr als tausend Jahren in Wien. Getreue Dienstmannen der Babenberg, waren sie gleich den Trautmannsdorf und Auersperg zu ›Edeln‹ geworden. Die wahren Ahnen dieser »Joinvilles und Montmorencys Österreichs, dieser Erstgeborenen seiner Fahnen«, waren jedoch die Brüder Heinrich und Ulrich Liechtenstein aus den Tagen des streitbaren Friedrich. Heinrich hatte sich im Kampf gegen die heidnischen Preußen, die Mongolen, Kumanen und Ungarn für seinen Herzog mit Ruhm bedeckt, war dann für Przemysl Ottokar auf dem Marchfeld noch einmal gegen den Ungarnkönig Bela angeritten und hatte als alter Mann, wiederum auf dem Marchfeld, im Dienste Rudolphs von Habsburg gegen seinen vormaligen König Ottokar gesiegt – nicht weniger als vierzehn Trautmannsdorfs waren dabei an seiner Seite gefallen.

War das Kriegshandwerk die Sache Heinrichs gewesen und hatte es sich auf zahlreiche folgende Generationen vererbt, so stammte die poetische, phantastische, ästhetische, ja bizarre Ader der Liechtenstein von seinem Bruder Ulrich. Ein Ritter und Sangesheld, der den ›Ytwitz‹ und ›Frauendienst‹ gedichtet hatte, zog er abenteuernd umher, um schönen Damen zu dienen und möglichst viele Zweikämpfe auszufechten. Zweimal ritt er an der Spitze eines märchenhaften Maskenzuges durch die Lande, einmal als König Artus, das andere Mal als die »Königinn Venus« verkleidet. Über dem Harnisch »ein schneeweißes, gefaltetes Röck-

lein, darüber einen breiten Gürtel, Edelsteine vor dem Busen, einen großen Schleyer über das Haupt, silberweiße Decken über das stolze Schlachtroß«, stieg er als ritterliche Venus bei Venedig aus dem Meer empor, begab sich mit seinen ebenfalls silberweiß schimmernden Knappen und Spielleuten über Kärnten und die Steiermark nach Wien, allerorten bejauchzt und bejubelt, und focht auf diesem Wege unablässig Turniere, die er alle gewann. Ulrichs Stammburg, nachdem er seßhaft geworden war, wurde das steirische Murau. Die Wiener Liechtenstein bauten sich ihre Feste bei Mödling. Zu Maria Stiegen lag ihre Erbgruft, in der Herrengasse ihr durch anliegende Gebäude stetig vergrößertes Stadtpalais.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, nach dem Tode Hartmanns von Liechtenstein, der drei Söhne hinterlassen hatte, spaltete sich das schon einmal gespaltene Haus. Hartmanns dritter Sohn Gundacker war es, der 1608 gefürstet wurde, und von ihm leitete sich die regierende Wiener Linie ab. Ob der Fürst Liechtenstein, welcher gemeinsam mit dem Prinzen Eugen und dem damaligen englischen Botschafter ein häufiger Gast Wolf Wertheimers war – Samsons Sohn, mit dem der erste Arnsteiner Hofdienste geleistet hatte – dieser Gundackerschen Linie angehörte, ist nicht bekannt. Wäre dem so, es hätte einen gewissen historischen Reiz. Denn der junge Carl Borromäus Johann Nepomuk Fürst Liechtenstein, der zu Ende desselben Jahrhunderts Fanny Arnsteins Haus besuchte, war ein gerader Gundacker-Sproß – der Sohn des tapferen Feldmarschalls Carl Borromäus Joseph und der Fürstin Eleonore, geborener Öttingen-Spielberg, Kaiser Josephs langjähriger Liebe und einer schönen, stolzen, geltungsbedürftigen Frau.

Eleonore, die von ihrer mütterlichen Tante, einer Herzogin von Guastalla, ein Vermögen geerbt hatte, verbrachte die ersten Jahre ihrer Ehe mit dem jungen Generalmajor Liechtenstein auf ihren Gütern in Mähren und auf denen ihres Mannes in Niederösterreich. Kaiser Joseph war sie zum ersten Mal aufgefallen, als sie 1764 als Ehrendame zu seiner Krönung nach Frankfurt ging.

Joseph, damals schon ein trauernder Witwer, war gleichwohl von den deutschen Frauen mehr als von seinen Österreicherinnen angetan. Sie gefielen ihm, so schrieb er seiner Mutter, »in ihrer äußeren Erscheinung viel besser als die Frauen in Wien; sie sind fröhlicher und haben mehr Geist«. Eleonore von Öttingen, die in einem Straßburger Kloster erzogen worden war, hatte eine gründlichere Bildung genossen als die meisten österreichischen Edelfräulein und vereinte wirkliche Anmut mit einem lebhaften, wenngleich konventionellen Verstand. Im theresianischen Wien nahm sie, von der Kaiserin wie von deren Sohn begünstigt, alsbald eine Vorzugsstellung in der Gesellschaft ein. Ihr kriegsbegeisterter Mann ließ sie häufig allein, wenn die Armee ihn außer Landes rief. Doch Eleonore Liechtenstein war keine Hofmannsthalsche Marschallin, die sich mit blutjungen adeligen Vettern tröstet. Wenn sie jemandes Neigung erwiderte, so war es die des Kaisers, doch auch dies ist keinesfalls gewiß. In jedem Falle war und blieb sie seine Herzensfreundin, obgleich sie Josephs Reformgeist nicht zu teilen vermochte, vielmehr den hergebrachten, feudal-föderalistischen Staatsformen anhing und gegen die Aufklärung, gegen jeden Unglauben und gegen jede Empfindungsschwärmerei eingenommen war. »Ich danke Gott«, sagte sie 1806, »daß ich niemals die Werke des verführerischen Autors (Rousseau) gelesen habe; mein Abbé hielt mich immer davon zurück, er hätte mir eher Voltaire erlaubt.«

Ihren ältesten Sohn Carl, der 1765 zur Welt gekommen war, umgab sie mit eifersüchtiger Liebe. Ein stattlicher und anziehender junger Mann, überragte er mit achtzehn Jahren seinen Vater um einen halben Kopf und verstrickte sich bereits in diesem Alter in Weibergeschichten. Seine erste Geliebte war die um acht Jahre ältere Anna Baldauf, Tochter und Schwester eines Fiakerkutschers, genannt ›die schöne Nandel‹ und vom Maler Liotard als ›La belle chocolatière‹ berühmt gemacht. Mit seinem Freund Carl Dietrichstein pflegte er sie in ihrem Vorstadthaus aufzusuchen; erst als er auf Drängen seiner Eltern die Beziehung aufgab, wandte die schöne Nandel sich Dietrichstein zu. Neunzehn-

jährig hatte Carl schon ein Duell gefochten, Schulden gemacht und jenes sorglose Leben der jungen Adelsleute zu führen begonnen, das der anonyme Berliner seinem Freund um das Jahr 1784 beschrieb. »Kopf und Herz am rechten Fleck«, klagte seine Mutter, »aber ein weicher Charakter, lustiger Knabe, Ohnesorge, unpünktlich in Pflichten!« Sein Vater hatte ihn dem Militärberuf bestimmt; Eleonore wollte, daß er sich dem Studium und einer Zivilkarriere widme. Wie gewöhnlich setzte sie ihren Willen durch. Der junge Fürst fuhr mit einem Hofmeister nach Leipzig und Göttingen, hörte Kollegien bei Schlözer und Pütter und setzte dann seine Bildungsreise durch Deutschland und Holland nach England fort. Mannhafter, ernster, ruhiger kehrte er zurück. Kaiser Joseph bestimmte ihn zum administrativen Dienst in Brüssel, unter dem Befehl eines Trautmannsdorf, zu dessen Familie die Liechtensteins ja in alter Verbindung standen. Im November 1788 rief ihn eine schwere Erkrankung seines Vaters endgültig nach Wien.

In jenen letzten Lebensjahren Josephs, da der Kaiser die Vergeblichkeit seiner Bemühungen erkannt hatte und immer mehr in düstere Stimmung verfiel, war seine einzige Erheiterung die Gesellschaft fünf hochadeliger Damen, deren kleiner Kreis drei- bis viermal wöchentlich zusammentraf. Um Eleonore hatten sich ihre Schwester Leopoldine, die Schwiegertochter des Staatskanzlers Kaunitz, zwei andere Schwestern, die Fürstinnen Clary und Kinsky, und eine Verwandte, die Fürstin Leopoldine Liechtenstein versammelt. Man saß in einfacher Haustoilette um einen runden Tisch, nähte und plauderte, verpönte aber jedes Kartenspiel. Außer dem Kaiser hatten fast keine Männer Zutritt, nur den Feldmarschall Lascy und den Oberstkämmerer Rosenberg ließ man bisweilen ein. Hier verbrachte Joseph seine glücklichsten Stunden, trug auch gelegentlich seine bereits erschütterten Reformgedanken vor oder verbreitete sich in Selbstverteidigung über neu erlassene Gesetze. Häufig hörte er dabei Widerspruch gegen sein aufklärerisches Regime. Dennoch waren die fünf Damen der Trost seiner traurigsten Tage, und die Abschiedsworte, die er vom Sterbebett an Eleonore schrieb, richteten sich an den ganzen Damenkreis.

Mit dem Tode Josephs erlosch auch Eleonores Stern. Ihr eigener Mann, der brave Feldmarschall, war schon im Vorjahr von einem Faulfieber, das er sich im türkischen Feldzug geholt hatte, dahingerafft worden. Im Januar 1790, einen Monat ehe ihr kaiserlicher Freund sie ebenfalls verließ, hatte der junge Carl ihr einen unerwarteten Schmerz bereitet. Er heiratete gegen ihren Willen die Gräfin Anna Khevenhüller, ein zartes und gefühlvolles, aber geistloses junges Geschöpf. Die Hochzeit hatte seine Mutter so erschüttert, daß sie krank wurde und ihr Zimmer nicht verließ. Nur eines hatte sie durchsetzen können: daß Carl mit seiner Frau noch eine Weile in ihrem Stadtpalais in der Wallnergasse wohnen blieb, welches ihr und dem Feldmarschall, als jüngerem Sohn des regierenden Fürsten Emmanuel von Liechtenstein, zugefallen war. Im Oktober dieses Jahres brachte die junge Fürstin ›Nani‹ einen Sohn zur Welt, der wieder den Namen Carl erhielt. Ihr anmutvolles Wesen hatte ihr inzwischen Eleonores Sympathie erworben. Doch in dem Maß, in dem die Zuneigung zwischen ihr und seiner Mutter wuchs, hatte Fürst Carl begonnen, sich von seiner liebenswürdigen, aber ein wenig langweiligen Gattin abzuwenden.

Wann Carl zum ersten Mal Fannys Salon betrat, steht nicht fest. Sein Name taucht im Zusammenhang mit dem ihren bereits im Sommer 1790 auf, um die Zeit, als Kaiser Leopold eine neue, den Tolerierten günstiger gesinnte Judenordnung erlassen hatte. Das vorhergegangene Ansuchen der Gemeinde um erleichterte Bestimmungen soll »Fürst Liechtenstein, ein Bekannter des Baron Arnstein, unmittelbar im Namen der hiesigen Judenschaft S. M. übergeben« haben. Ist dies richtig, dann wiederholt sich hier die Geschichte. Denn ganz wie der »aimable imprudent«, der sich unter Joseph für die Juden verwendet hatte, bekleidete auch ihr jetziger Fürsprech eine Stelle in der kaiserlichen Kabinettskanzlei, ja war von Leopold sogar zu deren Direktor erhoben worden. Wie Joseph mit Günther, so ging Leopold mit dem jungen

Carl spazieren, weihte ihn in geheime Pläne ein und bezeigte ihm in jeder Weise seine Gunst. Im Frühjahr 1791 begleitete Carl den Kaiser nach Italien, im Sommer nach Prag und nach Pillnitz, wo man mit dem König von Preußen und dem sächsischen Kurfürsten zusammentraf. Auch Eleonore, seine Mutter, wurde wieder zu Hof geladen, doch sie war verbittert, weil sie dort keine Vorzüge mehr genoß, sondern »wie jede andere Fürstin behandelt wurde«. Die übrigen vier Damen ihres Kreises waren über die gleiche Vernachlässigung nicht weniger aufgebracht.

Carl und sein jüngerer Bruder Wenzel, ein kluger aber leichtsinniger Mensch, der dem geistlichen Stand bestimmt war, müssen sich schon in jenem Sommer häufig bei Fanny eingefunden haben, denn im Juli schrieb Eleonore klagend an ihre Tochter Josephine: »Carl und Wenzel besuchen oft das Haus der Arnstein und es scheint, daß sie dort die abscheulichen Prinzipien, die Geckerei und Wichtigthuerei annehmen, die mir so zuwider sind.« Die abscheulichen Prinzipien oder übertriebenen Ehrungen, die man bei Arnsteins den Söhnen alter Häuser angedeihen ließ, waren es wohl nicht allein, die diese veranlaßten, deren Gesellschaft aufzusuchen. Man hörte hier freie Gespräche und gute Musik, unterhielt sich über Dichter – auch jene rebellischer oder fortschrittlicher Gesinnung –, ohne durch einen Abbé daran gehindert zu werden, traf interessante Fremde, Künstler und Gelehrte, wie sie zum Hochadel niemals Zutritt fanden, und verbrachte seine Zeit auf weit anregendere Weise als in der stillen und steifen Atmosphäre daheim.

Gleich ihren Standesgenossen in Berlin fanden die jungen Wiener Aristokraten diese Art von Salon einfach unwiderstehlich. Wilhelm von Humboldt hatte seine Briefe aus dem Elternhaus zuweilen mit »Schloß Langeweile« überschrieben. Solche Schlösser Langeweile gab es auch in Österreich. Vor allem aber wurde man von einer Wirtin empfangen, die zwar nicht mehr in der ersten Blüte, aber auf der Höhe ihrer Anziehungskraft stand, gewandt parlierte, »zum Entzücken Klavier schlug«, angenehm sang, belesen und bereist war und immer neue Fenster zu einer Welt

auftat, die man entweder nie gekannt oder zu der man keine Verbindung aufrecht erhalten hatte.

War zwischen Fanny und Carl Liechtenstein mehr vorgefallen als eine freundschaftliche Tändelei? Die Wiener Gesellschaft mochte nicht der Ansicht gewesen sein, sonst wäre sie Fanny nach dem tragischen Ende dieser Beziehung nicht so duldsam begegnet. Auch der Biograph seiner Mutter Eleonore, der sich zwei Generationen später auf Familienbriefe und Dokumente stützte, wies den Gedanken daran entschieden zurück. Und dennoch wird man an ein innigeres Verhältnis glauben müssen. Die Zeit war nicht dazu angetan, zärtliche Neigungen im Keim zu ersticken. Rückhalt zu üben, wenn sie sich mächtig angezogen fühlten, hatten die Menschen nicht gelernt. In Wien waren die Sitten, die seit Enea Silvios Tagen geherrscht hatten, durch die graziöse Amoral des Rokoko verfeinert, aber keineswegs verbessert worden. Im prüderen Preußen wichen jetzt lange gewahrte Vorbehalte jenem Drang nach freier Liebe, den die Romantik zu predigen und zu praktizieren begann. Fanny konnte nicht unerlaubt finden, was täglich um sie her geschah. Überdies war ihre Ehe, wiewohl glücklich, nicht von Leidenschaft getragen, Henriette war und blieb das einzige Kind, und der wohlbeleibte, heitere Nathan erholte sich wohl schon seit einigen Jahren in den Armen der Madame Ettlinger – oder einer ebenso rundlichen und geistig anspruchslosen Wiener Schönen – von dem hohen Ton in seiner Gattin Salon.

Wir suchen, was wir selbst nicht sind oder nicht besitzen: die klugen Frauen schöne Männer, ihre Gatten ein nichts als anschmiegsames Weibsbild, und junge Herren aus alter, exklusiver Familie eine Freundin ohne Vorurteil. Carl, dessen erste Geliebte, die schöne Nandel, acht Jahre älter gewesen war und der zu seiner Mutter, dieser imposanten Dame, in einem ständig wechselnden Verhältnis von Bewunderung und Auflehnung lebte, fand mit seinem Hang zur charmanten Irrlichterei und liebenswürdigen Schwäche nicht in der sanften kleinen Nani Khevenhüller, sondern in reiferen, bedeutenderen Frauen seinen Gegenpart.

Und wie, wenn nicht um jene Zeit ein heftiges Gefühl in ihre Welt der edlen Gedanken, moralischen Sentenzen und verspielten Epigramme eingebrochen wäre, erklärte man sich ein Gedicht in Fannys Merkbuch, das wie ein plötzlicher Aufschrei wirkt?

My life my soul my all that
heaven can give
Death is life with thee, and
without thee 'tis Death to
Live.

Wie verstünde man schließlich jene langen und glühenden Liebesverse, die eine Seite früher von unbekannter Handschrift eingetragen sind – Verse von so verräterischer und prophetischer Natur, daß man nicht anders kann, als hier daraus zu zitieren:

D'une volupté pure
tes yeux sont le tableau
Non, jamais la nature
N'a rien fait de si beau

Cette nuit, dans un songe
caressant tes appas
Heureux par ce mensonge
Je mourois dans tes bras.

Toi que mon coeur adore!
ah! Reviens sur ce coeur;
Viens, jouissons encore,
Mourons d'un vrai bonheur.

Ce rêve, cette ivresse
c'est le feu du désir;
O ma belle Maitresse!
C'est l'instant du plaisir.

A ta bouche charmante
Ma bouche veut s'unir;
Et mon âme brulante
N'a plus qu'un seul désir;

Te voir, t'aimer, te plaire,
T'adorer, t'attendrir:
A l'ombre du mystère
Être heureux – puis mourir.

Um 1791 war Carl von Liechtenstein ein häufiger Gast der Arnsteins geworden. Vier Jahre später geschah das Unheil, dessen schuldloser und unfreiwilliger Anlaß die Hausherrin war.
Ein junger Baron Weichs, Domherr zu Osnabrück, war in den Kreis ihrer Bewunderer aufgenommen worden. Eines Abends, so erzählt ein noch zu Fannys Lebzeiten veröffentlichter Bericht, wollte der Domherr sie zur Italienischen Oper begleiten, als Fürst Carl, der von ihr »nicht nur sehr geschätzt, sondern auch geliebt wurde«, in ihr Haus eintrat. »Fürst Carl sucht Herrn von Weichs von der Seite der schönen Frau wegzudrängen. Es kommt hierüber zu einem kurzen aber heftigen Wortwechsel, den von Weichs nur mit einer Maulschelle endigen konnte. Diese Thätlichkeit war fast nicht bemerkt worden, und Fürst Carl würde sie still ertragen haben, um nicht ein noch größeres Aufsehen zu erregen. Selbst am folgenden Morgen bot ihm der Baron von Weichs durch ein Billet die Hand zur Versöhnung. Den Domherrn konnte man nicht der Feigheit beschuldigen, denn er war, wie sein Vater, ein beherzter und unerschrockener Jäger und focht zu gleicher Zeit vortrefflich. Er war in dieser Hinsicht seinem Gegner überlegen. Fürst Carl fragte seinen Bruder, den Domherrn Moriz (sic!) von Liechtenstein, um Rath. Dieser, aus lauter Leichtsinn und Unvorsichtigkeit zusammengesetzte Mensch, schlug seinem Bruder vor, den von Weichs bei dem Grafen Rosenberg zum Frühstück einzuladen und dort die Sache auszumachen.
Von Weichs erhielt also eine Einladungskarte vom Grafen Rosenberg. Die beiden Herren fanden sich ein und mit ihnen Moriz von Liechtenstein. Nach eingenommenem Frühstück wurden die Erklärungen gemacht. Bei diesem drang Moriz durchaus auf das Duell, und verlangte, es solle sogleich in dem Zimmer des Grafen

Rosenberg geschehen. Vergebens stellte der Domherr von Weichs vor, der Platz sey zu beengt; nach dem Frühstück sei man nicht aufgelegt, und mit vollem Magen könnte die kleinste Verwundung tödtlich werden. Er fügte noch hinzu, der Fürst möchte Pistolen nehmen, denn mit der Klinge sey er ihm sowohl an Stärke als Geschicklichkeit überlegen. Fürst Carl schien einzuwilligen. Indem bot ihm der Baron nochmals die Hand zur Versöhnung. Aber die beiden Sekundanten, Moriz von Liechtenstein und Graf Rosenberg, bestanden auf ein augenblickliches Duell. Der Domherr war wirklich in keiner geringen Verlegenheit; denn er war fremd im Zimmer des Grafen, der sein Sekundant seyn wollte, und doch ein naher Verwandter seines Gegners war. Moriz von Liechtenstein sah er als Sekundanten seines Bruders – wie leicht war hier Verrätherei möglich! Dieser Gedanke mußte sich ihm allerdings aufdringen, da ihm im Billette vom Duell nichts gesagt worden war.

Was sollte, was mußte er thun? Die Vorbereitungen machten die Sekundanten auf der Stelle. Das Licht wurde getheilt und nun stellten sie sich den Kämpfern zur Seite. Der Domherr verlor nicht den Kopf, und obwohl Fürst Liechtenstein ihn rasch angriff, so parirte er doch mit kalter Besonnenheit, und versetzte ihm eine leichte Wunde am Arme. ›Das ist nichts!‹ riefen die Sekundanten und forderten gegen die Regeln des Duells einen zweiten Gang. Fürst Liechtenstein machte einen neuen sehr animirten Angriff. Bei dem zweiten Stoß, Quart über dem Arm, parirte der Domherr die Terz und mit der Terz durchbohrte er auch zu gleicher Zeit die Brust des unglücklichen Fürsten. Er sank zu Boden, denn die Lunge war getroffen. Man eilte, ihn nach seinem Hause zu tragen. Was für ein Anblick für seine Gattin, die zwar von ihm vernachlässigt wurde, indeß ihn doch innig liebte.«

Wenzel war es, »l'Abbé Monstre«, wie man ihn nannte, dessen unkluges Drängen den Bruder in diese Todesgefahr begeben hatte. Doch wenn der unbekannte Verfasser sich hier im Namen irrt, so stimmt sein Bericht in allem übrigen mit einem Schreiben

überein, worin der preußische Gesandte in Wien, Marquis Lucchesini, am 9. Dezember 1795 Friedrich Wilhelm dem Zweiten von dem Vorfall Mitteilung machte:

»Der Prinz Carl von Liechtenstein, den Ew. Majestät in Pillnitz im Gefolge des verstorbenen Kaiser Leopold gekannt haben, bekam wegen galanter Angelegenheiten Streit mit einem jungen Domherrn von Osnabrück, dem Baron von Weichs, Sohn des Großjägermeisters des Kurfürsten von Köln. Die Sache wurde von Seiten des Bruders des Prinzen und eines jungen Grafen von Rosenberg, welche davon Kenntnis hatten, nicht eben mit Besonnenheit geleitet, und gestern, gegen 11 Uhr morgens, erfolgte ein Duell auf Säbel in dem Zimmer des genannten Grafen Rosenberg. Der Prinz von Liechtenstein, heftig aufgeregt, hatte das Unglück, beinahe zu Anfang des Kampfes eine Wunde zwischen der fünften und sechsten Rippe zu erhalten, welche sogleich als tödtlich erschien, da der Degen seines Gegners vier oder fünf Zoll weit gegen die Lunge in den Körper eingedrungen war. In dem Augenblick, da ich schreibe, hat sich der Zustand des Kranken nicht verschlimmert, gleichwohl zweifeln die Ärzte an seiner völligen Genesung. Das Unglück ist ein Gegenstand des Bedauerns für alle Klassen der Bevölkerung Wiens geworden, welche äußerst geneigt sind, den Herzenseigenschaften des Prinzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sein Gegener ist diesen Morgen ganz nah hierbei verhaftet, und die beiden Sekundanten, deren Unbesonnenheit zum Theil an dem Unglück Schuld ist, der Domherr Wenzel von Liechtenstein und der Graf Rosenberg, sind gleichfalls eben in Haft genommen.«

Die Schuldigen gingen ohne schwere Strafe aus. Der Kurfürst von Köln setzte sich sogleich beim Kaiser für den Sohn seines Oberjägermeisters ein und bat, die vom österreichischen Appellationsgericht über Weichs verhängte Festungshaft zu mildern. Schließlich habe Weichs seine »aus jugendlichem Leichtsinn und Feuer geschehene Untat durch den Verlust seiner Präbende und den Vollzug eines strengen Urteils« schon genug gebüßt. Vornehmlich um des Vaters willen hoffte der Kurfürst auf Franzens

Milde, denn der Oberjägermeister »sei durch die französische Invasion, durch den Verlust aller seiner Güter, Häuser und Gefälle, mehr als jede andere Familie des Kurstaats zu Schaden gekommen und in die traurigste Lage versetzt«. Auch der Minister Thugut wurde um seine Verwendung ersucht und konnte dem Kurfürst im März des nächsten Jahres einen kaiserlichen Bescheid übermitteln, der auf Milderung der Strafe hoffen ließ.
Im Oktober 1796 wurde des Domherrn Haft von acht Jahren auf zwei herabgesetzt. Der Graf von Rosenberg brauchte bloß ein halbes Jahr auf der Festung zu sitzen und Prinz Wenzel wurde auf ein Jahr nach Graz verbannt. Danach wurde der monströse Abbé, in den Worten einer Memoirenschreiberin jener Tage, »nachdem er seine Reue bewiesen hatte, wieder in Gnaden aufgenommen. Er verließ seinen Orden, wurde Malteserritter und starb letzthin als österreichischer Feldmarschalleutnant. Er besaß das Kreuz des Maria Theresienordens, und trotz des wenig empfehlenswerten Anfanges seiner Karriere, trotz seines Renomées eines Roués, starb er doch, von seinen Freunden und von vielen anderen beweint als guter Christ im Alter von 82 Jahren. Seine alte Maitresse war es, die ihn bekehrte. In seiner Originalität fragte er einst seinen Cousin: ›Hast du lange nicht mehr gebeichtet? Glaube mir, beichte, es ist dies ein Hochgenuß.‹«
Carl von Liechtenstein aber war nicht zu retten. Sechzehn Tage nach dem Zweikampf verschied er, und am 24. Dezember stand im Totenprotokoll der Stadt Wien: »Gestorben seine Hochfürstliche Gnaden der Hochgeborene Herr Carl, des Heiligen Römischen Reiches Fürst von und zu Liechtenstein von Nikolspurg, Herzog zu Troppau, k. k. wirklicher Kämmerer, dann Herr der mährischen Herrschaft Krumau, usw. in Wien, 30 Jahre alt, im Carl Freiherr von Wetzlarschen Hause, in der Teinfaltstraße Nr. 82, an einer Verwundung.« Wie Fanny die Tragödie aufnahm, schildert Varnhagen in aller Ausführlichkeit:
»Der Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmsten und mächtigsten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tieferschütterte Frau, die ganz ohne ihre Schuld der Anlaß dieses

Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die stärkendste Teilnahme und Tröstung, der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden sich die unzweideutigsten Zeugnisse der Großmuth, des Edelsinns und der Selbstverleugnung, mit der sie das ganze Verhältnis behandelt hatte. Daher konnte sie auch getrost mit ganzem Herzen sich dem tragischen Eindruck hingeben, den sie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, sagt man, nie wieder ganz verwunden habe. Jedermann fand ihre Trauer gerecht und schön, und sie durfte ohne Scham den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte. Wir erinnern uns, in der Reise eines Engländers, dessen Buch uns aber nicht zur Hand ist, gelesen zu haben, daß Frau von Arnstein den Todestag des Fürsten von Liechtenstein stets durch stille Trauer gefeiert, und sich in ein schwarzes Kabinet verschlossen habe, das ganz dem Andenken des Verstorbenen geweiht war, und worin sie auch zu andern Zeiten manche Stunden in andächtiger Sammlung und Abgeschiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat sich jemals rühmen können, dieses Kabinet gesehen zu haben; die Sage aber war allerdings sehr verbreutet, und galt allgemein für gegründet.«
Es blieb dem Biographen Eleonore Liechtensteins vorbehalten, einen häßlichen Schatten auf diese Romanze von mittelalterlicher Wehmut zu werfen. Einem Brief der Fürstin-Mutter zufolge, dessen Wortlaut freilich nicht wiedergegeben wird, soll Nathan von der Witwe Carls die Einlösung von Wechseln bis auf vierzigtausend Gulden gefordert haben, während er ihm nur zehntausend Gulden vorgestreckt hatte. Der Kaiser selbst habe Arnstein zu sich gerufen und ihn seines Wuchers wegen in der schärfsten Weise gerügt. Doch diese Behauptung – wie auch die entschieden vorgetragene Ansicht, »ein Liebesverhältnis habe in keinem Falle stattgefunden« – ist weder glaubhaft noch historisch verbürgt.
Zwar hat der Biograph nicht gewagt, auch Fannys Ruf zu beflecken. Niemand, so schreibt er ausdrücklich, habe nur den leisesten Vorwurf einer Störung oder Schuld gegen sie erhoben,

ja es sei ihr »weiterhin von allen Seiten gehuldigt worden«. Doch seine, oder der Fürstin, Anklage gegen Nathan erscheint nicht minder undenkbar. Nicht nur ist kein ähnliches Vorgehen Nathans überliefert, nicht nur liegt es angesichts seiner bekannten Gutmütigkeit völlig fern, daß er sich auf so niedrige und leicht durchschaubare Weise an einem verstorbenen Nebenbuhler gerächt haben würde – der Kaiser hätte auch, wäre ihm wirklich eine solche Schandtat zu Ohren gekommen, deren Urheber gewiß nicht schon im folgenden Jahr geadelt. Keinesfalls aber hätte er ihn nur wenige Monate nach diesem Huldbeweis, »im Ansehen der wahrhaft adelichen Sitten, Vernunft, Tugenden und vielen rühmlichen Eigenschaften, mit welchen Unser lieber getreuer Großhändler Nathan Adam Arnsteiner begabt zu sein angerühmt wurde«, zu einem Freiherrn seiner Erblande und des Heiligen Römischen Reiches gemacht.

Zur privaten Trauer, der sich alle Betroffenen des Unglücks in diesem Winter hingaben, kam bald die allgemeine Besorgnis über den beunruhigenden Fortgang des Krieges. In Paris war Robespierres Gewaltherrschaft niedergebrochen, die Männer des Thermidor hatten gesiegt, das Direktorium war begründet worden. Doch die Franzosen kämpften weiter, ja sie warfen sich, nachdem eine Landung in England erwogen und wieder aufgegeben worden war, mit aller Macht gegen Österreich. In Oberitalien, fern noch von Wien, aber schon im lombardischen Regierungsgebiet des Kaisers, begab sich der Zusammenstoß zwischen den beiden Armeen. Der junge General Buonaparte, der nun zum ersten Male außerhalb Frankreichs von sich reden machte, siegte bei Lodi. Inzwischen war der österreichische Oberbefehl an den tapferen Erzherzog Karl gefallen. Er sah sich einer feindlichen Übermacht gegenüber, der er im gegenwärtigen Zustand der Bewaffnung hilflos ausgeliefert war.
Elf Heeresgruppen hatten die Franzosen aufzustellen vermocht und, während Napoleon in Italien stand, zwei Rheinarmeen unter

den Generalen Jourdain und Moreau gegen Böhmen und Bayern vorrücken lassen. Um diesen Massen auch nur eine annähernd große Zahl von Streitkräften entgegenzusetzen, wurden Freiwillige aus allen Teilen der Bevölkerung gebraucht. Bereits unter Leopold hatte Carl Liechtenstein, als sein Kabinettsdirektor, im Verein mit dem Appellationsrat von Fillenbaum und drei patriotischen Bürgern ein solches Korps errichtet, das sich unter dem Namen ›Österreichisch-Wurmsersches Freycorps‹ bei den ersten Rheinfeldzügen hervorgetan hatte. In diesem Frühjahr 1796 trug auch die Wiener Judenschaft das ihre zur Unterstützung des Wurmserschen Freikorps bei. Weitere Freiwilligenscharen wurden nunmehr in Mengen von den Grafen Wenzel Paar und Franz Hugo von Salm angeworben. Sie erhielten nur die Waffen vom Staat, sämtliche anderen Erhaltungskosten von der Bürgerschaft.
All dieser anti-französischen Tätigkeit, die von den Wiener Tolerierten eifrig mitbetrieben wurde, stand zu Fannys Kummer und Beschämung ihre Familie in Preußen fern. Dort war es schicklich geworden, sich in des Königs Friedensschluß mit der Revolutionsarmee zu fügen. Ja, nach dem Baseler Vertrag waren sogar, von Friedrich Wilhelm gutgeheißen, durch ihren eigenen Bruder Isaac Daniel größere Heereslieferungen an Frankreich geleistet worden, darunter zehntausend Pferde für die Sambre- und Maas-Armee. Die ständige Geldentwertung aber, die unter dem Direktorium um sich griff, machte nicht allein Isaacs erhofften Gewinn zunichte, sie stürzte ihn auch in den Ruin. Mit welchen Gefühlen Fanny im März dieses Jahres von der Insolvenz der Handlung Itzig und Co. erfuhr, läßt sich erraten. Zorn und Kummer über ihres Bruders Leichtsinn, der freilich erst durch die Schuld der Umstände zu einem solchen geworden war, mischten sich mit einer schmerzlichen Befriedigung, daß diese Feindeshilfe so schlechten Lohn gefunden hatte. Ihr alter Vater, der sich von den Geschäften bereits zurückgezogen hatte, verzichtete sogleich auf alle seine Forderungen an Isaac und dessen jüngeren, mitverantwortlichen Bruder Benjamin und stellte überdies eine hinreichende Summe zur Bezahlung der Angestellten und kleinen

Gläubiger zur Verfügung. Fanny war unter den obwaltenden Umständen zu ähnlichen Opfern nicht bereit.

Isaac Daniels Passiven, als er diesem ungünstigen Augenblick Konkurs ansagen mußte, betrugen etwa neunhunderttausend Taler, von denen sechshundertzwanzigtausend Taler auf dem französischen Schuldkonto standen. Unter den großen Gläubigern befand sich auch die Firma Arnsteiner & Compagnie mit etwa hundertdreißigtausend Talern. Daß Nathan jeden Vergleich ablehnte, ja daß er auf die französischen Ansprüche seines Schwagers Arrest legen ließ, muß zunächst befremden. Gewiß war er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr ganz sein eigener Herr, sondern mußte sich dem Rat seiner Partner, vor allem dem des klugen und umsichtigen Eskeles fügen. Doch hätte er, wäre ihm daran gelegen gewesen, den Bruder seiner Frau zu schonen, seinen Willen zweifellos durchgesetzt. Die Wahrheit ist: es war ihm nicht daran gelegen. Der gutmütige Mann, dem ein Mangel an Verwandtenliebe sonst nicht vorzuwerfen war, hatte andere Gründe für sein Vorgehen als bloß unerbittlichen Geschäftssinn. Ein treuer Diener Österreichs, das ihn zwar nicht eingebürgert hatte, jedoch in allen Ehren tolerierte, empfand er seines Schwagers Handel mit Frankreich als erbärmlich. Vor acht Jahren hatte Isaac gemeinsam mit ihm eine Kriegsanleihe zum Kampf gegen die Türken aufgebracht. Diesmal hatte er den Feind unterstützt. Hier trennte die Loyalität zum Staat selbst die engsten Familienbande. Auch Fanny erhob keinen Einspruch, nützte ihre Macht über den sonst so nachgiebigen Gatten nicht und gewährte dem armen Hofbaurat keine Erleichterung in seiner verzweifelten Lage.

Isaac Daniels Konkurs zog sich lange hin; 1811 war er noch nicht abgeschlossen. Napoleon, an den man später um eine angemessene Bezahlung der französischen Schuld appellierte, wies den Anspruch rundweg zurück. Es mag dies ein weiterer Grund gewesen sein, weshalb Fanny den nachmaligen Konsul und Kaiser mit glühendem Haß verfolgen sollte. Denn allmählich gewann, nachdem ihr Zorn auf Isaac Daniel verraucht war, das Mitleid mit ihm die Oberhand. In ihren nächsten Testamenten sprach

sie wieder von ihrem »geliebten ältesten Bruder«. In Berlin war übrigens kein Strafverfahren gegen den Falliten eingeleitet worden. Er war, wie anerkannt wurde, ein Opfer der »als *force majeure* anzusehenden Valuta-Verluste« geworden, und man sah den Zusammenbruch mehr als ein Unglück denn als sein Verschulden an.

Der Hofbaurat, der sein ganzes Handlungs- und Privatvermögen in die Masse geworfen hatte, verarmte völlig, verlor Haus und Grundbesitz und starb, ein gebrochener Mann, im Jahr 1806. Seine drei Söhne wurden nach seinem Tod im Haus ihrer Tante, der Madame Levy, in Berlin aufgezogen. Der älteste, Moritz, war ein Schüler Fichtes und Thaers, die zugleich mit den Philologen Böckh persönlichen Anteil an seiner philosophischen und staatswissenschaftlichen Ausbildung nahmen. Als 1812 auf Fichtes Anregung ein Seminar Pestalozzischer Richtung begründet wurde, war er dessen eifrigster Schüler. Bald darauf trat er mit seinem jüngeren Bruder unter den ersten preußischen Freiwilligen als Jäger in das Füsilierbataillon des 2. Garderegiments ein. Am 2. Mai 1813 wurde ihm bei Lützen, wo auch sein Bruder verwundet wurde, durch Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert. Er starb elf Tage später. Welche Verfehlungen seinem Vater auch immer zur Last gelegt werden konnten – der junge Freiheitskämpfer hatte sie abgebüßt!

So fieberhaft man in Österreich rüstete, die großen Entscheidungen fielen erst im nächsten Jahr. Inzwischen sollten die Wiener ein Schauspiel besonderer Art erleben. Die alte Tierhetze bei den Weißgerbern, diese rohe Volksbelustigung, die auch ein Sonnenfels, ja ein Joseph nicht hatte abschaffen können, ging eines Abends im September in Flammen auf. Als die große Scheune, in der man die Tiere hielt, Feuer fing, verbrannten unter markerschütterndem Gebrüll zwei Löwen, ein Tiger, ein Panther, eine Hyäne und mehrere große Bären. Nur ein Fuchs und ein Auerstier vermochten zu entkommen. Der Fuchs ver-

grub sich mitten auf dem Hetzplatz in die Erde. Der Stier trabte scheu und furchtsam davon, um sich zuletzt von selbst in dem offenen Ochsenstall eines Fleischers einzustellen. Was die Aufklärung versäumt hatte, war der Naturgewalt gelungen: eine neue Tierhetze wurde nicht erbaut, das grausame Vergnügen verschwand aus dem Zeitvertreib der Wiener, und nur das Wort ›Hetz‹ für eine robuste Unterhaltung blieb im Volksmund zur Erinnerung daran zurück.

Im Winter begann die Lage gefährlich zu werden. Mantua fiel im Februar, und die ersten Wiener Freikorps schlugen sich tapfer bei allen vergeblichen Entsatzversuchen. Nun entschloß sich Napoleon, den Weisungen des Direktoriums zuwider, nicht nach Rom zu marschieren, sondern vorerst Frieden mit dem Papst zu machen, und drang nördlich, über die Piave und den Tagliamento vor. Erzherzog Karl, der im Vorjahr Moreaus Armee bei Würzburg geschlagen hatte, war vom Rhein an die italienische Front geeilt, doch er fand nur die Trümmer einer österreichischen Armee. »Bis jetzt«, sagte Bonaparte zu seinen Soldaten, »kamen mir immer Heere ohne Feldherren entgegen, jetzt aber ein Feldherr ohne Heer.« Der General siegte rasch und leicht. Er überquerte die Alpenpässe und marschierte bis Judenburg und Leoben.

In Wien war die Aufregung groß. Schulen und Kassen wurden gesperrt, besondere Hasenfüße verließen die Stadt. Alle Fremden wurden ›abgeschafft‹. Selbst ein Teil der kaiserlichen Familie begab sich nach Prag. Graf Saurau, nunmehr Regierungspräsident, und Herzog Ferdinand von Württemberg, der neue Stadtkommandant, riefen die Bürger zum allgemeinen Aufgebot. Am 11. April marschierten tausend Studenten und über siebentausend Freiwillige in bunten Uniformen vor dem Kaiserpaar auf. Zwei Tage darauf hatten sich bereits siebenunddreißigtausend Mann gemeldet, doch waren keineswegs genug Waffen für sie alle da. Am 17. April, der fortan zu einem Festtag wurde, fand die feierliche Fahnenweihe der Bürgerregimenter auf den gesamten Basteien vom Schotten- bis zum Stubenthor statt. Sie schworen den

Treueid, hörten eine Feldmesse und zogen dann in prächtigem Aufmarsch zur Nußforder Linie hinaus. Die Wiener Bürger, sonst nicht eben kriegsbegeistert, schrien sich die Kehlen heiser. Man schwamm in einem Meer von patriotischem Gefühl.

Auch die Tolerierten standen nicht zurück. Drei Tage vor dem Aufzug der fahnenschwenkenden Freikorps auf dem Glacis hatten sich ihre Vertreter und Ausschußmänner, darunter Nathan Arnstein, zum Grafen Saurau begeben und ihre Mithilfe zur Erhaltung des Aufgebots verbürgt. Der gesamte Aufgebotsfonds war mit dreihunderttausend Gulden festgesetzt worden. Nicht weniger als neunzigtausend Gulden, von denen Nathan allein mehr als ein Zehntel bestritt, hatten die Tolerierten aufgebracht. Auf dem Kupferstich von Ignaz Joseph Wertheim, der den »Wetteifer der wiener Judenschaft« verewigt, kann man Eskeles und hinter ihm Arnstein zur Rechten des Schreibers erkennen. Ein einziger unter dieser Deputation ist noch im Bart und langen Kaftan abgebildet. Alle übrigen erscheinen in ihrem äußeren Habitus ganz ihren Landsleuten angeglichen. Im Jahrgang 1796 der ›Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d'Wienerstadt‹, jenen mundartlichen Pamphleten von Josef Richter, die ein genaues Spiegelbild des damaligen Volkslebens sind, wird darauf angespielt:

»Hernach erzähln s'auch von ein Conzili, daß d'Juden in Florenz halten wollen; und daß einige von ihrn Rabinern 's Projekti solln gmacht habn, daß d'Juden ihrn Bart wegschneiden, und daß d' ihrn Schabas mit uns Christen halten, und daß s', wie wir, alle Speisen essen, die uns der liebe Herr Gott aufsetzt. Aber d'Wiener judn, Herr Vetter, müssen das Conzili schon längst ghalten habn, weil keiner mehr ein Bart tragt, und weil s' d' Sonn- und Feyertäg mit uns halten, und weil man s' in Essen und Trinken gar nimmer kennen kann, ob s' Christen oder Juden sind. Sie habn so gar vorn Saufleisch kein Ekel mehr, und fragn nicht einmal beyn hübschen Christinnen, ob's Koscherfleisch ist, oder nicht.« Und in einer Randbemerkung setzt der Eipeldauer hinzu: »Ey d'Betteljuden tragn noch immer ihrn Bart; aber

d'reichern haben ihn freylich wegschern müssen; denn wie könnten s' denn sonst mit großen Herrn bey der Tafel essen, oder d' gnädign Fraun in Prater spaziern führn! Da würd unsern galanten Weibern ja vor ihrn Bart eckeln.«

Die Studenten und jungen Bürger marschierten, das Volk jubelte, die Juden zahlten, Fahnen wurden geschwenkt, Uniformen blitzten – und am nächsten Tage war alles vorbei! Napoleon, drei Tagemärsche von Wien entfernt, hatte beschlossen, seinen Siegeszug dort abzubrechen. »Ich spielte 21 und hielt bei 20 an«, sagte er später zu Frau von Rémusat. Am 18. April unterzeichnete er einen Vorfrieden zu Leoben. Zwei Wochen später kehrte das Aufgebot von achtzehn Bataillonen und zwei Eskadronen nach Wien zurück, was Gelegenheit zu einem neuerlichen glanzvollen Aufmarsch, zu Denkmünzen für alle Freiwilligen und der feierlichen Erteilung des Bürgerrechts an den Grafen Saurau und den Herzog von Württemberg gab. Solch unblutige, aber ehrenvolle Kriegsführung ließen sich die Wiener gefallen. Den Frieden begrüßten sie gleichwohl mit Erleichterung. Noch stand nicht fest, zu welchem Preise er ihnen vergönnt sein würde, doch sie wollten ihn um jeden Preis.

»Meine Verzweiflung wird voll«, schrieb Thugut, der Minister für auswärtige Politik in Österreich, »durch den wahnsinnigen Jubel der Wiener auf das bloße Wort Friede. Niemand fragt, ob die Bedingungen gut oder schlecht sind. Niemand fragt nach der Ehre der Monarchie und was aus derselben binnen zehn Jahren geworden ist. Nur daß man auf die Redoute laufe und Backhähnel speise. Wie sollte man bei solcher Stimmung der Energie eines Bonaparte Widerstand leisten, der fröhlich jedes Wagnis auf sich nimmt? Nur Friede, Friede.«

Der Sommer war heiß. Es wurde ein gutes Weinjahr. Im Herbst, als auf dem Schloß Campo Formio bei Udine der ersehnte Friede unterzeichnet wurde, saßen die Wiener längst wieder in ihren Heurigenschenken und kümmerten sich wenig darum, worin er nun eigentlich bestand. Ganz Belgien und die Lombardei gingen Österreich verloren, dafür erhielt es Venedig bis an die Etsch,

Dalmatien und Albanien. Überdies aber stimmte es der endgültigen Abtretung des linksrheinischen Gebietes an Frankreich zu, die Preußen bereits zugestanden hatte.

Als zu Ende des Jahres in Bonn die Begründung der cisrhenanischen Republik gefeiert wurde, marschierte der Festzug zur Judengasse und ließ das ostentativ geschlossene hölzerne Tor durch mitgebrachte Zimmerleute mit der Axt einschlagen. Die Menge brach in Vivatrufe aus und »küßte die weiblichen Mitglieder des geknechteten Volks, soweit sie jung und schön waren«. Auf die Wiener Tolerierten machte diese symbolische Befreiung nicht den geringsten Eindruck. Sie sangen, nach den Worten der neuen Hymne, die von Haschka gedichtet und von Haydn vertont worden war, im Verein mit ihren Mitbürgern: »Gott erhalte Franz den Kaiser«. Und manchen, den wohlhabendsten und mächtigsten unter ihnen, lohnte es der Kaiser auch.

Im November schrieb Franz an den Grafen Lazansky, er wolle, »um dem N. Arnsteiner und seinen beiden Gesellschaftern Salomon Herz und Bernhard Eskeles ein ausreichendes Merkmal Meiner Gnade und Zufriedenheit für die eifrigen Dienste zu geben, die sie mit so vieler Anstrengung Meinem Ärarium in diesen beschwerlichen Zeiten geleistet haben, ihnen allen in Gnaden den erbländischen Adelsstand mit Nachsicht der Taxen verleihen«. Herz und Eskeles erhielten ihre Adelsbriefe; Nathans Diplom wurde erst vier Monate später ausgestellt. Er hatte im April 1798, wie der Kaiser neuerlich Lazansky mitteilte, »aus patriotischem Gefühle dem Invaliden-Fonds eine vierprozentige Kupferamts-Obligation von 10.000 Gulden« gespendet und sollte »für diese lobenswürdige Handlung« nunmehr den Freiherrntitel bekommen.

Die drei Gesellschafter der Firma Arnsteiner waren nicht die ersten ungetauften Juden, die in den Adelsstand erhoben wurden. Zwei von den drei Brüdern Hönig waren übergetreten und

hießen jetzt von Bienenfeld und von Hönickstein oder Henikstein, der dritte behielt seinen Glauben, wurde aber dennoch von Joseph zum Regierungsrat gemacht und 1789 mit dem Prädikat von Hönigsberg begnadet. Drei Enkel Samson Wertheimers durften sich jetzt, auch ohne Glaubenswechsel, von Wertheimer oder von Wertheimstein nennen. Weitere Fälle folgten. Doch alle diese Männer waren bestenfalls zu Edlen erhoben worden. Nathan Arnstein war der erste jüdische Freiherr Österreichs.

Als sein Bruder vor sechs Jahren um die gleiche Ehrung angesucht hatte, betonte Hofrat Greiner in einem Schreiben an die Geheime Reichskanzlei, »daß Joseph Michael . . . für seine Person keine besonderen Verdienste besitze, doch hat sein Vater dem durchlauchtigsten Erzhaus als Hoffaktor viele ersprießliche Dienste geleistet, und dessen Bruder Nathan Arnsteiner als Mitassocié der Lieferungskompagnie setzt sie rühmlich fort; in dieser Hinsicht will man gegen oberwähntes Gesuch keine weitere Einwendung machen«. Gleichsam auf Nathans Rücken also hatte Joseph Michael die Freiherrnwürde erlangt. Nathan selbst wurde sie auf Grund besonderer Leistungen zugesprochen. Sein Adelsdiplom ist allzu prächtig umweht vom Atem jener Zeit und dem letzten Hauch des sterbenden Römisch-Deutschen Reiches, als daß man sich versagen könnte, es in großen Teilen hier wiederzugeben:

»Wir Franz der Zweite, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, König in Germanien, zu Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Jerusalem, Erzherzog von Österreich, Herzog zu Burgund, Lothringen, zu Steyer, zu Kärnthen und Krain, Großherzog zu Toskana, Großfürst zu Siebenbürgen, Markgraf zu Mähren, Herzog zu Brabant, zu Limburg, zu Lutzenburg und zu Geldern, zu Württemberg, zu Ober- und Niederschlesien, zu Mailand, zu Mantua, zu Parma, Florenz, Guastalla, Auschwitz und Zator, zu Kalabrien, zu Bar, zu Montferrat und zu Teschen, Fürst zu Schwaben und zu Charleville, gefürsteter Graf zu Habsburg, zu Flandern, zu Tyrol, zu Hennegau, zu Kiburg, zu Görz

und zu Gradiska, Markgraf des h. R. Reiches, zu Burgau, zu Ober- und Niederlausitz, zu Pont-à-Mousson und zu Nomeny, Graf zu Namur, zu Provence, zu Vaudemont, zu Blankenburg, zu Zütpfen, zu Saarwerden, zu Salm und zu Falkenstein, Herr auf der Windischen Mark und zu Mecheln;

Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund Jedermänniglich: Wiewohlen wir aus königlich und erzherzoglicher Hoheit und Würde, darin uns der Allmächtige nach seinem göttlichen Willen gesetzet und verordnet hat, auch aus angeborner Güte und Milde jederzeit geneigt sind aller Und jeder Unserer getreuen und wohlverhaltenen Unterthanen Ehre, Nutzen und Aufnehmen zu betrachten und zu befördern, dieselbe auch mit besonderen Gnaden, Vortheilen, Präminenzien und Freyheiten zu begaben und zu versehen, so wird doch unser Gemüth billig mehr geneigt und begierig, denjenigen Unsere königliche und erzherzogliche Gnade mitzutheilen, und sie mit mehreren Ehren und Freyheiten zu begaben, deren Vorfahren und sie nebst ihrem guten Herkommen, sich tugendhaft und rühmlich verhalten, auch gegen Uns und Unser königlich und erzherzogliches Haus in standhafter und unterthänigster Devotion und unverdrossener Dienstbarkeit jederzeit getreu und eifrig erwiesen haben.

Wenn wir nun gnädiglich angesehen, wahrgenommen und betrachtet haben, die wahrhaft adelichen Sitten, Vernunft, Tugenden, Geschicklichkeit und die vielen rühmlichen Eigenschaften, mit welchen Unser lieber Getreuer Großhändler Nathan Adam Arnsteiner begabt zu sein uns angerühmt wurde, besonders aber erwogen haben, daß er von Jugend auf sich der Handlung gewidmet, bei dieser mittelst seines etablirten Großhandlungs-Hauses die erbländischen Fabriken unterstützet, den Aktivhandel befördert und dadurch den Ausfluß des Geldes ins Ausland zu vermindern, und den Einfluß fremden Geldes zu vermehren, auch oft mit Aufopferung eines Theiles seines eigenen Vermögens dem allgemeinen Besten Vorschub zu geben beflissen war, für welche eifrige und ausgezeichnete Dienste, die er mit so vieler Anstrengung Unserm höchsten Ärario in den beschwerlichen

Kriegszeiten geleistet hat, Wir ihn im Adelsstand zu erheben Uns bereits entschlossen hatten, er aber weiters seine patriotischen Gesinnungen fortgesetzt, und Unserm höchsten Ärario sowohl als dem Staate mehrmals besondere ausgezeichnete Dienste geleistet, und Aufopferungen gemachet, andurch aber solche Verdienste gesammelt hat, die ihm gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit des Staates geben: und da endlich derselbe des Allerunterthänigsten Erbietens ist, in diesen seinen patriotischen Gesinnungen zum Besten Unseres höchsten und des Staates Diensten noch ferners und bis an sein Ende fortzufahren, wie er es seinen belobten Eigenschaften nach wohl auch thun kann mag und soll.

Als sind Wir um dieser angeführten Ursachen und Beweggründe willen zur Bestätigung Unseres Höchsten Wohlgefallens aus höchst eigenem Antriebe bewogen worden, mit wohlbedachtem Muth, gutem Rath und rechtem Wissen, auch aus königlich und erzherzoglicher Machtvollkommenheit ernannten Nathan Adam Arnsteiner sammt allen seinen ehelichen Leibeserben und derenselben Erbeserben männlich und weiblichen Geschlechts, für und für, so lang Jemand von dessen Nachkommen vorhanden, oder im Leben sein wird, in den Stand, Ehre und Würde gesammter Unserer Erbkönigsreich-Fürstenthum- und Landen Freiherrn und Freiinnen gnädigs zu erheben und zu würdigen, auch zugleich der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer des heil. Röm. Reiches, auch Unserer Erbkönigreich-Fürstenthum und Landen Freiherrenstandes Personen hinzufügen, zuzugesellen und zu vergleichen.«

Es wird Nathan und seinen Erben sodann vergönnt, nicht allein die rote Wachssiegelung, sondern auch »das Ehrenwort Wohlgeboren aller Orten und Enden gegen Jedermänniglich zu gebrauchen« und bei allen Ämtern und auch sonst »als wohlgeboren geehret, geschrieben und gehalten zu werden, dergestalt, als ob sie, wie andere des heil. Röm. Reiches, auch unserer Erbkönigreich, Fürstenthum und Landen Freiherren und Freiinnen väterlichen und mütterlichen Geschlechtes in solchem Stande hergekommen und entsprossen wären«. Auch sonst sollen sie »aller und jeder Gnaden, Freyheiten, Privilegien, Herrlichkeiten, alten Herkommens und Gewohnheiten, Recht und Gerechtigkeiten, ingleichen auch ehrlicher Ämter theilhaft zu werden fähig sein« und allenthalben »in und unter dem Herrenstande gebührenden Sitz haben«. Das Wappen der Freiherren von Arnsteiner soll, auf seinem halb goldenen und halb blauen Schilde, neben einem Anker, zwei Büffelshörnern und einer von drei goldenen Turnierhelmen bedeckten Freiherrnskrone auch den Adler, das kaiserliche Tier, enthalten dürfen – welches Wappen sie von nun an, »zu allen künftigen Zeiten, in allen und jeden Sachen, Handlungen und Geschäften, zu Schimpf und Ernst, in Stürmen, Schlachten, Streiten, Kämpfen, Tournieren, Gestechen, Gefechten, Ritterspielen, Feldzügen, Pannieren, Gezelten-Aufschlägen, Insiegeln, Petschaften, Kleinodien, Begräbnissen, Gemälden und sonst an allen Orten und Ende nach ihren Ehren, Notdürften, Willen und Wohlgefallen gebrauchen und genießen können und mögen.«

Wer diese neue Würde der Arnsteiners aber nicht anerkennt, den trifft »Unsere schwere Strafe, und Ungnade und darzu eine Pön von hundert Mark löthigen Goldes, die ein jeder, so oft er freventlich darwider handelte, uns halb in unserer Kammer, und den anderen halben Theil denen Beleidigten unnachläßlich zu bezahlen verfallen sein solle«. Gegeben in Wien, »den vierzehnten Tag des Monats April nach Christi, Unseres lieben Herrn und Seligmachers gnadenreicher Geburt im siebenzehnhundert acht und neunzigsten, Unserer Reiche des Römischen im sechsten, und der Erbländischen im siebenten Jahre. Franz.«

Nicht der Bürgerschaft einverleibt wie in Preußen, sondern in den Freiherrenstand aufgenommen waren die Arnsteins nun in aller Form. Dennoch hatten sie sich dadurch zugleich mehr und weniger Rechte erworben als ihre Verwandten in Berlin. Alle möglichen Gnaden, Freiheiten, Privilegien und Herrlichkeiten

waren ihnen zuteil geworden, doch teilten sie mit ihren Glaubensgenossen immer noch die Sondergesetze der tolerierten Judenschaft. Ihr Wappen in Stürmen und Schlachten, in Gestechen und Ritterspielen an ihrem Zelte aufzupflanzen, war ihnen erlaubt. Ein Haus in der Wiener Innenstadt zu besitzen, blieb ihnen weiter verwehrt. Wie die widersprechenden Verfügungen einander überschnitten und ineinander griffen, wie hier vergönnt, was dort verboten, und dort befohlen, was hier erlassen war, ist kaum noch festzustellen. Es war wohl niemals klar, und in jedem einzelnen Fall der wohlgeneigten oder gehässigen Willkür überlassen, mit der die Beamtenschaft undeutliche Weisungen in die Tat umsetzt. Wahrscheinlich wußten sich die Arnsteins mit einigem Takt in ihren Grenzen zu halten, keine Privilegien für sich in Anspruch zu nehmen, die sich mit der Stellung der übrigen Tolerierten nicht vertrugen, und auch nicht jedesmal eine Pön von »hundert Mark löthigen Goldes« zu begehren, wenn ihnen ein Schusterjunge einen Schimpf nachrief.

Kurz vor seiner Adelserhebung hatte das Judenamt Nathans Haushalt, wie es in gewissen Abständen üblich war, zu Protokoll genommen. Dieser Familienliste verdanken wir Auskunft über Nathans Anhang und Dienerschaft um die Jahrhundertwende. Ihre Anzahl war geringer, als sie es in früheren Zeiten gewesen wäre. Vor fünfzig Jahren hatte die Eleonore Arensteinerin sich achtzehn Domestiken gehalten, ganz abgesehen von dem Handlungsstabe im Brassicanischen Haus. Nathan beschäftigte nur dreizehn, davon neun unter seinem eigenen Dach. Aber auch mit Kammerdiener, Kammerjungfer, Wirtschafterin, Köchin, englischer Gouvernante, zwei Stubenmädeln, einem Küchenmädel, zwei Dienern, zwei Kutschern und einem Stallburschen namens Lazarus Abraham war ein einigermaßen stattliches Haus zu führen. Zur Zeit jener Zählung lag es noch am Graben. Bald darauf scheinen Nathan und Fanny ihren Wohnsitz in die Stadt verlegt zu haben, denn im Handelsalmanach des Jahres 1799 wird seine Adresse als Herrengasse 34 – im Palais Wilczek – angeführt. Hier oder dort: die Ruhepause vor dem neuen Krieg ließ sich

angenehm verbringen. In Rastatt tagte der Kongreß, der den Reichsfrieden festlegen sollte. Man nannte diesen Frieden schon jetzt einen »Aufruf zu neuem Krieg«. Doch solange der Kongreß tagte, wurde nicht geschossen, und solange nicht geschossen wurde, war die Lage nicht ernst. Die Wiener sahen keinen Grund, sich in ihren Vergnügungen zu beschränken. Im Hause Arnstein gab es, wie ein Reisender im November 1798 feststellte, alle vierzehn Tage Ball, wobei »die Gesellschaft zu groß für den Platz war«.

Ein Empfang dieser Zeit wird in Emilie Weckbeckers Erinnerungen geschildert. Ihre Mutter Caton, eine der ersten Freundinnen Fannys in Wien, war bereits gestorben. Der kaiserliche Rat Obermayer aber nahm seine zwölfjährige Tochter zu einer Abendunterhaltung mit, die vom Herzog von Württemberg gemeinsam mit dem Bankier Bienenfeld gegeben wurde. Ihre Vorgeschichte ist bemerkenswert. Der Herzog, immer noch Stadtkommandant von Wien, steckte dauernd in Schulden. Um dem außerordentlichen türkischen Botschafter am Kaiserhof, der ihn einmal eingeladen hatte, entsprechende Revanche zu geben, schickte er einen Adjutanten zu seinem Freund Adam von Bienenfeld und bat diesen um »Ihr Haus, Ihre Appartements, Ihre Dienerschaft«. Als ihm der Bankier daraufhin den ersten Stock seines Hauses in der Oberen Bräunerstraße zur Verfügung stellte, lud der Herzog die gesamte Generalität und das Corps Diplomatique zur Soirée. Bienenfeld bat mehrere Herren der Staatskanzlei und die acht Zöglinge der Orientakademie dazu, seine Tochter Therese die Damen – darunter die Gräfinnen Lodron, Wratislaw und Petrasch und die Baronin Wetzlar. Einige erschienen in türkischen Kostümen; auch die kleine Emilie hatte man in weiße Hosen, einen dunkelblauen Seidenkaftan und einen Fes mit brillantgeschmückter Aigrette gesteckt. Der Pascha, leuchtend in orientalischer Pracht, spielte Schach mit dem Herzog. Emilie durfte ihm den Tschibuk reichen. Dann begannen die Darbietungen.

»Die Gräfin Petrasch tanzte einen Shawltanz, ich hätte das Solo der Alcina tanzen sollen; doch schon vorher, als der Herzog einen

ungeschickten Schachzug tat, stieß der Botschafter absichtlich an den Schachtisch, so daß alle Figuren zusammenfielen, stand auf und so erhob sich alles mit ihm. Nun wurden Erfrischungen in Kristallschalen und Gold- und Silbergeschirr gereicht, und die Veranstaltung fand ihren Abschluß, indem noch alles zu Fanny Arnstein fuhr, wo eine späte Abendsoirée für den Botschafter stattfand.«

Die Eile, mit der man in Wien wieder zu Tanz und Schmaus, zu den Festlichkeiten friedlicherer Tage zurückgekehrt war, erboste nun wiederum solche Besucher aus dem Reich, die sich allein von einer moralisch-politischen Reinigung ganz Deutschlands Abhilfe gegen die französische Vormacht in Europa versprachen. Preußen und seine norddeutschen Verbündeten hatten zwar als erste die Waffen niedergelegt. Doch diese Wiener vergnügten sich so laut, daß sie die heimlichen Posaunen, die zum patriotischen Aufstand riefen, nicht blasen hörten. Zu seinem Ärger stellte Ernst Moritz Arndt dies fest, als er im Jahr 1798 in die Residenzstadt reiste: »Jeder genießt reichlich, was sein Vermögen und Magen vermag, kümmert sich nicht um seinen Nachbarn, noch um die ganze Welt, und rückt kaum das Ohr von seinem Seidel Wein, gebackenen Händel oder Kapaunerl auf, wenn ein ungewohntes Tosen erschallt.« Gleich dem braven Nicolai war er von protestantischem Ekel gegen die weiche, süßliche Lebensart dieser Stadt geschüttelt, in der selbst Abbés »in Unterröcken, mit schön frisierten Haaren und roten Strümpfen paradierten«, in der Tausende götzendienend vor einem Bilde knieten, »das Schweine scheu machen könnte«, und die Zensur und Polizei eine so unwidersprochene Gewalt ausübten, daß eine allgemeine »Augenverkleisterung« und »Stirnbebretterung« eingetreten war.

In seiner markigen, an Luther geschulten Sprache beklagte er Wiens Rückfall in die alte Lässigkeit: »Es fehlt der waltende Geist, der Feuer über die Köpfe und, daß ichs recht sage, Brod in

die Mäuler gießt; denn wenn die Kunst nach Brod gehen muß, so sieht es übel aus, und ohne Aufmunterung erliegt endlich die lebendige Kraft.« Joseph war auf dem Wege gewesen, »was Gutes zu machen«, und wenn auch nicht alles unter ihm herrlich sein konnte, so war doch vieles im Werden; mit ihm aber sank das meiste wieder in Nichts und Nacht zurück. Seine Nachfolger wollten »den Kampf mit der Hyder nicht erneuern, welchem er erlag«, und Migazzi, Zensur und Papst traten wieder in ihre alten Rechte: »Vielleicht haben sie den Regenten auch mit Gespenstern der Revolution und des Umsturzes aller alten Verfassungen geschreckt. Freylich sind viele, die, durch den Geist der Zeit ergriffen und von jenem Lichtfunken erleuchtet, der unter Joseph ausgestreut wurde, freyer und kühner denken, aber sie dürfen nicht frey und kühn sprechen; allein dann ist das Denken wie der Leib der Jungfrau, die Helden und Virtuosen geboren haben würde, wenn ihr der mitschaffende Leib eines Mannes fehlt.« So blieb nichts übrig, als »den grassesten Aberglauben, die kindischesten Possen in der Hauptstadt Teutschlands, und am Ende des 18. Jahrhunderts vor aller Augen zu sehen«.

C. G. Küttner, der zur selben Zeit Wien bereiste, war der Stadt etwas milder gesinnt. Immerhin konnte man jetzt den ›Phädon‹, der vor achtzehn Jahren nicht zu haben war, ebenso ungehindert kaufen wie Mendelssohns übrige philosophische Schriften, die Werke von Garve, Zimmermann, Jerusalem und Herder, und schließlich Kants ›Kritik der reinen Vernunft‹. Auch gegen Franzens Regierung, die bei Arndt nur in einer »klugen Gängeley«, einer »Einschläferung der edelsten Kräfte« ihre Aufgabe sieht, hat Küttner wenig einzuwenden. Der Kaiser sei »außerordentlich beliebt, dagegen die Erbitterung der Wiener gegen die Franzosen und selbst gegen die Preußen groß«. Obgleich in den letzten Jahren »Aristokratismus und Geistlichkeit, welche beyde Institutionen Joseph mit aller Macht bekämpfte, merklich wieder gewonnen haben«, bleiben Nichtkatholiken doch von keinem bürgerlichen Vorrecht ausgeschlossen. Zum Beispiel ist ein Mann namens Meißner, Protestant und Ausländer, Professor in Prag,

»Baron von Arnsteiner, ein Jude, bekleidet eine öffentliche Stelle (?), und ein anderer Jude ist Rath in der Regierung. Ja, es fehlte sehr wenig, so hätte man vor einigen Jahren den Juden Henik zu einem österreichischen Landstände gemacht, (denn auch dieses erlauben die Gesetze), weil er ein beträchtlicher und dabey sehr geehrter Rittergutsbesitzer ist.«

Mag Küttner auch in manchen Dingen irren, so entspricht seine Schilderung der Bälle, Maskeraden und Redouten, der Tanzunterhaltungen in den Sälen ›Zur Mehlgrube‹ und ›Zur Neuen Welt‹, der Schlittenfahrten und der Empfänge in den großen Häusern, die hier zwischen und wohl auch in den Koalitionskriegen vor sich gingen, doch der Wirklichkeit. Das Defizit des Staatssäckels, das vor zwei Jahren hundert Millionen Gulden betragen hatte, war in dieser kurzen Friedenszeit auf ein Drittel gesunken. Geldknappheit und Inflation bestanden noch immer. Trotzdem lebte man in Wien in Saus und Braus. Eine »ordentliche, gesetzte, unverheyrathete Mannsperson« konnte mit dreitausend Gulden jährlich ihr Auskommen finden. Doch die Zahl der Familien, die hunderttausend Gulden und darüber verzehrten, war groß, und die Schwarzenberg, Esterhazy, Liechtenstein scheuten sich nicht, nahezu eine Million Gulden im Jahr zu verbrauchen. Freilich war bei ihnen fast täglich Gesellschaft. »Kommt ein Fremder nach Wien«, so berichtet Küttner, »dann schickt sein Gesandter in seinem und dem eigenen Namen vierzig bis fünfzig Karten herum und führt ihn in die öffentlichen Abende ein, die der Fürst Colloredo und die Grafen Kollowrat, Lazansky, Trautmannsdorf und andere Adelige geben. Man lädt ihn zu Bällen, Konzerten, großen Mahlzeiten ein, dafür macht er zu bestimmten Zeiten seine Aufwartung, an Tagen, wo man ebenfalls wieder Gäste empfängt.«

»Einem Fremden in dieser Lage wird es gewöhnlich nicht schwer, auch in die Häuser Arnsteiner, Eichelburg, Button (Puthon), Henikstein und andere eingeführt zu werden. In diesen und den obigen zusammen findet er den hohen Adel von Wien, und den sogenannten zweyten: in diesen Häusern trifft er ungefähr alle Fremde, die durch ihren Rang, oder ihre Lage Anspruch auf diese Gesellschaften machen können. Wenn aber dieser Fremde ein Beobachter ist, so wird er gar bald finden, daß alle diese Gesellschaften – nicht eigentlich Wiener Gesellschaften sind. Er kann die Wiener Fürsten und Großen da sehen, aber sie ziehen ihn darum nicht in ihren engen Ausschuß, laden ihn nicht in die kleinen Gesellschaften, die sie mit ihren Bekannten und nächsten Verwandten halten. In den Häusern des zweyten Adels ist es hierinn etwas anders, und in diesen kann er, wenigstens in einigen, einheimisch werden. Aber selbst in diesen sieht er, an den öffentlichen Abenden, eine Gesellschaft, die aus Fremden oder Reisenden aller Länder und aus Individuen aller österreichischen Staaten mehr als aus Personen besteht, die zu Wien recht eigentlich zu Hause sind.«

War Küttners Konversation nicht eleganter als sein Stil, so mögen seine Gastgeber wenig Freude an ihm gehabt haben. Gleichwohl verdankt man ihm die beste zeitgenössische Beschreibung von Fannys Salon um die Jahrhundertwende. Er bezeichnet ihn zwar nicht ausdrücklich als den ihren, doch spricht alles dafür, daß vom Hause Arnstein die Rede ist – nicht zuletzt, daß dessen Name sich bei ihm an der Spitze der zweiten Gesellschaft findet:

»Unter diesen verschiedenen Häusern ist besonders eins, wo man, im Verlaufe eines Winters, mehr Gesellschaft sehen kann, als vielleicht in irgend einem andern dieser Stadt. Es ist das Haus, das ich am meisten besucht habe, und ich würde es nennen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, alle Nahmen zu vermeiden, so bald ich umständlich in etwas eintrete. Sollten diese Briefe den liebenswürdigen Damen dieses Hauses in die Hände fallen, so werden sie in der Beschreibung sich erkennen, und meinen Dank für die vielen angenehmen Stunden, die ich bey ihnen zugebracht habe, desto williger empfangen, weil ich ihn mit Diskretion bringe. – In diesem Hause empfängt man täglich, fast möchte ich sagen, zu allen Stunden. Es ist, in geselliger Rücksicht, das größte in Wien, wenn dasjenige Haus das größte genannt werden kann, das zu allen Zeiten offen ist, zu allen Zeiten anfängt. Man findet da jeden Rang, jeden Stand, – fast hätte ich hinzugesetzt –

jede Religion; aber diese macht in Wien nirgends einen Unterschied und kommt, im gesellschaftlichen Leben, auf keine Weise in Betrachtung. Hier sehe ich Fürsten und Prinzen, östreichische sowohl als aus andern regierenden Häusern Deutschlands, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, auswärtige Gesandte, Gelehrte, Officiers, Kaufleute, Künstler, Adelige, Bürgerliche, Menschen aller Nationen und aller Classen.

Sie werden alle mit der Höflichkeit und Aufmerksamkeit empfangen, die dem Tone der guten Gesellschaft eigen ist, und nie habe ich gesehen, daß man für irgend jemanden einen Unterschied machte, der für die übrigen auffallend gewesen wäre, oder auf die entfernteste Art hätte beleidigen können. Man spricht, man spielt, man speist, man bleibt, man geht. Für jeden Geschmack ist hier gesorgt, und jeder findet eine Unterhaltung, wenn er anders einer fähig ist. Wer ein geistreiches Gespräch sucht, wird es hier mehrentheils finden, ohne daß ängstlich danach gejagt wird, oder daß jemand es unternähme, die übrige Gesellschaft durch seinen Witz, oder seine Kenntnisse zu unterhalten. Aber auch dieses Haus ist nur zur Hälfte ein Wiener Haus: und so wie ich mich allmählich nach den Menschen, die ich da traf, erkundigte, fand ich, daß die eigentlichen, d. h. die gebornen Wiener nur den kleinsten Teil ausmachten.«

Es war zur Hälfte nur ein Wiener Haus, weil Fanny aus Preußen stammte. In Gestalt der zweiten jener liebenswürdigen Damen aber, denen Küttners Dank für viele angenehme Stunden gilt, betritt zum ersten Mal Henriette die Szene. Das kleine Mädchen, das mit kindlicher Handschrift seinen Namen auf die Liste der adligen Fräulein setzte, war in all den öffentlichen Wirren und privaten Unglücksfällen erwachsen geworden. Achtzehnjährig in diesem Herbst, stand sie im heiratsfähigen Alter. In ihrer Person waren die Eigenschaften der Eltern bemerkenswert vereint. Im herkömmlichen Sinne hübscher, sicherlich auch gefühlvoller als ihre Mutter, besaß sie dennoch nicht Fannys bezwingende Gegenwart.

Henriette sollte viele Verehrer finden, sich mit berühmten Männern umgeben, ja selbst noch eine Art von Salon führen, als die große Zeit der Salons vorüber war. Doch so lange ihre Mutter lebte, stand sie in deren Schatten, und nachdem Fanny gestorben war, war es mehr ein Abglanz aus früheren Tagen als ihr eigenes, inneres Leuchten, das die Menschen in ihre Nähe zog. Mit Fannys Charme und Bildung verband sie jene wienerische Sanftmut, die in Nathans Weichheit und Nachgiebigkeit vorgezeichnet war, so daß sie auch eine enttäuschende Ehe und das allmähliche Verblassen der gesellschaftlichen Glorie, die sie in ihrer Jugend umgeben hatte, mit reizender Resignation ertrug. Nicht, daß Fanny ihre Tochter mit Absicht überboten hätte! Sie adorierte das hübsche und gute Kind, hatte keinen anderen Wunsch, als es glücklich zu machen, und behielt Henriette auch an ihrer Seite, nachdem diese vermählt und aus dem Elternhaus ausgezogen war. Doch Fanny war, wenn nicht die interessanteste, so doch eine der ungewöhnlichsten Frauen Europas. Henriette war weniger und mehr: sie war vollkommen liebenswert.

Unmerklich trat, in diesen turbulenten Jahren, Fanny in ein neues Lebensalter ein. Mit dem Tod Carl von Liechtensteins, der ihre einzige Herzensfreundschaft jäh beendet hatte, war ihre Jugend vorbei. Mehr als ein Jahrzehnt, in gewissem Sinn sogar bis ganz zuletzt, behielt sie ihren mädchenhaften Eifer, eine geistige und körperliche Beweglichkeit, die sie niemals wirklich alt werden ließ. In guter Stimmung und angeregter Gesellschaft, bei festlichen Anlässen vermochte sie immer wieder zu glänzen, gelang es ihr wie eh und je, das mangelnde Ebenmaß ihrer Züge durch Geist, Feuer und lebendige Ausstrahlung zu ersetzen und in eine Art von Schönheit zu verwandeln. Doch die ersten Spuren der Zeit machten sich bemerkbar. Graf Nesselrode, der ihr ein Jahr vor dem Duell zum ersten Mal begegnet war, fand sie um die Jahrhundertwende erschreckend verändert. Gentz und später Varnhagen waren imstande, sie einmal für überaus gewinnend, das nächste Mal für »gar nicht lieblich« zu halten. Wie so viele

Frauen, deren Reiz von ihrem Willen und ihrer Laune angefacht ist, war sie ›journalière‹, konnte den einen Tag bezaubern und den anderen abstoßen, je nachdem, ob sie zu gefallen suchte oder sich gehen ließ. Im Ärger oder Gram war sie jetzt immer häufiger geneigt, sich gehen zu lassen. Und ehe das Kongreßjahr sie neuerlich auf eine Höhe des Wohlgefühls und Einflusses heben sollte, erlebte sie noch mancherlei Ärger und Gram.

Ihre eigene Wirkung wurde allmählich ungewiß und wechselnd; doch in ihrer Tochter hatte sie eine vollendete Gefährtin und vorteilhafte Folie gefunden, die ihr fortan zur Seite stand. Erregte sich Fanny über napoleonische Siege, die lahme Politik des Kaisers oder eine Person, die ihr aus diesem oder jenem Grund mißfiel, so vermochte Henriettes Anmut ihre eigene Schärfe mildernd auszugleichen. Ihr selbst und anderen erschien dieses Kind sehr häufig wie die jüngste ihrer Schwestern; sie schloß es in die überschwengliche Liebe ein, die sie für ihre »Berliner famille« empfand. Diese Familie hatte sich indessen zu lichten begonnen. Ihre Mutter, die gütige Mariane mit den ebenfalls wasserblauen Augen, dieses Muster einer alttestamentarischen Gattin, welche ihr ganzes Leben lang hinter ihrem Mann zurückgestanden hatte, war diesem im Tod vorausgegangen. Nun, im letzten Mai des Jahrhunderts, folgte Daniel ihr nach. Gemeinsam mit ihr, umringt von seinen zahlreichen Nachkommen, hatte er 1794 noch seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Eine Kaffeetasse der preußischen Manufaktur, golden umrändert und zart bemalt, auf der sich unter Daniels und Marianens Namen, auf fünfzehn Voluten, ihre Kinder und Enkel eingezeichnet finden, blieb von diesem Fest zurück. Mit Rührung entdeckt man unter ihnen die Verstorbenen dieser Sippe in grauen statt in schwarzen Lettern: einen Sohn, eine Tochter, vier Enkel und drei Enkelinnen hatte Daniel vor seinem eigenen Ende hinscheiden sehen.

In den bescheidenen Namenszügen auf dieser Porzellantasse sind Erscheinungen angekündigt, an denen, gleich Fäden um eine Seidenraupe, ein ganzes glitzerndes Gespinst zukünftiger Geschichte hängt. Hier ist die älteste Tochter, Hannchen, verheiratet an einen Dr. Fließ, von dem in unseren Tagen ein bekannter Seelenarzt abstammte. Die zweite, Bella Salomon, deren Tochter Lea den Sohn des Philosophen Mendelssohn heiraten und die Mutter des Komponisten Mendelssohn werden sollte, indes ihr Bruder Jakob unter dem Namen Bartholdy in den preußischen Staatsdienst trat. Isaac Daniel, der arme Hofbaurat, dem seine Frau, Edel Wulff, zehn Kinder geboren hatte, darunter den späteren Helden von Lützen. Blümchen Friedländer, hier bereits Flora genannt, die Frau des Wortführers der Emanzipation in Deutschland. Elias, Beamter der Stadtverwaltung in Potsdam, dessen Sohn, der »überaus christliche« Julius Eduard Hitzig, späterhin zum Freunde Brentanos, Chamissos und E.T.A. Hoffmanns wurde. Benjamin, Mann einer anderen Wulfftochter, der seinen Sohn Jacob ebenfalls auf dem Schlachtfeld der Freiheitskriege verlor. Fanny mit Henriette. Ihre liebste Schwester Cäcilie, zu dieser Zeit noch unglücklich mit einem Wulff vermählt. Sara Levy, die Kinderlose. Rebecca Ephraim, deren Sohn Julius Schmidt preußischer Generalkonsul wurde. Jakob, dem eine dritte Wulfftochter nur einen einzigen Sohn, den späteren Benjamin Barnheim, schenkte. Die blinde Rachel. Und schließlich Jettchen Oppenheim, deren Tochter sich mit einem Landedelmann vermählte und 1882 auf ihrem Gut ermordet wurde, und deren Sohn als ein Herr von Oppenfeld in den Adel einging.

Sie alle umstanden Daniel Itzigs Grab, als er nach den uralten Sterberiten seines Glaubens auf dem jüdischen Friedhof zu Berlin beerdigt wurde. Keiner von ihnen hatte gewagt, zur Lebzeit des Patriarchen die religiöse Gemeinschaft zu verlassen, deren Oberlandesältester er war. Eine eng verbundene Familie, vielfach unter sich verschwägert und verwandt, schienen sie in geschlossener Reihe aus dem dunklen Mittelalter in die Neuzeit marschiert zu sein. Noch aneinander geschmiegt, ein letztes Mal, ehe sie in alle Richtungen davonstrebten, hörten sie sich am 7. Juni 1799 die Verlesung seines Testamentes an. Der weise alte Mann hatte sein Erbe aufgeteilt und nebst einer großen Summe

Geldes »wohlbedächtig« ein Familieninstitut hinterlassen, dessen Ertrag seinen Enkeln zugedacht war. Vierhunderttausend Taler in Friedrichsdor – fast doppelt so viel in Gulden gerechnet – betrug das bare Vermögen, dessen Nutznießer seine dreizehn lebenden Kinder und die Tochter seines verstorbenen Sohnes Moses waren. Jeder Sohn erhielt einen ganzen und jede Tochter einen halben Anteil, wobei statt der Bankrotteure Isaac und Benjamin deren Kinder erbten. Fanny fiel, gleich den übrigen verheirateten Schwestern – auch der inzwischen »separierten« Wulff – die Summe von zwanzigtausend Talern oder achtunddreißigtausend Gulden zu.

Sein Haus in Zeckhall, »welches aus zweien Häusern zusammen gebaut ist«, bestimmte Daniel Itzig zu gottesdienstlichen Übungen. Die Synagoge, die sich in seinem Stadtpalais in der Burgstraße befand, sollte nunmehr nach Zeckhall verlegt und dort neu eingerichtet werden. Auch für den Unterhalt dieses Bethauses war gesorgt und in dem dafür angesetzten Fonds für die Armen der Gemeinde und die jüdische Freischule in Berlin Fürsorge getroffen. Seine hebräische Bibliothek wollte Itzig gleichfalls in Zeckhall aufbewahrt wissen. Die Lederfabrik in Potsdam überließ er seinem Sohn Elias mit dem Auftrag, das Warenlager zugunsten des Familienfonds zu verkaufen. Überdies setzte er kleinere Legate an arme Verwandte und Bediente aus.

Der wahre Umfang seiner Habe aber geht erst aus dem Dokument über das Familieninstitut hervor, das am selben Junitag bekanntgemacht wurde. Diesem assignierte Daniel Itzig den gesamten Betrag seines »Mobiliars, Vermögens an Silber, Gold, Tableaux, Bijoux, Uhren, Porcellain, Spiegel, gläsernen Kron-Leuchter und Wein, kurz alles das was beweglich heißt«, solches Bargeld und Aktiven, die nach Abfindung seiner Kinder verblieben, sowie sein Stadtpalais, das auf »zwanzig Jahre von heute an unverkauft conserviret« und vermietet werden sollte. Zudem fiel an das Institut die »sogenannte Meyerey am Schlesischen Thore mit allen Gebäuden, Gärten, Acker, Wiesen, Vieh und Ackergeräthen, so wie auch die ehemalige sogenannte Bartholdis Meyerey vor dem Schlesischen Thore mit allen Gebäuden, Gärten, Feldern und Wiesen, auch das dazu gehörige Inventarium inclusive der Mühle und Müller-Haus vor dem Schlesischen Thore«. In zwanzig Jahren sollten auch sie zu dem gemeinsamen Kaufpreis von sechzigtausend Talern veräußert werden. Endlich kamen noch die Jahreszahlungen des königlichen Hüttendepartements für das 1782 verkaufte Eisen-Hüttenwerk zu Sorge und Voigtfelde hinzu, »meine Häuser hinter dem neuen Packhof das von Horstsche genannt, das Haus in der Spandauerstraße Neuruppin genannt, das Haus an Monbijoux ehemalig Mohrsche« sowie das Erbgut, das von seiner Schwester Hanne zu erwarten war.

Es war ein mächtiger Besitz, der hier angesammelt worden war und nun wieder zerfallen sollte. Gleich der Überlieferung seines biblischen Volkes, die in Daniel Itzig mit letzter Kraft lebendig gewesen war, wurden auch seine irdischen Güter von der nächsten Generation in alle Winde verstreut. ›Madame Levy‹, seine einzig wahrhaft getreue Tochter, wohnte bis zum Jahr 1854 am Packhof auf dem Grundstück der heutigen Nationalgalerie, Bella Salomon verblieb noch eine Weile auf der Bartholdyschen Meierei, wo sie ihre Kinder aufgezogen hatte. Die übrigen Grundstücke und Liegenschaften gingen nach und nach verloren. Nur der Garten an der Köpenicker Straße, dieses einzige Zeugnis seines Kunstgeschmacks, erinnerte ein paar Jahrzehnte lang an den Hausvater im braunsamtenen Rock und preußischen Judenfürsten. Dann sanken die Säulen und Statuen, die Lauben und Pavillons, die Baumsalons und Prachtalleen herab und wurden zu der gleichen sandbraunen Berliner Erde, unter der ihr Schöpfer ruhte.

Daniel Itzig, der Diener des großen Friedrich, war drei Jahre nach dem neuerlichen Thronwechsel dahingegangen. Kurz vorher hatte er an Friedrich Wilhelm den Zweiten noch ein Gesuch um Erleichterung gewisser Judengesetze gerichtet. Der Bescheid darauf war bereits im Namen des jungen Königs ergangen, der

sich den dritten Friedrich Wilhelm nannte, seinem Vater jedoch denkbar unähnlich schien.

»Ein gutwilliger, aber linkischer und scheuer junger Mann«, hatte er die beste Absicht, den aus pythischen Dämpfen und dem Parfum des ancien régime gemischten Hauch, der ein Jahrzehnt lang den Thron umweht hatte, zu vertreiben. Politisch zunächst ganz unter dem Druck franzosenfreundlicher Kabinettsräte stehend, widmete er sich mit seiner braven und schönen, mecklenburgischen Luise einer Rückkehr zur Gesellschaftsmoral. Dazu gehörte auch eine gerechte Behandlung jener seiner Untertanen, die als Bürger noch nicht anerkannt und durch gewisse drückende Bestimmungen benachteiligt waren. Friedrich Wilhelm der Dritte war durchaus gewillt, sich ihrer anzunehmen, und in den späteren Jahren seiner Herrschaft wurden die Juden schließlich insgesamt von den Ausnahmegesetzen befreit. Inzwischen interessierte er sich lebhaft für alle Vorschläge einer Verbesserung ihrer Lage. Doch es waren zu dieser Zeit der moralisch-religiösen Umwälzungen die wahren Schwierigkeiten der jüdischen Frage erst zutage getreten. Was jetzt deren Lösung entgegenwirkte, geht aus dem letzten wichtigen Bescheid in dieser Sache – einem der bemerkenswertesten Dokumente der Emanzipation – hervor.

Am 2. April 1798 wurde »den Judenältesten Daniel Itzig und Consorten auf ihre unterm 22. Mai 1795 eingereichte Vorstellung zur Resolution erteilt:

daß ihr Gesuch um Aufhebung oder Milderung verschiedener Gesetze gegen die Juden reiflich erwogen und das Gutachten der Gesetz-Commission darüber erfordert worden. Es kann allerdings nicht verkannt werden, daß in den Gesetzen, deren Abstellung die Supplicanten suchen, eine gewisse Härte und eine nachtheilige Auszeichnung der jüdischen Staats-Unterthanen gegen die übrigen liege; und es ist eben so sehr zur Ehre der Menschheit, als zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft zu wünschen, daß diese Gesetze möchten abgeschafft werden können. Allein dieselben machen nur einen Theil der allgemeinen das Judenwesen betreffenden Legislatur aus, deren Zweck ist, die übrigen Unterthanen des Staats gegen die Inconvenienzen zu sichern, welche die Aufnahme der Jüdischen Nation unter sie, vermöge des eigenthümlichen Charakters dieser Nation bei sich führt.

So lange daher dieselbe fortfährt, sich nicht bloß durch speculative Religions-Meynung, sondern durch practische Grundsätze, Sitten und Gebräuche und Verfassungen von den übrigen Staats-Einwohnern abzusondern, und einen gewissen National-Haß gegen letztere zu nähren; so lange sie vermöge ihrer inneren Constitution und Hierarchie gleichsam einen besondern Staat im Staate bildet; so lange die Erziehung bei dem großen Haufen auf eine so verkehrte den Zwecken des Staates entgegenlaufende Art eingerichtet ist; so lange in allen diesen Stücken keine gründliche und allgemeine Verbesserung erfolgt, als wozu nur allein die Nation selbst thätig wirken kann; so lange also die Gründe bestehen, welche die Gesetze, die den Gegenstand der jetzigen Beschwerde ausmachen, als Sicherungs-Mittel für die übrigen Staats-Bürger motivirt haben; so lange kann eine Aufhebung dieser Gesetze um so weniger stattfinden, als eines Theils die Erfahrung eben nicht gelehrt hat, daß solche nachtheilige Folgen für die unschuldigen Mitglieder der Nation, als Supplikanten in ihrer Vorstellung darzulegen sich bemüht haben, daraus wirklich entstanden sind, anderntheils aber das fernere Bestehen dieser Gesetze noch ein Bewegungsgrund mehr ist auf eine solche obbeschriebene solide Reform hinzuarbeiten, und sich dadurch zur vollständigen Gleichsetzung mit den übrigen Staatsbürgern zu qualificiren.«

Der jahrtausendelange Grund für jene Ausnahmestellung innerhalb der übrigen Gemeinschaft, auf der die Juden bestanden hatten, der Grund für die Bildung eigener Gemeinden, eigener Gerichtsbarkeit, eigener Nahrungsvorschriften und Ehegesetze, war in ihrer Religion verankert gewesen. Die frommen Menschen früherer Tage hatten ihn verstanden, wenn auch nicht gebilligt, und eben darum um so eifriger versucht, diese störrische Sekte zur Taufe zu bewegen. Nun, da der Glaubenseifer nicht nur in der Christenheit, sondern auch im Judentum zu schwinden begann,

da die Aufklärung mit Dogmen aller Art aufgeräumt und darin auch auf Männer wie Mendelssohn und Wessely, Markus Herz und Salomon Maimon zunehmend eingewirkt hatte, fiel die ursprüngliche Rechtfertigung solch archaischer, exklusiver und zuweilen sogar aggressiver Sonderpraktiken fort. Wollte man weiter auf ihnen beharren, ohne ihre rituelle Bedeutung anzuerkennen, so machte man sich der gleichen starren Intoleranz schuldig, deren man die christliche Umwelt zieh. Aus der religiösen Gemeinde war eine nationale Gruppe geworden, jener »besondere Staat im Staate«, den die Gesellschaft mit besserem Anlaß denn je zuvor als unnötigen Fremdkörper empfand. Der Demut ihres Glaubens hätte man in diesen milderen Tagen wohl eher zugestanden, was man dem Hochmut ihres Kastengeistes mit unveränderter Härte vorenthielt.

Den erleuchteten Juden Berlins war dieser Widersinn klar geworden. Um ihm zu entgehen, begaben sie sich nun in Massen – zu ihrem bürgerlichen Vorteil, wenn auch nicht ohne ähnlichen Widersinn – in den Schoß jener anderen doktrinären Herrscherin: der Kirche. Um die Jahrhundertwende waren die Abfälle vom alttestamentarischen Glauben, die in den letzten zwei Dekaden begonnen hatten, alltäglich geworden. Über die Hälfte der Berliner Gemeinde, schrieb Rahel Levin später an ihren Bruder Ludwig Robert, sei in den vergangenen drei Jahrzehnten übergetreten. So lange Daniel Itzig lebte, hatte keines seiner Kinder oder Kindeskinder diesen Schritt getan. Gleichwohl stand Elias, sein zweitgeborener Sohn, »schon seit einiger Zeit im Rufe, daß er zum Christentum mit seiner ganzen Familie übergehen würde, sobald sein nahe an achtzig Jahre alter Vater, der ein eifriger Jude sei, gestorben wäre«. Sowie der Patriarch ins Grab gesunken war, beeilten sich nicht allein Elias, sondern auch andere Nachkommen Itzigs, sich taufen zu lassen. Einer der ersten war Jakob, der Sohn seiner Tochter Bella Salomon, der bereits in jenem Jahr 1799 den Glauben wechselte und zugleich den Namen des Gutshofes annahm, auf dem er seine Jugend verbracht hatte. Als sein Schwager Abraham Mendelssohn später seine Kinder Felix und Fanny

ans Taufbecken führte, nachdem bereits seine Schwestern Dorothea und Henriette christlich geworden waren, zerstreute ihm Jakob Bartholdy die letzten Bedenken:

»Du sagst, Du seiest es dem Andenken Deines Vaters schuldig – glaubst Du denn etwas Übles gethan zu haben, Deinen Kindern diejenige Religion zu geben, die Du für sie für die bessere hältst? Es ist geradezu eine Huldigung, die Du und wir Alle den Bemühungen Deines Vaters um die wahre Aufklärung im Allgemeinen zollen und er hätte wie Du für Deine Kinder, vielleicht wie ich für meine Person gehandelt. Man kann einer gedrückten, verfolgten Religion treu bleiben; man kann sie seinen Kindern als eine Anwartschaft auf ein sich das Leben hindurch verlängerndes Märtyrthum aufzwingen – solange man sie für die Alleinseligmachende hält. Aber sowie man dies nicht mehr glaubt, ist es eine Barbarei.«

Es war eine Barbarei, einem Glauben, der seinen Sinn verloren hatte, weiter anzuhängen. Was aber war es, einen neuen anzunehmen, wenn man bereits vom Irrtum jeder religiösen Dogmatik durchdrungen war? Vielen schien, was Heine später als das »Entréebillet zur europäischen Kultur« bezeichnen sollte, eine Messe wert. Andere, aufrichtigere Söhne der Aufklärung, suchten ihre alte, erstarrte Religion durch eine freie, allgemeine, der Vernunft nicht mehr widersprechende Lehre zu ersetzen. Aus diesem Geist stammte das anonyme ›Sendschreiben an seine Hochwürden Herrn Oberkonsistorialrat und Probst Teller zu Berlin von einigen Hausvätern jüdischer Religion‹, das David Friedländer im Sterbejahr seines Schwiegervaters Itzig an den aufgeklärtesten und humansten Theologen der preußischen Hauptstadt gerichtet hatte.

Ein Motto aus den Korintherbriefen war ihm vorangestellt: »Wann aber kommen wird das Vollkommenere, so wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge: da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.« Das Anliegen an Teller, in Form einer Bitte um »Belehrung, Rat und

Unterstützung in der größten und heiligsten Angelegenheit der Menschen, in der Religion«, bestand in der Frage, wie unter Verzicht auf neuerliche »Zeremonialgesetze« ein Übertritt möglich sei: »Belehren Sie uns, edler Tugendfreund: wenn wir uns entschließen sollten, die große, christliche protestantische Gesellschaft zum Zufluchtsorte zu erwählen, welches öffentliche Bekenntnis würden Sie, würden die Männer, die mit Ihnen in dem ehrwürdigen Rate sitzen, von uns fordern?«

Nicht ohne zahlreiche Zugeständnisse an die Haltung der christlichen Welt wagt Friedländer, besondere Bedingungen für einen Glaubenswechsel zu stellen. Er erwähnt die »dem gesunden Menschenverstand widerstrebenden Lehrsätze des gegenwärtig bei den Juden herrschenden Systems«, ihr Verharren in jener »Idee von einem Messias, welche vollends die Köpfe verfinsterte und jeden freien Überblick unmöglich machte«, die Gebetsformeln voll ewig wiederkehrender Klagen und Seufzer nach der Rückkehr ins verlorene Land. Er gibt zu, daß die Christen protestantischer Religion ihm und den seinen weit vorausgeeilt seien. Dies gelte freilich nur von der Entwicklung der Geisteskräfte, von der Erwerbung gelehrter Kenntnisse, nicht von der Moralität. Um sich nun der fortgeschritteneren christlichen Weltanschauung anschließen zu können, müßten die Juden sicher sein, sich auf nicht mehr als gewisse Grundwahrheiten festzulegen, die er ausdrücklich nennt: »a) Es ist ein Gott. b) Die Seele des Menschen ist unkörperlich. c) Die Bestimmung des Menschen hienieden ist Streben nach höherer Vollkommenheit und hiemit nach dem Besitz der Glückseligkeit. d) die Seele des Menschen ist unsterblich. e) Gott hat den Menschen zu seiner Glückseligkeit geschaffen.« Im Sinne dieser Sätze mit dem Christentum eins zu werden, ist der Schüler und geistige Erbe des Metaphysikers Mendelssohn ohne weiteres bereit. Der Unterwerfung unter neue Dogmen muß er sich widersetzen:

»Schreibt übrigens die Religion der Protestanten gewisse Zeremonien vor, so können wir uns diesen als bloße Formen, die zur Aufnahme eines Gliedes in eine Gesellschaft erfordert werden,

wohl unterwerfen. Wohl verstanden, daß wir mit Grund voraussetzen, diese Zeremonien werden nur als Handlungen, als Gebräuche gefordert, um zu beurkunden: daß das aufgenommene Mitglied die ewigen Wahrheiten aus Überzeugung angenommen und sich den daraus fließenden Pflichten als Mensch und als Staatsbürger unterwirft, nicht aber als Zeichen, daß derjenige, der sie vollzieht, stillschweigend eingesteht, er nehme die Dogmen der Kirche dieser Gesellschaft gläubig an.«

Es war, bei aller Achtung vor dem »verehrungsvollen Menschenfreund« Teller, ein kühnes, ein peinliches und ein unannehmbares Angebot. Wie hätte selbst der aufgeklärteste Theologe sich auf einen Kompromiß einlassen können, der eine neue und noch drastischere Reform der bereits reformierten Kirche zu verlangen schien? Tellers Ausweg lag darin, den Übertritt so vernünftiger und moralisch hochstehender Männer mosaischen Glaubens, wie sie sich in diesem Sendschreiben an ihn gewandt hatten, für überflüssig zu erklären. »Warum«, so fragte er, »lassen Sie es nicht vor der Hand dabei bewenden, das reine Gold Ihres ursprünglichen israelitischen Bekenntnisses von den nachher hinzugekommenen unedlen Teilen geschieden zu haben? Schon damals, als Lavater an Moses Mendelssohn, ehrenvollen Angedenkens, die bekannte, rasche Aufforderung ergehen ließ, wünschte ich nicht im geringsten, nebst mehreren von kälterer Überlegung, daß er sich daran kehren möchte.« Obgleich selbst kein Proselytenmacher, gäbe Teller von Herzen gern seine Hand und Stimme jenen, die sich zum Christentum bekannten. Doch er wollte ihnen kein Joch anderer Art auflegen, als in den Christusworten »Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht« enthalten sei, und dächte darin ganz im Geiste Christi und seiner erwählten Boten zu handeln. Es war eine kluge Ermahnung, auch von der geläutertsten Religion nicht mehr zu verlangen, als sie zu geben imstande war.

Schärfer beurteilte Schleiermacher, vom Kantianer Herz unterstützt, diesen vergeblichen Versuch, einen Kompromiß zwischen den beiden biblischen Bekenntnissen herzustellen. In einer Schrift

›Der anonyme Prediger an die Hausväter‹ höhnte er den Mann, der ihm als Autor des Sendschreibens bekannt sein mußte: »Wie tief verwundet muß besonders der treffliche Friedländer sein! Ich bin begierig darauf, ob er nicht aufstehen wird, um seine Stimme zu erheben gegen diesen Verrat der besseren Sache . . . Warum denn über alle Möglichkeiten, welche inzwischen liegen, hinweg, jener gewaltige Sprung ins Christentum hinein und zwar so ungraziös wie er hier geschieht, mitten unter den ernstesten Protestationen gegen dasselbe und unter den wunderlichsten Gebärden, welche offenbar zeigten, daß weder Liebe zur neuen noch Haß gegen die alte Religion die Ursache dieser schwerfälligen Veränderung ist?«

Die so schwerfällige Veränderung kam nicht zustande. Der gutgemeinte, aber aussichtslose Plan war abgetan. Friedländer, dem Tellers Rat eingeleuchtet hatte, blieb Jude und wehrte sich bis an sein Lebensende gegen den bedingungslosen Übertritt so vieler seiner Glaubensgenossen. Da selbst der fortgeschrittenste Kirchenmann, der in seiner Schrift ›Die Religion der Vollkommeneren‹ das Christentum als die »beste Weisheitslehre« bezeichnet hatte, ihm eine solche anzubieten nicht in der Lage schien, wollte er »die Übel, die wir haben, lieber ertragen, als zu unbekannten fliehn«. Der Fehlschlag seiner ernsten und aufrichtigen Bemühung aber war ein Zeichen, daß ein Kompromiß in der jüdischen Frage nicht möglich war.

Alles strebte auf lapidare Entschlüsse, auf ein Auseinandergehen in zwei Richtungen hin. Die eine führte bedingungslos ins Christentum. Die andere war in einem Gedankengang des Fürsten von Ligne über das Schicksal der Juden angedeutet, in dessen Verlauf dieser Diplomat, Lebemann und Schöngeist bereits 1797 – in einem Brief an Sophie von Grotthuß – ein »Judenstaatsprojekt« entwarf: »Wenn die Christen weder das Geschick noch die Güte besitzen, die (die Juden) aus ihrem jetzigen Zustand zu befreien und etwas Vernünftiges aus ihnen zu machen, so möchte ich ihnen wünschen, daß einer der in der Türkei lebenden Juden tüchtig genug wäre, um beim Großherrn jenen Einfluß zu gewinnen, der ihnen das Königreich Judäa wiederbrächte, wo sie sich gewiß besser verhalten würden als einst.« Und er fügte hinzu: »Wenn ich von einer Rückkehr nach Palästina spreche, meine ich damit nur die armen Teufel und die Schicht zwischen den Reichen und Armen.«

Völlige Assimilation oder die Errichtung eines neuen Nationalstaats auf uraltem Boden! Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts war bereits klar geworden, daß es im Grunde keine andere Lösung gab. Die allgemeine Glaubensfreiheit, deren Verwirklichung vor der Tür stand, war wertlos geworden, noch ehe sie gewährleistet war. Indes die fortschrittlichen Staatslenker noch am Werke waren, die bürgerliche Gleichstellung der Juden gesetzlich zu verankern, hatte die Gesellschaft diese bereits aus anderem als bloß religiösem Vorurteil abgelehnt. Gegen den Rassenhaß, jenen Begriff, der sich damals herauszuschälen begann und im weiteren Verlauf so furchtbare Formen annehmen sollte, gab es keine anderen Auswege als Unkenntlichmachung oder Flucht.

Welchen man wählen wollte, welchen man wählen konnte, stand damals noch nicht fest. Es hätte einer langen Ruhezeit, einer Zeit bedächtiger Überlegung im eigenen und friedfertiger Geduld im anderen Lager bedurft, um jeden Menschen jüdischer Abkunft diese Gewissensfrage an sich stellen und beantworten zu lassen. Auch war es mit der Assimilation des einzelnen nicht getan. Generationen mußten vergehen, eine unbefangene Mischung und Verschwägerung mit dem Volk, in dessen Land, Sprache und kultureller Überlieferung man heimisch geworden war, mußte stattgefunden haben. Man mußte sich auch nicht an die christliche Religion, man konnte sich ebenso gut freidenkerischen Weltanschauungen anschließen. Wichtig war nicht, was übernommen, sondern was aufgegeben wurde: nicht mehr und nicht weniger als die nationale Eigenart. Wer zu diesem Opfer nicht bereit war, errichtete die Mauern des Ghetto, welche mit solcher Mühe gesprengt worden waren, mit eigener Hand aufs neue. Wer zu ihm nicht bereit war, der mußte auch, sowie eine Rück-

kehr ins Land seiner Väter möglich wurde, eine solche nicht nur predigen, sondern auch selbst vollziehen.

Eine lange Ruhezeit, in der diese beiden Haltungen sich ungehindert kristallisieren durften, war den Juden, wie sich zeigen sollte, nicht vergönnt. In den Jahren der Emanzipation aber, da unter Teilnahme der aufgeschlossensten Geister und gerade durch eine schrittweise erfolgende Eingliederung in die Gesellschaft das ganze Für und Wider ihrer Lage zutagetrat, hatten sie zumindest eine Atempause. Die Mehrzahl ihrer Umgebung war ihnen wohlgesinnt, oder doch nicht ständig drauf und dran, sie als Sündenböcke für jegliche Art von Krieg, Pestilenz, Feuersbrunst, verdorbener Ernte und Geldknappheit anzuprangern und auf das grausamste zu bestrafen. Die Luft um sie war nicht mehr und noch nicht wieder vergiftet. Man ließ ihnen Muße, über sich nachzudenken, ja man half ihnen dabei.

In diesem Augenblick schien sogar möglich, was sich auf die Dauer als unhaltbar erwies. Eine Frau wie Fanny Arnstein, die sich weigerte, eine der beiden Stellungen zu beziehen, die sich halb in der jüdischen und halb in der christlichen Welt bewegte, in beiden gleich zu Hause war und mit der Gelassenheit einer wahren Tochter der Aufklärung auf die orthodoxen wie auf die konvertierten ihrer Glaubensgenossen blickte – eine solche Frau war immerhin das Symbol einer dritten Lösung der Judenfrage, die so vollkommen gewesen wäre, daß sie nicht durchgeführt werden konnte: wie jede andere Idee seit allem Urbeginn.



Fanny von Arnstein, Graphik von Joh. Fischer, 1793

kehr ins Land seiner Väter möglich wurde, eine solche nicht nur predigen, sondern auch selbst vollziehen.

Eine lange Ruhezeit, in der diese beiden Haltungen sich ungehindert kristallisieren durften, war den Juden, wie sich zeigen sollte, nicht vergönnt. In den Jahren der Emanzipation aber, da unter Teilnahme der aufgeschlossensten Geister und gerade durch eine schrittweise erfolgende Eingliederung in die Gesellschaft das ganze Für und Wider ihrer Lage zutagetrat, hatten sie zumindest eine Atempause. Die Mehrzahl ihrer Umgebung war ihnen wohlgesinnt, oder doch nicht ständig drauf und dran, sie als Sündenböcke für jegliche Art von Krieg, Pestilenz, Feuersbrunst, verdorbener Ernte und Geldknappheit anzuprangern und auf das grausamste zu bestrafen. Die Luft um sie war nicht mehr und noch nicht wieder vergiftet. Man ließ ihnen Muße, über sich nachzudenken, ja man half ihnen dabei.

In diesem Augenblick schien sogar möglich, was sich auf die Dauer als unhaltbar erwies. Eine Frau wie Fanny Arnstein, die sich weigerte, eine der beiden Stellungen zu beziehen, die sich halb in der jüdischen und halb in der christlichen Welt bewegte, in beiden gleich zu Hause war und mit der Gelassenheit einer wahren Tochter der Aufklärung auf die orthodoxen wie auf die konvertierten ihrer Glaubensgenossen blickte – eine solche Frau war immerhin das Symbol einer dritten Lösung der Judenfrage, die so vollkommen gewesen wäre, daß sie nicht durchgeführt werden konnte: wie jede andere Idee seit allem Urbeginn.



Fanny von Arnstein, Graphik von Joh. Fischer, 1793





Daniel und Mariane Itzig, Famys Eltern, Porträts von unbekannter Hand, 1780

digsten Dienst-Eifer zeit Lebens beständig fort zu fahren des allerunterthänigsten Erbietens seye.

Als haben Wir dieses sein

gehorsamstes Bitten gnädigst angesehen, und

ihn **Adam Isaac Arnsteiner** nicht

nur zu Unserm Kayserlichen Hof-Factorn hie

mit dergestalt allermildest auf- und angenom-

men, daß er Unser Kayserlicher Factor seyn, ge-

gen Uns und mannigliche sich also nennen und

schreiben darffe, auch von jedermannigliche da-

für erkennet, geachtet und betahmset werden

solle, sondern ihme auch verstattet, daß er bey sei-

nen Reysen und Verrichtungen eines ohnehin

sonst erlaubten Gewehrs, als Degen und Pisto-

len sich gebrauchen, und samt seinen Weib und

Kinderen, auch benöthigten Bedienten aller Or-

ten zu Wasser und Land, bey Vorweisung dieses

Unsers Kayserlichen Factors-Patents, oder des

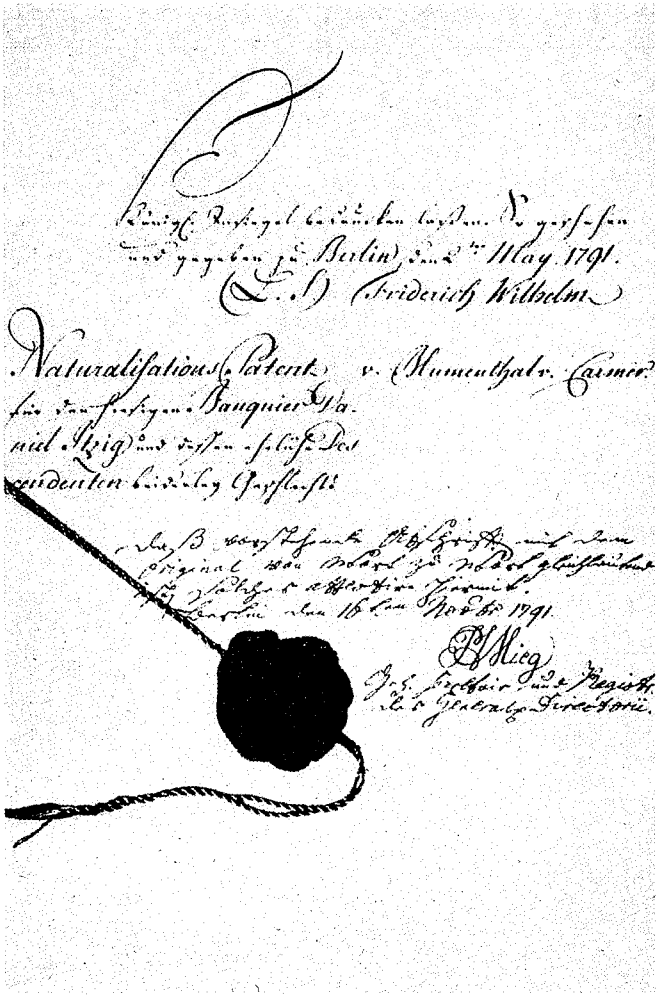
Kaiserliches Dekret,
Ernennung Adam Isaac Arnsteiners zum Hoffaktor, 1762



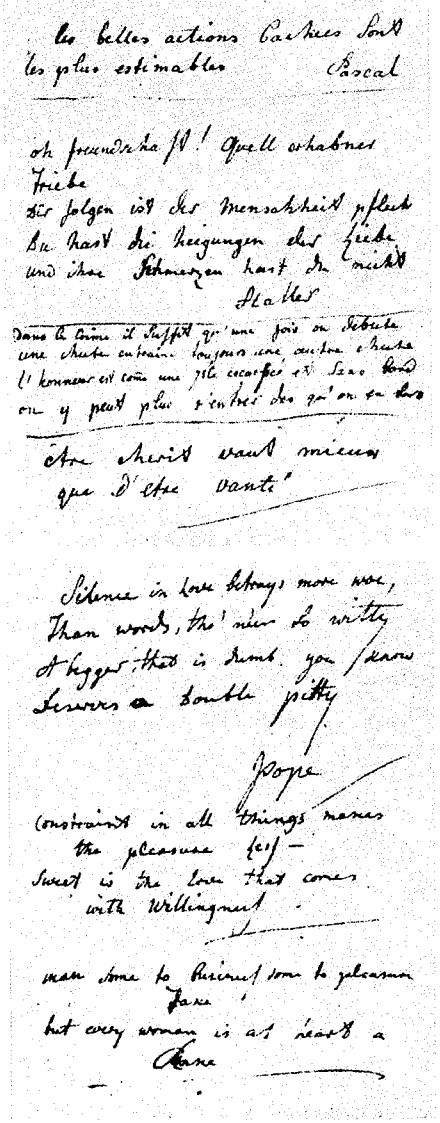
Fanny von Arnstein als junge Frau, Jugendbildnis von unbekannter Hand



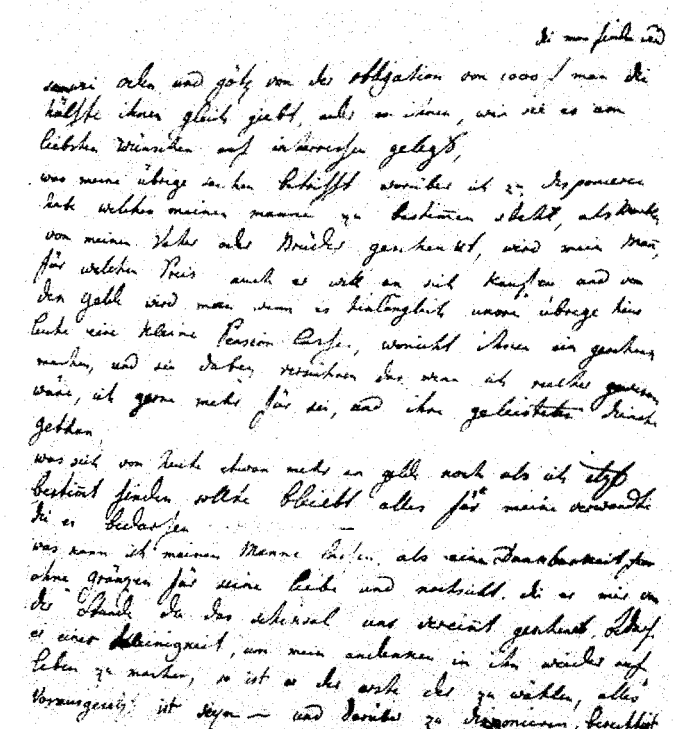
Nathan von Arnstein, Schattenriß von François Gonord, 1781



Naturalisations-Patent der Familie Itzig, Berlin 1791



Aus Fannys Merkbuch



Ausschnitt aus Fannys erstem Testament, 1793



Carl Fürst von Liechtenstein mit Gemahlin und Sohn,
Schabblatt von Nik. Rhein, nach dem Gemälde von H. Füger, 1792

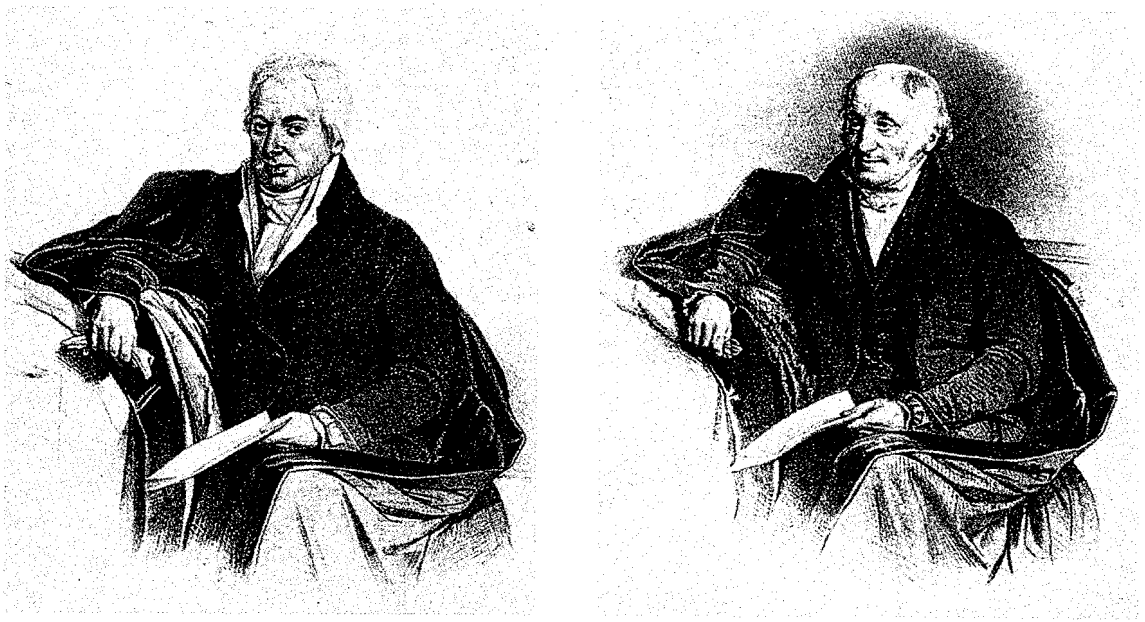


Die Wiener Judenschaft trägt zum Aufgebot bei,
Kupferstich von Ign. Wertheim, 1797

zu erheben, und zu würdigen, auch zugleich der
Gebaare, Gesell, und Gemeinschaft anderer des h
röm. Reichs, auch Unserer Erbkönigreich, Fürsten
thume und Landen Freyherrnstandes Personen zu
zufügen, zuzugesellen, und zu vergleichen.

Erheben, setzen, und würdigen ihn
Nathan Adam Arnstainer, alle seine ehel
iche Leibeserben, und derenselben Erbenserben, bey
derley Geschlechts in den Stand, Ehre, und Wür
de deren Freyherrn, Freyinnen, und Fräulein,
Vergleichen, gesellen, und fügen dieselbe zu der

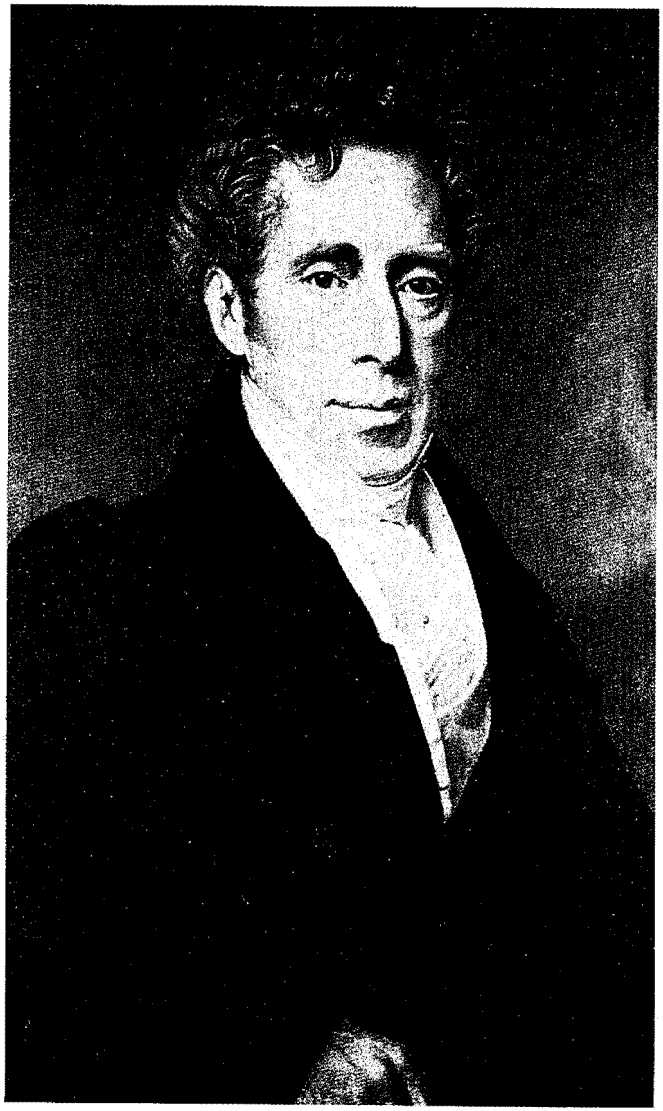
Kaiserliches Dekret über die Erhebung
des Nathan Adam Arnstein in den Freiherrnstand, 1798



Die Partner des Bankhauses Arnstein & Eskeles (links Nathan Frhr. von Arnstein, rechts Bernhard Frhr. von Eskeles)



Henriette von Pereira-Arnstein, Gemälde von Jos. Grassi um 1814



Heinrich von Pereira-Arnstein, nach einem Ölgemälde von Maschek, 1820



Die Freiherren Louis und Adolph von Pereira-Arnstein, Aquarelle von Henriette von Brévillier, 1832





August Freiherr von Pereira-Arnstein und Flora Freiin von Pereira-Arnstein, verehel. Gräfin Fries, Aquarelle von Henriette von Brévillier, 1832

SIEBENTES KAPITEL

Der Segen des Hohepriesters

Der Friede, der einem Feldruf geglichen hatte, war übergangslos wieder zum Kriege geworden. Niemand hatte ihn angesagt. Eine Landung in England, das als einzige Streitmacht den Kampf gegen das Direktorium fortgesetzt hatte, war unterblieben. Statt dessen setzte Napoleon über das Mittelmeer. Er schlug die Mameluckenbeys an den Pyramiden; kurz darauf versenkte Nelson das französische Geschwader bei Abukir. Zugleich begann Rußland, von dem Überfall auf das türkische Ägypten aufgebracht, zu marschieren. In Österreich witterte man Siegesgeruch. Vom Eifer des jungen Pitt mitgerissen, der sich von einem neuen vereinigten Vorstoß das gewisse Ende der Republik versprach, verband man sich zum ersten Male in der Geschichte mit dem Erbfeind, der Pforte. Bayern, Neapel, Portugal waren bereit, sich anzuschließen. Im Laufe des Sommers 1799 bildete sich die zweite Koalition.

Der junge Friedrich Wilhelm indessen, beraten vom Grafen Haugwitz, den der Abbé Sieyès den »Minister des Nichtstuns oder zur Verhinderung der Auswärtigen Angelegenheiten« nannte, saß auf dem Zaun und beugte sich einmal zu dieser, einmal zu jener Seite hinüber. Nicht nur Sieyès, der Unterhändler Frankreichs, auch die Botschafter Englands und Rußlands fanden in Berlin Gehör. Gentz, den der britische Geheimdienst bezahlte, trieb mit Intrigen und glänzenden Beweisschriften zur Kriegsteilnahme. Nichts davon half. Preußen verharrte in seiner Neutralität, auch als die vorausgespürten Siege der Verbündeten wirklich kamen – Siege in der Schweiz und in Oberitalien, ein Patt in Ägypten, Napoleons Rückkehr ohne sein Heer. Und dann, wenige Wochen vor der Jahrhundertwende, geschah der Staatsstreich des achtzehnten Brumaire!

Jetzt war Napoleon erster Konsul, Mann des neuen Säkulums,





August Freiherr von Pereira-Arnstein und Flora Freiin von Pereira-Arnstein, verehel. Gräfin Fries, Aquarelle von Henriette von Brévillier, 1832

SIEBENTES KAPITEL

Der Segen des Hohepriesters

Der Friede, der einem Feldruf geglichen hatte, war übergangslos wieder zum Kriege geworden. Niemand hatte ihn angesagt. Eine Landung in England, das als einzige Streitmacht den Kampf gegen das Direktorium fortgesetzt hatte, war unterblieben. Statt dessen setzte Napoleon über das Mittelmeer. Er schlug die Mameluckenbeys an den Pyramiden; kurz darauf versenkte Nelson das französische Geschwader bei Abukir. Zugleich begann Rußland, von dem Überfall auf das türkische Ägypten aufgebracht, zu marschieren. In Österreich witterte man Siegesgeruch. Vom Eifer des jungen Pitt mitgerissen, der sich von einem neuen vereinigten Vorstoß das gewisse Ende der Republik versprach, verband man sich zum ersten Male in der Geschichte mit dem Erbfeind, der Pforte. Bayern, Neapel, Portugal waren bereit, sich anzuschließen. Im Laufe des Sommers 1799 bildete sich die zweite Koalition.

Der junge Friedrich Wilhelm indessen, beraten vom Grafen Haugwitz, den der Abbé Sieyès den »Minister des Nichtstuns oder zur Verhinderung der Auswärtigen Angelegenheiten« nannte, saß auf dem Zaun und beugte sich einmal zu dieser, einmal zu jener Seite hinüber. Nicht nur Sieyès, der Unterhändler Frankreichs, auch die Botschafter Englands und Rußlands fanden in Berlin Gehör. Gentz, den der britische Geheimdienst bezahlte, trieb mit Intrigen und glänzenden Beweisschriften zur Kriegsteilnahme. Nichts davon half. Preußen verharrte in seiner Neutralität, auch als die vorausgespürten Siege der Verbündeten wirklich kamen – Siege in der Schweiz und in Oberitalien, ein Patt in Ägypten, Napoleons Rückkehr ohne sein Heer. Und dann, wenige Wochen vor der Jahrhundertwende, geschah der Staatsstreich des achtzehnten Brumaire!

Jetzt war Napoleon erster Konsul, Mann des neuen Säkulums,

Erbe und Überwinder der Revolution. Seine erste Tat waren Friedensangebote nach Wien und London. »Soll der Krieg, der seit acht Jahren die vier Erdteile verwüstet, ewig dauern?« schrieb er an den König von England. Und: »Ich wage zu behaupten, das Schicksal aller zivilisierten Nationen ist mit dem Ende eines Krieges verbunden, der die ganze Welt in Mitleidenschaft zieht.« Wie er vorausberechnet hatte, wirkte sein Versöhnungswille überzeugender auf Frankreich als in den Hauptstädten der Koalition. So wurde denn weitergekämpft, mit Genie und Glück. Rußland war bereits wieder kriegsmüde geworden und zog sich zurück. Die Vendée, Ort des letzten Widerstandes im eigenen Land, unterwarf sich. Mit altbewährten Truppen, die hier freigeworden waren, überschritt Napoleon im Mai den Sankt Bernhard, umging die österreichische Armee am Po, fiel ihr in den Rücken und zerschlug sie bei Marengo. Im Dezember wich Erzherzog Johann bei Hohenlinden den Truppen seines alten Gegners Moreau.

Österreich sah sich gezwungen, den falschen Frieden von Campo Formio in Lunéville zu einem echten zu machen. Der französische Besitz des linken Rheinufers, die italienischen Tochterrepubliken wurden feierlich anerkannt. Unter dem Schutz Napoleons besetzte Preußen das britische Hannover. England fand sich isoliert; zugleich stürzte Pitt über der Frage der irischen Katholiken, die Friedenspartei gewann die Oberhand, und im März 1802 konnte Napoleon die Vertreter seines hartnäckigsten Feindes am Verhandlungstisch von Amiens begrüßen. Im nächsten Frühjahr freilich erklärte ihm dieser Feind bereits wieder den Krieg, und zwei Jahre darauf hatte auch Österreich jenen ›echten Frieden‹, der eben doch nur ein grollender Waffenstillstand gewesen war, von neuem gebrochen.

Fernab, auf einem ständig wechselnden Himmel, zuckten die Blitze und rollte der Donner, wurde jede trügerische Helle sogleich wieder von drohendem Dunkel abgelöst. Im Vordergrund,

sonnbestrahlt oder sanft von barocken Rosenwölkchen überschattet, lag Wien.

Anderwärts mochten die Geschütze dröhnen. Hier war man weit vom Schuß. Marengo, Hohenlinden – wo war das? So fern wie das Schloß von Lunéville, wo vier Jahre Ruhe eingehandelt wurden! Krieg oder Frieden: das Leben der Residenzstadt blieb sich beruhigend gleich. Die Männer nach englicher Mode im schwarzen oder blauen Frack, das ungepuderte Haar in der Stirn, die Frauen in die fließenden, hochgegürteten Gewänder der Republik gekleidet, bewegte man sich in angenehm lässigem Rhythmus durch den Tag. Man versah seine Geschäfte, fuhr aus, erholte sich nachmittags bei einer kleinen Siesta, zog sich um und traf abends seine Freunde in Gesellschaft, in der Oper, im Theater. Je heftiger die Weltgeschichte an die Reichsgrenzen brauste, desto geborgener fühlte man sich in der Ereignislosigkeit. Der Kaiser mochte sein Volk am Gängelband führen. Man folgte ihm willig, so lange es nicht vorwärts, in eine dräuende Zukunft, sondern immer behaglich im Kreis herum ging.

Kein lautes Wort störte den Bürgerschlaf. Kein Dichter oder Staatsmann versuchte, der Zeit einen rascheren Pulsschlag zu geben. Alxinger und Blumauer waren tot. Die milderen Haschka und Ratschky waren noch am Leben. Ein deutscher Reisender, der Kantianer J. W. Fischer, wußte aus dem literarischen Wien von 1801 nichts weiter zu melden, als daß jetzt »Caroline von Greiner, verheurathete Pichler, liebliche herzliche Dichtung unter dem Namen Gleichnisse schrieb«. Im übrigen las man Cramer und Lafontaine. Um die Musik war es, wie immer, besser bestellt. Haydn hatte jüngst erst seine schönsten Werke, die ›Schöpfung‹ und die ›Jahreszeiten‹ verfaßt. In Mozart begann man, fast ein Jahrzehnt nach seinem Tod, das einzigartige Genie zu erkennen. Doch die Gegenwart war weniger leicht durchschaubar. »In Klavierkompositionen«, berichtete Fischer, »sind wohl jetzt Beethoven und Anton Eberl die stärksten. Beyde haben Neuheit, Feuer und Kraft; beyde strömen von Ideen über, und beyder Werke sind ziemlich schwer zu exequiren ... Beyde

zeichnen sich durch sehr vieles Genie, aber doch auch durch sehr viele Sonderbarkeiten aus, die man dem Genie verzeihen muß. Eberls Kraft wirkt mehr aufs Ganze, als auf einmal.«

Immerhin war die Streitfrage, ob Eberl oder Beethoven der größere Meister sei, in den Unterhaltungen der Gesellschaft zugelassen. Heiklere Themen wurden lieber vermieden: »Wenn jemand das Gespräch nur auf irgendeine Art von dem leidigen Wetter, dem Theater, und allenfalls den schon hundertmal erzählten Stadtneuigkeiten ableiten will, so wird plötzlich in aller Mienen eine merkliche Unzufriedenheit sichtbar, und es kann sogar kommen, daß die Frau vom Hause mit einer feinen Wendung als z. B. ›Wer wird denn immer von den gelehrten Sachen sprechen‹, die Unterhaltung ablenkt.«

Wo immer der gute J. W. Fischer verkehrte, es konnte nicht bei Fanny gewesen sein. Eben was er hier bemängelte, drang in ihren Bannkreis nicht ein. Ja, mehr als in den aufgeschlosseneren Tagen Josephs hatte sie jetzt eine Aufgabe zu erfüllen. Henriette Mendelssohn, die jene Jahre in Wien verbrachte, schrieb an Rahel Levin: »Ihr Haus ist einzig in seiner Art, so wie sie selbst es ist; es ist beinah der einzige Standpunkt, von dem man Wien recht würdigen und genießen kann; man ist bei ihr in guter Gesellschaft, ganz ohne Zwang, so comfortable, wie nur immer in seinem eignen Hause, und man sieht von da aus das Treiben der Wiener und ihren Ernst und Spaß, wie in einem täuschend gemahlten Guckkasten, ohne gedrängt und gestoßen, oder von der unerhörten Geschmacklosigkeit und plumpen Frivolität in jedem Punkt des Gefühls beleidigt zu werden.«

Und will es scheinen, als müßte dieses Urteil, aus Fannys engerer Sphäre stammend, voreingenommen gewesen sein, so sind genug unbefangene Berichte erhalten, die es bestätigen können. Um jene Zeit häufen sich die Mitteilungen, aus denen ihr Bild, ihr Haus, ihr Zirkel auferstehen.

Eine englische Dame etwa, Witwe eines Obersten St. George und geborene Chenevix, die im Frühjahr 1800, mit ausgezeichneten Empfehlungen versehen, die Runde in den Wiener Adelsfamilien machte, schrieb im April in ihr Tagebuch: »I have met likewise with a very amiable woman to whom the Countess Münster recommended me. She is a Berlinoise, and the widow of Prince Reuss (Marianne von Eybenberg), but is received in very few of the first circles here, on account of her birth, her father having been a merchant. She was originally a Jewess. I went to Mad. Arnstein's with her, which I fear was a breach of etiquette, Mad. Arnstein being a banker's wife, and of the second class of *noblesse*. However, I found there a pleasant society, and an easier *ton* than in most houses at Vienna. She keeps open house every evening to a few women, and all the best company in Vienna as to men. She is a pretty woman with an excellent address.«

Mit jenem Snobismus, der reisende Engländer, auch wenn sie selbst nicht aus erstem Hause stammen, im Ausland die Gesellschaft der höchsten Schichten suchen läßt, war es Mrs. St. George gelungen, sich durch den britischen Botschafter Lord Minto Eintritt bei den Esterhazy, den Schwarzenberg, den Colloredo, den Starhemberg, den Cobenzl und schließlich auch bei Hof zu verschaffen. Dennoch behielt sie den nüchternen Blick der nordischen Protestantin, der die Opulenz südlicher Gastfreundschaft nicht allzu viel Eindruck macht.

Mrs. St. George fand allerlei in Wien zu tadeln. Bei Lord Minto sah man weit weniger schöne und elegante Leute als in London. Der Fürst von Ligne schien ihr enttäuschend, keineswegs jener »aimable roué, plein d'esprit et de talents«, den sie erwartet hatte. Der Kaiser, sehr zu ihrer Überraschung, hing an seiner Frau, »which in Germany is a singular thing, as a mistress is almost considered here as a necessary part of the establishment of a married man«. Auch die Gartenkunst ließ sich mit der englischen nicht vergleichen. Der Schloßpark des Fürsten Starhemberg »is much admired here, and would be thought tasteless in England«.

Ein grausamer Brauch, nicht mit der Menschenwürde vereinbar,

war es, allen vornehmen Equipagen Läufer voranzuschicken: »It is so cruel and so unnecessary. These unhappy people... seldom live above three or four years, and generally die of consumption.« Auch rümpfte sie die Nase darüber, daß hier die Hocharistokratie nicht verschmähte, sich mit Geldgeschäften abzugeben: »Prince Staremberg, Marechal Kinski and the Prince de ... are the chief usurers.« Die jungen Österreicher mißfielen ihr durch ihre mangelnde Lebensart. »Classical knowledge is not thought essential to the education of a gentleman; study, in general, not a favourite pursuit, and reading scarcely considered an amusement. Consequently the young Austrians do not excel in the art of conversation. They have little grace, and scarcely any beauty.« Nicht überaus angetan vom Glanz des franzisceischen Wien, obgleich ihr die Gegend lieblich erschien, reiste Mrs. St. George wieder ab, um als nächstes den Berliner Hof und Adel zu beehren. Vorher besuchte sie noch einmal Fanny: »I dined also again with the Arnsteins, who I see hate the Austrian government. She is a Prussian, and, according to the latest cant phrase, ›that accounts for it‹.«

Ob Fanny die Regierung haßte oder nicht – ihr und nicht Nathan waren wohl jene unvorsichtigen Worte des Tadels zuzuschreiben, aus denen die englische Witwe ihre Schlüsse zog. Sicher ist, daß sie sich von der Huld des Kaisers, der ihren Mann geadelt hatte, nicht blenden ließ, sondern die kleinliche, mißtrauische, rückständige Art seiner Staatsführung erkannte und beklagte. Ihr Haus zu einer Insel zu machen, auf der sich Reste des josephinischen und leopoldinischen Geistes erhielten, war ihr Ziel. Überdies verfolgte sie ihre eigene Politik: die des unbedingten Widerstandes gegen das republikanische und später das napoleonische Frankreich. Wem es hierin an Tatkraft zu mangeln schien – sei es selbst Thugut, sein Nachfolger Cobenzl oder gar der furchtlose, aber nicht immer siegreiche Erzherzog Karl – gegen den richtete sich ihr Unmut. Um so glücklicher war sie, den Helden von Abukir bei sich empfangen zu dürfen. Die reizend ironische Schilderung dieses Besuches stammt von Caroline Jagemann,

der Weimarer Sängerin und anerkannten Maitresse des Herzogs August Wilhelm, die in der Residenz im Jahr 1800 ein Gastspiel gab:

»Zu meinen angenehmsten Wiener Bekanntschaften gehörte das Arnsteinsche Haus und der Arzt Frank mit seiner jungen Frau... Die Familie Arnstein bewohnte eine Gartenwohnung in der Nähe der Stadt, nahm mich mit großer Artigkeit auf und verdoppelte dieselbe nach meinen glücklichen Debüts... In ihrer sehr hübschen Behausung sah man täglich Fremde aus allen Ländern, auch Lord Nelson mit der durch ihre Attitüden bekannten Lady Hamilton wurde erwartet. Nach vielen Stunden der Ungewißheit, ob die Herrschaften der Einladung Folge leisten würden, erschienen sie endlich; Nelson, ein kleiner magerer Mann mit einem Auge und einem Arm, dem man den Helden nicht ansah. Lady Hamilton, eine hohe, stattliche Gestalt mit dem Kopfe einer Pallas, hinter ihm drein, seinen Hut unter dem Arme tragend. Sie blieben den ganzen Abend und ließen ihre Wirte in der größten Satisfaktion über die ihnen gewordene Ehre zurück.«

Nicht nur von Fanny und ihrer Tochter Henriette ist in Caroline Jagemanns Memoiren die Rede. Es wird hier auch zum ersten Male »die Frau Baronin Eskeles, ihre Schwester« erwähnt, die gleich ihr »im Äußeren ganz den Zuschnitt der Frauen aus dem alten Testament« getragen und auch »den eigentümlichen Dialekt ihrer Nation nicht ganz überwunden« habe, das »Frappierende aber durch Eleganz in Formen und Haltung vollständig auszugleichen« verstand. Die deutsche Sängerin und der britische Seeheld waren im Sommer auf dem Braunhirschengrund zu Gast gewesen. Einige Monate früher hatte Fanny die Freude erlebt, ihre »geliebte Schwester Wulff« für immer in Wien willkommen zu heißen. Cäcilie, ihr im Alter und Temperament am nächsten, hatte sich von ihrem Mann getrennt und war seither unverheiratet geblieben. Jetzt war durch Fannys Vermittlung eine Ehe zwischen der Vierzigjährigen und dem um sieben Jahre älteren Bernhard von Eskeles zustandegekommen, die beiden ein spätes Glück verhieß.

Der kluge und integre Mann hatte in seinem arbeitsreichen Dasein bisher versäumt, eine Frau zu nehmen. Längst war er als Wiens geschicktester Finanzmann bekannt, der überdies dem Fiskus, indem er 1795 eine Fälschung von Reservescheinen aufdeckte, viel Geld erspart hatte. Auf der Höhe des Erfolges begann ihn sein Junggesellenstand zu leiden. So hatte er bei ihrem Wiener Besuch Henriette Mendelssohn, der liebenswürdigen und ein wenig scheuen Erzieherin, den Hof gemacht, doch war sie unvermählt wieder nach Paris zurückgezogen. Bald darauf erschien Cäcilie Wulff bei ihrer Schwester und gewann sein Herz. Erst die Heirat mit dieser schönen Itzigtochter brachte ihm die Erfüllung seines Lebens. Schon im nächsten Jahr schenkte sie ihm eine Tochter, Marianne; bald darauf einen Sohn. Ein Stück ›berliner famille‹ war zu Fannys Freude nach Wien verpflanzt worden.

Weder Henriette Mendelssohn, noch Mrs. St. George, noch Caroline Jagemann, sondern einem unbekannten jungen Bayern ist die anschaulichste Schilderung Fannys zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zu verdanken. In seinen Briefen aus Wien an eine ›Frau von Stande‹ erging er sich in überschwenglichem Lob über alles, was sie betraf und umgab. Gleichwohl muß man ihn, dessen Stil zuweilen einer affektierten Nachahmung des Werther gleicht, nicht als einen Schönfärber und leicht beeindruckten Menschen abtun. Über die »baronisierten Israelitinnen« des Hauses Wetzlar etwa, die mit den Grafen Clary und Triangi verheiratet waren, redet er ziemlich verächtlich: »Ich habe mich nie entschließen können, nennen Sie es immerhin Vorurtheil, wenn Sie wollen, auch nur die entfernteste Bekanntschaft mit einem Gliede ihrer Familie zu machen. Noch gestern erzählte man mir, daß man eine dieser Töchter Jerusalems, da sie sich noch in ihrem Jungfernstande befand, wegen ihres Reichthums und der Einfältigkeit ihres Herzens nicht unwitzig in Wien gewöhnlich das *goldene Kalb* zu nennen pflegte.« Angesichts solchen Widerstandes oder Vorurteils, wie er selbst es nennt, gegen den

israelitischen Adel, wiegt um so schwerer, was er von Fanny sagt: »Die Baroninn von Arnsteiner, oder wie man sie hier im allgemeinen nennt, die Fanny, ist eine Frau von einigen und 30 Jahren und von Geburt eine Berlinerin. Sie ist eine Tochter des wegen seines Reichthums, seiner Wohlthätigkeit und redlichen Gesinnungen bekannten jüdischen Handelsmannes Itzig; er war ein aufgeklärter Mann, im guten Sinne des Wortes, Beweisthümer seiner hellen Denkart, die ihn über die großen Vorurtheile seines Volks und der damaligen noch geringer Kultur desselben erhoben, sind die Erziehung und Bildung, die er seinen Kindern gab. Jede der Itzig'schen Töchter ward mit so vieler Sorgfalt erzogen, genoß in allen Fächern der Sprachen und Wissenschaften einen so reichlichen Unterricht, daß sie, wenn es Wille des Schicksals gewesen wäre, den Stand der Fürstinnen nicht verunziert haben würden. Urtheilen Sie hieraus, wie angenehm man in diesem Hause sein muß, wo die Frau desselben den guten Ton und die mit diesem gesellschaftlichen Vorzug befreundeten Tugenden in sich vereinigt. Sie hat Verstand und Charakter und wird nur selten, wie andere ihres Geschlechts, von Launen tyrannisiert.« Fannys Gastfreundschaft hat man bereits zur Genüge rühmen hören. Trotzdem wird es erlaubt sein, den jungen Bayern hierüber zu zitieren, weil er dem bekannten Bild einige Lichter aufzusetzen hat. »Gegen jeden Fremden«, schreibt er, »ist sie fast gleich artig und weiß ihn augenblicklich in ein angenehmes Verhältnis zu versetzen. Ihr elegantes Haus ist jedem ihr empfohlenen Reisenden offen. Von des Mittags um 12 Uhr bis spät nach Mitternacht trifft man hier die ausgesuchteste Gesellschaft an, zu der man, ohne besondere Einladung, täglich den Zutritt hat. Um unausgesetzt die Honneurs ihres Hauses machen zu können, geht sie nie oder selten aus, wahrscheinlich kein geringes Opfer, dessen Gewicht der Fremde nicht dankbar genug anerkennen kann. Man kommt ohne große Ceremonie und geht ohne sich zu beurlauben; verbannt ist jede lästige Etikette der höhern Zirkel; der Geist, entfesselt von Zwange der Convenienz, athmet hier freyer. Aus diesen Gründen ist dann auch die Conversation nie

schmachtend, triviell, sondern jederzeit belebt und interessant und reichlich gewürzt mit attischem Salze.«

So unkritisch er Fanny gegenüberstehen mag, seine Urteilskraft hat der junge Bayer in ihrem Umkreis nicht ganz verloren. »Eine gewisse Generalin von S., welche eine Anverwandte der Frau von Arenstein ist, und gemeiniglich deren Stelle vertritt, wenn diese durch Kränklichkeit oder anderweitige Verhinderungen abgehalten wird, den Vorsitz in ihrem Hause zu haben«, kommt weit schlechter weg. Pepi Sebottendorf – denn nur um sie kann es sich handeln – »ist eine Frau von einigen 30 aus dem Stamme Israel, hat Verstand und Lektüre, allein ist dabey von der Empfindsamkeit so angesteckt, daß man sie mit gutem Gewissen in die Klasse jener Menschen setzen kann, welche Salzmann in seinem Karl von Karlsberg *Engelseelen* zu nennen pflegt. Es ist gewiß schön, Seele zu haben, allein auch sehr unglücklich, zu viel zu haben.«

Die arme Pepi hat offenbar viel zu viel, denn »unsere Dame z. B. gehet nicht wie unser eins, sie schwebt nur, sie spricht nicht wie andere Menschen, sie lispelt und affektiert den Accent der Natursprache, ihre Blicke sind voller Sehnsucht und über ihre ganze Figur ist ein gewisses schmachtendes Wesen ausgegossen, das nothwendig dem gesetzten Mann ein Lächeln abnöthigt: kurz meinen Beyfall hat nun einmal dieses Original nicht, denn ich liebe nichts, was aus den Grenzen der Natur tritt und sie überschreitet die Demarcations-Linie derselben um vieles. Weg daher mit dem Palett!«

Von der gleichen übertriebenen Empfindsamkeit ergriffen, die er der lispelnden Generalin nicht verzeihen kann, scheint er selbst in seiner Beschreibung der jungen Henriette. »Sie müssen es sich aber schon gefallen lassen«, schreibt er seiner Frau von Stande, »noch einmal mit mir jenen Tempel der Geselligkeit zu besuchen, in welchen ich Sie schon neulich eingeführt habe, und in dem Fanny Arenstein die Königinn jedes Festes ist. Wenn Sie diese eben genannte Dame schon kennen und lieb gewonnen haben, so müssen wir jetzt den schönen Schößling dieses Mutterstammes, ich meine ihre einzige Tochter Henriette, ins Auge nehmen. Wie der mild strahlende Orion am schöngestirnten nächtlichen Himmel, so glänzt Henriette v. Arenstein durch Grazie, Schönheit und Geist am gesellschaftlichen Horizonte ihres väterlichen Hauses. Diese Metapher ist keineswegs zu stark, sie entspricht dem Gegenstande völlig und hätte ihre Mutter nicht eigenes Verdienst, so würde schon ein Blick auf die vollendete Bildung dieser 17jährigen Tochter eine Lobrede auf sie seyn.

Wenn, nach den Begriffen der Kunstverständigen, edle Einfachheit der wahre Charakter der Schönheit ist, so ist Henriette v. Arenstein es gewiß. Frey von jedem Zwange athmet ihr ganzes Wesen jene reizende Naivetät, jenes unnennbaren Etwas in Worten, Mienen, Körperhaltung etc. das ihrem Geschlechte den Sieg über jedes Männerherz, welches Gefühl besitzt, sichert. Diese junge Dame einigt, was man in jedem Betracht unter die seltenen Spenden des Himmels rechnen kann, Talent und Schönheit, und Herzensadel mit Reichthum. Aber was den Werth dieser Vorzüge bei ihr erhöht und wodurch sie sich derselben würdig beweist, ist der wenige Werth, den sie auf diese Dinge setzt. Es scheint sie ignorire den Besitz derselben, in ihrem Herzen herrscht heiligbewachtes Gefühl für die Tugend, und auf ihrem Angesicht strahlt stets jenes sanfte Lächeln, das Homer seinen Göttern zuschreibt. Frohsinn, der Milchbruder Amors, ist ihr steter Begleiter. Diese immer frohe Laune, jene Anspruchslosigkeit, jenes Fernseyn von Gernwitz, alles dieß macht sie zur angenehmsten Gesellschafterin und zum liebenswürdigsten Mädchen.«

Der entzückte Bayer war ihr offenbar blind verfallen. »Wie aber kommt es«, ruft er aus, »daß so viele Vorzüge noch nicht das Herz eines jungen Mannes gerührt haben, daß dieser Huldinn noch nicht ein ihr würdiger Gemahl zu Theil geworden ist; würden sich dann nicht jene nur zur Hälfte entwickelten Keime, beseelt durch den Strahl eines neuen wohlthätigen Geistes, zur schönsten Religion entfalten?... Dieser Zeitpunkt wird nur dann eintreten, wenn ein junger Mann sich des Besitzes dieses Schatzes

werth beweisen wird. Es gab zwar schon mehrere, die um die Hand dieser Amorinn warben, von allen aber war nur einer, den ihr Herz erkohr; die nähere Verbindung mit diesem ist aus mir unbekannten Ursachen nicht zu Stande gekommen, doch heißt es jetzt, ein junger Portugiese werbe um sie und habe wirklich schon die Beystimmung der Ältern. In wie fern die tausendzungige Fama auch hierin wahr spricht, wird die alles enthüllende Zeit lehren. So viel bleibt indes gewiß, daß, wem auch dieses holde Mädchen zum Theil werden mag, siewird ihn beglücken.«

Welche unglückliche Liebesaffäre war Henriette in frühen Jahren widerfahren? Wir wissen es nicht. Den »jungen Portugiesen« aber gab es in der Tat – er sollte ihr angetraut werden. Inzwischen hielt er sich noch im Hintergrund. Im Spätsommer 1801 fuhr Fanny mit ihrer Tochter vorerst nach Berlin, um mehrere Monate im Haus der Tante Levy zu verweilen. Ja, sie blieb bis tief in den Winter hinein, der in diesem Jahr des europäischen Friedens besonders heiter und anregend werden sollte. Maskeraden, Schlittenfahrten, Theaterabende wechselten ab mit langen Nachtgesprächen in Rahels und der Herz Salon.
In Wien hatte Fanny wieder einmal ihren Letzten Willen niedergeschrieben, »da ich vor meiner Abreise für nöthig erachte alles, was ich zurücklasse, in Ordnung zu bringen«. Diesmal verfügte sie, daß aller Schmuck und Geldbesitz ihrer Tochter Jette zufallen sollte; aber auch für »Nothleidende aller Art und aller Religionen« war Vorsorge getan. Von neuem dankte sie allen »für mir so lange Jahre erwiesene treue Anhänglichkeit, Liebe und *Nachsicht* für meine öfters sie sehr kränkende Lebhaftigkeit, die mehr eine Folge meines Kopfes als meines Herzens war«, und erklärte, sie »sterbe, obgleich nicht gerne, doch mit dem Troste und Bewußtseyn, so viel in meinen Kräften war, die Pflichten einer Frau, guten Mutter und gewiß auch guten Tochter erfüllt zu haben«. Trotz solchen Todesgedanken erfreute sie sich bald darauf mit Henriette der anregenden Berliner Geselligkeit.

Es dauerte auch nicht lange, da hatte das »liebenswürdigste Mädchen«, dessen Lob der junge Bayer gesungen hatte, einem Schweden den Kopf verdreht. Karl Gustav Freiherr von Brinckmann, auf der herrnhutischen Schule zu Barby an der Seite Schleiermachers erzogen, war seit nahezu zehn Jahren Legationssekretär in Berlin. Der kleine und schwächliche Mann, dessen ständig schwärmerischer Zustand ihm den Ruf eines Phantasten eingebracht hatte, verkehrte im Salon der Herz, mit Humboldt, Schlegel und Tieck, mit Rahel Levin und später mit Fichte, kurz mit den interessantesten Leuten der Stadt. Er hatte bei Goethe in Weimar Besuch gemacht und auch bei Schiller vorgesprochen. Chamisso und Rahels Bruder verlachten ihn. Mit Friedrich Gentz aber war er wirklich befreundet. Er teilte mit ihm nicht allein eine Abneigung gegen das »entartete Berliner Aufklärertum«, wie sie ihm erst die Herrnhuter, dann der Philosoph F. H. Jacobi eingeflößt hatten, sondern auch die Liebe zu den Damen und die Liebe zu sich selbst. Gleich Gentz sah er sich bei all seinen Ekstasen selbstgefällig zu. »Brinckmann ist wirklich göttlich«, schrieb Prinz Louis Ferdinand an seine Geliebte Pauline Wiesel, nachdem er sie Brinckmann abspenstig gemacht hatte, »die Liebenden schreiben der Liebe wegen, der liebt der Briefe wegen.« War ihm die Wiesel entgangen, so tröstete Brinckmann sich sogleich mit einer Mehrzahl von Damen. Ludwig Robert, Rahels spottlustiger Bruder, dichtete in seinem Namen eine Elegie an die »geistreiche Doktorin Flies«, die in späteren Jahren erst einen Baron Borge, dann einen Grafen Sparre heiraten sollte:

Sieh, ich will dir den Thee, den köstlichsten, wirthlich bereiten,
Und verspreche, du sollst Göttin des Festes mir sein.
Weder Luise von Berg, noch ihre reitende Mutter,
Noch Henrietten, die ich Nymphe der Donau genannt,
Nicht die kleine, von Göttern und mehr noch von Menschen beschenkte
Tochter Thalias und noch minder die riesige Herz
Nicht die bescheidene Sander, und nicht die gewaltige Engström,
Keine von allen, ich schwör's, lad ich zum herrlichen Thee.

Die »Nymphe der Donau« war es, auf die Brinckmann an einem Abend bei der Rahel, bei dem Gentz, Louis Ferdinand und dessen Schwester Prinzessin Radziwill anwesend waren, sehnlichst harrte. Ob sie wirklich kam, geht aus dem Bericht des Grafen S., der sich dessen in seinen Memoiren erinnert, nicht hervor. Jedenfalls waren die Damen Arnstein in diesem Herbst auch Gentz des öfteren begegnet. Am 21. Oktober erwähnte dieser in einem kleinen Billet an Brinckmann: »Mlle. d'Arnsteiner versprach neulich, Ihnen und mir das Mädchen von Orleans zu leihen. Können Sie nicht die Realisierung dieses Versprechens bewirken?« Brinckmanns Liebe zu der »herrlichen Freiin von A. aus Wien« war seinem Freunde Gentz ebenso wenig verborgen geblieben wie Henriette selbst. Vielleicht hatte ihre Mutter sie, ehe man sich endgültig dafür entschied, dem »jungen Portugiesen« ihre Hand zu geben, auf ein letztes Mal nach Berlin gebracht, um einen noch würdigeren Gemahl für sie zu finden? Mehrere Verehrer, darunter der dänische Gesandtschaftssekretär Baron Selby, waren in der Tat aufgetaucht. Doch keiner von ihnen, am wenigsten Brinckmann mit seiner poveren Erscheinung und seinen zahlreichen Amouren, erschien ihr erstrebenswert, und so entschloß man sich denn zu Ende des Jahres, nach Wien zurückzureisen.

Ehe dies geschah, hatte Fanny sich mit ihrer Tochter noch auf jene Erkundungsfahrt begeben, von der in Varnhagens ›Denkwürdigkeiten‹ die Rede ist: »Während des Konsulates von Bonaparte machte sie eine Reise nach Paris. Sie kehrte mit sehr ungünstigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die späteren Kriege und feindlichen Überziehungen, welche Österreich erlitt, erfüllten sie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzosen; sie sprach diesen Haß leidenschaftlich selbst in Gegenwart der Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger schmeicheln, als wenn man ähnliche Gesinnungen an den Tag legte.« Ob es die Erinnerung an die Blutgerichte des Terrors, der Wiederbeginn eines absolutistischen Systems oder der überhebliche, siegestrunkene, großsprecherische Ton der französischen Öffentlichkeit war, was Fanny jene ungünstigen Eindrücke verschaffte, ist nicht verraten. Keinesfalls blieb sie lange genug in Paris, um seine gewinnenderen Züge auszukosten, denn Mitte November war sie bereits wieder in Frankfurt, wo der große Bankier Bethmann, ein Geschäftsfreund ihres Mannes, einen Ball für sie und Henriette gab. Von dort schrieb der baltische Graf Wilhelm von Nesselrode seinem Sohn Carl, einem jungen Diplomaten in Berlin, der ihn offenbar über die beiden Damen ausgefragt hatte:

»Mme Arnsteiner, que j'ai beaucoup vu à Berlin, il y a six ou sept ans, joint à beaucoup d'esprit une très grande amabilité. Sa fille, je crois, avait alors douze ou treize ans, et annonçait déjà par ses premiers progrès les plus heureux résultats d'une éducation très soignée. Je ne les ai revue qu'un instant (car elles ne s'y ont arrêtées que deux jours, en venant en dernier lieu de Paris pour se rendre à Berlin) à un bal que Maurice Bethmann leur a donné. J'ai trouvé la mère extrêmement vieillie de figure, la fille dansant à merveille et d'une manière distinguée; on la dit ici promise à un comte de Degenfeld, attaché à la mission prussienne à Londres. J'ignore si ce bruit est fondé.«

Er pries sodann die großen Fortschritte, die von den Berliner Juden in der letzten Zeit gemacht worden seien, vor allem da »un nommé Mendelssohn« ihnen besondere Ehre gemacht hätte. Er, Nesselrode, habe dessen Buch über die Unsterblichkeit zwar für einen »galimatias métaphysique qui n'expliquait rien« gehalten, doch sei das »une maladie assez commune chez nos savants allemands«. Wie immer – »mon dernier mot sera, que Mlle Arnsteiner étant fort aimable, sa mère ayant beaucoup d'esprit et à coup sur un plus grand savoir-vivre que les trois quarts et demi des dames de Berlin, vous ferez bien de voir et la mère et la fille, le plus souvent que vous pourrez«.

Ob man in Degenfeld den Mann vermuten soll, den Henriette unglücklich liebte? Nichts als diese beiläufige Bemerkung in dem Brief eines flüchtigen Bekannten, auch diese nur auf ein unbestätigtes Gerücht gegründet, deutet darauf hin. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin muß übrigens der junge Nesselrode, von

seinem Vater dazu ermuntert, mehrmals bei ihr Besuch gemacht haben. »L'amabilité de Mme et de Mlle Arnsteiner a fait naître chez moi le désir de fréquenter les juifs; s'il y en a beaucoup qui leur ressemblent, leur société vaut bien la peine d'être cultivée«, teilte er dem Grafen Wilhelm mit. Doch zu Beginn des neuen Jahres reisten die Damen ab. Und »am 1ten Tage in der Woche am 22ten Tage des Monats Ellul, im Jahre 5562 nach Erschaffung der Welt, nach der wienerischen Zeitrechnung Sonntag den 19ten fbris 1802« wurde das Verlöbnis Henriettes mit dem »jungen Portugiesen« gefeiert.

Fannys Tochter war, wie ein Gewährsmann versichert, »ganz in einer Art natürlicher Religion aufgewachsen«. »Von hebräischen Kirchen-Gebräuchen erblickte man nichts in diesem Haus.« Gleichwohl kam, als sie mit dem Sohn des Gutsbesitzers Eliseus Pereira aus Holland verbunden werden sollte, kein anderes als das jüdische Ritual in Betracht.

Es war ein seltsam archaisches, ein Dokument von fast biblischer Einfachheit, mit dem diese Kinder zweier verfeinerter Familien einander versprochen wurden. »Es hat der Herr Ahron«, so lautet es, »Sohn des Herrn Elisah Pereire zu der Braut Freyen Henriette, Tochter des Herrn Nattan Baron v. Arrnstein gesagt: Sey meine Gattin, nach dem Gesetze Moyses und Israel, so will ich Dich in Ehren halten, speisen und ernähren nach der Weise Israelitischer Männer, die ihre Ehegattinnen redlich Pflicht leisten, speisen und ernähren. Ich will Dir auch geben Deine Morgengabe welche Dir vermög gesetze gehörrt, nähmlich 100 Schock Silberlinge, und dazu noch alle weiblichen Bedürfnisse. Die Braut Freyin Henriette willigt auch ein, seine Ehegattin zu seyn. Ihre Mitgabe aus dem Hause Ihres Vaters, sowohl Geld, Gold, Silber, Kleinodien, alles dieses nimmt der Herr Bräutigam für 100 S. an. Gegen diesen will ihr Herr Bräutigam von dem Seinigen noch 100 Schock Silberlinge zugeben, so daß die ganze Summe 200 Schock Silberlinge beträgt. Er sagte auch: Ich übernehme auf mich und

meine Erben gewährleistung für diesen Trau- Aussteuer und Vermehrungsbrief, so daß dieser voll bezahlt werden, von meinen besten Gütern und Besitzungen die ich schon besitze, oder etwa noch erlangen möchte, sowohl beweglichen als unbeweglichen Gütern. Allen diesen Bedingungen unterzieht sich Herr Bräutigam in Gegenwart seiner Braut nach besten Rechten und Form die unter den Töchtern Moyses und Israels gewöhnlich sind ohne Widerspruch zu halten. Urkund dessen haben sich zweit erbethene Ohrzeugen ohne ihrem Nachtheil unterschrieben.«

Die Abkunft des jungen Mannes ist ungewiß und nur aus Familienlegenden zu belegen. Da und dort wird sie mit der des Baron Diego d'Aguilar in Verbindung gebracht – einer glänzenden und abenteuerlichen Figur aus dem Marranengeschlecht Pereira –, der zwischen 1750 und 1755 in Wien lebte und dort das Haupt der kleinen sephardischen Gemeinde war. Eine Verwandtschaft mit ihm ist nicht erhärtet. Dagegen besteht unter Henriettes Nachkommen die Überlieferung, daß ihre väterlichen Urahnen aus Palästina über Saloniki nach Portugal ausgewandert und dort unter dem Namen de Pereira zu Standespersonen geworden seien. Ein gewisser David Chevalier de Pereira, der nach Art der Marranen – oder Scheinchristen – die ›portugiesische‹ Religion angenommen und beibehalten hatte, sei vor der Inquisition nach Holland geflohen. Er habe seinem Sohn Eliseus ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Dieser Eliseus, welcher mit einer Chana Machado verheiratet war, habe aufgrund von Verdiensten um das Haus Oranien die holländische Baronie und dazu beträchtlichen Grundbesitz, darunter das Schloß Luxenburg bei Utrecht und Ländereien an der Zuydersee, bei Rotterdam und Harlem erworben. Sein Sohn Aaron wurde als viertes Kind im Jahr 1773 auf jenem Schloß Luxenburg geboren. Vor dem Ende des Jahrhunderts begab er sich nach Österreich, wo er als wohlempfohlener und reicher junger Mann bald Zutritt zur Wiener Gesellschaft fand.

Die Sepharden galten von jeher als der natürliche Adel der Juden. Eine Ehe ihrer Tochter mit einem Sohn aus so vornehmem und

begütertem Haus erschien Nathan und Fanny ohne Zweifel wünschenswert. Man sollte darum denken, sie hätten das sanfte Kind dazu bewogen, Pereiras Werbung anzunehmen. Indessen war es Henriette selbst, die sich aus nicht ganz verständlichen Gründen für ihn entschied. Gentz, der im Sommer nach dem Verlöbnis nach Wien kam, um sich der österreichischen Regierung als Berater zur Verfügung zu stellen, gab Brinckmann in einem langen Briefe Auskunft über die Stimmung im Arnsteinschen Hause:

»Sie sind gewiß neugierig darauf, was ich von Henriettens Heirat denke, die übrigens am Ende dieses Monats gewiß vollzogen wird. Hier haben Sie es. Pereyra ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, eher häßlich als hübsch, eher dumm als klug, und ohne irgendeine hervorstechende Eigenschaft, es sei der Person, des Gesprächs, oder des Charakters. Dagegen ist er reich, äußerst anständig und gentlemanlike in seinem Wesen, in seinem Betragen, in seiner ganzen Lebensweise, hat durchaus nichts Jüdisches in Rede und Manier (wohl aber im Gesicht), und besitzt, wie ich vollkommen überzeugt bin, eine sehr große Gutmütigkeit und Sanftmut und Gleichheit und Freundlichkeit im nähern Umgange.

Eigentlich scheint mir die ganze Familie mit dieser Heirat, die bloß auf Henriettens freier Wahl beruht, unzufrieden zu sein; denn ich habe sie von mehrern bestimmt angreifen, und noch von keinem bestimmt verteidigen hören. Ich glaube aber, daß Henriette ihre guten Gründe bei dieser Wahl gehabt haben muß; Leidenschaft gab sie ihr nicht ein; eine Person von so vielem Verstande, und von so vieler Vernunft weiß sicher, sobald keine Leidenschaft im Spiele ist, was sie will und was sie tut; und daher habe ich mich unbedingt für Pereyra erklärt, der mir auch übrigens gar nicht mißfällt, unter den gewöhnlichen Bewerbern um dies Kleinod, gewiß einer der besten, und auf alle Fälle viel besser als Selby ist. – Aber einen andern habe ich hier kennen gelernt, von dem ich schwerer begreife, wie sie ihn ausschlagen konnte; von diesem erzähle ich Ihnen mündlich.«

Ob er es tat oder unterließ – auch von diesem Verehrer Henriettes wird man nie erfahren. Am 19. September wurde sie mit Pereira vermählt, der im Heiratskontrakt bereits unter dem Namen Heinrich Pereira angeführt wurde. Nathan gab seiner Tochter einen Schuldschein auf hunderttausend Gulden mit, deren Zinsen er ihr laufend auszuzahlen bereit war, während ihr das Kapital erst nach sechs Jahren übergeben werden sollte. Fanny, die kurz vor der Hochzeit ihrer Tochter, dieser »wichtigsten Epoque meines Lebens«, noch einmal Testament gemacht hatte, hinterließ Henriette alles, Pereira nichts. Er durfte es ihr »nicht als Kälte anrechnen, oder für Mangel an Zärtlichkeit, seiner hier nicht besonders gedacht zu haben, allein noch kenne ich ihn zu wenig, um ihn so ganz schon zu den meinigen zu zählen«. Nach der Trauung fuhr sie abermals auf eine große Reise, indessen das junge Paar das Neulingsche Haus in der Krugerstraße bezog.

Gentz hatte an den Feierlichkeiten, obschon sie ihm vielleicht soviel Amüsement wie der Königin Ulrike von Schweden bereitet hätten, nicht mehr teilgenommen. Er war nach England gereist, um sich erst im März 1803 in Wien niederzulassen. Zu Ende dieses Jahres war er bereits »auf ewig mit der Arnsteiner brouilliert«.

Die kurze und jäh abgebrochene Freundschaft Fannys mit Gentz verdient Beachtung, nicht allein, weil sie den hinlänglich bekannten, komplexen Charakter dieses Staatsmannes, sondern noch viel mehr, weil sie die widerspruchsvolle Haltung jener ganzen Zeit den Juden gegenüber illustriert. Gentz, der die Rahel bewunderte und zur Eybenberg eine zärtliche Beziehung unterhalten hatte, äußerte sich im intimen Kreise überaus gröblich gegen ihre Glaubensgenossen. »Lassen Sie nur für's erste«, so schrieb er im Juni 1801 an Brinckmann, »die verfluchten Juden aus dem Spiel: die Gelehrten fürchte ich nicht; denn sie sind so nüchtern, daß Ihnen der Appetit nach diesen Rackern bald vergehen wird. Will aber das Schicksal, daß Sie sich in irgendeine Jüdin verlieben – dann freilich bin ich verloren... Die Warnung

der kleinen Levy tönt schrecklich in meinen Ohren: ich setze ihr die meinige entgegen: Fuge, o fuge Judaeos.« Auch über Humboldts Freundschaft mit ihnen empört er sich: »Es ist doch in der Tat schändlich, daß man Humboldts Namen nicht mehr genannt sehen kann, ohne ihn entweder mit einem Franzosen oder mit einem Juden gepaart zu finden ... Und wer ist denn dieser Deutschland so bekannte Gelehrte Friedländer? Gewiß irgendein entsetzlicher Hund, der die Berliner Aufklärung unter den Pariser Philosophen spazieren führen wollte?« In demselben Brief, in dem er Brinckmann an das Versprechen Henriettes erinnert, ihm »das Mädchen von Orleans« zu leihen, teilt er ihm mit: »Vielleicht wissen Sie nicht, daß ich erstes Mitglied der neu etablierten Zensurkommission über alle Juden geworden bin. Die Arnsteiner sollen meine Hand schon fühlen.«

Einen Mann von solcher Macht und Médisance davon zu überzeugen, daß man als Jüdin dennoch, in Nesselrodes Worten, »fort aimable« sei, war kein geringes Verdienst. Im Dezember desselben Jahres deuten zwei kurze Sätze darauf hin, daß auch Fanny auf Gentz Eindruck gemacht hatte: »Die Nachricht von der Arnstein freut mich sehr. Ich finde sie in der Tat so interessant, daß ich wünsche, ihr zu gefallen.« Im Januar hofft er, sie vor ihrer Abreise nach Wien noch einmal zu sehen: »Lassen Sie mir doch sagen, liebster Freund, ob Arnsteiners morgen noch reisen, und ob man sie heute abend noch besuchen kann. Wenn beides der Fall ist, so würde ich Ihnen vorschlagen, daß wir uns zwischen 7 und 8 Uhr bei Humboldts treffen, und von da an miteinander zu Levis gehen wollten.« Auch ihre äußere Erscheinung hinterläßt ihre Wirkung. Über den Vertrag von Amiens witzelt Gentz im März: »Der Friede ist gewiß. Auch ist er höher, wenngleich nicht als alle, doch wenigstens als meine Vernunft. Schöner als der Hals der Fr. Arnstein – denn so muß man sich ausdrücken, um korrekt zu sein – ist er wohl wahrlich nicht.« Und sowie er nach Wien kommt, begibt er sich, magisch angezogen von ein paar Vertretern jener Sippe, die er doch im ganzen ablehnt, verhöhnt, sogar haßt, in das Arnsteinsche Haus, das ihm die tödliche

Langeweile der Residenz im Sommer ein paar Wochen ertragen hilft.

»Reisen Sie nicht im Sommer nach Wien«, warnt er Brinckmann. »Es ist der unangenehmste Aufenthalt, den es nur irgendwo geben kann... Was nur nicht mit eisernen Banden an die Stadt gefesselt ist, wohnt auf dem Lande... Das wenige was zurückblieb, hält seine Häuser hermetisch verschlossen, und sieht jeden Besuch, oder besser, Versuch eines Besuchs, den ein Fremder tentiert, comme non-avenu an. Kurz, man läßt Sie mit der drükkenden Hitze in dieser engen, klösterlich-verbauten Stadt, mit ihrem permanenten Gestank, mit ihrem beispiellosen Staube, mit ihrem schlechten, ungenießbaren Essen, mit ihren 800 Fiakers, und ihren 30.000 Badauds, mit dem – nichts weniger als lustigen – Prater und seinen gebacknen Hähneln, mit drei oder vier mittelmäßigen Theatern, bis zum Ekel abscheulichen Kaffeehäusern, und etlichen tausend trivialen, grunddummen, frostigen, durchaus unbrauchbaren Freudenmädchen – allein.

Daß dies Gemälde nichts weniger als übertrieben ist, dafür bürge Ihnen – zuvörderst, das äußerst günstige Vorurtheil, mit welchem ich nach Wien kam – ferner, das besondere und ausgezeichnete Glück, welches mir (vor tausend andern) eine reinliche, elegante und höchst bequeme Wohnung in der besten Gegend der Stadt, den beständigen Gebrauch einer sehr guten Equipage, und viele andre kleine häuslichen Komforts zuführte – das nicht weniger außerordentliche Glück, welches mich wenigstens mit allen, was es nur irgend von interessanten Männern hier gibt (denn die Kunst an die Weiber zu gelangen, habe ich noch nicht entdecken können), ohne Schwierigkeit bekannt werden ließ – endlich, und vor allem Dingen, der nicht genug zu preisende Vorteil meiner Verbindung mit dem Arnsteinerischen Hause.«

Es folgt sodann eine oft zitierte Stelle, die auch, nachdem ein läppischer Wortwechsel ihm Fanny für immer entfremdet hatte, an Bedeutung nichts verlor: »Das Arnsteinersche Haus, – denn in diesem, und nur in diesem konzentriert sich schlechthin alles, was für mich den Unannehmlichkeiten Wiens noch einigermaßen

das Gegengewicht hält – das Arnsteinersche Haus ist die größte, und gewissermaßen die einzige Ressource aller hier ankommenden Fremden, und eine unschätzbare für die, welche, wie ich, durch ältere Bekanntschaft, Verbindungen mit Berlin, und eben die Judenverhältnisse, die wir, mein lieber B., so oft gering geschätzt haben, und die ich jetzt täglich im Staube verehre, einen nähern Anspruch auf Dienstleistungen und Freundschaftsbezeugungen erwerben.

Wie wohl war mir, als ich hier auf einem Punkte, außer Ihrer liebenswürdigen Freundin Henriette, und ihrer trefflichen Mutter, auch noch Mad. Levi, die ich immer liebte und schätzte, Md. Ephraim, die ich – zu meiner ewigen Schande gesagt – nie eines Blickes würdigte, und in der ich eine der interessantesten Frauen finde, die ich je gesehen habe. – Mad. Eskeles, über welche ich Sie oft verspottete, und die ich jetzt zu schätzen weiß, – Frau v. Eibenberg, die hier mein Trost, meine Freundin, meine Stütze ist, als ich neben allen diesen geistreichen, gutmütigen, in jeder Rücksicht preiswürdigen Weibern, noch alles, was nur Wien Lebendiges, Umgängliches und Erträgliches erhielt, vereinigt erblickte! Dies Haus ist in mehr als einem Sinne des Wortes eine kleine Welt. Ohne dasselbe wäre ich schon wieder weit von Wien; mit demselben kann man, wie fatal auch alles übrige sein mag, nicht leicht gänzlich verzagen oder zugrunde gehen.«

Im Frühjahr, nach seinem englischen Aufenthalt, las man's bereits anders. Von Brüssel aus, auf der Heimreise, hatte Gentz noch bei Brinckmann nach seinen Gastgeberinnen angefragt: »Wissen Sie denn nichts von Arnsteiners? Ich habe nirgends ein Wort von ihnen gehört. Was macht die Kleine (Rahel), was macht Mad. Levy und Mad. Ephraim, diese meine unvergleichliche und unvergeßliche Freundinnen?« In Wien, am Kohlmarkt zur Zufriedenheit untergebracht, begann er sogleich, die großen Adelshäuser zu frequentieren. Sie waren dem Fremden, der zu angenehmerer Jahreszeit und mit gewichtigeren Empfehlungen als

zuvor bei ihnen vorsprach, nicht mehr hermetisch verschlossen. Der kaiserliche Kabinettschef Graf Colloredo, sein Vorgesetzter – den er freilich so wenig liebte wie den Außenminister Graf Cobenzl –, hatte ihn bei den ersten Familien des Landes, den Liechtenstein, Lobkowitz, Schwarzenberg, Esterhazy und Auersperg eingeführt. Bei Fanny Zuflucht zu suchen, schien keineswegs mehr nötig. Überdies war sie Ende des Sommers mit Henriette und deren Mann nach Holland zu Pereiras Familie gereist. Inzwischen hatte Gentz eine Schrift zu Gesicht bekommen, die nach Jahrzehnten der Milde und des menschlichen Anstands in der Judenfrage einen neuen, üblen und unheilverheißenden Ton in die Debatte trug.

K. W. Fr. Grattenauer, ein Berliner Jurist und Gentzens Anwalt, hatte vor einiger Zeit ein anonymes Pamphlet unter dem Titel ›Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an unsere christlichen Mitbürger‹ erscheinen lassen. Ganz als hätte Lessing nie gelebt oder als wäre sein ›Nathan‹ nie geschrieben worden, holte dieser Mann die bereits verrosteten Giftpfeile und Kotschleudern aus dem Arsenal des alten Judenhasses wieder hervor. Überdies aber goß er Hohn über die schöngeistigen Jüdinnen aus, die sich in Berlin solche Achtung erworben hatten: »Sie lesen viele Bücher, sprechen mehrere Sprachen, spielen manche Argumente, zeichnen in verschiedenen Manieren, malen in allen Farben, tanzen in allen Formen und besitzen alles einzelne, besitzen aber nicht die Kunst, alle die Einzelheiten als Ganzes zu einer schönen Weiblichkeit zu verbinden. Den feinen Takt der großen Welt lernen sie weder in Paris, noch in Berlin, noch in Wien, sie mögen mit Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren umgehen so lange sie wollen.«

Die angegriffenen Damen setzten sich nicht zur Wehr. Doch die Proteste ihrer Glaubensgenossen bewirkten, daß in Berlin ein Polizeiverbot aller Flugblätter für oder gegen die Juden erging. Gleichwohl folgten neue Schmähschriften. Plötzlich war es wieder salonfähig geworden, die in den Salons geborene Ebenbürtigkeit der jüdischen Mitbürger in Frage zu stellen. Der nationale

Antisemitismus, jenes unschöne Kind des erwachenden preußischen Staatsgefühls, war in die Welt getreten. Aus Berliner Blättern und Brinckmanns Briefen erfuhr Gentz davon.

Seine erste Regung war ablehnend: »Was mich in Ihrem Brief unangenehm frappiert hat, ist das, was Sie mir über Grattenauer sagen. Mit welchem tiefen Unwillen, Abscheu und Ekel ich diese verwünschten großen Buchstaben in der Berliner Zeitung erblickt habe, vermag ich Ihnen nicht zu beschreiben . . . Ich stehe einmal, unglücklicherweise, mit diesem verdammten Menschen in Verbindung; . . . Aber den Verdacht, an seinen infamen Scharteken den entferntesten Teil zu nehmen, ertrage ich nicht.« Einen Monat später hatte er das Pamphlet gelesen. Damit war das kurze Zwischenspiel, in dem er »die Judenverhältnisse täglich im Staub verehrte«, auch schon wieder vorbei. Vor allem wurde seine latente Spottlust, die ihn seine besten – und gar seine zweitbesten – Freunde für ein Bonmot verkaufen ließ, durch Grattenauers unerwartet treffende Polemik geweckt: »Ungünstiger konnte man nicht leicht für die Beurteilung einer Schrift gestimmt sein«, erklärte er Brinckmann, »aber der Wahrheit zu Ehren, aber zum gerechten Lobe der unbestechlichen Unbefangenheit meines Gemüts muß ich sagen – daß ich sie . . . mit außerordentlichem Wohlgefallen gelesen habe.« Sie sei, so führte er aus, »fast durchaus vortrefflich, ja meisterhaft geschrieben«. Ihr Stil erinnere ihn an Lessing, »mit dem sehr viele Stellen eine unverkennbare, und doch ungesuchte Ähnlichkeit haben«. Ferner herrsche hier eine »so vollständige Kenntnis des Gegenstandes, eine solche Belesenheit« und so weiter, »daß wohl nicht leicht ein Jude, oder Judenpatron in Deutschland sich fähig glauben wird, einem Feinde, der so gerüstet (armé de toutes pièces) auftritt, fühlbare Streiche beizubringen«.

»Aber das Frappanteste von allem«, schrieb er dem Freund, »und was mich notwendig glauben macht, daß Sie die beiden letzten Schriften noch nicht gelesen hatten, als Sie über die Sache schrieben, war mir der wahre, reiche und unerschöpfliche Witz, mit welchem die Bestie zu Feld gezogen ist. Hierüber läßt sich nun

weiter kein Beweis führen; jede Seite spricht für sich selbst. Die Untersuchungen über den Titel: Jude, über den Judengestank, über die Judendoktorei, über die Appretur der jüdischen Frauen (Appretur ist der Unsterblichkeit wert, und wird gewiß nicht wieder vergessen, solange es Juden gibt) – alle diese Stücke hätten dem größten Schriftsteller Ehre gemacht, wenn je die Not und nicht der Mutwille ihn bewogen hätte, wider die Juden zu schreiben. Es ist schlechthin unmöglich, daß das wahrhaft Geistreiche, und unendlich Belustigende in diesen Stellen Ihnen entgangen wäre. Ich möchte einen Kurier nach Rom schicken, um Humboldt dies Hauptfest zu bereiten, für welches der tiefste Schmerz ihn nicht unempfänglich gemacht haben kann. Ich wenigstens kann versichern, daß ich so, wie ich bei dieser Schrift, ganz einsam und allein, gelacht habe, seit Jahren nicht lachte. Gelacht bis zum Weinen! mehr kann ich zum Lobe eines Werkes nicht sagen, dessen bloße Existenz noch eine Stunde vor meiner nähern Bekanntschaft mit demselben, nichts als Indignation in mir erregte . . . Nun aber, mein lieber Brinckmann, beschwöre ich Sie, dies ganze Urteil nicht laut werden zu lassen.«

Das Echo des eigenen, unmäßigen Gelächters über die verunglimpften »jüdischen Schönen« noch im Ohr, begab er sich zu Fanny, die Anfang Oktober wieder nach Wien zurückgekehrt war. An demselben Tag, der ihn über die Wirkung der Grattenauerschen Schrift auf seine Tränendrüsen berichten läßt, schreibt er Brinckmann: »Seit ungefähr acht Tagen ist die Arnsteiner wieder hier, aber ohne Henriette, deren Ankunft noch sehr ungewiß ist. Sie hat mir heute aufgetragen, Ihnen unendlich viel Schönes von ihr zu sagen. Ich aß zu Mittag bei ihr, und wir sprachen viel und lange über Sie. Ich saß zwischen zwei Menschen, von denen der eine Baron Schraut Sie etwas, der andere Baron Reutersvärd Sie gar nicht unmittelbar, aber viel durch andre kennt. Es ging lange sehr gut, bis auf einmal ein fataler Mißlaut hineinschlug, indem einer der letzten, der allerletzten Menschen, ein gewisser Chevalier Rongé (ein Freund der Fanny!!!), der Sie immer ›seinen guten Brinckmann‹, auch ›mon cher Brink-

mann‹ nennt, sich ins Gespräch mischte. Da ich mir von dem ersten Tage an, wo ich diesen Bösewicht sah, fest vorgenommen hatte, nie mit ihm zu sprechen, so mußte ich aufhören, von Ihnen zu reden, weil die Gefahr, ihm antworten zu müssen, immer dringender wurde. – Die Eskeles ist wieder in Wochen. – Die Gesellschaft in diesen beiden Häusern, so sehr ich auch die beiden Schwestern ehre, grenzt doch immer gar zu nahe an *mauvaise société*. Nun ich mich einmal in Wien orientiert habe, um die beßre zu finden, kostet es mich allemal Überwindung, dorthin zu gehen; aber es wäre krasse Undankbarkeit, wenn ich sie vernachlässigte; und dieser werde ich mich nie schuldig machen.«

Dennoch, das Grattenauersche Gift hat von ihm Besitz ergriffen. Zwei Wochen später – und er will den Grund der veränderten Einstellung, die er zu Fanny gewonnen hat, in ihr selbst erkennen: »Die Arnsteiner ist seit ihrer letzten Reise merklich gesunken (nicht körperlich, denn sie befindet sich, gottlob, sehr wohl), ihr Haus wird täglich schlechter: Sonnenfels und der Chevalier Rongé (sonst Runge genannt) sind ihre täglichen Helden.« Nicht lange darauf wiederholt er seine Ansicht: »Vergessen Sie nicht, wenn Sie mir schreiben, zwei Punkte zu berühren. 1. wie es mit Müller steht; 2. was Sie von Rongé halten. – Vor einigen Tagen behauptete die Arnstein (die seit ihrer Rückkehr aus Holland unerklärbar gesunken ist), Sie beteten diesen Racker an; ich glaube, sie sagte es bloß, um sich an mir zu rächen; denn in einem etwas lebhaften Wortwechsel hatte ich ihr bestimmt eröffnet, daß ich diesen ihren Günstling schlechthin für den Letzten hielte.«

Nicht nur der Chevalier Rongé, über dessen anstößige Erscheinung nichts weiter erhalten ist, auch jeder andere Anlaß genügt ihm jetzt, über die Juden herzuziehen. »Den Juden Musenalmanach kenne ich noch nicht, sonst aber so ziemlich alle diesjährigen Almanache, auch den Schlegelschen, wovon Sie mir ein Probestück geben. Über diese Verirrung kann man in der Tat nur seufzen. Wenn die längst gerichteten Stümper, die Kotzebue und Konsorten, die Aufklärer in Berlin etc. ihr Wesen forttreiben, so

sehen wir ihnen mit verachtender Ruhe zu. Aber trotz aller Exzentrizitäten ist die Schlegelsche Schule doch einmal die literärische Partei, auf welche sie jetzt unsere besten Hoffnungen gründen müssen; wie grausam ist es also, diese auf solchen Abwegen zu finden!« Und schließlich: »Ihr vorletzter Brief war ein wahres Meisterstück von Witz und Persiflage, ich habe ihn vielen vorgelesen. Aber die himmlische Stelle über Rongé behielt ich allein für mich. Mit der Arnsteiner bin ich ganz brouilliert. Der T. hole die Juden!«

Was war geschehen? Von den Argumenten des Grattenauerschen Pamphlets überzeugt, war Gentz nur noch, um seine neue Abneigung gegen die jüdischen Salons bestätigt zu finden, in Fannys Nähe geeilt. Der unselige Rongé schien ein willkommener Grund, sie jetzt zu meiden. Doch sein Schuldbewußtsein – der drückende Zweifel, er beginge etwa doch eine »krasse Undankbarkeit« an ihr – regte sich noch immer. Erst ein kindischer Zank, der seine geliebte Pauline Wiesel betraf, verschaffte ihm die Genugtuung, fortan mit Recht auf diese ihm lästig gewordene Gesellschaft zu verzichten. Pauline, die bezaubernde Kurtisane vieler großen Männer und Freundin mancher bedeutenden Frau in Berlin, zugleich ein Ausbund schlechter Eigenschaften, war nicht allein den Grafen Schuwalow und Hatzfeld, dem Prinzen Louis Ferdinand, Alexander von Humboldt und Brinckmann, sondern auch Gentz zeitweilig in den Armen gelegen. Rahel betete ihre himmlische Leichtfertigkeit an. Madame de Staël versicherte, sie hätte ihren ganzen literarischen Ruhm für eine von Paulines Flitterwochen hergegeben. Nur Fanny hatte keine Lust, diese modische Verliebtheit in die schöne Närrin mitzumachen, und nahm sich, wie gewöhnlich, kein Blatt vor den Mund. Sie ahnte vielleicht, aber nahm unerschrocken auf sich, daß sie damit eine Flut von Gehässigkeit bei Gentz auslösen würde:

»Jetzt kann und will ich Ihnen auch sagen, daß die erste Veranlassung (nicht die einzige) zu meiner Brouillerie mit der Arn-

steiner, aus der nun gottlob! eine völlige, und ich hoffe, ewige Trennung geworden ist, ein lebhafter Streit über Pauline war. Die A. sprach von ihr, wie es einer gemeinen Judenkreatur wohl ansteht und gebührt; sie ging in ihrer Verwegenheit so weit, mir das Recht, eine ›solche Person!‹ noch zu verteidigen, absprechen zu wollen; ich aber fing Feuer, und setzt ihr, vielleicht etwas zu deutlich, auseinander, wie und warum sie sich nicht anmaßen dürfte, über ›eine solche Person‹ auch nur zu denken, viel weniger zu reden. – Von diesem Tage an entwickelte sich ihr Haß gegen mich, der nachher durch ihre längst genährte Wut über meine gute Aufnahme in der ihr verschlossenen, und von ihr mit wahrer Judenwut beneideten großen Welt – durch den Streit über Rongé, den ich, ihr ins Angesicht, für den letzten aller erklärte – und durch die Beschuldigung, daß ich gesagt hätte, *que je n'aimais ni les bâteaux plats ni les platitudes* – zur völligen Reife gedieh. Sie können sich nicht vorstellen, wie froh ich darüber bin. Meine Zeit ist mir so kostbar, daß ich, obgleich ein Teil davon nun einmal der Gesellschaft gehört, diesen Teil wenigstens nicht in schlechtester Gesellschaft vergeuden will; und wie schlecht die Gesellschaft der A. jetzt ist (nachdem es weder Henriette, noch die Levy und Ephraim aus Berlin mehr darin gibt), davon können Sie sich keine Vorstellung machen.

Sonnenfels mit seiner Frau, die schrecklichsten unter den Erdgeborenen, Rongé, ein gewisser Advokat Ankerström (einige nennen ihn noch Ankerberg), der Graf Salmour aus Dresden, für den kein Galgen hoch genug ist, die Dlle. Schmalz und ihre Schwester, eine gewisse Mad. de Brevilly, die ungefähr en femme was Rongé en homme ist, der Graf Keller, ein wahres Jammerbild von Einfalt, und einige (würkliche) Maitressen von großen Herren – das sind die habitués und habituées dieses Hauses. Es tut mir leid, auch den Baron Reutersvärd beinahe darunter rechnen zu müssen. An Tagen, wo Diners und Soupers gegeben werden, ist es freilich etwas besser; aber doch immer noch so, daß die Gesellschaft von Buisson in Berlin (denn das ist ungefähr der Charakter der Arnsteinschen) ein Paradies dagegen

sein würde. – Auch Mariane (von Eybenberg) geht mit keinem Fuße mehr hin, und ist, gleich mir, vollkommen disgraziiert. Auch diese hat einige Male der Arnst. ihre wahrhaft niederträchtigen Äußerungen über Pauline recht wacker vorgeworfen; aber an einer so eingefleischten Jüdin, wie die A. ist alles verloren.«

Selten schrieb ein Dokument sich zwischen den Zeilen so deutlich seinen eigenen Kommentar! Daß Gentz gegen Fanny nicht mehr zu erinnern weiß, als daß sie die Wiesel »eine Person« genannt, daß er aus ihrer Gesellschaft nur die wenig reputablen Namen herausgreift, jedoch zugeben muß, es gehe bei den Diners und Soupers »etwas besser zu«, daß sein ohnmächtiger und gewaltsam aufgebauschter Zorn sich in Wörtern wie »Judenkreatur«, »Judenwut«, »eingefleischte Jüdin« entlädt und daß er schließlich verrät, er und die Eybenberg seien »disgraziiert«, also ihrerseits aus Fannys Gnade gefallen, spricht Bände für oder vielmehr gegen sich. Mit der Unbedingtheit, die sie mit ihren norddeutschen Landsleuten teilte und um deren unliebsamer Auswirkungen willen unter anderem Gentz in das konziliantere, kompromißfreudigere Österreich gezogen war, hatte sie ihn aus ihrem Haus gewiesen. Die von ihr »beneidete große Welt« ging, auch soweit sie ihr bis dahin noch verschlossen gewesen war, ein Jahrzehnt später vollzählig bei ihr aus und ein. Der Name Gentz aber war auf ihrer Gästeliste nie wieder enthalten. An den Dienstagabenden der Kongreßzeit, da ganz Wien sich bei Fanny einfand, legte Gentz sich häufig schon »um neun zu Bett«. Vorerst aber versorgte er noch ein ganzes Jahr lang Brinckmann mit abfälligen Nachrichten über die Arnsteinersche Familie, was vielleicht beweist, daß er weiterhin an Gewissensbissen litt.

»Ihr Abgott, Jette Arnstein«, berichtete er im Juni 1804, »ist auch wieder hier; sie soll aber bis zur Unkenntlichkeit verändert sein. Ich sehe sie nicht, denn mein Bruch mit dem Hause ist unheilbar. Ich bin im ganzen, ob ich gleich Jette gern habe, froh darüber; warum soll man mitten unter so vielen Schrecknissen auch noch Juden sehen!« Im August scheint der tatsächlich etwas zweifelhafte Chevalier Rongé sich nach Berlin begeben und bei Brinck-

mann gemeldet zu haben. Seine Lobreden auf Fanny und Klagen über Henriette erbosten Brinckmann. Als dieser sich bei Gentz brieflich über ihn beschwerte, nahm Gentz unerwartet für Rongé und gegen Fannys Tochter Partei: »Für's erste ist alles, was er von den äußern Veränderungen der Allbewunderten gesagt hat, buchstäblich wahr. Voûtée, composée sans grâce, sans tournure – hierüber ist in ganz Wien nur eine Stimme; und jeder der Augen hat, muß die Wahrheit der Sache anerkennen. Trauriger ist – und merken Sie wohl, daß ich hier durchaus auf Data baue, die ihre besten Freunde mir lieferten – trauriger ist, daß sie ihre ehemalige Liebenswürdigkeit total verloren hat, sich für nichts mehr interessiert, eine gewisse tödliche Stumpfheit und gänzliche Erschlaffung durch Blicke und Manieren ankündigt, bloß mit einem Wechselbalge von Judenkinde spielt, und selbst ihrer Mutter täglich Tränen auspreßt. – Wie das alles zugegangen ist, weiß ich nicht zu erklären, ob ich gleich in ihrer Heirat mit dem verruchten Juden den Keim zu dem allen schon deutlich sah; nur eine so furchtbar schnelle Entwicklung hätte ich nicht erwartet. Bis soweit hat nun Rongé vollkommen recht...

Was die Mésalliance betrifft, so ist darüber meine Meinung ungefähr folgende. Die Arnsteinsche Baronie wird in Wien nicht sehr geachtet; darin hat R. wieder recht, obschon nicht er, sondern der Prince de Ligne der Erfinder des sehr hübschen bon-mot ist, welches A. ›le premier baron du vieux testament‹ getauft hat. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß Henriette zur Zeit ihrer Blüte von ganz andern Personen gesucht und begehrt worden ist, als der Jude Pereyra, er mag nun aus Portugal, Holland, oder unmittelbar aus Jerusalem abstammen. Von dem Augenblick an aber, da Henriette diesen Juden liebgewonnen – denn sie liebte den Racker ja wirklich – sank sie schon sehr stark in der öffentlichen Meinung; und da nun vollends mit ihren Reizen auch ihre Liebenswürdigkeit verschwunden ist, wie ein Traum, so hat sich allerdings jetzt eine gewisse Gleichheit des Ranges zwischen ihr und ihrem Gatten eingestellt; sobald man aber Jude gegen Jude abwiegt, so hat R. wiederum recht, daß die portugiesischen vor-

nehmer sind, als die polnisch-deutschen; und P. gehört in der Tat zu einer der vornehmsten Judenfamilien in der Welt.

Es tut mir leid, daß dieser mein Ausspruch mit Ihrer, wie ich sehe, immer noch fortdauernden großen Neigung für Henriette nicht sonderlich zusammenstimmen wird. Glauben Sie mir aber, liebster Freund, daß er auf die reinste Wahrheit gegründet ist. Ich habe nicht das Geringste gegen Henriette, und würde mich mit ihr wahrscheinlich nie verzürnt haben; wenn ich sie diesmal nicht sah, so lag die Schuld bloß an ihrer schlechthin unausstehlichen Mutter. Das Falscheste und Lächerlichste in den Rongéschen propos ist, was er von dieser Frau gesagt hat. Gehen Sie alle Klassen von Wien durch, und befragen Sie jedes Individuum (4 oder 5 letzte ausgenommen, die da sind, Rongé, Abbé Collenbach, und einige Franzosen vom neuen Regime), Sie werden allenthalben dasselbe hören, nämlich, daß die Arnsteiner, so angenehm und unterhaltend sie sonst war, jetzt *à la force de prétentions manquées, de dépit contre la première noblesse, de mauvaise humeur causée par les succès des autres et par sa propre décadence uff.* eine der unerträglichsten Personen geworden ist, die man nur irgend aufweisen kann. Ihr Haus ist auch beinahe ganz verlassen; die Obengenannten nebst Sonnenfels und seiner Frau – zwei der schrecklichsten Wesen! – einigen durchreisenden Fremden, und ein paar alten Weibern, sind alles, was ihr blieb; und es ist so weit gekommen, daß *de l'aveu de toute monde*, der *premier Baron* jetzt für das beste Stück der ganzen Familie gilt.«

Nicht einmal den Franzosenhaß, den er mit ihr teilte, wollte Gentz der armen Fanny jetzt gönnen! Es seien, so bemerkte er mit der gefährlichen Anzüglichkeit des geübten Agenten, unter den wenigen Gästen ihres Hauses »einige Franzosen vom neuen Régime«, was wohl dazu bestimmt war, sie in Brinckmanns Augen vollends zu diskreditieren. Zu seinen neuen Wahnvorstellungen aber, von Grattenauer genährt, gehörte die Ansicht, daß die Juden »geborne Repräsentanten des Atheismus, des Jakobinismus, der Aufklärerei« seien. »Noch nie«, so schrieb er dem Freund im September, »hat ein Jude ernsthaft an Gott geglaubt!

Noch nie hat eine Jüdin – ich spreche ohne alle Ausnahme – die wahre Liebe gekannt! – alles Unglück in der modernen Welt kömmt, wenn man es bis in seine letzten Gründe verfolgt, offenbar von den Juden her; sie allein haben Bonaparte zum Kaiser gemacht; sie allein haben den Norden Deutschlands mit so schmählicher Blindheit geschlagen, daß Villers' Preisschrift dort für ein kanonisches Buch gehalten wird! – Aber genug von diesen Kannibalen!«

Man vermeint, die barbarischen Stimmen unseres eigenen Jahrhunderts reden zu hören! Der tief gottgläubige Mendelssohn, seine in ihrer Liebe zu Friedrich Schlegel völlig aufgehende Tochter Dorothea, die schwärmerische Henriette Herz und Fanny Arnstein, neben Gentz die erbittertste Feindin Napoleons in Wien, wurden von ihm nicht als Gegenbeweise angenommen. Ja, selbst Jakob Bartholdy, der Bruder Lea Mendelssohns und Neffe Fannys, dessen Besuch in der Residenz dieser Ausbruch galt, hätte ihn, wäre er bei Verstand gewesen, eines Besseren belehren können. Denn dieser Mann, den Gentz gegenüber Brinckmann als »einen der scheußlichsten dieser verworfnen Brut« bezeichnet, den er eine Bestie und einen vom Fürsten von Ligne mit Unrecht protegierten »Judenjungen« nennt, handelte stets als Inbegriff des preußischen Patrioten.

Aber Gentz war weder bei Verstand noch wollte er es sein, als er diese unsinnigen Behauptungen machte. Sein Wunsch war, als echtes Kind dieser Zeit, »aus der Sphäre des Verstandes im engeren Sinn des Wortes herauszukönnen«. Das Gemisch von Romantik und Zynismus in seiner Brust war eine noch nicht dagewesene chemische Verbindung, die fortan den deutschen Metabolismus nicht mehr verließ. Wohin sie führte, hat er selbst am besten ausgedrückt: »In diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr *viele*, das versteht sich von selbst, an der Kultur des Menschengeschlechtes arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, dem undankbaren, dem gefahrvollen Geschäft widmen, das Übermaß dieser Kultur zu bekämpfen.« Übermaß an Kultur? Bekämpfen? Es war die unverfrorenste Absage an den Fortschritt der Menschheit, die je ein Mann der Feder niederschrieb!

Indessen: etwas bleibt immer haften. So kraß, so scheelsüchtig auch Gentzens Beschreibung des Verfalls im Arnsteinschen Hause war, gewisse Anhaltspunkte mögen zu jener Zeit bestanden haben. Vielleicht hatte sich Henriette in den ersten Ehejahren wirklich verändert, obschon sie zur Zeit der Freiheitskriege wieder zu überschwenglicher Bewunderung Anlaß gab. Vielleicht war Fannys täglicher Umgang in der Tat gesunken – der Chevalier Rongé macht, wie immer man ihn beurteilt, schlechte Figur. Selbst ihr Salon mag vorübergehend an Glanz eingebüßt haben, denn welcher Zirkel, welche Geselligkeit bliebe sich ewig gleich? In einem Punkt aber wird man die üble Nachrede ganz von der Hand weisen müssen: daß Fanny von einem »dépit contre la première noblesse« zerfressen war. Gewiß besaß sie sozialen Ehrgeiz, wollte alles, was interessant und bedeutend schien, in ihre Nähe ziehen. Doch sie wußte wohl und hatte sich längst damit abgefunden, daß sie weder hoffähig noch im Vertrautenkreis des Uradels zugelassen war. Es genügte ihr, daß regierende Fürsten und Mitglieder jenes Uradels sie besuchten.

Seit einer Weile besuchte man sie an einem neuen Ort. Zu Georgi 1804 hatte Nathan mit der Tochter und Erbin des Großhändlers Natorp, der Freiin Bernardine von Kielmansegg, einen Vertrag geschlossen, wonach er in ihrem Palais am Hohen Markt 582 »den ganzen ersten Stock samt hiezugehöriger Stallung, Wagenschupfen, Boden, Holzlager und Keller« gegen fünftausend Gulden jährlich zur Miete übernahm. Von dieser Belétage sah man auf einen der schönsten Plätze von Wien: das alte Forum der römischen Provinzstadt Vindobona, welches nunmehr den Fratschlerinnen, Fisch- und Krebsweibern, ›Häringern‹ und ›Ganstern‹ mit ihren Buden und Marktständen eingeräumt war. Fannys Blick fiel jetzt, an Stelle der Pestsäule oder der grauen Fassade der Herrengasse, auf ein biblisches Bild. Es war der große

Brunnen, den der Baumeister Fischer von Erlach zu Ehren Josephs des Ersten errichtet hatte und auf dem sich, überdacht von einem viersäuligen Baldachin, die Hochzeit Mariä mit Joseph begab. Vier Engel umstanden die Gruppe, darin der Hohepriester, die Hand in seltsam päpstlicher Segensgeste erhoben, das junge Paar nach alttestamentarischem Brauch zusammentat. Die Symbolik des Monuments konnte Fanny nicht verborgen bleiben. Hier fand, wie bald darauf in ihrer eigenen Familie, die Geburt der christlichen aus dem Schoß der jüdischen Überlieferung statt.

Vorerst erlebte man von diesem Hause aus die jüngste und erregendste Entwicklung im Weltgeschehen. Am 10. Mai hatte Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen ernannt. Die kluge Voraussicht, mit welcher Gentz bereits nach der Einsetzung des Konsulats geäußert hatte, Bonapartes republikanische Verfassung sei nichts anderes als die Monarchie, war damit bestätigt. Im Sommer, noch ehe der Usurpator Zeit gefunden hatte, sich im Beisein von Papst Pius selbst zu krönen, erließ Franz der Zweite das Pragmatikalgesetz, das ihn zum ersten Erbkaiser von Österreich machte. Wenige Tage nach jenem absonderlichen Schauspiel vom 2. Dezember in Notre Dame ward den Wienern ihr eigener kaiserlicher Umzug zuteil – ganz als wollte man den Parisern ihre neue imperiale Würde nicht alleine gönnen.

Gleichwohl sah man in Österreich die Rückkehr Frankreichs zur althergebrachten Staatsform nicht ohne Wohlgefallen. Gentzens Aufruf an den Grafen Cobenzl, Napoleons Kaisertum nicht anzuerkennen, wurde abgetan und ein Protestschreiben des Bourbonenprätendenten vor den Augen des französischen Botschafters verbrannt. Gentz schäumte gegen die Regierung und gegen den Hof, auch den »weltberühmten Carl«, den er längst als einen »elenden Hecht« bezeichnet hatte – nur den romantischen Erzherzog Johann nahm er aus –, und seine ärgste Feindin, Fanny, tobte in ihrem neuen Salon am Hohen Markt mit gleicher Heftigkeit gegen die schändliche Langmut mit den Franzosen. Sie tat es in deren Sprache, wie es nun einmal üblich war. Dem jungen Arthur Schopenhauer, der in diesem Sommer mit seinen Eltern

im »gastfreien Hause des Barons Arensteiner« Aufnahme gefunden hatte, fiel diese Eigenart der Wiener Gesellschaft, auch unter lauter Deutschen französisch zu sprechen, besonders unliebsam auf. Es gab nur eine Entschuldigung dafür, wie der Sechzehnjährige seinem Tagebuch anvertraute: »Daß Französisch als Conversationssprache unstreitig alle andern übertrifft und das Wiener Deutsch so sehr schlecht ist.«

Es war der letzte Friedenswinter vor dem erneuten Sturm, der den Krieg, wie es nicht einmal zur Türkenzeit geschehen war, bis ins Herz der Residenzstadt tragen sollte. Vierzig Jahre später erinnerte sich Franz Gräffer der Redouten, die er damals miterlebte. Nicht mehr vom Hörensagen, sondern aus eigenem Gedächtnis beschwor er Fannys Erscheinung herauf, die dem jungen Mann, der seine ersten Schritte im Ballsaal tat, unverlöschlichen Eindruck machte. Mit besserem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit als jene Szene im Augarten, die Gräffer sich aus zeitgenössischen Berichten rekonstruierte, darf man ihn nun zitieren. Er beschreibt die Tänzer des Langaus und Menuett, den Eintritt des Fürsten von Ligne. Dann bemerken er und sein Begleiter eine aufsehenerregende Dame auf der Tribüne. »Wir hören lispeln. ›Eine Göttin, fürwahr. Wie sie thront! Diese Augen, eine Welt von Geist. Dieser Adel der Haltung.‹ Einige Frauen flüstern sich zu: ›Wie man sie schön nennen kann, wohl gar bezaubernd? Sie hat Anmut, ja, etwas Liebreiz. Sie hat Kenntnisse, viele Talente, köstliche Manieren, ein Savoir faire, comme il faut. Aber, mein Gott, bei alledem, ohne die Millionen?‹ – Welche Médisance, dacht ich, als Herr Fergar, errötend vor Entrüstung, zu der Sprecherin herauspolterte: ›Mit Gunst, Frau Marquise, wenn Sie selbst auch alle ihre Millionen hätten, so würde sich gleichwohl niemand um Sie bekümmern; und wenn Fanny Arnstein keinen Heller besäße, so wäre sie dennoch eine Millionärin.‹«

Gräffer schildert weiter: »Die Weiber verloren sich und machten uns Platz, die Bewunderte zu beschauen. In der Tat, will man die Grazien malen, so muß diese Frau dazu sitzen. Ja, Grazie, alles ist Grazie an ihr. Dieser Bau, diese Haltung, diese Bewegungen,

lauter Wellenlinien. Mein Hogarth, der du die Wellenlinien erfunden oder getauft, hier hast du, was du im Leben nimmer gesehen. Alles ist Harmonie; der Ausdruck dieser Frau ist Musik. Dann erst ihr Hauch, ihr Geist- und witzbeflügeltes Wort. Alles ringsum war Enthusiasmus. Alles starrte auf das Wunderbild, wie von magischem Zauber gebannt; stumm, regungslos. Aber siehe! O die Allmacht des Magnets befreundeter Geister! Schon nahen die Ligne und Harrach, schon sitzen sie an ihrer Seite.«
Sie war, das Wunderbild, in jenem Winter sechsundvierzig Jahre – ein Alter, in dem schöne Frauen häufig schon verblüht, geistvolle Frauen zuweilen noch sehr anziehend sind. Von der Legende ihrer unvergänglichen Reize umgeben, übte sie auf Gräffer eine halb schon verlorene Wirkung aus. Es war das letzte Mal, daß sie zu solchen Lobeshymnen Anlaß geben sollte, aber nicht das letzte, daß sie zu ähnlicher Bezauberung fähig war. Gewiß, sie hatte bereits ein Enkelkind, den kleinen Ludwig Pereira, der im August 1803 in Amsterdam zur Welt gekommen war. Doch zur gleichen Zeit hatte Cäcilie, die kaum jünger war als sie, einen Sohn geboren. Die Itzig-Töchter erhielten sich jugendlich. Was Cäcilie half, sich noch länger als Fanny bei guter Gesundheit und körperlicher Frische zu bewahren, war ihre ruhige, lässige Art, die sich von dem sprunghaften Eifer ihrer Schwester deutlich unterschied. Fanny aber zehrte sich auf – in der Geselligkeit, dem Gespräch, der täglichen und der großen Politik. In den nächsten Jahren hatte sie nur allzu viel Gelegenheit, sich über das Weltgeschehen zu alterieren.

Als Napoleon sich im März 1805 zum König der Lombardei aufschwang, die der Friede von Lunéville zu einer Republik gemacht hatte, war es mit der österreichischen Langmut vorbei. Indes dauerte es noch mehrere Monate, ehe Cobenzl sich entschloß, dem Kaiser zum Beitritt zur dritten Koalition zu raten. Erst im Herbst hatten die Lager sich endgültig deklariert. Diesmal stand Schweden mit England, Rußland, Österreich und Neapel auf

einer Seite, während erst Bayern, dann Württemberg und Baden sich entschlossen, mit dem Empereur und seinen spanischen Verbündeten zu Feld zu ziehen. Österreichs »schönstes und zahlreichstes Heer« von vierundneunzigtausend Mann lag in Italien. Aber Napoleon wollte diesmal nichts als Wien – er hätte am liebsten schon vor fünf Jahren einen Vorstoß dagegen unternommen. Nachdem die süddeutschen Staaten zu ihm übergegangen waren, hatte er leichtes Spiel. Bei Ulm traf er auf Mack, den ›modernen‹ österreichischen Militär, auf den die Führer der Koalition so viel Hoffnung gesetzt hatten. Es gelang ihm, die Kapitulation des Generals zu erreichen. Am 17. Oktober unterzeichnete Mack die Übergabe. Drei Tage später zogen zweiundzwanzigtausend Österreicher aus der Stadt, um vor Napoleon die Waffen zu strecken.
Wien befand sich in höchster Erregung. Es schien ein geringer Trost, daß der Empereur gleichzeitig mit seinem Landsieg die gesamte Flotte verloren hatte. Wo lag Trafalgar? Niemand wußte es. Aber jeder kannte Ulm! Das Mittelmeer war weit, doch die Donau war nah, sie führte geradewegs in die Residenz. Am 1. November stand Murat bereits bei Linz. Zugleich rückten Davout durch die Steiermark, Mortier am linken Donauufer vor. Alles ging so schnell, daß man keine Aussicht sah, Wien verteidigen zu können. Der Kaiser war am Inn, um Kutusows russischem Hilfsheer und seinen eigenen Truppen Beistand zu leisten. Die Kaiserin bereitete sich vor, die Stadt zu verlassen. Diesmal, als es ernst wurde, trieb man in der Eile keine Freikorps auf, die sich vor den Basteien dem Feind hätten entgegenwerfen können. Was jetzt von Bürgerlichen oder Adligen zum Aufgebot bereit war, wurde zu einer Art Bürgermiliz gemacht, die nicht kämpfen, aber für die Erhaltung der Ordnung und Sicherheit sorgen sollte. Inzwischen verlagerte man die Kunstschätze, Kabinette, Archive und Staatskassen teils nach Mähren, teils zu Wasser nach Ungarn. Viele Leute flohen bereits, noch ehe die Franzosen die Hänge des Wienerwaldes überschritten hatten.
Ein bisher unveröffentlichter Bericht, den der damalige Präsident

der Polizeihofstelle, Baron Sumerau, am 4. November 1805 an seinen ›angebeteten Monarchen‹ schrieb, enthüllt am anschaulichsten, in welcher Verfassung die Wiener sich befanden:

»Die großen Unfälle, welche bis jetzt beinahe alle Unternehmungen der Armeen Sr. Majestät betrafen, haben einen erschütternden Eindruck auf die große Masse der Einwohner dieser Hauptstadt gemacht. Es ist nicht mehr jener Schmerz über eine einzelne Niederlage, welcher durch die Hoffnung eines wiederkehrenden Glückes gemildert wird, und das Gefühl für eigene Kraft und das Vertrauen auf dieselbe erhöht. Es ist eine Niedergeschlagenheit, die auf jede Hoffnung Verzicht geleistet zu haben scheint, und gleichgiltig von dem Strome sich fortwälzen läßt. Die Aussichten auf die Hilfe Preußens und auf die Ankunft der zweyten russischen Armee vermögen nicht mehr, die große Masse der Menschen aufzurichten, da man selbst in den höheren Ständen, von welchen die Stimmung ausgeht, bald an dem Willen, bald an der Kraft derselben, durchaus aber an jener *Schnelligkeit* und jener Einheit der Maßregeln zweifelt, welche der Drang der Umstände gebieterisch erfordert.

Das Volk haßt den Kaiser von Frankreich und es liebt seinen Monarchen. Dies ist gewiß. Aber in jenen Haß mischt sich eine Furcht, die immer steigt, jemehr jenes der Welt zum Fluch gegebene politische Ungeheuer bis jetzt erfüllte, was er gedroht hat, und diese Liebe ist mit einem kraftlosen Bedauern des Monarchen gemischt, an welches sich unter allen Ständen, besonders aber unter den höheren eine gewaltige Erbitterung gegen jene anreiht, welche man als die Beförderer dieses Krieges bezeichnet. Das Vertrauen auf die militärische Macht ist ganz dahin, und an die Stelle desselben eine Art von Verachtung getreten, die selbst bis in die niedersten Stände wirkt, und um so bedenklicher für die nahe und ferne Zukunft ist, da man grelle Beweise von Mangel an Willen und von Gefühl für Ehre, Monarchen und Vaterland zu haben glaubt. Die Unterredungen Bonaparte's mit mehreren P: P: Generälen gehen von Mund zu Mund, entstellt und übertrieben, aber schon ist dadurch der Glaube, welchen Frankreich

zur Welt-Opinion machen will, auch hier herrschend geworden: ›Österreich opfere nur für England sich auf; um England zu retten, setze man eine ganze Monarchie, und die Ruhe, das Glück, das Vermögen aller Bürger derselben aufs Spiel; Bonaparte sey zum Frieden, und selbst zu einem ehrenvollen Frieden bereit, und er forderte kein Opfer, als Verzichtleistung auf die Allianz mit England.‹

Dieser Glaube vergiftet die Stimmung auf eine Weise, die über alle Stände sich verbreitet. Alle Bekanntmachungen Bonaparte's, die durch jedes mögliche Mittel von seinen Agenten in Umlauf gebracht werden, führen diese Sprache, und das Glück, das ihn verfolgt, eröffnet derselben sogar unter besseren Menschen den Eingang.

Im Lande Österreich ob der Enns hat das Benehmen der Russen Alles empört. Man sieht den Feinden als Rettern entgegen!

Seit gestern ist Wien in einer Spannung, die mit jeder Stunde größer und bedenklicher wird. Man kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Hauptstadt aufgeopfert werden solle. Man zieht, wenn dieses geschehn würde, Vorbedeutungen für die Zukunft heraus, welche jedem treuen Diener des Monarchen und des Staats das Herz zusammenpressen. Man betrachtet aus Gründen, welche auf Kenntnis der Menschen und der Zeiten sich stützen, die Aufopferung Wiens, als den gefährlichsten Riß in die unter allen Stürmen bisher so glücklich bewährten heiligen Verhältnisse zwischen einem guten Monarchen und einem guten Volke, und ahndet Folgen, gegen welche ein schneller, wenn auch minder glücklicher Friede, noch ein großer Gewinn wäre. Mit dem Verlust Wiens, fürchtet man, gehe das Vertrauen der Nation auf den Willen und die Kraft der Staatsverwaltung verlohren. Diesen düsteren Bemerkungen und Ahndungen gibt das Schicksal der Bankozettel noch ein höheres, aber niederschlagendes Gewicht; und diese Gefahr wächst schon in jeder Minute.

Ich habe demjenigen, was ich hierüber bereits sagte, nichts beyzusetzen.

Alle Menschen, die den Monarchen, seine Familie, und das Vater-

land mit Treue und Wahrheit lieben, haben nur Eine Stimme, und diese ist: Friede, ehe der Feind die Hauptstadt erobert, das Herz des Staates abgedruckt und das Volk durch Macht und Grundsätze auf immer vergiftet hat.
Gewissenhaft habe ich das Resultat der manigfaltigsten und ächtesten Beobachtungen gesammelt, und gegen meinen angebeteten Monarchen eine Pflicht erfüllt, die ich für die heiligste meines Lebens achte.«

Der Wunsch, den Sumerau im Namen der Wiener aussprach, wurde nicht erfüllt. Am 8. November verließ die Kaiserin Wien. Zur gleichen Zeit fuhr auch Gentz, von Weinkrämpfen geschüttelt, im Wagen eines ihm befreundeten Militärs nach Brünn. Anderntags ging eine ständisch-städtische Deputation dem französischen Vortrab entgegen. Murat erklärte ihr, das »Heil der Stadt hänge davon ab, daß er die Taborbrücke unversehrt antreffe«. Man hatte die Brücke, die den Weg zum Heer in Böhmen freigab, zwar mit Lunten zum Brand bereit gemacht, doch als am 13. November um elf Uhr mittags der Feind, geführt von Murat und Lannes, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel über Mariahilf beim Burgtor hinein, durch die Stadt, über den Kohlmarkt, den Graben und Stephansplatz zum Roten Turm marschierte, salutierte die Bürgerwehr, niemand dachte daran, die Brücke in Flammen zu setzen, und die Generäle gelangten im Sturmschritt über den Fluß. Bei Nacht und Nebel zog Napoleon, der sich bis dahin in Sieghartskirchen aufgehalten hatte, in die Kaiserstadt ein, um im Schloß Schönbrunn sein Hof- und Heerlager aufzuschlagen.
Fanny war in Wien geblieben – nicht allein aus Stolz, sondern um Henriettes willen, die kurz vor der Geburt ihres zweiten Kindes stand. Mit ohnmächtigem Zorn sah sie zu, wie die Bürgermiliz, als das Volk auf ein Gerücht einer nahenden Russenarmee hin ein paar französische Besatzungsoffiziere angriff, die voreiligen Patrioten zur Ordnung wies. Ob auch in ihrem Hause Einquartierung war, läßt sich nicht sagen. Doch es genügte, daß die blauen Röcke in allen Straßen und auf allen Plätzen blitzten und an der Hofburg die Trikolore hing. Am schlimmsten empfand sie, daß Preußen, welches Anfang November eine gewisse Bereitschaft zum Beitritt zur Koalition bekundet hatte, seinen Entschluß immer weiter hinauszuzögern schien. Murat war nach Mähren geeilt, um die Russen und Österreicher zur Entscheidungsschlacht zu zwingen. Graf Haugwitz, der den Verbündeten seine Antwort für den 15. Dezember versprochen hatte, hoffte nicht mehr, als daß ihn diese Schlacht der Antwort entheben würde. Von Friedrich Wilhelm südwärts gesandt, um dem Empereur die preußischen Vermittlungsvorschläge zu unterbreiten, reiste er »mit der Langsamkeit eines Sterbenden« über Prag nach Brünn. Napoleon, der vor ihm dort eingetroffen war, wies ihn an, sich zur Verhandlung mit Talleyrand nach Wien weiterzubegeben. Kaum war Haugwitz dort angelangt, da geschah, worauf er gewartet hatte: Austerlitz.
Nicht zuletzt durch Preußens Schuld war die Sache verloren. Hätte es früher eingegriffen, wer weiß, was noch zu retten gewesen wäre! Jetzt blieb Haugwitz nichts übrig, als eine Allianz, Cobenzl nichts, als einen Waffenstillstand mit Napoleon zu schließen. In Wien wurde am 28. Dezember, vom Balkon des Eckhauses Grünangergasse 1 und Schulerstraße 16, des sogenannten Neubergerhofs, in dem der französische Marschall Oudinot Quartier genommen hatte, ein kurz zuvor in Preßburg unterzeichneter Friede verkündet. In späteren Jahren, nachdem sie mit ihrem Mann den österreichischen Adel erhalten hatte, zog Henriette Pereira in diesen Neubergerhof ein – er sollte bis auf den heutigen Tag ihr Wappen tragen. Inzwischen wohnte sie noch in der Krugerstraße. Dort hatte sie, elf Tage nach dem Einzug der Franzosen, einem Sohn das Leben geschenkt. Am 28. November trat ein, was Fanny von Arnstein sich nicht hatte träumen lassen, als sie ihre Tochter einem Mann aus uralter sephardischer Familie zur Ehefrau gab:
»Daß ich, Endesgefertigter«, sagt der dokumentarische Beweis

dieses Vorgangs, »auf ausdrückliches Verlangen der Eltern nach vorher erhaltener Erlaubnis des Fürsterzbischöflichen Gnaden von Wien den Sohn des Herrn Heinrich *Pereira* und der Frau Henriette, geb. Freiin von *Arnstein*, in der zu dem Augustiner-Pfarrbezirke gehörigen Krugerstraße im Neuling'schen Hause Nr. 1071 nach christkatholischem Gebrauche ganz im Geheimen getauft und dem Kind den Namen *Adolph Franz* beigelegt habe, bezeuge ich mit eigener Namensunterschrift.« Gezeichnet: »Josef Gotzinger, Weltpriester und Kooperator zur Rheindorf.« Zweite Unterschrift: »J. Sonnenfels, St. Stephans-Ordensritter.« »Genehmigt! Sigismundus, Archiepiscopus.«

»Ganz im Geheimen!« Gleichwohl kann kein Zweifel herrschen: Fanny wußte davon. Ihr Freund Joseph Sonnenfels hätte nie gewagt, ein Schriftstück zu unterzeichnen, das ihren Wünschen nicht entsprach. Aus welchen Gründen immer sich Pereira und Henriette entschlossen hatten, mit dieser Taufe den Weg zu ihrem eigenen Übertritt vorzubereiten – Fanny hatte ihnen zugestimmt. Auch darf man nicht meinen, es hätte sich hier um eine Wiederaufnahme des Maranenbrauchs gehandelt, der bei den Pereiras im Mannesstamm überliefert war. Alles spricht dafür, daß Henriette und ihr Mann, wenn auch nicht ohne Hinblick auf äußeren Vorteil, so doch aus Überzeugung zum Christentum hinzustreben begonnen hatten, daß ihnen, als sie sich schließlich selbst taufen ließen, die neue Lehre mehr als eine religiöse Form geworden war. Nicht einmal jene skeptische Frömmigkeit, die Jules Lemaître »piété sans foi« genannt hat – ein Glaubenwollen, aber nicht Glaubenkönnen – wird man bei ihnen vermuten. Nein, ganz wie Dorothea Mendelssohn, die ihres Vaters Gottvertrauen erst im protestantischen, dann im katholischen Credo wiederfand, waren auch sie gewillt, ihre alte Andacht dem neuen Bekenntnis zu unterwerfen. Und Fanny, der die Parabel von den drei Ringen in Lessings ›Nathan‹ die Augen geöffnet hatte, hinderte sie nicht daran.

ACHTES KAPITEL

Verzweifelt aber nicht ernst

Vor Angst und Kälte schlotternd, als hätten sie des Nachts schwer geträumt und unter dem Alpdruck, in ihrer eisigen Kammer, das wärmende Federbett von sich gestoßen, erwachten die Wiener im neuen Jahr. Napoleon war noch vor Silvester abgezogen und hatte ihnen zum Dank für ihr »gutes Betragen«, ihre »Ehre, Treue und Redlichkeit« während der Besatzung ihr Waffenarsenal unberührt zurückgestellt. Seine Truppen aber – lebende Beweise, daß jener furchtbare Traum vom Feind, der auf der eigenen Bettkante gesessen hatte, wahr gewesen war – lagen weiter in der Stadt und plagten die Bürger, bei denen sie einquartiert waren. Erst am 13. Januar marschierten die letzten Franzosen zum Tor hinaus, und drei Tage später konnten sich die beiden kaiserlichen Majestäten wieder in die Residenz zurückwagen.

Ihre Einfahrt erfolgte, so wenig Grund auch dazu bestand, unter dem jubelnden Beifall der Bevölkerung. Man hatte den Stephansdom geschmückt und alle Dörfer, durch die Franz und seine Gemahlin kamen, in Fichten- und Tannenwäldchen verwandelt. In der ganzen Leopoldstadt waren die Häuser mit Bäumen, Blumengewinden und Tapisserien verziert. Über die Taborbrücke, welche dem Feind den Weg nach Austerlitz geöffnet hatte, begab sich nun der Festzug in entgegengesetzter Richtung, am Roten Turm vorbei, über den Hohen Markt und in weitem Bogen zum Dom, um nach einem feierlichen Tedeum in der Hofburg zu enden. Abends gab es freies Theater und freie Redoute für jedermann.

Das Lebehoch, welches man dem Kaiser zugerufen hatte, mochte da und dort ein wenig matt geklungen haben – gleich dem enttäuschten Evviva, das dem Grafen im ersten Akt des ›Figaro‹ dargebracht wird. Franz dachte freilich nicht daran, wie jener

Almaviva seine Untertanen von irgendwelchen Festlichkeiten abzuhalten oder gar in die Armee zu befehlen. Ganz im Gegenteil bekräftigte seine Rückkunft, daß jetzt wieder Friede war und man sich von neuem des Lebens freuen sollte. Doch dieser Friede war schmählicher, als es die von Campo Formio und von Lunéville gewesen. Das kaum gewonnene Venetien fiel dem Königreich Italien anheim, Istrien und Dalmatien sollten fortan zum französischen Imperium gehören, und der neue König von Bayern hatte Tirol und Vorarlberg eingesteckt. Im Tausch für diese alten Erbländer waren Salzburg und Berchtesgaden gewonnen worden, was die blauen Soldaten Napoleons um ein paar Kilometer aus der Sichtweite schob. Freilich nicht mehr als ein paar Kilometer! Denn die französischen Heere blieben an der bayerischen Grenze stehen und zeigten damit an, daß nicht einmal sie dem Frieden trauten. »Ganz Österreich«, schreibt der Wiener Chronist Hormayr, »schien einen vollen freyen Athemzug zu thun. Wer aber aufmerksamen Blickes hinaussah ins stürmeschwangere Meer der europäischen Welt, der sah auch wohl, daß sie noch keineswegs vorüber sey, die Zeit der Prüfung.«

Fanny spähte nicht erst hinaus auf jenes stürmeschwangere Meer, um das Schicksal der nächsten Jahre vorauszuahnen. Sie blickte hinab auf den Monarchen, der in seiner Staatskarosse den Hohen Markt entlangfuhr, und sah die Ohnmacht Österreichs in seinem Gesicht geschrieben. Keine energische Maria Theresia, kein willenskräftiger Joseph – ein Zauderer und Schwächling saß auf dem Thron, indes ein noch Stärkerer als der große Friedrich über die Karte Europas hinwegfegte. Wahrscheinlich hätte jeder seiner Brüder, Karl und Johann, einen besseren Kaiser abgegeben als dieser Mann, der weder ein umsichtiger Diplomat und entschlossener Kriegsherr noch ein guter Landesvater war. Bonapartes Siegeslauf zu hemmen, gelang auch klügeren Fürsten nicht. Doch der Misere im eigenen Land zu steuern, einen dringlichen Vortrag der Hofkammer, die schleunige Verbesserung der Wechselkurse bezweckend, nicht über zwei Monate liegen zu lassen, Volk und Beamten nicht durch mißtrauisches Zögern und Aktenverschleppung noch näher an den Rand des Hungertodes zu bringen, als die Niederlage des Landes bereits unvermeidlich tat – all das wäre immerhin möglich gewesen.

Franz, der nach seiner Rückkehr feierlich versprach, »jeden Augenblick Meines Lebens der Erhöhung der Wohlfahrt der edeln und guten Völker zu weihen, welche Mir theuer sind wie Kinder Meines Herzens«, jedoch immer weiter Bankozettel drukken, Unzufriedene bespitzeln, Bäckerläden militärisch bewachen und rebellierende Handwerker, Dienstboten und Hausfrauen mit Knüppeln oder gar Säbeln auseinandertreiben ließ, Franz war in diesen Schreckenstagen alles andere denn ein Labsal seiner Wiener. Kein Wunder, daß ihr Jubel immer gedämpfter klang, daß sie murrten, wo sie konnten, und Graf Zinzendorf 1806 von den »sprichwörtlich gewordenen Wiener Geboten« reden konnte, die jedermann stillschweigend umging.

Der Preußin in ihrem Palais am Hohen Markt war dabei nicht wohl zumute – um so weniger wohl, als das Elend des Volkes ihrer Familie immer mehr Gewinn eintrug. In den friedlichen Jahren vor Ulm war ihres Mannes Bankhaus, das 1804 den Namen Arnstein & Eskeles angenommen hatte, eine Anzahl ehrenvoller, wenn auch nicht allzu gewichtiger Staatsaufträge zugefallen. Es hatte den kaiserlichen Botschaftern in Paris, Sankt Petersburg, Genua und Kristiania ihre Diäten überwiesen, es hatte den Fiskus durch gelegentliche Anleihen bei befreundeten Finanzleuten wie Bethmann in Frankfurt oder Schuback in Hamburg gestützt. Jetzt, da zu den Kosten des verlorenen Krieges noch die hohen Kontributionen an Frankreich kamen, schossen die vermittelten Darlehen wieder gewaltig hinauf. Im Januar waren es viereinhalb, im März gar zweiunddreißig Millionen Gulden, die Arnstein & Eskeles, im zweiten Fall gemeinsam mit den Häusern Fries und Geymüller, aufzutreiben hatten.

Nathan mochte bei solchen Transaktionen, die mit dem Wohle des Staates seinen eigenen Nutzen verbanden, nicht viel Gedanken an das Los des kleinen Mannes verschwenden, der an der unausbleiblichen Teuerung und Geldentwertung zugrunde ging.

Schließlich erblickten auch die Mitglieder des hohen Adels zu jener Zeit kein Unrecht darin, im müßigen Genuß ihrer Revenuen hunderttausend Gulden jährlich auszugeben, indes ein geplagter kleiner Akzessist oder Postbote mit vierhundert Gulden, deren Kaufwert erst auf die Hälfte, dann auf ein Drittel sank, auszukommen gezwungen war. Fanny aber dauerte das Elend. Sie half, wo sie konnte. Die Wiener Zeitung berichtet immer wieder von Unterstützungen, die sie Bedürftigen zukommen ließ. In ihrem Letzten Willen vom Juli 1806 gedachte sie des jüdischen wie des christlichen Armenhauses, empfahl die »Armen beider Nationen den Herzen meines Mannes und meiner Tochter – und das sind gute Fonds«, und fügte die bemerkenswerte Klausel hinzu: »Ich bitte meine Tochter, zwar keiner Nation oder Religion ein Vorrecht in ihren Gaben zu geben, allein doch immer zu bedenken, daß *der arme Jude nur bey seinen Glaubensgenossen Unterstützung findet, statt daß den armen Christen beider Nationen Stütze und Hülfe wird.* Dies möge sie ihren Kindern, die zwar in christlichem Glauben erzogen, einprägen, damit wenn auch sie einst wirken, sie den armen Juden nicht ungehört und ohne Hülfe von ihrer Tür weisen mögen.« Ihre eigenen Dienstleute versah sie reichlich, auch ihr neues Kammermädchen, »Sophie, die viel Geduld mit mir gehabt«, und bemerkte überdies, daß »meines Mannes vortreffliches Herz, und meiner Tochter Güte und Billigkeit mir Bürge für die Versorgung unserer treuen Diener ist«.

Es spricht aus diesem wie aus ihren anderen Testamenten, die sich nur mit allgemeiner Wohltätigkeit, mit der Sorge um ihre armen Verwandten und dem »Andenken an den unvergeßlichen Vater« befassen, eine Demut und Bescheidenheit, die sich mit Gräffers Bild von der millionenschweren Salonlöwin schlecht verträgt. Wenn sie Henriette ermahnt, nach ihrem Tode die Berliner Tanten und Basen zu unterstützen, so hofft sie zugleich, daß Gott sie noch etwas länger am Leben läßt, damit es ihr leicht werde, »meine Tochter durch meine Ersparnisse in Stand zu setzen alle diese kleinen Opfer leichter zu bringen«. Auch ihr Aufwand an Kleidern scheint nicht übertrieben gewesen zu sein,

denn sie erwähnt ihre »sehr unbedeutende Garderobe und Leibwäsche«, die zwischen Oda und Sophie geteilt werden soll – mit Ausnahme der schönen »Kanten und Schawls«, die ihren Berliner Nichten und ihren Freundinnen, »worunter ich die Frau von Sonnenfels zähle, zu überreichen seien«.

An Gut und Geld war ihr, soviel ist klar, nicht am meisten gelegen. Wenn Pereira, dem sie von neuem »das Glück meiner guten, sanften Tochter« ans Herz legt, auch diesmal nichts von ihr erbt, so deshalb, weil sie ihm in Henriette »das einzige Gut, den einzigen Schatz, den ich besessen«, bereits gegeben hat. Und schließlich bittet sie auch hier wieder auf rührend kindliche Art um Vergebung ihrer Schwächen: »Ich war trotz meinen Launen und eigen meiner Art, eine liebevolle gute Mutter, eine gute Hausfrau, gute Schwester und gute Freundinn – was ich gutes zu thun unterlassen, stand gewiß nicht in meiner Macht, dies darf ich, ohne mich zu schmeicheln, wohl sagen, immer war mir die Freude Anderer näher als die Meinige.«

Der Berlinerin, die mit den Personalpronomina noch immer nicht auf bestem Fuße stand, wurde in diesem Sommer auch nicht wohler, wenn sie aus dem bedrückten Wien hinüber zu ihrer Vaterstadt spähte. Was sie erhofft, wofür sie so lange gebetet hatte, schien jetzt, da es am aussichtslosesten aussah, in Erfüllung zu gehen. Fanny hatte oft bejammert, daß Friedrich Wilhelm der Dritte, dessen Vater sie ihr Bürgerrecht verdankte, ein ebensolcher Zauderer und Schwächling war wie Franz. Nun stand diese »norddeutsche Spielart des Habsburgers« im Begriff, das Erbe des großen Friedrich aufs Spiel zu setzen, und zwar in einem Augenblick, da dieses Spiel bereits verloren war.

Seit seiner Thronbesteigung hatte der König, von überängstlichen Kabinettsräten wie von seinem eigenen demokratischen Hang dazu bewogen, der Revolution und ihren Kindern keinen Widerstand entgegengesetzt. Schon 1798 sagte einer seiner Staatsminister zum französischen Gesandten: »Sie haben nur den

Adel gegen sich, der König und das Volk sind eindeutig für Frankreich.« Fortschrittlicher, aber nicht waghalsiger als Franz, und gleich diesem umgeben von begabteren oder jedenfalls heißblütigeren Geschwistern – dem ebenso lebenslustigen wie todesmutigen Louis Ferdinand, dem Prinzen August, der die Récamier liebte, und der schönen, geistreichen Prinzessin Radziwill – hatte Friedrich Wilhelm eine Politik der Vorsicht betrieben. Jetzt, da Napoleon unaufhaltsam vorwärtsdrang, da halb Europa bereits den Bonapartes gehörte, da sechzehn deutsche Fürsten sich aus dem Reichsverband gelöst und unter französischem Schutz den Rheinbund gebildet hatte, da das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerfallen und Franz die Krone Karls des Großen vom Haupt geglitten war – jetzt entschloß sich der König zu marschieren.

Es war die besondere Tragik dieses im voraus zum Scheitern bestimmten Feldzugs, daß die besten Geister der Nation, Männer wie Stein und Hardenberg, ihn empfohlen hatten, indes sein Ausgang den elenden Kunktatoren, welche Preußen bis dahin erfolgreich aus dem Krieg herausgehalten hatten, nachträglich rechtzugeben schien. Doch weder die einen noch die anderen hatten wahren Einfluß auf diese neue Wendung der Geschichte. Es hatte sich so lange soviel unterdrückte Abneigung, Enttäuschung, Schmach auf explosive Weise angestaut, daß jeder Funke sie entladen konnte. Napoleon aber entfaltete in diesem Sommer ein wahres Feuerwerk an herausfordernden Ungerechtigkeiten. Er zwang Preußen zum Krieg mit England und verhandelte dann auf dessen Kosten mit dem neuen britischen Premierminister Lord Grenville, er brach jedes seiner Versprechen und behandelte des Königs Abgesandte mit verachtungsvollem Hohn.

Über Hannover, das er Friedrich Wilhelm überlassen und jetzt den Engländern angeboten hatte, kam es schließlich zum preußischen Ultimatum. Diesmal sah Österreich skeptisch und untätig zu, wie drei planlos eingesetzte norddeutsche Armeen gegen sechs brillant geführte napoleonische Korps ins Feld geführt wurden. Bei Jena und Auerstädt wurden die Preußen vernichtend

geschlagen. Elf Tage später, am 25. Oktober, war Napoleon in Berlin. Seinen Einzug verkündete der Stadtkommandant Graf Schulenburg mit den Worten: »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.« Die Königsfamilie war gegen Rußland entflohen. Und der Empereur begab sich nach Sanssouci, um in Friedrichs des Großen Schloß die ganze Süße seines Sieges auszukosten.

Auch ihre Vaterstadt entehrt, den vertrauten Straßen und Plätzen das Brandmal des Eroberers aufgeprägt! Fanny saß weinend in Wien. Eine Welt war ihr zusammengebrochen. Sie war nicht die einzige, die so empfand. »Wo ist unsere Zeit?« klagte Rahel Varnhagen im Jahr 1818, »Sie ist Anno 6 untergegangen.« Mehr war mit diesem Untergang zerstört, als es zunächst den Anschein hatte. Der Heldentod Prinz Louis Ferdinands, des »preußischen Alcibiades«, wie Clausewitz ihn nannte, als Führer der preußischen Vorhut bei Saalfeld, war symptomatisch. Das Band zwischen Adel und Judentum, welche beiden so lange Geist und patriotische Gesinnung gemeinsam hatten generieren dürfen, lockerte sich oder riß. Die neuen Träger der preußischen Idee, Philosophen, Feuerbrände, Dichter der jüngeren Romantik, verkehrten nicht mehr in den Salons der »hebräischen Schönen«. Sie scharten sich um Beamte und Bürger, um den Geheimen Staatsrat Stägemann, um die Liedertafeln und Tischgesellschaften der Zelter und Arnim.

Zwar war die erste Vorlesung, die Fichte je in Berlin über seine Wissenschaftslehre hielt, ein Privatissimum im Hause Sara Levys gewesen. Jetzt aber wich Fichte, nicht ohne die Neffen der Tante Levy weiter zu fördern, immer mehr von den aufklärerischen Toleranzgrundsätzen ab, predigte den Nationalstaat und wollte den Juden darin keinen Platz zuerkennen. Indes der neue leitende Minister Freiherr vom Stein in den auf Jena folgenden »Segensjahren des Unglücks« weitreichende Reformen einzuführen begann, in deren Verlauf – freilich ohne sein Zutun – auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden vorbereitet wurde, wuchs in den gebildeten Schichten wieder das antisemitische Vorurteil. Je mehr Nationalgefühl entwickelt wurde, desto heftiger haßte

man jeden, der davon willentlich oder zwangsläufig ausgeschlossen blieb.
Die Lager hatten sich neu gebildet. Nur in einem eingeengten Staatsbegriff, einer mystischen Versenkung in die eigene Vergangenheit vermeinte man jetzt die Kräfte der Abwehr gegen Napoleon suchen zu müssen. Schließlich erschien der Empereur, der das Wort geprägt hatte: »Waget zu wissen«, der die Ideen der Weltbürgerlichkeit und materialistischen Weltbetrachtung in alle von ihm usurpierten Länder trug, als wahrer Erbe der Aufklärung. Daß seine Übeltaten, sein zynischer Hochmut, sein Machthunger und Ausdehnungsdrang diese Aufklärung diskreditierten, ist der schwerste Vorwurf, den ihm die Nachwelt machen muß. Er mochte die Juden in seinen Ländern befreien und sogar Sympathien, die er freilich wieder fallen ließ, für sie bezeugen – jene unter ihnen, die seiner verhängnisvollen Patronanz mißtrauten, taten recht daran. So etwa Fannys Schwager Eskeles, an den im Oktober 1806, wenige Tage vor der preußischen Niederlage, die Einladung ergangen war, die von Napoleon zusammengerufene jüdische Notablenversammlung in Paris zu besuchen. Diesem Treffen, das den Zweck hatte, die letzten Meinungsverschiedenheiten zwischen den nun eingebürgerten französischen Juden und ihren Mitbürgern zu klären, hatte man nach dem obersten Gerichtshof des alten Jerusalem den Namen Sanhedryn gegeben. Die Aufforderung an Bernhard von Eskeles, als Vertreter seiner österreichischen Glaubensgenossen, war überaus ehrend abgefaßt:

»Monsieur!
J'ai pris la liberté de Vous faire adresser un paquet, contenant la proclamation de l'assemblée des Israélites de France et d'Italie à leurs corréligionaires, pour que Vous ayez la complaisance de le remettre aux Syndics de la Communauté Juive à Vienne. Sachant par la renommée, dont Vous jouissez tout l'interêt que vous prenez au bien de l'Humanité en general, l'assemblée est convaincu d'avance, que'elle ne pourrait faire une acquisition plus flatteuse, que celle, qu'elle ferait en Votre personne, s'il Vous était possible de prendre place parmi ses membres.
Il lui faut des personnes qui comme Vous Mr. distinguées par leurs talents, leurs vertus et leurs fortune, ayent l'influence nécessaire pour faire approuver ses décisions par l'universalité des Israélites.
Recevez Mr. etc. J. Rodrigue fils.
Paris le 11 Oct 1806 secrétaire«

Der Anfang zu einem Weltbund der Juden, wie er später in den Köpfen ihrer Verfolger umherspukte, schien hier gemacht. Doch Napoleons Plan gedieh nicht weiter. Und die »schmeichelhafte Acquisition« Bernhard von Eskeles kam ebenfalls nicht zustande, denn dieser begab sich sofort zum Chef der Polizeihofstelle, um den Brief zur Anzeige zu bringen und Bericht darüber zu erstatten. Am 20. Oktober konnte diese Behörde schon dem Kaiser berichten, daß die Wiener Juden »von Napoleons Plänen für ihre Nation nichts erwarteten und nur eine Finanzspekulation darin sähen«. Das bekannte Mißtrauen des Kaisers war auch in diesem Fall nicht so leicht besänftigt. Er ließ seine jüdischen Untertanen weiter überwachen. Ihre Loyalität durch Staatsbürgerrechte zu belohnen, war ihm vollends ferngelegen. Vom kleinsten Hausierer bis zum Freiherrn blieben sie weiter nichts als ›toleriert‹.

Die Besetzung Wiens hatte jene Folgen hinterlassen, welche ein heftiger Schock noch lange nach sich zieht. Was man auch versuchte – die rechte Lebensfreude stellte sich nicht ein, und der Hof, durch das unvermutete Ableben der Kaiserin an einem Kindbettfieber in tiefe Trauer versetzt, mochte an Festlichkeiten zur Zeit nicht denken. Fremden, die in diesem Frühjahr 1807 in die Residenzstadt kamen, teilte die trübe Stimmung sich mit. »Le séjour a été un peu triste«, schrieb Graf Carl Nesselrode an seinen Vater. »Il n'y est question que de morts et d'enterrements.

A l'Impératrice a succédé le prince Staremberg et, pour que le moment soit bien lugubre, nous avons eu un temps réellement affreux.«

Immerhin fand der junge Diplomat etwas Erheiterung in gewissen russischen Häusern, die weiterhin unbeschwert Empfänge gaben, bei der Prinzessin Dolgorouki, der Madame de Schuwalow und der schönen Prinzessin Bagration, und besuchte auch »dans seconde classe très souvent les Arnsteiner, Pereira, l'oncle Gontard (qui, par parenthèse, donne très bien à diner) et les Brévilliers que j'aime beaucoup«. Gentz, der die »gewisse Mad. de Brévilly« dem »Schrecklichsten aller Erdgeborenen, dem Chevalier Rongé«, verglichen hatte, war außer Landes gegangen und wartete in Prag auf das neuerliche Erstarken der österreichischen Kriegspartei. Inzwischen dachte niemand daran, den Stand der Dinge verändern zu wollen. In diesem Sommer schloß Napoleon zu Tilsit Frieden mit seinem letzten kontinentalen Widersacher, Alexander von Rußland. Seit Jena war er auf der Höhe seiner Macht.

Auch Fanny lebte stiller, zurückgezogener in jenen Jahren. Sie gab keine glänzenden Feste, sondern pflegte ihren ständigen Kreis, in dem Besucher aus dem Ausland wie Nesselrode, wie der Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein Freiherr von Eggers, oder der wackere deutsche Reisende Gottlieb Hiller jederzeit Aufnahme fanden. Eggers rühmte an den Häusern Arnstein und Eskeles, wie üblich, den »feinsten geselligen Ton, die lebhafteste Unterhaltung, die ungezwungenste Gastfreiheit. Bei der Baronin Arnsteiner finden Sie jeden Nachmittag Gesellschaft. Nicht leicht kömmt ein Fremder von den gebildeten Classen nach Wien, der nicht diese Bekanntschaft suchte; und keiner, der sie erhält, wird Wien ohne dankbare Rückerinnerung verlassen.«

Hiller berichtete, er habe »in dem Fanny Baron von Arnsteinschen Hause bisher die mehreste öffentliche Auszeichnung genossen. Dieses Haus ist gleichsam das Kunst-Rendezvous der Fremden, alles was sich als solcher, auch in anderer Hinsicht, nur

einigermaßen auszeichnet, wird der Frau Baronin aufgeführt; man trifft daher nicht selten an ihrer Tafel Griechen, Russen, Franzosen und Holländer in *einer* Zeit zusammen. Da diese verschiedenen Nationen durch eine *gemeinsame* französische Unterhaltung in *ein* Europäervolk gleichsam zusammenfließen, und ich auch ein manchmaliges *mon ami* noch nicht als ein fertiger *Serviteur* parliren kann, so mache ich nicht selten eine traurig-regsame Pygmalions-Statue, bis mir ein biederer Germane durch einige Barometerbemerkungen wieder neues Lebensfeuer anhaucht.«

Mit der unermüdlichen Neugier und Vitalität, die ihr nun einmal eigen waren, versammelte Fanny immer neue Gäste aus dem Ausland um sich; am engsten aber schloß sie sich um diese Zeit an ihre nahen Freunde und Verwandten. Es waren Jahre der Besinnung, Jahre der Beschränkung. Die atemlose Hast, der Taumel, mit denen man sich früher in die große Welt gestürzt, die quecksilbrige Munterkeit des Geistes, welche man an die Belehrung und Bezauberung junger Herren aus hohem Hause gewendet hatte, die Hingabe, mit der man jedes gemeinsame Rätselspiel, jeden Ausgang ins Theater, jeden eigenen Abendempfang plante, waren einer gelasseneren Laune und gemesseneren Lebensweise gewichen. Schließlich wurde man fünfzig in diesem Herbst, hätte sich, wäre man nicht immer noch liebenswert und geliebt gewesen, eigentlich eine alte Frau nennen müssen, fragte sich auch häufig, wann die Zeit der Reife und Abkehr von den äußerlichen Freuden zu erwarten sei. Nun, sie kam niemals, diese Zeit, und selbst die Ruhe jener Jahre war nichts als ein kleines Atemholen. Der Triumph eines Daseins, dessen Triebkraft ein nie gestillter Menschenhunger, ein nie versiegender Wunsch nach Vereinigung des Gegensätzlichen, nach Vermischung auseinanderstrebender Elemente, nach Verbrüderung einer denkbar unterschiedlichen Menge von Leuten war – dieser Triumph stand noch bevor. Inzwischen gab man Teegesellschaften, Diner-Einladungen, und am liebsten Unterhaltungen en petit comité, bei denen man sich im politischen Gespräch kein Blatt vor den Mund nehmen mußte.

Gentz hatte wohl recht damit, daß in Fannys Umgang – obgleich

er weniger freundliche Worte dafür fand – eine zeitweilige Verbürgerlichung eingetreten war. Statt den Fürsten Liechtenstein und Paar kam jetzt die gute Caroline Pichler ins Haus, die auf ihre hausbackene, rechtschaffene Art in der Alservorstadt ebenfalls einen Salon zu führen begonnen hatte, kam die liebenswürdige Frau von Brévillier – später Hausdame des Grafen Fries und Erzieherin seiner Kinder – oder Johann Jakob von Gontard, »l'oncle Gontard«, ein Sproß der bekannten Frankfurter Familie, der seit langem in Wien wohnte und ein alter Verehrer Fannys war. Von ihm stammt ein hübsches Geschenk, das sich noch in ihrer Familie befindet – eine Kaffeetasse, die neben seinem und ihrem Namen die reizende Zueignung trägt: »A ton bonheur je porte envie / adieu, ma coupe, souviens toi / sur les lèvres de mon amie, / de lui parler souvent de moi.« Gontard war es wohl auch, der Fanny um diese Zeit zum Ankauf eines zweiten Landhauses riet – diesmal in Baden, wo er selbst ein kleines Palais auf dem Hauptplatz besaß. Ihr neues Anwesen, das sich zur Kongreßzeit mit besonders interessanten Besuchern füllen sollte, lag am Rand des schönen Ortes, in der heutigen Theresiengasse 25; es ist die einzige ihrer Wohnstätten, die sich, wenngleich wesentlich verändert, noch erhalten hat.

Im übrigen war ihre Verwandtenschar neuerlich angewachsen. So lebte seit einer Weile Eleonore Eskeles – oder Frau von Fließ, wie man sie jetzt höflich nannte – wieder in Wien und hatte hier, in Caroline Pichlers Worten, »einen angenehmen Sammelplatz für einen beschränkten aber gewählten Kreis gebildeter Menschen« geschaffen. Der klugen Frau, der die Pichler überdies eine »unendliche Gutmütigkeit« nachrühmt, ward jetzt verspätete Genugtuung für die Schmach, mit der sie unter Joseph aus der Stadt gejagt worden war. Vermutlich hatte sie ihre Rückkehr so lange verzögert, um jene beiden Kinder zu erziehen, die ihrem Verhältnis mit Valentin Günther entsprossen waren. Jetzt war sie frei. Indes ihr ehemaliger Geliebter, seit er den Staatsdienst verlassen hatte, mit seiner blonden, blassen Siebenbürgerin in Lorettom an der ungarischen Grenze saß und »in Hemdsärmeln,

mit vorgebundener weißer Schürze, gepudert und mit kleinem Zopf à la Kaiser Joseph«, Würste fabrizierte, verbrachte sie den Abend ihres Lebens in Würde und urbaner Eleganz.

Auch hatte sich vor kurzem, wenn auch aus unerfreulichem Anlaß, eine zweite Schwester Fannys in Wien niedergelassen. Rebecca, vielleicht die witzigste der Itzig-Töchter, »die wie ein Dichter sprach«, war nach dem Bankrott ihres Gatten David Ephraim mit ihm aus Berlin geflohen. Gleich Isaac, dem Erstgeborenen Daniel Itzigs, hatte dieser zweite Sohn Veitel Ephraims Schande über sein Haus gebracht. In Wien nahm er den Namen Johann Andreas Schmidt an und ließ sich taufen. Ob und wann Rebecca ihm ins Christentum folgte, ist nicht bekannt. Und schließlich war auch Jakob Bartholdy wieder da, den Gentz schon vor vier Jahren zu seinem Ärger im Hause des Fürsten Ligne hatte aus- und eingehen sehen. Nicht nur ihr Familiensinn bewog Fanny, den Neffen so viel wie möglich um sich zu haben. Er war gleich ihr ein glühender Feind Napoleons, der nur einen Gedanken hatte: die Schande Preußens so rasch wie möglich auszutilgen. Zudem aber erinnerte er sie an ihre Kinderlandschaft, die später zu der seinen geworden war – an die Meierei hinter dem Schlesischen Tor, deren Namen er jetzt trug und die seine Schwester Lea einmal dem Maler Merkel so anschaulich beschrieben hatte:

»Denken Sie sich die dichtesten, kühlsten Schatten ehrwürdiger Kastanienbäume, Linden und Platanen; freundliche Plätze und niedliche Lusthäuser; hohe, gewölbte Laubengänge; eine Fülle von Florens und Pomonens Schätzen . . . dazu ein kleines, bequemes, ländliches Wohnhaus, an dem sich Weinstöcke, Maulbeeren und Pfirsichbäume hinaufranken«, all dies inmitten von »Brandenburgs flachem Land«, auf seinem »mageren Boden«, und überaus »still, freundlich und einsam.«

Es war eine Vision, die sich Fanny gern ins Gedächtnis rief; besonders jetzt, da sie ihr armes, entehrtes Berlin weder besuchen konnte noch wollte.

Die bescheidenere Geselligkeit, welche der Besetzung Wiens gefolgt war, fand nach kaiserlichem Beispiel im Januar 1808 zur altgewohnten Pracht zurück. Am sechsten dieses Monats nahm Franz seine Cousine, Marie Louise von Este, zur Frau, und wenige Tage später erschien der gesamte Adel, mit Gold und Diamanten besteckt, in einem herrlichen Maskenzug – die Huldigung eines hindostanischen Sultans darstellend – auf der ersten großen Freiredoute. Zugleich eröffnete ein Abenteurer, der Arzt, Mechaniker und Unternehmer Siegmund Wolfsohn, Wiens neues und prunkvollstes Tanzetablissement, den Apollosaal. Es war ein »ungeheuerer oblonger Raum, als Zauberhain dekoriert und mit lebendigem Gewächs und natürlichen Felsen, ein Mittelding von Park und Salon.« Von einer hohen Estrade sah man auf ein mit lebenden Zedern gesäumtes Tanzparkett, an dessen anderem Ende eine Felsgrotte, geschmückt mit Standbildern Apolls und seiner Musen, aufgebaut war. Der Saal war von kleineren Wandelgängen und Speiseräumen umgeben, in denen Fontänen spielten, Bäume, Strauchwerk und Blumen in anmutigen Gruppen emporstiegen, Billardtische unter goldgezierten Zelten standen und »lauschige Winkel, trauliche Kabinettchen, Nischen und Plauderplätzchen« dazu einluden, sich vom Tanz zurückzuziehen. Mitten in der größten Geldnot florierte hier ein Vergnügungslokal, das an einem einzigen Abend zwanzig- bis dreißigtausend Gulden einbrachte. All dies war der Auftakt zu neuerlichen Belustigungen, die sich im Schatten Napoleons mit der alten sorglosen Sonnigkeit vollzogen. »Les exploits militaires«, bemerkte Madame de Staël sarkastisch, »devaient être l'intérêt principal des habitants d'une monarchie qui s'est illustrée par des guerres continuelles; et cependant la nation autrichienne s'était tellement livrée au repos et aux douceurs de la vie, que les événements publics eux-mêmes n'y faisaient pas grand bruit, jusqu'au moment où ils pouvaient reveiller le patriotisme; et ce sentiment est calme dans un pays où il n'y a que du bonheur.«

Sie war, die berühmteste Frau Europas, in diesem Winter nach Wien gekommen, begleitet von ihren zwei jüngeren Kindern

Albert und Albertine und ihrem zahmen Philosophen, August Wilhelm Schlegel. Es ist fraglich, ob die Wiener noch jahrelang von 1808 als dem Jahr sprachen, in dem Madame de Staël zu Gast bei ihnen war. Schließlich gehörte zu dem angenehmen Schlummer, der sie die großen Ereignisse nicht zur Kenntnis nehmen ließ, auch eine gewisse Vergeßlichkeit gegenüber Menschen und Erscheinungen, die zeitweilig an ihnen vorüberzogen. Immerhin erregte die unschöne Frau mit den groben Zügen, den klobigen Armen, der aufgedonnerten Toilette, indes sie die Runde der ersten Familien und gewisser kleinerer Häuser machte, mehr als die übliche Aufmerksamkeit. Sie mißfiel so verschiedengearteten ihrer Gastgeber wie dem Fürsten von Ligne, der sich durch ihre apodiktischen Behauptungen zum inneren Widerspruch gereizt fand, und Caroline Pichler – von ihr später »la Muse du Faubourg« genannt – deren strickendes Literaturkränzchen die turbangeschmückte Femme du monde jäh und eigenwillig unterbrach, um es noch am selben Abend, zwei Häuser weiter bei der Gräfin Wrbna, auf das amüsanteste zu verspotten.

Am wenigsten mochte die gute Pichler leiden, daß Germaine de Staël ihren eleganten Gelehrten »nicht mit der Achtung und Auszeichnung behandelte, die sie wohl einem Mann seines Talentes schuldig gewesen wäre. Es erschien öfters ein befehlender Ton wie gegen einen Untergeordneten in ihrem Betragen ihm gegenüber.« Freilich wußte die biedere Frau, der die »krasse Sinnlichkeit« und »unlautern Triebe« der Romantiker verständnislosen Abscheu einflößten, nichts von dem Dokument, auf welchem Schlegel sich Madame de Staël auf Lebenszeit als Sklave verdungen hatte. Als in diesem Frühjahr Caroline Pichlers Roman ›Agathokles‹ erschien, der einen Angriff auf den Jugendfreund Madame Neckers, den englischen Historiker Edward Gibbon darstellte, mochte sie deren Tochter ihrerseits gegen sich eingenommen haben. Dennoch blieb Germaine weiter »sehr artig« zu ihr und lud sie sogar zu den Aufführungen ihrer Stücke in den Haustheatern der Gräfin Zamoiska und des Fürsten Liechtenstein in der Herrengasse ein, in denen sie selbst die Hauptrollen spielte.

Wann und wie häufig Madame de Staël mit der Frau zusammentraf, die der Memoirenschreiber Pezzl mit Mesdames Geoffrin und Necker verglichen hatte, ist nicht bekannt. Rahel Levin schien zu meinen, sie und Fanny hätten unablässig zusammengesteckt, denn im Januar 1808 schrieb sie aus Berlin an Brinckmann: »Frau von Staël ist in Wien, ich möchte fast sagen bei Frau von Arnstein.« Doch sie überschätzte wohl die Anziehungskraft einer zweiten brillanten Gastgeberin auf die selbstversessene »femme supérieure«. Germaine suchte vor allem die Bekanntschaft des hohen Adels, zu der sie eigentlich, wie die Pichler pikiert vermerkte, »von Geburt nicht berechtigt war«, und zog die Gemächer der Prinzessinnen Ligne, Liechtenstein und Lubomirska, der Gräfinnen Wrbna und Zamoiska, dem Salon der geistreicheren, aber weniger wohlgeborenen Preußin vor.

Immerhin kannte sie Fannys Familie und hatte vier Jahre zuvor in Berlin bei deren Schwester Sara Besuch gemacht. Ohne ihr Zelt geradezu, wie Rahel dachte, im Hause Arnstein aufzuschlagen, ging sie fraglos zuweilen hin. Auch bei Henriette mag sie vorgesprochen haben, denn zumindest eine Gegenvisite ist verbürgt. Am letzten Märztag 1808 trug der Graf Carl von Zinzendorf, Wiens eifrigster Tagebuchschreiber, in sein Büchlein ein, er habe bei Madame de Staël viele Damen gesehen, »entr'autres Mme Pereyra de Haking, qui a pourtant du juif dans la physionomie, et qui est extrèmement maigre«. Über weitere Zusammenkünfte mit ihr oder ihrer Mutter verlautet nichts. Als Germaine jedoch, bereits wieder in Coppet, mit dem Gedanken spielte, bald nach Wien zurückzukehren, wozu ihre Affäre mit dem jungen österreichischen Offizier Maurice O'Donnell Anlaß gab, waren es Fanny und ihre Familie, die ihr dabei helfen sollten. Ein Polizeibericht vom Juli 1808 meldet, daß »Madame de Staël im Oktober einzutreffen gedenke und die Arnsteiner und Eskeles sich darum bemühten, ihr eine Wohnung zu suchen«.

Germaine, deren Liebhaber sich brutal von ihr zurückgezogen hatte, fuhr in diesem Herbst nicht wieder nach Wien. Gleichwohl wollte sie den Bruch mit O'Donnell nicht wahrhaben, verfolgte

ihn mit Briefen und schmiedete Pläne, wie sie engere Bande mit Österreich knüpfen könnte. So schrieb sie Maurice im November, sie erwöge, eines jener »biens ecclesiastiques qu'on met en vente en Autriche« anzukaufen: »Je consulte M. Arnstein par le revenu.« Von ihm wollte sie wissen, ob sie überhaupt gut daran täte. In demselben Schreiben meint sie Anlaß zu haben, auf die junge Frau eifersüchtig zu sein, deren Magerkeit und Physiognomie der Graf Zinzendorf beanstandet hatte: »On dit que vous aimez beaucoup madame Pereyra, mais je ne puis me persuader, que vous ne me retrouveriez pas, plus digne de votre amitié que personne, car je n'ai jamais cessé, depuis que je vous connais, de prendre sous une forme ou sous une autre le plus tendre intérêt à vous.«

Aus all dem wurde nichts – weder aus Germaines Kirchengut noch aus O'Donnells Rückkehr zu ihr, noch weniger aus einer Liebschaft zwischen ihm und Henriette. Als Madame de Staël jedoch im Jahr 1812 ein zweites Mal, nunmehr kaum beachtet von der flatterhaften großen Welt, in der Residenz Aufenthalt nahm, war sie im Hause Arnstein nach wie vor willkommen. Fannys alter Freund Collenbach saß beim Diner neben ihr. Ein wenig taktlos stellte er ihr eine Frage, die sich aus der Gegenwart des »unvermeidlichen Schlegel« ergab: »Madame, que vous est M. Schlegel?« – »Monsieur, j'avais pris M. Schlegel pour être précepteur de mon fils, mais je l'ai trouvé au-dessus de son état.«

Im Frühjahr 1808 hatte ihr zahmer Philosoph alle jene Beziehungen gepflegt, die sie selbst, zugunsten der höheren Adelskreise, vernachlässigt hatte. Er war ein häufiger Gast bei Eleonore Fließ gewesen und hatte auch gute Figur in Fannys Salon gemacht. Zu den Vorlesungen über Dramaturgie, die Schlegel während der Fastenzeit im Janischen Saale vor nicht weniger als achtzehn Prinzessinnen und all jenen Mitgliedern der Wiener Gesellschaft, welche »mit Recht oder Unrecht Anspruch auf Bildung und Eleganz erhoben«, erschien Fanny ganz gewiß. Es war genug von der geistigen Modenärrin in ihr, um sich ein solches Ereignis nicht entgehen zu lassen.

Wäre sie in jenem Sommer ihrer Schwester Cäcilie und deren Schwägerin Eleonore nach Franzensbad gefolgt, so hätte Fanny an einem Ereignis teilgehabt, das noch weniger versäumenswert war als August Wilhelm Schlegels Kollegien. Dieses Ereignis – selbst Rahel Varnhagen nur flüchtig und unter peinlichen Begleitumständen vergönnt – war ein freundschaftliches Zusammensein mit Goethe.

Die schönen oder auch nur gescheiten ›Hebräerinnen‹ Berlins hatten von jeher viel getan, um den Ruhm des Dichters in Deutschland mehren zu helfen. Er selbst freilich, gleich den meisten seiner Zeitgenossen, war in seiner Haltung den Juden gegenüber ambivalent. Als Kind war er im Frankfurter Ghetto verschreckt den fremdartigen Gestalten gegenübergestanden. Als junger Mensch hatte er dem Verfasser der ›Gedichte eines polnischen Juden‹, die ihn enttäuschten, dennoch wohlwollend nachgesagt: »Wir wünschen, daß er uns auf dem Wege, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder und geistiger begegnen möge.« In seinem ›Jahrmarktsfest in Plundersweilern‹ hatte er ein Volk verhöhnt, dessen Angehörige Moses Mendelssohn, Markus Herz, Friedländer und Meyerbeer er wohl zu schätzen wußte. Wenn es galt, Homer gegen das Alte Testament zu setzen, so eiferte er wider den »jüdischen Praß«, dem man »die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen« verdankte. Auch wütete er noch als alter Herr gegen ein neues Judengesetz, wonach die Heirat mit Ungetauften gestattet sein sollte. Gleichwohl liebte er den jungen Felix Mendelssohn, verehrte Sophie von Grotthuß, mit der ihn ein langer Briefwechsel verband, und war mit ihrer Schwester Marianne gar eine zärtliche Beziehung eingegangen.

Seit Marianne von Eybenberg in Wien lebte, hatte auch sie mit Goethe korrespondiert und das Bild von der Phäakenstadt, deren Bewohner in einem »Schlaraffentraum hinduselten«, in seiner Vorstellung bekräftigt. Indes sie Fanny von Arnstein ihre glänzende Geselligkeit mißgönnte, blickte diese wohl nicht ohne Neid auf ihre Freundschaft mit Goethe. Seine Briefe erreichten Marianne über das »Comptoir du Baron D'Arenstein«, so daß die

Gelegenheit, eine Verbindung herzustellen, sich wohl ergeben hätte. Offenbar lag es Fanny aber fern, eine solche, wie etwa Rahel es immer wieder tat, mit heftigem Bemühen anzustreben. Es war ihre ruhigere, im allgemeinen weniger ehrgeizige Schwester, die sich, als sie diesmal in die böhmischen Bäder fuhr, von Marianne an den Dichter hatte empfehlen lassen.

»Madame Eskeles«, berichtete Goethe am 12. August aus Karlsbad der Eybenberg, »habe ich nur im Konzert gesehen – und wie ich fürchte Ihrer Empfehlung nicht genug gethan.« Er hoffte, so schrieb er, die Dame noch in »Franzensbrunn« zu finden oder bei ihrer Rückreise aufzusuchen. Die Bekanntschaft stellte sich her, sowie er nach Franzensbad kam. »Hier ist eine Frau v. Eskeles aus Wien«, schrieb sein Sekretär Riemer am 4. September an Frommann, »Ihnen wohl schon längst bekannt, bey der sich täglich Gesellschaft einfindet, woraus ich mir einen Begriff, wie es wohl in Wien seyn mag, abstrahire. Man ißt ganz vortrefflich da, und das möchte denn wohl überhaupt der größte Genuß sein, den die große Gesellschaft, die vom Tag lebt, gewähren kann.«

Aus Goethes Tagebuch geht noch klarer hervor, daß es weitgehend die Künste der von Cäcilie mitgebrachten Wiener Köchin waren, deren Verführungen er widerstandslos erlag. Schließlich waren aber beide Damen auch belesen und gebildet genug, um ihn zu ermuntern, ihnen gewisse seiner kleineren Hervorbringungen – wenn auch nicht die ›Wahlverwandtschaften‹, die Marianne als erste zu sehen bekam – des Abends vorzulesen. Zwölf Tage, an denen man sich unaufhörlich traf, währte die angenehme Begegnung. Sie begann am 31. August: »Früh am Brunnen mit Madame E. und F. . . . Abends zu Frau v. E. zum Thee. Finkenstein, Graf Moschynski, Engländer Smith.« Am ersten September hieß es: »Früh am Brunnen mit . . . Frau v. E. und F. . . . Hernach zur Frau v. E. zum Dejeuné, wo der junge Graf Finkenstein u. Frau. Als diese weg waren über Frau von Staël. Hernach Dr. Warburton u. Graf Finkenstein der Vater . . . Abends bey Frau v. E. zum Thee und Abendessen«.

Nach kürzester Bekanntschaft bereits drei Mahlzeiten in ihrem

Haus, das ließ sich hören! Überdies berichtete man ihm dort über den Wiener Besuch der Staël, die Marianne ihm bereits im Mai als »geniale Mißgeburt« geschildert hatte. Am zweiten September: »mittags bei Frau v. E. mit Ignaz Potocki, Gf. Moschynski . . . Nach Tische Geschichten der Zerstreuten Personen . . . Abends bei Frau v. E. zum Thee und Abendessen«. Und so geht es fort. Am dritten: »zu Mittag mit Frau von Bibra, Herrn v. Schönfeld dem jüngeren, Graf Finkenstein Vater, Sohn und Tochter . . . Gegen 9 Uhr zu Frau v. E. Allein. Dann Herr v. Schönfeld«. Am vierten mittags und abends bei ihr, »nach Tische Fahrt gegen Eger in rauhem und regnichtem Wetter«. Den fünften, sechsten, siebenten beide Mahlzeiten in ihrem Haus, desgleichen am achten, diesmal auch »mit den Frauenzimmern von Eger und dem Major von Arnim und seiner Frau. Abends . . . ward ein Feuerwerk gegeben. Nachher die neue Melusine und einige meiner Sonette vorgelesen.«

Am neunten trifft er den Grafen Pergen bei Cäcilie, am zehnten fährt er mit ihr und diesem »auf die Einsiedelei von Liebenstein. Zu Fuße in das Thal herunter. Alsdann über den Kannerberg nach Hause. Abends dieselbe Gesellschaft. St. Joseph den Zweyten vorgelesen. Viele Wiener und andere Weltgeschichten. Pater Fuhrmann Österreichische Chronik«. Am elften beim Grafen Moschynski »zu Taffel« – das erste Mal, daß er nicht bei Cäcilie speist – »mit dessen Neven und Familie, Graf Pergen, Frau v. E. und Frau v. F. nebst andern . . . Abends bey Frau v. E. . . . Geschichte der Ermordung Paul I. und andre dergl.«. Am zwölften fährt Goethe gegen sechs Uhr von Franzensbad ab. Doch die Verbindung dauert an. Man beginnt zu korrespondieren; freilich schreibt er nicht der guten Wirtin und Hausfrau Cäcilie, sondern Eleonore Fließ, die ärmer, aber geistreicher war.

Fast alle diese Briefe sind der Nachwelt verloren, jedoch wurde ihr Abgang in seinem Tagebuch, zugleich mit Eleonorens Adresse in der »Oberbräunerstraße Nr. 1209 im 2. Stock«, getreulich vermerkt. Im folgenden Februar erwähnt Marianne: »Die Eskeles schreibt mir mit Entzücken von Ihnen, ich wünschte wohl

Sie sagten mir etwas von ihr; obschon ich alles von ihr weis; möchte ich's doch wohl in Ihrer Sprache vernehmen.« Doch ihr Wunsch, etwas Treffendes, vielleicht sogar treffend Abfälliges über Cäcilie von ihm zu hören, wird nicht erfüllt. Goethe hatte um diese Zeit bereits begonnen, sich Marianne Eybenberg ein wenig zu entfremden; ihr ständiges »Nörgeln und Politisieren« stieß ihn ab und erinnerte ihn peinlich an die Frau von Stein. Die Anfrage nach der Eskeles wurde von seinem Sekretär Riemer erledigt.

Der Briefwechsel mit den Wiener Damen ging weiter. Im April 1809 schickte Eleonore dem »Verehrungswürdigen Herrn Geheimen Rath« ein Dutzend Münzabdrucke für seine numismatische Sammlung und erwähnte zugleich Friedrich Schlegels Niederlassung in Wien. Ein Jahr darauf schrieb sie: »Baron von Retzer – Steigentesch – Frau v. Pichler, Eskeles und Pereira empfehlen sich Ihrem fernern wohlwollenden Andenken. Letztere, die diesen Winter den Schmerz hatte, einen ihrer Söhne zu verlieren, frägt mich bey jeder Gelegenheit, wo ich mir mit meiner Schwägerinn Eskeles die frohen in Ihrer Gesellschaft zu Eger verlebten Stunden zurückrufe, ob sie denn wirklich allein mit Herrn v. Goethe gefoppt die Welt verlassen müsse?«

Nicht Fanny, aber ihre Tochter Henriette streckte jetzt Fühler aus, um die ersehnte Bekanntschaft mit dem großen Mann zu machen. Und schließlich tauchte auch die Pichler im Kreis der Wiener Briefstellerinnen auf: »Schon seit längerer Zeit habe ich mich, aufgefordert durch meine gütige Freundin Frau v. Fließ, bemüht, Handschriften merkwürdiger Personen für Ihre Sammlung aufzufinden.« Eine Schrift von Mozart, wie Goethe sie sich wünscht, hatte sie freilich nicht auftreiben können. »Sie erhalten also nur das wenige, was ich bekommen konnte, aber Frau v. Fließ ersetzt durch ihre Sendung den Mangel der meinigen reichlich. Meine Blätter sind: Haidn, Lord Nelson, Abbé Hell, Denis, Mastalier.« Mit der Hoffnung, ihr ›Agathokles‹, den sie ihm geschickt hatte, möchte sein Gefallen finden, schließt der Brief.

Das Bild eines Goethe, der die Handschriften der Denis und

Mastalier – verwandte Seelen jenes Haschka, der sich »in Frisur und Kleidung à la Goethe trug« – sorgfältig seinem Autographenalbum einverleibt, entbehrt nicht der Komik. Noch ironischer aber verfuhr die Geschichte, als sie die verlangte Handschrift Mozarts nicht durch die Pichler, sondern durch Eleonore Fließ in Goethes Besitz gelangen ließ. Im Mai 1812 teilte diese dem Dichter mit, sie habe sich nach Dänemark an Mozarts dort lebende, »an den Hrn. von Nissen, ehemaligen Chargé d'Affaires am hiesigen Hof, verheyrathete Witwe gewandt und erwarte nächstens hierüber eine Antwort«. Bald darauf war sie in der Lage, Goethes Wunsch zu erfüllen. Nichts ahnend von dem wilden Schimpf, den Mozart ihr ehedem in einem Brief an seinen Vater zugefügt hatte, schickte »die Jüdin Escules«, jene »haupt-Sau, die einzige Ursache an dem unglück des Günthers«, dreißig Jahre später eine Schriftprobe von seiner Hand an den größten Dichter Deutschlands. Zwanzig Jahre lag der arme Mozart damals schon im Grabe. Und wenige Monate darauf, als hätte das Schicksal nur noch auf diesen letzten Trumpf gewartet, um ihr Leben siegreich zu beenden, starb auch sie.

Bei Jena, hat Metternich gesagt, sei Napoleons Macht am höchsten gewesen. Hätte er damals darauf verzichtet, Preußen zu vernichten, und es statt dessen in geschwächtem Zustand dem Rheinbund hinzugefügt, sein Reich hätte an Beständigkeit und Dauer gewonnen. Doch die dynamischen Kräfte, denen er selbst unterlag, trieben ihn weiter. Als er im Herbst 1808 in Erfurt zum zweiten Male mit dem Zaren zusammentraf, war seine Stellung durch den spanischen Aufstand, der in jenem Frühjahr losgebrochen war, bereits erschüttert. Immerhin schien Alexander, dem er zum Dank für die fortgesetzte Neutralität das Großherzogtum Warschau bot, dazu bereit, sich in einem neuerlichen europäischen Feldzug gegen Frankreich still zu verhalten.
Daß ein solcher bevorstand, wußte jedermann. Von den französischen Mißerfolgen in Spanien ermutigt, hatte sich frischer

Kampfgeist in Österreich geregt. Um die Hauptstadt gegen jede Gefahr zu schützen, waren im Mai und Juni Patente über die Errichtung von Landwehren und Reserven erfolgt. Im Juli hatten die Reserven bereits ihre erste Übungszeit abgeschlossen. Im August standen sechs Wiener Landwehrbataillone in voller Uniformierung, die von den Ständen bestritten wurde, zureichend ausgerüstet da. Und am ersten November konnten sämtliche im Lauf des Jahres aufgestellten Bataillone vor dem Erzherzog Karl auf dem Glacis manövrieren.
Diesmal wurde Ernst gemacht. Napoleons herausfordernde Prophetie im Pariser Senat nach seiner Rückkehr aus Erfurt, »in drei Monaten würden seine Adler auf die Forts von Lissabon gepflanzt, der britische Leopard ins Meer gestürzt und binnen Jahresfrist in der ganzen pyrenäischen Halbinsel kein Dorf mehr im Aufstand sein«, hatte die Österreicher über seine peinliche Lage nicht hinweggetäuscht. Der Hohn französischer Blätter, deren Land sei nach dem letzten Krieg so verarmt, daß der Adel alle alten Kanonen aus seinen Schlössern geholt und dem Kaiser geschenkt habe, die Residenz aber durch Hunger und Auswanderung so entvölkert, daß die bis ans Stadttor streifenden Wölfe schon mehrere Personen auf den Glacis rein aufgefressen hätten, erboste die Wiener um so mehr. Der Lärm, mit dem Frankreich die Trommel für sich schlug, drang endlich – in den Worten Madame de Staëls – an ihr Ohr und erweckte ihren Patriotismus. Auch in Salzburg, in den Ländern ober und unter den Enns, in Böhmen, Mähren und Schlesien bildeten sich Landwehrbataillons. Graf Stadion, der ehemalige Gesandte in Berlin, jetzt Staatsminister, verwandelte in Voraussicht des unvermeidlich gewordenen Krieges die feudale in eine Volksarmee.
Die Preußen, das war klar, gingen wieder einmal nicht mit. Die vernichtende Niederlage ihres ersten und einzigen Feldzugs hatte sie entkräftet, der Verlust Warschaus vollends kleinmütig gemacht. Statt neue militärische Abenteuer zu planen, von denen sie sich nichts mehr erhofften, hatten sie ihre Stadtverwaltungen, ihre Landgesetze, ihr Erziehungswesen reformiert. Eine weitere

Demütigung stand ihnen bevor. Der große Freiherr vom Stein, der die Lehren der Französischen Revolution befolgte, nicht ohne deren Erben zu verachten, war im Begriff, auf Befehl Napoleons und zur Freude des eigenen reaktionären Landadels davongejagt zu werden.

Österreich sollte ihn aufnehmen. Österreich hatte in diesem Herbst 1808 bereits viele Preußen im Land, die aus diesem oder jenem Anlaß das eigene verlassen hatten. Manche kamen, weil sie in der katholischen Atmosphäre Wiens ihren religiös-romantischen Schwärmereien ungehindert nachzuhängen hofften – so Clemens Maria Hofbauer, der von Napoleon aus Warschau hinausgeworfen worden war. Andere, wie Leo von Seckendorff, der General von Pfuel und später auch Varnhagen, wollten sich im Mittelpunkt des Aufstandes gegen Napoleon befinden und Kriegsdienste leisten – gleich ihrem Landsmann Jakob Bartholdy, der mit Hilfe seiner Tante Fanny, trotz einer leichten Verwachsung, bereits als Oberleutnant in das zweite Wiener Landwehrbataillon des Dichters Ernst August von Steigentesch eingetreten war. Einige schließlich, wie Friedrich Schlegel, verbanden den einen mit dem anderen Grund. Im Hause Arnstein wurden die meisten mit Enthusiasmus aufgenommen.

Ein Mann, der zu Ende des Jahres in der Residenz eintraf, um bis kurz vor Kriegsausbruch hier zu verweilen, war Johann Friedrich Reichardt, Komponist und Musikschriftsteller aus Königsberg. Als blutjunger Mensch von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen, hatte er als Kapellmeister der preußischen Hauptstadt eine große Rolle gespielt. Mit Fanny war er dort bereits bekannt gewesen. Später mußte er, wegen seiner wachsenden republikanischen Neigungen, die er gleichwohl mit einer Gegnerschaft Bonapartes verband, Berlin verlassen. Der Friede von Tilsit hatte ihn zu einem westfälischen Untertan gemacht, was er ebenso gelassen ertrug wie Goethe – dessen Gedichte er mit Vorliebe komponierte – die Zugehörigkeit zu einem französischen Vasallenstaat.

In der Musikstadt Wien sich umzutun, nachdem er sie einmal zuvor, im Jahr 1783, besucht hatte, war Reichardts einziger Reisegrund. Er dachte weder daran, mit seinen Landsleuten gegen Napoleon, noch im Auftrag Jerôme Bonapartes gegen den Kaiser Franz zu konspirieren. Trotzdem traute man ihm nicht. In den Polizeiakten wurde vermerkt: »Hier in Wien der Kapellmeister Reichardt aus Berlin, über den zwar nichts Bestimmtes zu sagen, der aber für sehr verdächtig angesehen werden kann.« Ebenso ahnungslos wie die gute Eleonore von dem, was man hinter seinem Rücken von ihm hielt, stürzte er sich begeistert in das Gesellschaftsleben,um einige Jahre darauf, als seine wohlwollenden, ja schmeichelhaften ›Vertrauten Briefe‹ erschienen, den schlechten Ruf preußischer Beobachter in Wien, welchen Nicolai verschuldet hatte, gänzlich auszumerzen.

Am Nachmittag des 24. November kam Reichardt an und verbrachte bereits den ersten Abend in Fannys Hause. Er war im Gasthof zum ›Römischen Kaiser‹ abgestiegen, war dann ins Burgtheater zur Oper ›Das Waisenhaus‹ von Weigl gestürzt und hatte dort »unseren berlinischen Freund, den kleinen Griechen Bartholdy« getroffen: »Er versicherte mir, daß man in die *Arnsteinsche* Abendassemblée, die er nicht längst zahlreich verlassen, auch in Stiefeln und Reisekleidern gehen könne; und ich eilte gerne mit ihm sogleich dorthin. Auch da fand ich ein ganz neues Wien: denn wohl die Hälfte der sehr ansehnlichen und zahlreichen Assemblée war wirklich in Stiefeln. Die edle, prächtige Frau des Hauses, meine interessanteste, berlinische Jugendfreundin und ihre treffliche Schwester, Frau von Eskeles, empfingen mich.«

Obgleich die meisten Gäste an Spieltischen beschäftigt waren, die in mehreren Zimmern standen, führte ihn Fanny nach und nach ihren Freunden vor. Er lernte Fräulein von Kurzbeck kennen, Wiens beliebteste Klavierdilettantin, die bei Clementi und Haydn gelernt hatte und »deren Spiel nach dem Ausspruch aller Kenner jenem des verstorbenen Mozart am ähnlichsten« war. Der Baron von Steigentesch, Bartholdys Oberst und nebenbei ein beliebter Theaterdichter, reichte ihm die Hand. Unter alten Bekannten

traf er Sonnenfels und dessen Frau Theresia wieder – »genannt Aspasia wegen ihres munteren Witzes« –, überdies Franz Pignatelli, den Fürsten von Acerenza, der als russischer Vertrauensmann galt, und eine Frau von Severin, welcher er bereits in Petersburg begegnet war.

Gegen zehn, so berichtet Reichardt, entfernte sich allmählich die Gesellschaft; er selbst aber suchte, mit Bartholdy, noch Cäcilie Eskeles auf, die ihn zu einem späten Souper geladen hatte. Um elf Uhr nachts speiste er bei ihr – sicherlich nicht schlechter als Goethe – und war dafür besonders dankbar, weil er um diese Zeit im ›Römischen Kaiser‹ nichts mehr serviert bekommen hätte. »An dem kleinen, interessanten, runden Tisch der Frau von Eskeles fand ich auch den braven, verständigen Professor Schlichtegroll«, einen Numismatiker und Direktor der Hofbibliothek in München, »einen Herrn von Hecht aus Berlin«, der königlich-preußischer Kammerassessor war, »und Herrn von Heß«, einen Arzt aus Stralsund. »So ward mir gleich der erste Abend in Wien auf mancherlei Weise interessant und lustig.« Am nächsten Tag aß er schon wieder »in einer kleinen Familien-Gesellschaft von zwölf Personen bei dem Baron von Arnstein recht angenehm, zwischen der prächtigen Mutter und der genialen Tochter, der Frau von Pereira sitzend. Beim Dessert kamen auch dieser allerliebste Kinder. Welche herrlichen drei Knaben die kleine, feine Frau in vier Jahren geboren hat! Schön und lebensvoll, wie sie van Dyck nur je gemalt hat. Der Vater ist aber auch ein wohlgebildeter, interessanter Mann, von eigenem Charakter.«

Bald erscheint Reichardt »bei einem angenehmen Diner bei Herrn von Pereira«, wo er den italienischen Schriftsteller und Tondichter Abbate Carpani kennenlernt und mit ihm »am Fortepiano eine halbe Stunde angenehm« verbringt. Es folgt ein Besuch, der ihn über alles rührt und bewegt: bei dem sechsundsiebzigjährigen Haydn. »Das Fräulein von Kurzbeck, das er väterlich liebt, und Frau von Pereira, für ihn, wie für alles Große und Schöne, voll Enthusiasmus, führten mich hinaus.« In einem kleinen Gartenhaus in der Vorstadt sitzt der »herrliche Alte« an einem mit grünem Tuch überzogenen Tisch, in grauem Tuchkleid mit weißen Knöpfen und zierlich frisierter und gepuderter Lockenperücke »sehr steif und fast starr, einem lebendigen Wachsbilde nicht unähnlich«. Fräulein Kurzbeck stellt ihn vor, Haydn drückt ihn an sich und weint Freudentränen. »Frau von Pereira, die er mit seinem schwachen Gedächtnis anfänglich nicht erkannte, erinnerte ihn im kindlichen, spielenden Ton an allerlei Späße, und er kam bald auch mit ihr in diesen Ton, den er immer sehr geliebt haben muß. Nun meinten die Damen aber, wir müßten den schwachen Alten verlassen, es griffe ihn doch am Ende zu sehr an, und nahmen Abschied.« Indes ruft Haydn sie noch einmal zurück, zeigt ihnen seine Schätze und entläßt sie erst nach einer guten Stunde.

Aus Reichardts Berichten ersteht eine Geselligkeit, die noch wesentlich ungezwungener und vorurteilsloser scheint als zu Beginn der franzisceischen Zeit, und in der die Grenzen zwischen den einzelnen Zirkeln und Cliquen verschwimmen. Durch die Baronin Grotthuß, die im September 1808 im Hause Arnstein abgestiegen und dort immer noch wohnhaft ist, wird er »bei Czernins in der Wallnerstraße« eingeladen – undenkbar, daß Sophiens Gastgeberin Fanny nicht ebenfalls anwesend war! Bei einem Hauskonzert im Lobkowitzschen Palais, wo man Reichardt ungemein feiert und Stücke aus seinen Opern ›Rosamunde‹, ›L'heureux Naufrage‹ und ›Das blaue Ungeheuer‹ zur Aufführung bringt, trifft er die Schwarzenberg, Fürstenberg, Liechtenstein, Kinsky, Colloredo und anderen ersten Familien. Zum Thé dansant zu »einem reichen jungen Bojaren« geladen, erkennt er in dessen Frau, »einer kleinen hübschen wallachischen Prinzessin«, eine Dame wieder, der er bereits bei Pereiras begegnet ist. »Bei einem eleganten Tee der Frau von Eskeles fand ich letzt auch die schöne genialische Lady Fitz-Gerald« – eine Herzensfreundin Bartholdys, die natürliche Tochter des Herzogs Philippe Egalité von Orléans und jener französischen Schriftstel-

lerin Madame de Genlis, die in Berlin gelebt und Fanny dort getroffen hatte.

Die gute Küche der Eskeles kommt immer wieder zu Ehren. »So habe ich in den letzten Tagen wieder ein paar so fein raffinierte Diners bei dem Baron von Steigentesch und Herrn von Eskeles gehabt, wie man sie wahrlich nur je in Paris finden kann, und, was man dabei nicht leicht dort findet, sie waren auch durch eine kleine, sehr wohl gewählte Gesellschaft vollkommen genießbar und fröhlich.« Neben privater Gastfreundschaft bemüht man sich, dem geehrten Besucher Wiens prächtigstes Etablissement zu zeigen. Der Apollosaal ist, da es noch nicht Fasching ist, geschlossen. »Der Baron Arnstein hatte aber die Eröffnung für mehrere Freunde erbeten, ließ anspannen und uns nach der sehr entlegenen Vorstadt, in welcher der Apollosaal liegt, hinausfahren. Es ist ein ganz sonderbar phantastisches Ungeheuer von Pracht und Mannigfaltigkeit, das erleuchtet aber eine ganz blendende, magische Wirkung tun muß. Nur eine so reiche, wahrhaft große Stadt von allgemeinem Wohlstande konnte so etwas erzeugen und kann es erhalten.«

Am achten Januar, dem Faschingsanfang, wird Reichardt den Saal in aller Pracht seiner Kronleuchter erstrahlen sehen, wird er die Wasserkünste und Lusthäuser bewundern, an denen sich bis zu achttausend Menschen gleichzeitig ergötzen, und die Büfetts, Konditoreien und Speisetafeln bestaunen, an denen ein gemischtes Publikum aus Adligen, Bürgerlichen, Bauern und Pächtern in einer Nacht über sechzigtausend Gulden verpraßt. Schließlich war er ein »homme moyen sensuel« und kein preußischer Pedant, wie Nicolai einer gewesen. Zwar waren die »Weichlichkeit, Bequemlichkeitsliebe, Sorglosigkeit, Müßiggang und beständige Dissipation«, welche dieser an Wien gerügt hatte, keineswegs abgeschafft. Aber Reichardt fand nichts daran auszusetzen. »Alles athmet hier Frohsinn und Lustigkeit« – das genügte ihm. Der kritische Aufklärer hätte nach der Tunlichkeit solcher Vergnügungen inmitten wachsenden Elends und vor einem drohenden Kriege gefragt. Reichardt jedoch, obschon

gleich Nicolai in Friedrichs Berlin groß geworden, war ein Mann der neuen Zeit. Er haßte die »Lesewut«, diese »Krankheit des Nordens«, und war der Überzeugung, daß im naiven Gefühl das wahre Heil gelegen sei, ja, »daß wir mit allen unseren hohlen Grübeleien und mit all unserm genußlosen Kunsttreiben recht schlechte Staats- und Weltbürger geworden und erst wieder Kinder werden müssen«.

Voll kindlicher Freude nahm er auch an den leichteren musikalischen Genüssen teil, die Wien zu bieten hatte: »Mehrere kleine italienische Duette ... hatte ich letzt in einer Abendgesellschaft bei Frau von Pereira schon gehört, wo ein Prinz Rohan« – es war der österreichische Feldmarschalleutnant Ludwig Rohan-Guémenée – »auch ein eignes, angenehmes Talent, eigne Kompositionen mit kleiner Stimme, aber echt italienischer Methode, am Fortepiano zu singen zeigte und besonders pikant eine ganze Reihe von allerliebsten Walzern mit bloßer Begleitung des Fortepiano teils singend, teils pfeifend vortrug.«

Der Walzer hatte begonnen, die anderen Tänze zu verdrängen, und Henriette, gleich ihrer Mutter und deren Schwestern von großem Musiktalent, war eine der ersten, die ihm den Vorzug gaben: »Einer zahlreichen, großen Assemblée von drei-, vierhundert Personen hab ich einen dieser Abende auch bei dem Baron *Arnstein* beigewohnt, die mit den berühmten Assembléen der Dame Récamier in Paris vieles und auch das gemeinsam hatte, daß die Gesellschaft für das Lokal, so ansehnlich dieses auch ist, doch zu groß war und sich wie Meereswogen auf und ab drängte. Ehe noch die ganze Gesellschaft beisammen war, spielte Frau von *Pereira* mit dem Frl. von Kurzbeck eine sehr brillante Doppelsonate von Steibelt recht meisterhaft und dann mit unglaublicher Langmut und Güte viele schöne Walzer, nach welchen sich schöne, junge Welt in dem immer zunehmenden Gewühl lustig umdrehte. Sobald der äußerste Saal zum Souper eröffnet wurde, entfernte ich mich: es war gegen Mitternacht. Mit welcher Würde und Grazie, und jedem Kommenden lieb und gefällig, die schöne, prächtige Frau des Hauses die Wirtin machte, das muß man

gesehen haben. Unter mehreren angenehmen, neuen Bekanntschaften, die ich den Abend machte, ist mir die des Barons von *Faßbender* besonders interessant.«
Reichardt rühmt neben dessen »stattlichem und gefälligem Äußeren« auch die »Uneigennützigkeit, mit der er als des Erzherzogs Carls andere Hand Generalintendant der kaiserlichen Armee war«.

Das Neujahr rückte heran. Es war ein strenger Winter mit einer ungewöhnlichen Menge von Schnee. Die Straßenjungen hockten sich hinten auf die Schlitten auf, und keiner sagte es dem Kutscher – »was doch bei unserem Volk zu meinem großen Ärger immer unausbleiblich geschieht. Ich setzte mich noch mit Herrn Schröter in seinen Wagen, um einen Augenblick die Assemblée im Arnsteinschen Hause zu besuchen, die heute zur Neujahrsgratulation sehr zahlreich und glänzend war. Hier wird all so etwas am Vorabend abgemacht«.
Trotzdem ziehen sich die Empfänge, auf denen man sich zum Eintritt des verhängnisvollen Jahres 1809 feierlich beglückwünscht, noch in die ersten Tage des Januar fort: »Bei einem sehr feinen Diner der Frau von Eskeles hatte ich Gelegenheit, mehreren meiner besten Bekannten meinen Glückwunsch anzubringen. Ich wollte, ich könnte Dir einen rechten Begriff von der ausgesuchten, vollendeten Annehmlichkeit dieses Hauses machen, wie da alles, bis ins kleinste herab, zu einem gemütlichen, feinsinnlichen Genuß zusammenstimmt. Und dann müßt' ich Dir das edle Paar mit ihren allerliebsten, schönen, fast zu gescheiten, beiden Kindern schildern können. Die schöne, interessante, feinfühlende Frau hast Du zwar in Berlin gekannt; aber dem Mann – von dem kann ich Dir nur so mit wenig Worten sagen, wie er überall sich mit wenig Worten äußert – er ist ein Mann von Geist und Kopf und Herz, ein ganzer Mann. Ich würde es für einen reellen Lebensgewinn halten, mit ihm an einem Orte in naher Verbindung zu leben.«

Nicht nur Reichardt, auch Rahel Levin hat – in der Kongreßzeit – Cäcilies Gatten und Nathans Partner auf gewinnende Art geschildert: »Eskeles: den ich sehr liebe, weil ihm seine Klugheit bis aus den Poren dringt, er ißt, er schweigt, er lacht klug: er sagt lauter Selbstgedachtes, Originales! Ja! er amüsiert mich in gewissem Sinn hier besser, als alle andere Leute; weil er ganz altväterisch geblieben ist, mit geistigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn hinweggegangen ist, welches er ganz nach seiner Art bearbeitet hat, und lauter Originales davon ausgiebt, mit der aisance des gelebtesten Menschen auf gut alttestamentarische Weise.« Rahels späterer Mann aber, der bald nach Reichardt die Häuser Arnstein, Pereira und Eskeles besuchen sollte, fügt in seinen ›Denkwürdigkeiten‹ dieser Beschreibung einige Randbemerkungen hinzu:
»Um das letztere Wort in seiner vollen Bedeutung zu sehen, mußte man freilich schon etwas im Vertrauen sein, denn während in den Zimmern der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geschmack der Ausstattung wie durch Vornehmheit der Gesellschaft und des Gesprächstons, mit den höchsten Kreisen in Wien wetteiferte, ja die Kinder nicht die entfernteste Ahndung von ihrer eigentlichen Herkunft hatten, so pflegte Eskeles selbst, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieser vornehmen Welt erschienen, alsbald in eine Hinterstube zu entschlüpfen, wo er die Besuche seiner Glaubensgenossen empfing, alter Haus- und kluger Geschäftsfreunde, und bei Tabak und Bier rücksichtslos und behaglich den Rest des Abends hinbrachte.«
Varnhagen, dessen Doppelzüngigkeit sich noch erweisen wird, schleudert hier dem gutmütigen Reichardt – wie den von ihm geschilderten Familien – einige jener kleinen Bosheiten nach, die ihm und Rahel so leicht von der Feder spritzten: »Von allen diesen Personen und Familienverhältnissen hatte Reichardt in seinen kurz vorher erschienenen Briefen über Wien öffentlich gesprochen, und obschon er nur loben wollte, so hatte er es damit doch nicht immer gut getroffen, und ich hörte mancherlei Beschwerden gegen ihn, ja man muthete mir zu, da meine litterarische Seite

nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich bessere Anschauung der seinigen entgegenzustellen. Meine Frage, ob ich nur von den Frauen reden dürfe, oder auch von den Männern sprechen müsse? verrieth allzuschnell, daß mir bei der Sache doch nicht ganz zu trauen sein möchte, und man ließ sie fallen.«
Eskeles nimmt er freilich aus, wenn er in seinem nächsten Satze schreibt, es seien »in diesen Häusern wirklich fast nur die Frauen in Betracht« gekommen und »von den Männern kaum die Rede« gewesen. Aber da auch Reichardt nur Heinrich Pereira mit freundlichem Lobe, dessen Schwiegervater indessen mit keinem weiteren Wort erwähnt, so wird sich dem bisher entworfenen Bilde Nathans als eines gutmütigen, jedoch herzlich unbedeutenden Mannes nichts hinzufügen lassen.

Der deutsche Musiker blieb lange genug in Wien, um die ernsthaften Rüstungen zum neuen Feldzug mitzuerleben. Mitten im übermütigsten Faschingstreiben begannen die Übungen der Bürgermiliz zu Fuß und zu Pferde, wurden die sechs Landwehrbataillone der Residenz gemustert und die Fahnenweihe zelebriert. Reichardt indes schien im Laufe des Winters etwas zu ermatten. Die unaufhörlichen Gastgelage, die Bälle und großen Empfänge überwältigten ihn, und er fragte sich seufzend, wie es denn die Damen aushielten, die ganze Woche hindurch täglich zu tanzen, oft zu schmausen und dabei doch immer frisch auszusehen und lustigen Gemüts zu sein. Er gab jetzt den »kleinen runden Tafeln« den Vorzug, wie er sie bei den Lobkowitz, Czernin und Fries häufig antreffen konnte. »Auch zu meiner vieljährigen Freundin und Beschützerin, der Baronesse Arnstein, gehe ich lieber, wenn ich sie am kleinen, runden Familientisch mit wenigen Freunden weiß.«
Schließlich war ihm noch vergönnt, Henriettens Musikalität im vertrautesten Kreise zu genießen. Sie hatte die Begabung von ihrer Mutter und deren Schwestern geerbt, die alle schon in früher Jugend auf dem Piano ausgebildet worden waren. Fanny

spielte längst nicht mehr. Vor zwölf Jahren wurde dies bereits im ›Verzeichnis der Virtuosen und Dilettanten von Wien‹ bedauernd vermerkt: »Frau von Arnstein: die lernhaftesten und schwersten Kompositionen sind ihr Lieblingsspiel. Sie liest sehr gut, hat eine leichte Hand und meisterhaften Anschlag. In Geschwindigkeiten exzelliert sie. Es ist zu bedauern, daß sie seit einigen Jahren den Geschmack daran verlohren zu haben scheint, denn sie berührt das Fortepiano sehr wenig mehr. Leute von ihrem Vermögen sollten die dürftige Kunst nicht verlassen, welcher es ohnehin je länger je mehr an thätiger Aufmunterung fehlt. Auch hat sie eine sehr angenehme Stimme und geläufige Kehle. Ihr Töchterchen verspricht ebenfalls viele Talente für die Musik.«
Jetzt war Henriette neben den Fräulein von Kurzbeck und Hahn, den Baronessen Spielmann und Hügel und der Baronin Ertmann eine der besten Klavierspielerinnen der Wiener Gesellschaft. Das Konzert, zu dem Reichardt geladen wurde, fand eines Sonntagvormittags in der Wohnung ihres Lehrers Streicher statt. Der berühmte Klavierbauer hatte für sie und die Kurzbeck, diese »beiden kunstreichen Damen«, das Quartett in F-Moll des verstorbenen Prinzen Louis Ferdinand »mit vieler Kunst und Geschicklichkeit für zwei Fortepianos gesetzt und die sehr schweren Sätze mit der größten Sorgfalt lange mit den Damen eingeübt«.
Reichardt schreibt voll Rührung: »So hörten wir nun an einem schönen, hellen Morgen in Streichers Wohnung, auf zwei der schönsten Fortepianos dieses Meisters, von schönen kunstvollen Händen jene höchst geniale Komposition mit einer Vollendung vorgetragen, wie man selten etwas hört. Die zarten Kunstseelen gingen mit so vielem Geist und Gefühl in die sublimen und schönen Gedanken und Phantasien des Komponisten ein und übten die größten Schwierigkeiten mit so vieler Präzision und Rundung aus, daß sie wahrlich eine ganze Welt von Musik um uns herzauberten. Nur sehr wenige, ganz auserwählte Kunstfreunde nahmen teil an dieser hohen Lust und das erhöhte sie noch. Die schöne gefühlvolle Fürstin Kinsky, die ihr eigenes vortreffliches Instrument dazu hergeschickt hatte, mit ihrer Schwester« – einer

künftigen Gräfin Schönborn – »und ihrem Schwager, die F
von Henikstein und der Fürst Lobkowitz machten das ge
edle Publikum aus.«
Es ist eine Biedermeierszene, die er hier entwirft, ein Vor
schmack jener schlichteren Zusammenkünfte, wie Henrie
Pereira sie in späteren Jahren in ihrem eigenen Hause pfle
sollte. Sie zeigt, daß sich ehemals entlegene Klassen jetzt auch
intimen Rahmen vereinten: als Henriette den fürstlichen Mu
liebhabern das Quartett des ›preußischen Alcibiades‹ vorspie
war sie noch nicht getauft. Im übrigen sollte nur noch ein Er
nis Reichardts Aufenthalt in Wien »verschönen« – die kon
tante Aufführung seiner Oper ›Bradamante‹ am zweiten März
Haus jenes großen Mäzens, des Fürsten Lobkowitz. Wen
Wochen vor der Kriegserklärung an Napoleon fanden sich
»die Erzherzöge, der größte Adel und die feinsten Kenner
Dilettanten Wiens aus allen Ständen, samt allen hiesigen Kap
meistern« ein, um das Werk des norddeutschen Besuchers an
hören. Beethoven, der besondere Schützling des Fürsten, Sal
Weigl, Clementi und viele andere Musiker waren erschien
»Unter den schönen, gefühlvollen Damen sah man recht viel
geweinte Augen, die Landwehr marschierte jetzt fast täglich
und alle Offiziere, deren Bataillone in den anderen österreichisch
Provinzen und in Böhmen standen, begaben sich immer m
und mehr dorthin.« Der patriotische Eifer des ganzen Volkes
berichtet Reichardt, wuchs mit jedem Tage. Die Kinder
Häuser Lobkowitz und Dietrichstein waren ohne Hofmeis
weil diese bereits in Waffen standen. Und schließlich sah
auch die Oper der Komparsen beraubt.
Jetzt merkten auch jene letzten Wiener, die sich noch »au repo
aux douceurs de la vie« hingegeben hatten, welche Stunde
schlagen hatte. Es hinderte sie nicht, sich am letzten März
der die Fastenzeit beendete, von neuem der Fleischeslust hin
geben: »Überall stehen Italiener in offenen Buden mit dicken
räucherten Würsten und alles Volk schleppt bis spät in die Na
große Massen von Fleisch.« Am dritten April wurde noch

termontagredoute mit Pomp und Maskenzug gefeiert. Drei
Tage darauf ließ der Erzherzog Karl seine Wagen packen und
lte ab, zur Armee. Zugleich verließ der Kaiser, begleitet vom
berstkämmerer Graf Wrbna, den Generaladjutanten Grafen
ubna und Kutschera, sowie dem Baron Stifft, die Residenzstadt.
Nach einem Schlußbericht, in dem er Wien schlechthin als den
angenehmsten, reichsten und frohesten Aufenthalt in Euro-
a« bezeichnet hatte, empfahl sich auch der ›homme moyen
nsuel‹ Johann Friedrich Reichardt. Der Krieg konnte beginnen.

r begann mit Schwung und siegreichem Trompetenschall. Bin-
en wenigen Tagen errangen zwei kaiserliche Armeen, die eine
nter Erzherzog Johann gegen Udine, die andere unter dem Gene-
l Chasteler gegen Brixen entsandt, entscheidende Erfolge. An-
rn erging es dem Hauptheer Erzherzog Karls, das am zehnten
nd elften April über den Inn ins Bayerische gezogen war. Inner-
alb von fünf Tagen waren die österreichischen Korps durch-
hnitten, in der linken Flanke und im Rücken bedroht und
hließlich bei Regensburg – das der Fürst Johann Liechtenstein
vor noch eingenommen hatte – über die Donau ins böhmische
ebirge gedrängt. Am dreiundzwanzigsten erlitten sie eine ver-
ichtende Niederlage. Anstatt die geschlagene Armee zu verfol-
n, rüstete sich Napoleon jetzt zu seinem zweiten Marsch auf
Vien. Aus dem erstürmten Regensburg verhieß er seinen Trup-
n, im Laufe von vier Wochen dort einzurücken. In der Resi-
nz war man noch ohne Nachricht über die drohende Gefahr.
n Brief, den Cäcilie Eskeles am neunundzwanzigsten an die Ber-
ner Schwestern schrieb, mag die Stimmung der Stadt am besten
iedergeben:
eute ist ein wichtiger Tag – man erwartet bis spät am Abend
e Nachricht von einer Schlacht, der Allmächtige gebe daß sie
icklich für uns sei, und daß sie so wenig blutig als möglich sei.
– Das letzte Treffen, das fünf volle Tage gedauert hat, die alle
ünstig für unsre Waffen entschieden, hat dem Feind Bewunde-

rung für die Tapferkeit unsrer Truppen eingeflößt. Die darauffolgende Nacht fiel leider ungünstig für uns aus, jedoch ist noch immer das beste zu hoffen, nach Briefen vom 26ten war der Erzherzog noch in Regensburg, und Chattelais im Sprung hin. Der edle Straub – der Wirth der Tirol wieder für uns gewonnen hat und seinen Adjudanten dem Kaiser mit den Worten geschickt hat, da *Majeschtät* da hast dein Landel – kam vor drei oder vier Tagen mit seinem Adjudanten einem Sattler zum Kaiser ins Hoflager und forderte vor den Kaiser gelassen zu werden. Grüß di Gott Majeschtät redete er ihn an, ich her es gaht dar nit guet. – mir wollen dir schon helfen. – Ich bin do mit 80000 Mon – mit die Vorarlberger hoben mir eh schon geredet, die san ah fertich, die klan Schwyzer cantons bewaffnen sich ah – gieb uns den *Markus* soll heißen Marquis – Chasteler so sprechen sie Chattelais aus, und wir wollen sie schon kriegen. Nur brauchen wir a wenkas Geldel, und a bisserl Pulver – beides ist ihnen gegeben worden, und wir hoffen zu Gott daß alles gut gehn wird. –
Selbst wenn ein Streitkorps von der feindlichen Armee herkäme um uns zu brandschatzen, wären wir ruhig – Hadik war im Siebenjährigen Krieg und zog nachdem er die contributionen die er forderte hatte ruhig wieder ab – mehr als das könnten vor der Hand, wenn sie würklich kämen die Franzosen auch nicht, drum wenn die affaire von der man heut oder morgen Nachricht erwartet würklich auch ungünstig für uns ausfiele, was möglich ist weil die Kriegsgöttin Launen hat, so ist darum nicht alles verloren, und ich beschwöre euch meine theuern Schwestern so ruhig zu sein, wie ich es bin. – Von unserm guten Bartholdy haben wir indirekte *wahre* Nachricht. Er ist Gottlob gesund und keiner Gefahr ausgesetzt – so viel seiner guten Mutter und euch zur Beruhigung. In Italien hat der Erzherzog Johann glänzende Siege. Er hat den Feind auf's neue bei Castelfranco geschlagen und ist über die Etsch. – Die franz. Armee in Italien ist fast ganz vernichtet. Auch dem Erzherzog Ferdinand geht es recht gut. – Vergiebt mir meine geliebten Schwestern wenn mein heutiger Brief einem förmlichen Tagesbericht gleicht. Da ich aber voraussetze daß ihr

eben so gern von uns die wir stets wahr sind erfährt was mit uns geschieht als aus den Zeitungen wo schlecht unterrichtete Zeitungsschreiber nicht immer rein Wahrheit geben, so habe ich es gewagt euch eher eine Zeitung als einen Brief zu schicken.
Nach einem warmen Frühlingsregen haben wir heute endlich wieder einmal einen sehr schönen Tag. Ich werde ihn benutzen und werde mit meinen Kindern nach Hitzing fahren. Möget auch ihr meine guten Schwestern das schöne Wetter und alles Gute im vollsten Maaße genießen.« Dann läßt Cäcilie Verwandte und Freunde grüßen und schließt: »Ich schicke euch einige Briefe die über die revolution in Tirol das schönste Licht geben in Abschrift mit. Da ihr ja ohnehin viel zu lesen habt so endige ich hier mit der Versicherung daß ich innig und ewig bin eure treue E. – Tausend Grüße all unseren Lieben.«

Woher in diesem Brief die häufige Erwähnung Tirols, über dessen Aufstand Cäcilie besonders gut unterrichtet scheint? Hier tritt eine der erstaunlichsten Episoden in Fannys Leben zutage – ihre und ihrer Familie hilfreiche Anteilnahme am Tiroler Freiheitskampf! Mit der Tatkraft, die sie an jede gegen Napoleon abgezielte Unternehmung wandte, hatte sie von Beginn an die Rebellion gegen das bayerische Joch unterstützt. In den ersten Monaten dieses Jahres waren Abgeordnete aus den tirolischen Bergen nach Wien gekommen, geführt vom Sandwirt von Passeier, Andreas Hofer, der sich mit seinen Gefährten bei einem Wirt namens Duschel in Mariahilf verbarg. Nachdem sie in der Residenz Waffen und Gelder aufgetrieben hatten, eilten sie zurück, um in aller Heimlichkeit ihre Bauernregimenter aufzustellen. Die letzten verließen am zweiten März die Stadt.
Speckbacher, einer der Aufständischen, war schon Mitte Februar heimgefahren. Vorher war er häufig bei Fanny Arnstein aufgetaucht, wo er nicht allein seine Kriegskasse füllte und nach Kräften konspirierte, sondern sich auch als sehr unterhaltender Gesellschafter erwies. »Einen guten Vorrat solcher Schwänke«,

schrieb später Hormayr, der seinerseits der Tiroler Landwehr beigetreten war, in seinem Lebensbild Speckbachers, »hinterließ er in einem der ersten Wiener Häuser, jenem der unvergeßlichen, auch den Tirolern unermüdet wohltätigen Baronin Fany Arnstein, wo auch Bartholdy recht ordentlich eingeseift wurde«. Worin die Einseifung ihres Neffen bestand, ist nicht völlig klar, es wäre denn damit gemeint, daß der preußische Jude Bartholdy jenen ›Krieg der Tyroler Landsleute im Jahre 1809‹ zu seiner eigenen Sache machte, gleich dem Innsbrucker Hormayr ein ganzes Buch darüber schrieb und dieses 1814 bei seinem Vetter Julius Eduard Hitzig in Berlin verlegte.

Fannys Gatte, wahrscheinlich auch ihr Schwager Eskeles, hatten den Freiheitskämpfern »hohe Summen« zur Verfügung gestellt. Sie waren nicht die einzigen Männer ihres Glaubens, denen Tirol finanzielle Hilfe verdankte. Die Judengemeinde von Hohenems etwa, wo Ende Mai die schwersten Kämpfe tobten, hatte den Vorarlbergern eine ›Anleihe‹ von zwölftausend Gulden dargebracht, an deren Rückzahlung niemand dachte. Der reiche Fabrikant Nathan Elias – später Brentano – hatte ihrer Kriegs-Schatulle allein zehntausend Gulden ›vorgeschossen‹. Mit diesen und anderen Geldern versehen, waren die Tiroler am neunten April, als die kaiserlichen Armeen zu marschieren begannen, zum Kampf bereit. Im Pustertal wurde der Aufstand eingeleitet. Fünf Tage später war Innsbruck genommen und von der bayerischen Soldateska, darunter dem verhaßten General Kinkel und dem hartherzigen Obristen Dittfurth, befreit. Triumphierend sangen die Tiroler:

O weh! o weh! die Bayrische Armee
Ist von Bauern todtgeschlagen
Und mit Jubel ins Grab getragen,
Der General der feige Kinkel
Sitzt arretiert im finstern Winkel;
Dittfurth voller Grausamkeit,
Hat seinen Sturz sich selbst bereit't!

Vom Postgebäude der Hauptstadt wurde der bayrische Löwe gerissen und der kaiserliche Doppeladler dort angebracht. Zwei brennende Kerzen standen davor und jeder, der vorbeiging, zog den Hut. Dazu hörte man Rufe: »Gellt der Franzl war ein Andrer (als der König von Bayern)!« oder, zum Adler: »Gelt du Saggara Schwanz! sind dir doch die Federn wieder gewachsen!« Zugleich begann man zu plündern – und zwar dort, wo dergleichen üblich war. Als der Pater Benitzi einem Bauern, welcher im Begriff stand, einen Juden auszurauben, dieses verwies, gab der zur Antwort: »A klans Brondschatzungerl hatt'n wir wohl a verdient; wo solln wir's also nehmen, von den Juden oder Christen?« Wo in der Tat? Aber schließlich geschah dies in Innsbruck und nicht acht Kilometer weiter in Hall, wo der Speckbacher stand, der es besser wissen mußte!

Am achtzehnten April schrieb die kaiserliche »Majeschtät«, der Franzl, einen liebreichen und aufmunternden Brief an seine Tiroler. Er dankte ihnen bewegt für ihre Treue und Heldentaten und versicherte ihnen, unter allen Opfern, die er 1805 habe bringen müssen, sei »jenes, mich von euch zu trennen, meinem Herzen das Empfindlichste« gewesen. »Mit göttlichem Beistande«, so hoffte er, »soll Österreich und Tirol immer so vereint bleiben, wie sie eine lange Reihe von Jahren hindurch vereinigt waren.« Doch am Tage, nachdem er dieses Schreiben erließ, hatten die Niederlagen seiner Armee bei Landshut und Regensburg begonnen. Napoleon war auf dem Weg zur Residenz. Die einzige Hoffnung, ihn davon abzuhalten, beruhte auf der Wiedervereinigung des Hauptheeres mit dem abgeschnittenen linken Flügel unter Hiller. Es sollte bei Linz oder Krems geschehen, aber die Franzosen drängten so heftig vor, daß Hiller nicht mehr über die Donau gelangte, sondern gezwungen war, sich bei Ebensberg hinter die Traun zurückzuziehen.

Hier kam es am dritten Mai zu einer mörderischen Schlacht, in der die Wiener Landwehr zum ersten Male ins Feuer geriet, der Dichter Leo von Seckendorff fiel, Maurice O'Donnell sich mit Ruhm bedeckte und Jakob Bartholdy eine Verwundung erlitt,

seine Kompanie aber in einem tapferen Rückzugsgefecht so gut aus dem Kampf zu retten wußte, daß er eine Belobigung erhielt. »Von Jakob«, schrieb tags darauf seine Schwester Lea Mendelssohn an Henriette Pereira, »höre ich nur über Berlin her ... ich zittere für ihn, freue und fühle mich, bei dem Gedanken Mann zu sein, vielleicht etwas leisten zu können, so erhoben und begeistert, daß ich ihn nur lieben und loben und die wärmsten Gebethe für ihn thun kann. O hätte ich ein Wämschen und Höschen und Hut, ich bliebe, glaube ich, auch nicht hier sitzen und wohl uns, wenn viele so fühlen.«

Doch ihre Gebete, die alttestamentarischen wie die christlichen, halfen nichts, denn die rationalistischen Franzosen hatten die besseren Feldherren und geschulteren Soldaten. Am selben vierten Mai verließ die Kaiserin mit der allerhöchsten Familie Wien, und am neunten stand der Feind vor den Toren. Diesmal sollte die Stadt mit aller Macht verteidigt werden. Freiwillige und Landsturm wurden aufgerufen, die Wälle mit Kanonen besetzt, die Zugbrücken der Stadttore aufgezogen und die Vorstädte, wie die Pichler schrieb, »dem Feind oder dem Pöbel« preisgegeben. Den Prater hatte man »verbaut und verschanzt«, Augartenbrücke und Franzensbrücke zerstört und selbst einige zu nahe Gebäude am roten Turm und Schanzel abgebrochen. Napoleons Vorposten standen schon bei Hütteldorf, als ein Parlamentär seines Marschalls Lannes von den Wienern abgewiesen wurde. Bald war die Stadt vom Döbling bis Simmering umzingelt. Napoleon saß im Hauptquartier zu Schönbrunn, und Andreossy, zum Gouverneur von Wien ernannt, hatte im Kaunitzschen Palais zu Mariahilf, unweit von Fannys Sommerhaus, Wohnung genommen.

Auf dem Glacis standen die »Kanoniere mit brennenden Lunten und sahen mit dem promenierenden Publikum von der Bastei aus dem Feinde zu, wie dieser draußen seine Angriffsmittel entwickelte«. Die Lage war, wie so oft in Österreich, verzweifelt aber nicht ernst: »Alle Geschäfte ruhten; die schöne Welt zog ihre besten Feierkleider an.« Zuweilen schoß die Artillerie und

forderte das Feuer der Franzosen heraus. Diese »eisernen Antworten ... erwiesen sich aber an die dahinterstehenden Häuser adressiert, vielleicht weil der galante Feind die vielen Schleier und Federn auf den Damenhüten hinter den Wollsäcken der Brustwehr erblickte und den ›interessanten Wienerinnen‹ die Freude nicht versalzen wollte«. Die Freude woran? An der eigenen Todesgefahr! Noch im letzten Augenblick gelang es diesem bezaubernd sorglosen Volk, aus einer feindlichen Belagerung ein malerisches Spektakel zu machen!

In der Nacht zum zwölften entschloß sich Napoleon, den Widerstand der Wiener zu brechen. Er ließ die Stadt aus zwanzig Haubitzen beschießen, worauf vierzehn Häuser – darunter das Kaisersteinsche in der untern Bräunerstraße, der Trattnerhof am Graben, das Palffysche in der Wallnerstraße und das Puchbergische in der Weihburggasse – in Brand gesetzt wurden und siebzehn Personen ums Leben kamen. Von den Wällen waren ebenfalls Kanonen abgefeuert »und mehrere Vorstädter vom Geschütz der Stadt getötet worden«. Als gegen drei Uhr früh über fünfzehnhundert Haubitzgranaten und glühende Kugeln in die Innenstadt geflogen waren, steckte man die weiße Fahne aus und meldete den feindlichen Vorposten, Wien wolle kapitulieren.

»Je trefflicher sich in all diesem Drange«, schreibt der Chronist Hormayr, »der Geist der Wiener bewährt hatte, bey denen die Beschießung sowie die Verführungskünste des Feindes meist nur Unwillen und Erbitterung erregt hatten, desto größer mußte die Verwunderung über solch schnellen Ausgang seyn.« Aber schließlich war die Entscheidung des Kampfes gewiß, und die Bürger wären dumm gewesen, sich ihre schöne Stadt um einiger Stunden Aufschubes willen in Grund und Boden schießen zu lassen. Ein sorgloses, aber im Grunde vernünftiges Volk ließ die unangebrachten Heldentaten sein!

Nun hatte man die Franzosen zum zweitenmal in den Toren. Der Lokalhistoriker hatte viel zu verzeichnen von »bösartigen

und pöbelhaften Ausfällen, tyrannischen Machtsprüchen und Vergewaltigungen, überraschendem Schrecken« und »morgenländischer Prahlerey«. In Wahrheit benahm sich die Besatzung wie eh und je in diesen Fällen: sie plünderte ein wenig, erschoß da und dort einen tapfer aufmuckenden Mann, trank den ganzen Wein aus, der in den Fässern war, und requirierte den größten Teil der Lebensmittel. Das Volk begann zu hungern. Als der Magistrat seine Vorratsspeicher öffnete, erhielt man zu ungeheuren Preisen verschimmeltes Brot; Fleisch war kaum zu haben, Gänse kosteten vier, das Pfund Zucker zehn, eine Mahlzeit im Gasthaus sieben Gulden, und wer im Monat fünfhundert Gulden ausgegeben hatte, mußte jetzt mit zweitausend rechnen. Dabei sanken die Bankozettel fast täglich im Wert. Die gesamte Wirtschaft war in Verwirrung geraten, seit jede Zufuhr versiegte, Handel und Erwerb stockten, Pensions- und Gehaltsbezüge unterbrochen waren, Schuldner nicht bezahlten, die Hausbesitzer keine Zinsen abtrugen und Millionen durch die Abwesenheit der Hochadeligen und Reichen dem Verkehr entrissen waren.

Fanny war auch diesmal in Wien geblieben. Sie hatte in ihrem Haus all den Freunden Obdach geliehen, die in diesen schweren Tagen nicht weiter wußten. So lebte seit Friedrich Schlegels Abgang zum Heer seine Frau Dorothea, die ›Kriegsräthin Schlegel‹, bei ihr, welche »bei der Teuerung und Seltenheit der Lebensmittel sonst schwerlich hätte existieren können«. Wie groß die Teuerung sei, berichtete Dorotheas Schwager August Wilhelm seiner Freundin Germaine de Staël, lasse sich daraus ersehen, »daß es selbst in dem reichen Hause, in dem sie nun lebt, morgens immer die erste Sorge ist, sich Lebensmittel für den folgenden Tag zu beschaffen«. Gemeinsam hörten Fanny und die Kriegsräthin am 21. Mai, einem schönen Frühlingstag, den Kanonendonner der Schlacht von Aspern über die Donau herüberdringen. Gemeinsam bewunderten sie die tapferen Regimenter – Zach, Froon, Stein, Zetwitz, Joseph Colloredo und die Legion Erzherzog Karls –, die Bonaparte die erste Niederlage seiner Laufbahn zugefügt hatten. Der Empereur allerdings sah den Kampf um seine mißglückte Landung am linken Donauufer nur als eine »recht lebhafte Kanonade« an, »bei der es auf beiden Seiten beträchtliche Verluste gab«. Den Damen im Palais Arnstein aber, und mit ihnen ganz Wien, ja allen franzosenfeindlichen Ländern erschien er als das Signal einer Befreiung, die jetzt immerhin denkbar geworden war. Inzwischen behielt Napoleon recht, der nichts daran fand, »auch einmal eine Schlacht zu verlieren, wenn man deren vierzig gewonnen hat«. Die zweiundvierzigste, bei Wagram, gewann er wiederum.

Auch sie fand auf jenem Marchfeld statt, wo seit Jahrhunderten Österreichs Kriege ausgefochten worden waren, und wie immer war ein Liechtenstein dabei. In dem unbeschreiblichen Gemetzel, das drei Tage währte, standen hunderttausend einheimische Streitkräfte hundertfünfzigtausend Soldaten der Grande Armée gegenüber. Sein Ausgang, der lange in der Schwebe lag, war entschieden, als der linke Flügel des österreichischen Heeres nachgab und Erzherzog Johanns sehnlich erwarteter Entsatz nicht rechtzeitig eintraf. Am Nachmittag des 6. Juli war die Schlacht zu Ende, und beide Seiten zählten ihre Verluste. Hier waren Erzherzog Karl und achtzehntausend seiner Landsleute, drüben fast dreimal so viel Franzosen blessiert. »Eine Straße von Blut«, schreibt Hormayr, »zog sich von Ebersdorf und Simmering zur St. Marxer und Favoritenlinie.«

Die neuerlichen Siege der braven Tiroler am Berg Isel, bei Innsbruck und Hohenems, die vereinzelten deutschen Rebellionen in Dresden, Bamberg, Nürnberg und Stockach, der Ritterzug Schills, schließlich die tapfere Einnahme Znaims durch die österreichischen Truppen – sie alle nützten nichts mehr. Der Krieg war bei Wagram verloren worden. Vielmehr meinte Erzherzog Karl, dies sei geschehen, und bat durch einen Parlamentär um Waffenstillstand. In jenem Znaim, das er eben erst eingenommen hatte, wurde der Einhalt aller Feindseligkeiten erklärt. Graf Stadion, der Premierminister, trat daraufhin zurück. Der Erzherzog legte den Oberbefehl nieder. Am 23. Juli tummelten sich

die Wiener bereits wieder in ihrem Prater, und »das neue Gasthaus zum Thurm von Gothenburg war in ein paar Stunden erschöpft«.

In den Tagen, die auf Aspern und Wagram folgten, hatte Fanny ihre ganze Tatkraft der Pflege und Fürsorge der Kriegsverletzten gewidmet. Die Schrecken, die mit den offenen Riesenschlachten jener Tage verbunden waren, hielt damals Goya auf dem spanischen Kriegsschauplatz fest. Im Donautal, auf dem Heimweg nach Wien, drängten sich zahllose Schwerverwundete, in der großen Hitze verschmachtend, um die Bauernwagen und Fiaker, die neben den harten holprigen Armeegefährten das einzige Beförderungsmittel waren. Wer nicht zu retten war – und zwei Drittel der Blessierten ging zugrunde – wurde seinem Schicksal überlassen oder gar mit Sterbenden und Toten achtlos in den Fluß oder die rasch aufgeschaufelten Gruben gesenkt. Die Bürger von Wien, sofern sie Zeit und Opferwilligkeit besaßen, fuhren in Kutschen aufs Schlachtfeld, um dort wahllos und ungehindert Samariterdienste zu versehen. In der Stadt zupften die Damen Scharpie, halfen in den Spitälern oder nahmen sich der Soldatenfamilien an, die ihren Erhalter verloren hatten.

»Nach dem Kriege von 1809«, schrieb Varnhagen über Fanny, »dessen Ausgang ihr wie ein persönliches Leid auf dem Herzen lastete, wandte sie ihre thätigste Mithülfe auf's neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und seine Nachwehen sehr vermehrt war.« Er mußte es wissen. Denn zwischen dem Waffenstillstand im Juli und dem im Oktober zu Schönbrunn unterzeichneten Frieden kam Rahels Freund, in österreichischer Offiziersuniform, nach Wien.

Varnhagen, damals vierundzwanzig, war der um vieles älteren Rahel seit mehreren Jahren innig verbunden. Ein banales, aber ehrgeiziges Gemüt, klammerte er sich ebenso eifrig an die geistsprühende, originelle Frau, die von allen großen Männern Deutschlands geachtet wurde, wie sie selbst sich an den jungen,

rührigen, ihr völlig ergebenen Mann. Beide liebten einander kaum, doch sie brauchten einander: es war eine jener geglückten Symbiosen, wie sie gerade bei ungleichen Paaren häufig ist. Als Varnhagen Ende 1808, gleich so vielen seiner Landsleute, nach Wien zu gehen beschloß, verhieß ihm Rahel Briefe an ihren ehemaligen Geliebten und jetzigen preußischen Minister am Kaiserhof, Graf Finckenstein, an den Fürsten von Ligne, an alle Welt in Wien, zu der sie irgendwelchen Zugang hatte. Und schließlich sollte ihn Gentz – »mein Freund in Prag« – an die ganze Literatur und den ganzen Adel empfehlen.

Nach Tübingen, wohin er vorerst gereist war, berichtete sie ihm stolz, wieviel Berliner sich zu den österreichischen Waffen drängten: »Die Konskription kommt hier gar nicht zu Stande, so viel Menschen lassen sich anwerben: die wohlerzogensten Juden, und alles; ach! es möchte jeder den alten Ruhm wieder aus der Erde graben.« Als er schließlich kurz nach der Schlacht von Wagram in Zistersdorf saß und immer noch hoffte, der Krieg sei nicht verloren, sprach sie ihm Mut zu. »Sei tapfer und brav... du weißt, ich bin furchtsam: aber den unbekannten Tod würd ich wählen, wär ich durch eigene Wahl darin; und wiche nicht. – Du weißt, wie ich über Krieg, über diesen denke. Krieg ist für keinen gebildeten Menschen... Doch konntest du ohne Muth- und Thatbeweis nicht leben – so führ das herzhaft aus!« Und da er darunter litt, nicht adlig zu sein, beruhigte sie ihn, er »adle sich ja jetzt mit seinem Blute«.

Daß dies gleichwohl nicht genügte, wußten beide genau. Darum sollte sich Varnhagen in späteren Jahren – gleich Rahels »Freund in Prag«, mit dem er zwar nicht das Talent, aber gewisse Charakterzüge teilte – ein regelrechtes, wenn auch auf windigem Anspruch beruhendes Adelspatent verschaffen. Nun aber beschloß er, obgleich Napoleon bereits vor ihm in Wien eingezogen war, sich den Anblick der Residenz nicht entgehen zu lassen. Ganz wie Gentz fand er den Zutritt zum hohen Adel vorerst nicht so leicht. Um so freundlicher wurde er in einem Hause aufgenommen, wo er ohne jede Empfehlung erschienen war.

»Ich ließ mich bei Frau von Arnstein melden, und sagte ihr einfach, woher und wieso ich nach Wien gekommen, und daß ich ihre Bekanntschaft zu machen schon längst gewünscht. Die erfahrene Weltdame war kaum befremdet, sondern gleich leidenschaftlich entzückt, nur wieder eine österreichische Uniform zu sehen; denn, unter die Gewalt der Franzosen gebeugt und von Franzosen umschwärmt und umlagert, nährte und äußerte sie den glühendsten Haß gegen das Volk und insbesondere gegen Napoleon. Ich fragte nach Frau von Schlegel, der Gattin Friedrich's, die ich im Arnstein'schen Hause gastlich aufgenommen wußte, während der Mann den Kriegsereignissen nach Ungarn gefolgt war. Sie wurde gerufen und erschien, sie erkannte mich auf den ersten Blick, senkte aber traurig den Kopf, und sagte mit herbem Vorwurf: Ich weiß noch recht gut, wie sie in Dresden auf der Galerie die französischen Truppen lobten, mir zum Schmerz und Verdruß, aber das dacht' ich nicht, daß ich Sie selber hier unter ihnen finden würde. Durch den wunderlichen Irrthum hielt sie mich für einen französischen Offizier. ›Aber was reden Sie denn‹, rief Frau von Arnstein, ›sehen Sie denn nicht, daß es ein Unsriger ist?‹ Frau von Schlegel blickte auf, und wie von einer Last befreit überließ sie sich der lautesten Freude.«

»Nun begann«, schreibt Varnhagen in seinen ›Denkwürdigkeiten‹, »ein Fragen und Erzählen, an welchem bald alle Anwesenden Theil nahmen, besonders aber Frau von Arnstein, deren Interessen stets heftig, vollgiebig und für den Augenblick ausschließlich waren. Die ausgezeichnete Frau und ihre gesellige Kraft und Wirksamkeit ist schon anderweitig geschildert worden; hier füge ich nur die Bemerkung bei, daß die Anwesenheit des Feindes den geselligen Glanz des Hauses nicht störte, sondern in manchem Betracht sogar erhöhte. Man mußte mit den Franzosen verkehren, man konnte sie nicht abweisen, es war wichtig, und nebenher angenehm, sich mit ihnen gut zu stehen, ihre Generale und Oberbeamte, wie ihre jungen Elegants, zum Theil aus alten vornehmen Geschlechtern, wußten sich in der Gesellschaft geltend und den Grund ihrer Anwesenheit vergessen zu machen.

Der Haß der Wirthin gegen den Kaiser wurde als die liebenswürdige Torheit einer Frau lachend hingenommen, ja nicht selten stimmten vornehme Franzosen in die bösen Reden ein, mit denen jene nicht karg war. Es war ein seltsames Verhältnis, das überall, wo die Gebildeten zweier kriegführenden Nationen friedlich zusammenkommen, mehr oder minder hervortreten muß, daß die Franzosen aber besonders geeignet sind anzubauen. Die Wiener ihrerseits, anstatt sich zurückzuziehen, strömten eifriger als je herbei; es war der augenscheinlichste Gewinn, mit den unvermeidlichen, und hinwieder so anziehenden Feinden sich im fremden Salon zusammenzufinden, der für viele andre die Aufnahme und Bewirthung dieser Gäste abmachen zu wollen schien.«

Waren die »Gebildeten zweier kriegführenden Nationen« offenbar klug und überlegen genug, um den erbitterten Streit ihrer Länder nicht in ihr Privatleben hineinzutragen, so hatte das Volk noch weniger Bedenken gegenüber dem Feind. Die französischen Truppen waren kaum in die Stadt gezogen und hatten auf den Hauptplätzen biwakiert, als schon die ersten Würstelhändler, Schusterbuben, Höckerinnen, Mägde, Stutzer und Gaffer angelaufen kamen. Die vorsichtige Anbiederung kühlte bald wieder ab, weil der Krieg außerhalb der Stadttore weiterging und die fremden Soldaten erst noch etwas plündern und prassen wollten, ehe man sie wieder aufs Schlachtfeld schickte. Doch sowie der Waffenstillstand geschlossen und Napoleon nach Schönbrunn zurückgekehrt war, sowie seine Garnison sich häuslich eingerichtet hatte, war die Verbrüderung der Wiener und Franzosen nicht mehr aufzuhalten.

Die einander eben noch Arme und Beine abgeschossen hatten, umarmten einander nun mit ungeheuchelter Liebenswürdigkeit. »Jetzt wurde es täglich besser, wohlfeiler, amüsanter, ja außerordentlich lustig«, schreibt ein Augenzeuge. »Die Zeit der Leiden schien vorüber, man mußte also jetzt die entbehrten Genüsse nachholen; da mischte sich das schäumende Wesen der Gallier

mit der Wiener Lebendigkeit gerade zum angemessenen Temperamente. Beiderseits wetteiferte man, von der Originalität des anderen anzunehmen: die Franzosen fanden die Wiener und diese ihre Feinde nachahmenswürdig und allerliebst.«

Drei Pariser Restaurants »eröffneten ihre duftenden Speisesäle«. Pariser Limonadiers boten im Privatgarten der geflohenen Kaiserin Erfrischungen an. Der Mechanikus Mälzel konstruierte einen schachspielenden Automaten, mit dem sich Napoleon auf einen Kampf einließ. Die schöne Welt, deren Landhäuser – wie auch Fannys – in der Nähe Schönbrunns gelegen waren, fuhr abends in das Schloßtheater, um sich in Gegenwart Napoleons und Seite an Seite mit seinen Offizieren an deutschen Schauspielen, italienischen Balletten und Opern in beiden Sprachen zu erfreuen. Auch Caroline Pichler berichtet von einem solchen Besuch, den sie mit Frau von Fließ in der Equipage eines französischen Generals – einem Bekannten Eleonores – unternahm. Freilich war die Brave weniger von dem Divertissement auf der Bühne zerstreut als von dem »wohlgenährten Prälatenantlitz« des Empereurs, das sie statt dessen studierte, heftig abgestoßen. »Ein Parterre voll Stabsoffizieren der verschiedenen Waffen«, so schildert jener Augenzeuge die Szene, »ein Balkon voll Feldherren, Ministern und Großwürden und alle *en grande tenue* der mit raffiniertester Pracht ausgestatteten Amtskleidung; dazu Wiens weibliche Noblesse in brillantester Toilette«.

Die Damen der Gesellschaft waren zumeist, gleich Fanny, antinapoleonisch gesinnt. Bonaparte wußte es wohl und hatte nach der Schlacht von Wagram, als sein gefangener General Durosnel ausgetauscht werden sollte, den Unterhändlern angedroht: »Si la moindre chose arrive à Durosnel, je ferai massacrer tous les prisonniers autrichiens; – non! car ils sont innocents; mais je ferai violer les dames de Vienne par mes tambours.« Trotzdem waren sie die letzten, die darauf verzichtet hätten, sich in ihrem schönsten Putz auf eine Hofbelustigung zu begeben, auch wenn diese nicht von ihrem angestammten Kaiser, sondern einem korsischen Usurpator veranstaltet war. Schließlich mochte man den Eroberern, wenn nicht mit überlegener Kriegskunst, so doch mit glanzvollem savoir vivre Eindruck machen. Voll Stolz eröffnete man ihnen den Apollosaal und hörte sie rühmen, daß keine andere Stadt, selbst nicht Paris, solche Vergnügungen darzubringen hatte. Die Franzosen wiederum boten den Wienern ihre Regimentsmusik, ihre Marketenderbuden und abendlichen Feuerwerke. Auch Napoleons Namensfest, zu dem er mit des Papstes Hilfe den Maria Himmelfahrtstag am 15. August annektiert hatte, wurde unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung mit Glockenklang, Kanonendonner, prunkvollen Aufzügen, Banketten und allgemeiner Stadtbeleuchtung gefeiert. Eine Welle der Lust riß Sieger und Besiegte mit.

Dabei war keineswegs ausgemacht, daß der Znaimer Waffenstillstand wirklich zum Frieden führen würde. Verhandlungen waren im Gang, doch man rüstete sich, wie Varnhagen erzählt, »auf beiden Seiten zu neuem Kampfe. Die Kriegsanstalten der Franzosen hatte man vor Augen; Nachrichten aus Ungarn rühmten die Stärke und Streitbegier der österreichischen Schaaren. Frau von Schlegel hatte einen Brief ihres Mannes, der neben tiefem Schmerz auch neue Hoffnungen ausdrückte ... seine Frau selber hoffte einzig auf Frieden, und wünschte nur sicher nach Ungarn reisen zu können, um ihn dort abzuwarten; durch beides verletzte sie Frau von Arnstein, die weder von Frieden noch je von dem Wegziehen eines Gastes hören wollte.« Freilich glaubte niemand mehr so recht an den Fortgang des Krieges. »Man zweifelte nicht an dem Muthe der Krieger, an der Willigkeit des Volkes, aber durchaus an der Kraft und Geschicklichkeit der obersten Leitung.« Weder war Erzherzog Karl gewillt, den Oberbefehl der Truppen neuerlich zu übernehmen, noch bestand die Absicht, ihm diesen anzuvertrauen. Die Kenntnis all dieser Tatsachen »war schon in das untere Volk eingedrungen, dessen Stimmung sich in heftigen Schimpfreden gegen diejenigen ausließ, die es sonst zu verehren gewohnt gewesen«.

Varnhagen selbst, der durch seine Anwesenheit in Wien zu einer Art Kriegsgefangenen geworden war, wurde im September gegen

einen Franzosen ausgetauscht und nicht mehr an der Abreise gehindert. Er ließ sich von der Gräfin Engel, einer Freundin Henriette Pereiras, noch einmal die Karten schlagen und weissagen, daß seine Rückkehr nach Wien nur eine Frage von Wochen sei. Ungläubig fuhr er am dreiundzwanzigsten aus der Stadt. Drei Wochen später wurde im Schloß Schönbrunn ein Friede unterzeichnet, den Metternich später als mit »unwürdiger Hinterlist« erschlichen fand und von dem sogar Napoleon sagte, Österreichs Unterhändler hätten einen besseren erzielen können. Die gesamten Abtretungen betrugen ein Drittel des Staatsgebiets mit mehr als dreieinhalb Millionen Einwohnern. Salzburg mit dem Innviertel ging an Bayern, die kroatische Küste mit Fiume, Istrien, Triest, Teile von Kärnten und Krain an das französische Kaiserreich, Lublin und Krakau an Polen und Tarnopol an Rußland. Österreich verlor nicht nur seine Flottenbasis im Adriatischen Meer, es war auch von einem »Ländergürtel umzingelt, welcher unter dem Szepter oder unter dem direkten Einflusse Napoleons stand«.

Mit demselben Federstrich, den Fürst Johann Liechtenstein unter den beschämenden Vertrag gesetzt hatte, wurden auch die Tiroler entlobt. »Alles würde der Kaiser gethan haben«, schrieb ihnen Erzherzog Johann aus Ungarn, »um die Wünsche des Landes Tyrol in Erfüllung zu bringen. Allein so nahe dem Kaiser das Schicksal der biedern Bewohner dieses Landes geht, so ist doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen.« Und er teilte ihnen mit, der Wunsch seiner Majestät gehe dahin, »daß die Tyroler sich ruhig verhalten und nicht zwecklos sich aufopfern mögen«. Das Nachwort sprach Eugen Beauharnais' Proklamation aus Villach, die ihnen die Anerkennung des Wiener Friedens empfahl: »Ihr seid die Einzigen, welche noch nicht die Wohlthaten desselben genießet!« Doch das störrische Volk kämpfte immer weiter fort und gab erst die Waffen auf, als ihm diese mit Gewalt entwunden wurden.

Ende November, einen Tag nach seinen Truppen, kam Franz der Erste wieder nach Wien. »Es war an einem trüben Herbstabend«,

erinnerte sich die Pichler, »wie sie in dieser Jahreszeit zu seyn pflegen, als unser geliebter Kaiser, vermuthlich um auf keine Weise Aufsehen zu erregen, in der Husaren-Uniform seines Regimentes, wie man ihn hier nicht gewöhnlich zu sehen pflegte, nur vom einzigen Grafen Wrbna begleitet, in einer unscheinbaren und wie man erzählte sogar bepackten Chaise zum Stubenthor, etwa um vier Uhr Nachmittag, in die Stadt hereinfuhr.« Hatte er gedacht, sich heimlich in seine Hofburg stehlen zu können, um dem Unwillen der vom Kriegsausgang enttäuschten Wiener zu entgehen, so hatte er sich zweimal getäuscht. »Sein Volk erkannte auf der Stelle den geliebten Vater. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen. – Alles lief zusammen, bald war der Wagen umringt und unter lautem Vivatrufen und dem Freudenjubel des Volkes in die Burg begleitet.«

Die Wiener schimpften, aber sie riefen Vivat. »Ils crient toujours«, hatte Napoleon gesagt, als ihre Schreie an sein Schönbrunner Fenster drangen. Diesmal waren die ersten und stimmkräftigsten Hochrufer verkleidete Polizeiorgane gewesen; doch man hätte ihrer kaum bedurft. Wer wollte sich auch eine abendliche Festbeleuchtung entgehen lassen – seit Napoleons Namenstag hatte man kein solches Spektakel mehr gehabt! Es steckten also alle Bürger ihre Lichter und alle Straßen ihre Laternen an, und Franz, nur von einer Korporalschaft der Stadtkavallerie begleitet, fuhr beim Scheine zahlloser Fackeln auf seine übliche Ehrenrunde – durch die Herrengasse über die hohe Brücke, am Rathaus vorbei auf den Hof und über die Tuchlauben auf den hohen Markt, dann auf den Stephansplatz und nach einem neuerlichen Umweg zum Kärntnertor durch die Augustinerstraße wieder in die Burg zurück.

Diesmal stand Fanny nicht auf dem Balkon, als unten des Kaisers Kalesche über das grünliche Katzenkopfpflaster des Hohen Marktes rollte. Das Gesicht des besiegten Österreich zu sehen, reizte sie nicht mehr.

NEUNTES KAPITEL

Stille vor dem Sturm

Jahre der Scham, Jahre des Kleinmuts, Jahre des Mißvergnügens! Sie begannen in Wien, sowie die Lichter und Fackeln, deren Schein die trübe Herbstnacht erhellt hatte, verloschen waren. Am nächsten Morgen hatte sich die freudige Erregung darüber, daß statt des Empereur in Schönbrunn wieder der Kaiser in seiner Hofburg saß, bereits gelegt. Es nebelte und nieselte. Die Soldaten zogen ihre Uniformen aus und kehrten in den Alltag zurück. Fast sehnte man sich nach den Franzosen und ihren Feuerwerken. Mit den Eroberern feiernd, hatte man die eigene Niederlage zu vergessen gesucht. Jetzt starrte sie einem entgegen. Wie nach einem verlorenen Kartenspiel, aus dem die Gegner mit allen Trümpfen hervorgegangen sind, beschuldigte man einander der Fehler und Unterlassungen, die doch nicht wieder gutzumachen waren.

Varnhagen, der getreu der Gräfin Engelschen Vorhersage mit dem rückströmenden Heer abermals nach Wien gelangt war, schien nicht nur selbst von der allgemein mieselsüchtigen und zänkischen Laune erfaßt, er vermochte sie auch in anderen zu verstärken. »Ein wüthiger Haß«, so berichtete er Rahel am 30. November, »herrscht auf den Erzherzog Carl, und doch großentheils sehr ungerecht, man verkennt, daß er die Armee geschaffen, und wenn er auch verloren, doch so verloren die Schlachten waren, daß noch so vieles übrig geblieben ist. Ich war bei der Arnstein, die ich überhaupt nicht lieblich finde und jetzt ganz unausstehlich fand.« Er hatte sie offenbar in einer ihrer schlimmsten Zornesanwandlungen überrascht und durch seinen Widerspruch noch mehr erbost. »Wenn wieder ein Krieg ausbräche, sagte sie, wüßte sie was sie thäte, sie bliebe immer zunächst beim Erzherzog, da wäre sie am sichersten. Dies ist so hundsdumm gesagt, daß ich nur erwiderte: wenn man auf seidenem Sopha sitze (ich saß neben ihr) und in geschmückten Häusern, könne

man leicht solche Reden führen, aber sie blieben auch ohne Konsequenz. Und in der That, unerschrocken und tapfer ist der Erzherzog wie keiner. Ich habe ihn im größten Kanonenfeuer auf der Anhöhe gesehen, und bei Wagram ist er verwundet worden, er ist herrlich in der Schlacht!«

Freilich war es »hundsdumm« von Fanny, den Mut eines Mannes anzuzweifeln, der vor allem furchtlos war und mit Recht auf schäumendem Pferde, die Fahne des Regiments Zach zum Angriff erhoben, auf dem Wiener Heldenplatz in Bronze verewigt ist! Ins Bewußtsein seiner Zeitgenossen aber hatte sich dieses Bild noch nicht eingegraben. Sie sahen in ihm den geschlagenen Feldherrn, dem das unglaubliche Glück, Napoleon einmal besiegt zu haben, wieder entglitten war. Und sie zürnten ihm um so mehr, weil sie ihn erst so hoch in den Himmel gehoben hatten. Überdies lag die Vermutung nahe, daß er bei Znaim allzu früh die Flinte ins Korn geworfen und jenen Waffenstillstand geschlossen hatte, obgleich sein Heer noch kräftig und keineswegs alles verloren war. Nein, die Stimmung in Wien war gegen den armen Erzherzog Karl, und selbst klügere Frauen als Fanny hatten die Achtung vor ihm verloren. Auch Germaine de Staël wollte nichts mehr von ihm wissen; erst als er drei Jahre später Napoleon abschlug, das von Österreich der Grande Armée beigestellte Streitkorps von dreißigtausend Mann zu kommandieren, erwärmte sie sich wieder für ihn: »Quand je le vis se promener seul, en habit gris, dans les allées du Prater, je retrouvai pour lui tout mon ancien respect.«

Ihren ärgsten Anwurf hatte Fanny sofort widerrufen, obschon sie nicht gewillt war, ihre übrigen Bemerkungen zurückzuziehen. »Doch höre weiter!« schrieb Varnhagen an Rahel. »Die Arnstein sah doch etwas ihre Dummheit ein und nahm die Beschuldigung der Feigheit zurück, ergoß sich aber in eine Fluth von Schimpfreden über seine Heerführung, und wurde in Ton und Worten gemein. Ich war schon aufgestanden; gnädige Frau, sagte ich mit artiger doch fester Stimme, Ihnen ist ohne Zweifel der Goethesche Vers bekannt, ›Wie man bei Bier und Taback über Besiegte sich hebt‹, ich erfahre soeben, daß diese beiden Attribute nicht

grade immer nöthig sind. Mit dieser ausgezeichneten Grobheit empfahl ich mich und ließ sie darin sitzen. Du sichst, Liebe, mich verläßt mein Nothwitz nicht. Übrigens galt mir als Offizier nicht die kleinste Anspielung von jenem Schimpfen, im Gegentheil, alles vergöttert die Truppen und beschuldigt nur die Generale; aber ich durfte als Offizier solchen Tadel in Gegenwart Fremder nicht leiden. Die Pereira, die Eskeles, die Schlegel habe ich alle wieder gesehen; bald wird Friedrich Schlegel auch hier eintreffen. Bartholdy ist ein eitler Ochse...«

Und so weiter im gereizten, unliebenswürdigen Ton. Es ist keine schöne Szene, die uns hier vor Augen geführt wird, und man wäre dankbar, sie nicht berichten zu müssen. Doch die Zeiten selbst waren nicht schön, sie waren schlecht und zeigten die Menschen von ihrer schlechtesten Seite. Varnhagen sollte die Frau, der er nach Jahrzehnten ein so rühmliches Denkmal setzte, noch einmal in einem Brief an Rahel bekritteln. Anfang Januar schrieb er von seinem gesellschaftlichen Aufstieg in der Residenz: »Hier in Wien war ich diesesmal sehr zerstreut, die steifen Gesellschaften habe ich zuletzt fast gar nicht mehr besucht... zu einer Gräfin Fuchs hat mich mein Oberst hingeführt, sie ist ein liebenswürdiges, humoristisches Weib... und sieht die beste Gesellschaft. Fürsten und Grafen, Fürstinnen und Gräfinnen könnte man statt Butterbrot zum Thee serviren, und es bleiben noch genug übrig, aber einen edleren freieren Ton habe ich nirgends gefunden, die völligste Ungezwungenheit und gänzliche Gleichheit der geselligen Rechte.«

Und er fährt fort: »Sie *sind* so vornehm, diese Leute, daß ihnen nicht einfällt, ihr Rang könnte beeinträchtigt werden, während bei Arnstein's, Eskeles und Pereira's die Vornehmheit nur durch die jeden Abend ächzend fortgesetzte Anstrengung mühsam erhalten wird, und alles zittert, wenn eine Gräfin auf dem Sopha und eine Fürstin auf dem Stuhl sitzt. Zur Gräfin Fuchs kommen junge Leute, liebenswürdig und frisch, zu den genannten Damen fast nur Karikaturen, alte abgenutzte Gesellschaftsbilder, es ist ein Jammer anzusehen. Welch unglückliches Streben.«

Die arme Fanny! Gewiß war es möglich, ihren Salon auch in diesem Lichte zu sehen. Indes sich, nicht ohne ihr Beispiel, auch in anderen, adeligeren Häusern eine freiere Geselligkeit entwickelt hatte, sank das ihre zurück. Kein Wunder überdies, daß ihr Kreis dem jugendlichen Varnhagen bejahrt erschien! Ihre treuen Freunde, die Sonnenfels, Collenbach, Spielmann, Sebottendorf alterten mit ihr, und die liebenswürdigen Herren aus hohem Hause suchten sich jüngere Damen, denen sie die Cour schneiden konnten. Eine solche war die schöne Gräfin Laura Fuchs, von ihren vielen Verehrern Lory genannt, eine zukünftige Herzensfreundin des Mannes, der bereits vor Varnhagen den Niedergang des Arnsteinschen Salons geschildert hatte. Die Malice, welche diese beiden Deutschen in Wien entwickelten, hatte übrigens eine gewisse Ähnlichkeit. Und bald sollten die verwandten Seelen einander finden: »Ich sehe Gentz öfter«, berichtete Varnhagen seiner Freundin, »und streite lebhaft mit ihm; er hält mich für jung und klug, und bei der Gräfin Fuchs gestern, wo sehr große Gesellschaft war, beobachtete er mein Betragen. Ich liebe ihn außerordentlich.«

Der ›Agent Europas‹, dessen Hoffnungen nun zum dritten Male, und diesmal vernichtend, enttäuscht worden waren, hatte sich wieder in Wien niedergelassen. Was er ehrlich gewollt und, wenn auch in englischem Sold und Auftrag, vor allem aus eigener Überzeugung befürwortet hatte – der Aufstand Europas gegen Napoleon – schien ins Unerreichbare gerückt. Jetzt war die Zeit zu zynischem Geduldspiel gekommen. Doch zur Zynik hatte Gentz gleichfalls Talent. Metternich, der frühere kaiserliche Botschafter in Paris und jetzt Nachfolger Stadions, war sein alter Gönner. Diesem Stern gedachte er sein Wäglein anzuhängen. Und wenn Metternichs erste Tat darin bestand, dem Empereur eine österreichische Erzherzogin zur Frau zu geben, so war es dem früheren Napoleonhasser ebenfalls recht.

Zwei Monate nach dem Wiener Frieden hatte der Kaiser der

Franzosen sich seiner Josephine – mit ihrem und ihrer Kinder Einverständnis – schlechtweg entledigt. Als Gentz im Februar darauf in Wien eintraf, kam er gerade zurecht, um Napoleons Verlöbnis mit Marie-Louise von Österreich zu erleben. Kein anderer als der Erzherzog Karl wurde dazu ausersehen, bei der Vermählung am 11. März den Bräutigam zu vertreten, der indes in Compiègne saß und sich die Wiener Freibälle, Festbankette, Ordensfeiern und Operngalas zu seinen Ehren ersparte. Nur im Hohlspiegel des Mechanikus Mälzel war das hohe Paar vereint – er ließ ihre Figuren in dem dunklen Erkerfenster seiner Wohnung am Kohlmarkt erscheinen, bis die Polizei dem Mälzel derlei Spiegelfechterei verbot.

In diesem Februar, während Habsburg und Bonaparte sich einander verbanden, endete auch der Tiroler Freiheitskampf. Die letzten Widerstände waren gebrochen, als Ende Januar Andreas Hofer im Passeiertal ergriffen wurde und Speckbacher floh. Den Sandwirt brachte man nach Mantua, wo sich die seltsame Beziehung zwischen Tirolern und Juden ein letztes Mal bewährte. Andreas Hofer wurde von dem talentierten Anwalt jüdischer Religion Baseva verteidigt, der vielleicht ein Nachfahr des Hoflieferanten Ferdinands des Zweiten Jakob Bassevi war. Auch dieser gewitzte Verstand aber konnte den Hofer nicht retten, und am 20. Februar erschoß man den Mann, der als Sinnbild der Tiroler Kaisertreue galt. »Der gute Kaiser Franz / hat uns vergessen ganz«, sang man jetzt in den Tälern des Inn und der Eisack. Nicht aus dem Gedächtnis Franz des Ersten gelöscht, nur in einen dunklen Winkel seines schlechten Gewissens gedrängt, lebten fortan die Tiroler weiter, bis das Joch Napoleons von Europa abgeschüttelt war. Inzwischen bemühte sich Jakob Bartholdy, der die nächsten Jahre in Wien verbrachte, mit Hilfe Speckbachers und anderer geflohener Führer den genauen Ablauf ihrer heroischen Erhebung festzustellen. Fanny aber mag ihnen im stillen weiter wohltätig gewesen sein. Denn ihrer und ihres Mannes Hilfe wurde in Tirol nicht vergessen und nach der Befreiung ein zweitausend Meter hoher Berggipfel, nahe dem Scharnitzerjoch an der bayerischen Grenze, zu ihren Ehren Arnstein-Spitze genannt.

Waren sie sich in ihrer Gesinnung den Tirolern, ja dem gesamten letzten Feldzug gegenüber durchaus einig gewesen, so trat jetzt zwischen Fanny und Nathan wieder der alte Gegensatz hervor. In diesen Jahren des Mißvergnügens leuchtete die Trennungslinie zwischen den Ehegatten, die sonst zumeist unsichtbar blieb, bisweilen gefährlich auf. Fanny, die nichts weniger als zynisch und alles andere als geduldig war, vermochte sich in ihrer preußischen Geradheit mit der veränderten Lage nicht abzufinden. Ein Kaiser, der seine braven Tiroler im Stich gelassen hatte, ein Erzherzog, der sich zum Strohmann seines ehemaligen Todfeindes erniedrigen ließ, erregten in ihr nichts als Abscheu. Doch ihres Mannes rückhaltlose Loyalität zum Hause Österreich blieb davon unberührt. War Franz gewillt, den Streit mit Bonaparte zu begraben, machte er diesen sogar zu seinem Schwiegersohn, so hatte der »premier baron du vieux testament« nichts einzuwenden. Schließlich verdankte Nathan dem Kaiser alles: seinen Adel, seinen fortgesetzten Reichtum, die Gewährung jeder erbetenen Gunst. Gerade jetzt wurde es ihm von neuem bewiesen.

Als nach dem Wiener Frieden fünfundfünfzig Millionen Francs für Kontributionen an Frankreich zu beschaffen waren, fiel wieder dem Bankhaus Arnstein & Eskeles, neben den Fries, Geymüller und Steiner, diese Aufgabe zu. Ein Teil der Summe sollte in einem Gold- und Silberlotto, der Rest durch Hypotheken auf Staatsgüter aufgetrieben werden. Den vier Wechselfirmen wurde dazu ein »allerhöchster Schuldbrief« ausgestellt, der ihnen zunächst einmal verhypothetizierte Güter im Wert von fünfzehn Millionen Gulden und ein Lotteriedarlehen von zehn Millionen Gulden Konversionsgeld garantierte. Auch stand ihnen jederzeit die Einsicht in die Bücher der Finanzhofstelle bei. Maßgeblich für die Erteilung des Auftrages war der damalige Präsident der Hofkammer Graf O'Donnell, Vater des jungen Freundes der Madame de Staël. Mit des alten Grafen Hilfe erwirkte Nathan,

im März dieses Jahres, vom Kaiser die Erlaubnis zur Adoption seines Schwiegersohnes und dessen gleichzeitige Erhebung in den Adelsstand.

In Nathans Gesuch, das O'Donnell mit besonderer Empfehlung weitergab, waren die Gründe vorgetragen: »Eure Majestät«, hatte Nathan geschrieben, »Unterzeichneter wiederholt zu höchst dero Füßen die allerunterthänigste Bitte, seinen Tochtermann Pereira bey Aufnahme desselben an Kindesstatt mit dem Nahmen Arnstein auch in das Recht des *Freyherrnstandes*, womit Eure Majestät Unterzeichneten begnädiget, aufnehmen zu wollen.

Die Gefühle eines Vaterherzens sind dem besten Vater nicht fremd. Der Bittsteller darf also mit ehrerbietigstem Zutrauen anführen, daß Eure Majestät ihm durch huldreiche Gewährung dieselbe Gnade, zugleich den Trost seines Alters gewähren, sich seiner einzigen Tochter und seiner Enkeln nicht beraubt zu sehen.

Außerdem, daß hiedurch dem Staate Eurer Majestät sein (des Bittwerbers) eigenes Vermögen, welches demselben nach seinem Ableben entgehen müßte, erhalten wird, so erhält das allgemeine Staatsvermögen, durch die Ansässigkeit seines Tochtermannes, noch einen allerdings rücksichtswürdigen Zuwachs.

Und geruhen Eure Majestät für die pflichtmäßigen Gesinnungen, welche sein Tochtermann, in beyliegender, allerunterthänigster Bittschrift äußert, der Bittsteller volleste ehrerbietigste Verbeugung anzunehmen.«

Graf O'Donnell fügte in seinem Begleitschreiben noch einige Punkte hinzu, die für eine zustimmende Erledigung sprachen: »Der Schwiegersohn führt in dem weiteren gehorsamsten Anschlusse an, daß seine Kinder bereits in der christlichen Religion erzogen werden, und Arnstein versichert mich, daß Pereira sich werde taufen lassen, wodurch dann ein wesentliches Hindernis hinwegfällt. Arnstein hat durch eine lange Reihe von Jahren der Finanzverwaltung wesentliche Dienste geleistet, und ist seinem allgemein anerkannten Charakter nach, ein Eurer Majestät, dem Erzhause und Vaterlande mit ganzem Herzen ergebener Mann.

Nur in der Unwissenheit, womit derselbe für seine während der letzten feindlichen Invasion und bey Übernahme der Kontribution geleisteten Dienste zu erfreuen sey, da ihm als Israeliten kein Orden verliehen werden kann, trug ich auf Verleihung einer kostbaren goldenen Dose mit den Nahmens-Chiffern Euerer Majestät gehorsamst an. Nun aber, da derselbe seinen Wunsch erkläret hat, bitte ich Euere Majestät ehrfurchtsvoll, demselben die angesuchte Erhebung seines Schwiegersohnes in den Freyherrnstand statt des angetragenen Geschenkes allergnädigst gewähren zu wollen.« Worauf am 15. Mai – kurz nach O'Donnells plötzlich erfolgtem Tode – des Kaisers Genehmigung erging.

In den Extractus Protocolli der Hofkammer wurde drei Tage später eingetragen, Seine Majestät habe »dem Juden Heinrich Pereira« den Freiherrntitel zu verleihen geruht. In seinem Diplom vom 2. Juni wurde der Geadelte bereits höflicher als »Herr Heinrich Pereira« bezeichnet und ermahnt, sich »dieses Merkmal der höchsten Auszeichnung zur mächtigsten Triebfeder« dienen zu lassen, »um sich nach dem rühmlichen Beyspiele dessen Herrn Schwiegervaters Verdienste um den Staat zu erwerben«. Und als er, gemeinsam mit Henriette, am 23. Juli die Taufe nahm, war die letzte Versuchung, ihm seine Abkunft unliebsam in Erinnerung zu rufen, aus der Welt geschafft.

»Nachdem dieselben ihren Irrthum erkannt und im wahren, allein seligmachenden christkatholischen Glauben genügsam unterrichtet worden«, empfingen nun Henriette und »Heinrich Pereira, ein Israelit, gebürtig von Luxenburg in Holland, des Hochwohlgeborenen Herrn Eliseus Freyherrn von Pereira, portugiesischer Religion, und der Hochwohlgeborenen Frau Anna, geborenen Machado, dessen Ehegemahlin / beide schon todt /, jüdischer Religion, ehelicher Sohn«, das Sakrament. Taufpate Henriettens war ihre Freundin, die Gräfin Engel, Taufpate Heinrichs wieder der Hofrat Sonnenfels. Und kein geringerer als der Fürsterzbischof von Wien, Graf Hohenwart, hatte es übernommen, die Zeremonie zu vollziehen.

Jetzt war Nathans Herzenswunsch erfüllt und der Trost seines

Alters gewährt. Durch den Einfall, seinen Schwiegersohn an Kindesstatt anzunehmen, hatte er für seine Nachfolge und den Fortbestand seines Namens gesorgt – als Freiherren von Pereira-Arnstein sollten sich drei Söhne Henriettes mit dem österreichischen Adel verbinden. Gewiß war auch Fanny glücklich, ihre Tochter solcherart erhoben zu sehen. Gewiß war sie es zufrieden, Henriette in den Armen der Kirche zu wissen, obschon ihr das Wort »alleinseligmachender christkatholischer Glaube« auf deren Taufschein nicht eingeleuchtet haben mag. Zugleich aber blickte sie jetzt wieder mit größerer Anteilnahme nach Berlin hinüber, wo ihr Schwager Friedländer all jenen, die in der alten Religion verblieben waren, bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen im Begriffe stand.

Am 6. Juni hatte Karl August von Hardenberg, durch Napoleons Ungnade zeitweilig aus Preußens Regierung verwiesen, das unfähige Ministerium Dohna-Altenstein abgelöst. Mit Hilfe dieses hervorragenden Mannes konnten die unter Stein begonnenen Reformen fortgesetzt werden. Sogleich nach seiner Ernennung war denn auch Friedländer an ihn herangetreten, um ihm die Bitte der Berliner Juden nach einem Befreiungsedikt erneut vorzulegen. Im Juli bereits ließ Hardenberg sich die darauf bezüglichen Akten kommen, unter denen sich ein Gesetzentwurf von der Hand des ehemaligen Staatsministers Freiherrn von Schrötter und ein darauf bezügliches Gutachten Wilhelm von Humboldts befand. Schrötter hatte im Sinn einer »pädagogischen Emanzipation« zu handeln gedacht, als er eine beschränkte Gleichstellung herbeiführen wollte. Humboldt war in seinen im Juli 1809 niedergelegten Betrachtungen wesentlich weiter gegangen. Er stand auf dem Grundsatz: Der Staat ist kein Erziehungs-, sondern ein Rechtsinstitut. Und was er forderte, war nicht weniger als die völlige Freiheit der Juden in diesem Staate.

Auf ruhige und wissenschaftliche Art hatte Humboldt, der einstige Schüler Dohms und Markus Herz', von neuem ihre Lage

untersucht. Was die letzte Regierungsresolution aus dem Jahre 1798 noch als offenbar feststehendes Hindernis ihrer Aufnahme in die Gesellschaft angesehen hatte – »der eigenthümliche Charakter dieser Nation«–, wurde bei ihm zu einer bloß historischen, daher veränderlichen Gegebenheit. Drei Merkmale, so führte er aus, hätten die Juden seit dem Altertum ausgezeichnet: ein ursprünglich nomadisches Leben, eine kirchlich-politische Verfassung und ein System der Absonderung von jenen, unter denen sie lebten. In allen drei Fällen könnte Abhilfe geschaffen werden: dem Nomadentum durch Ansiedlung, der kirchlich-politischen Verfassung durch Zertrümmerung dieser kirchlichen Form, und der Absonderung durch Verschmelzung mit dem Volk, in dessen Mitte sie sich befanden.

Wie der schwierigste zweite Punkt zu behandeln sei, hatte Humboldt gleichfalls vorgeschlagen. Seiner Meinung nach sollte man nicht die Orthodoxie, sondern Schismen unter den Juden befördern; ihre Hierarchie würde dann von selbst zerfallen. Ein Übertritt zum christlichen Glauben erschien ihm erst nach der erlangten Gleichberechtigung wünschenswert. In der freien Hinwendung zu einem aufgeklärten Protestantismus sah er den Weg zu einem höheren Menschentum. Denn darin, in der Entwicklung des Individuums, das Humboldt über jede Gemeinschaft stellte, war für ihn der Sinn jeder Reform gelegen. Es sei, so schrieb er, eine »inhumane und vorurteilsvolle Denkungsart«, wenn man »einen Menschen nicht nach seinen eigenthümlichen Eigenschaften, sondern nach seiner Abstammung und Religion beurtheilt und ihn gegen allen wahren Begriff von Menschenwürde, nicht wie ein Individuum, sondern wie zu einer Race gehörig und gewisse Eigenschaften gleichsam notwendig mit ihr teilend ansieht«.

Humboldts Gutachten war ein Dokument, wie es über diesen Gegenstand weder vorher noch nachher hätte geschrieben werden können. Es war der reinste Ausdruck jenes Humanismus, aus dem die Aufklärung stammte, die edelste Fassung des Endziels der Emanzipation. Joseph der Zweite hätte es von der Hand gewie-

sen – obgleich es seinem Hofrat Greiner als Krönung der eigenen Ideen erschienen wäre. Fichte und Hegel hätten es bereits wieder abgelehnt. Es war das Glück dieses Augenblicks, daß Humboldt, der »perikläische Staatsmann«, in Hardenberg einen verwandten Denker fand, welcher noch dazu in der Lage war, ihre übereinstimmenden Gedanken weitgehend in die Tat umzusetzen. Mit einer gewissen Schwäche den »Mächtigen und Schlauen« gegenüber, die ihn den Baseler Frieden schließen und später, auf dem Wiener Kongreß, den Anspruch Preußens nicht kraftvoll genug vertreten ließ, verband der neue Staatskanzler idealen Sinn und eine gleichfalls sittlich-humane Überzeugung. Nun, da er die Frage der Juden zumindest gesetzlich zu lösen versprach, konnten Friedländers Glaubensbrüder auf die Verwirklichung ihrer lange gehegten Wunschträume hoffen.

Nicht alle Verwandten Fannys, die ja auch zum größten Teile eingebürgert waren, hatten diese Entwicklung abgewartet. Viele ihrer Neffen und Nichten waren indessen protestantisch geworden, manche von ihnen sogar mit einem Feuereifer, der zur Spottlust Anlaß gab. So ihr Neffe Julius Eduard Hitzig, Sohn ihres zweitältesten Bruders Elias, der in Halle, Erlangen und Wittenberg die Rechte studiert und im Umgang mit Clemens Brentano und Ludwig Wieland seine Neigung zur Dichtkunst entwickelt hatte. In Warschau, wo er sodann als Auskultator im Justizdienst tätig war, hatte er sich an E. T. A. Hoffmann und den überspanntesten Panegyriker der Romantik, Zacharias Werner, angeschlossen. Wieder in Berlin, begründete er einen Verlag, in dem unter anderem Kleists Abendblätter erschienen. Bereits 1804 hatte er an Chamissos und Varnhagens ›Musenalmanach‹ mitgewirkt und war allmählich zu einem der bekanntesten Publizisten der preußischen Hauptstadt geworden. 1814 trat er neuerdings in den Staatsdienst, wurde Kriminalrat und schließlich Biograph seiner Freunde Hoffmann, Chamisso und Werner. Seine Frömmelei erregte später Heinrich Heines Hohn, der in einem Gedicht über den Ursprung des ›Peter Schlemihl‹ Ausdruck finden sollte. Chamisso, sagt Heine darin, habe ihn vor Jahren in Berlin an

Hitzig gewiesen, der ihm »den Familiennamen seines schattenlosen Peter« einst verriet:

– Alsbald nahm ich
Eine Droschke und ich rollte
Zu dem Kriminalrat Hitzig,
Welcher eh'mals Itzig hieß –

Als er noch ein Itzig war,
Träumte ihm, er säh geschrieben
An dem Himmel seinen Namen
Und davor den Buchstab H.

›Was bedeutet dieses H?‹
frug er sich – ›etwa Herr Itzig
Oder Heil'ger Itzig? Heil'ger
Ist ein schöner Titel – aber

In Berlin nicht passend‹ – Endlich
Grübelnsmüd' nannt' er sich Hitzig.
Und nur die Getreuen wußten
In dem Hitzig steckt ein Heil'ger.

Doch nicht allein der fromme Pietist, der sich mit der Taufe jenes Heinesche »Entréebillett in die europäische Kultur« erkauft hatte – auch im alten Glauben verharrende Juden wie seine eigenen Vettern Moritz und Albert Itzig schlossen sich an die geheime preußische Freiheitsbewegung an, die in diesen Jahren immer weitere Kreise erfaßte. Sie bestand aus den absonderlichsten Gruppen. Metternich spricht in seinen Denkwürdigkeiten von der preußischen Armee von 1813, die »zusammengesetzt war aus ganz nationalen, durch den Tugendbund von langer Hand vorbereiteten und bearbeiteten Elementen, darunter zahlreiche Bataillone von fanatischen Freiwilligen, wie es damals die Studenten und ihre Professoren, die Literaten und Poeten jedes Schlages waren«. Dies war freilich nicht mehr der Tugendbund, den Henriette Herz mit den Brüdern Humboldt begründet hatte. Zumindest nahm Wilhelm von Humboldt, der in diesem Sommer 1810

als preußischer Gesandter nach Wien gegangen war und sich zu den patriotischen Bestrebungen seines Landes abwartend verhielt, keinen aktiven Anteil daran. Der neue Verein, vielleicht nicht ohne Kenntnis jenes früheren im April 1808 in Königsberg ins Leben gerufen, wurde von Stein, Gneisenau und Scharnhorst als Mittel benützt, um im antinapoleonischen Sinn auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Er umfaßte nie mehr als sechshundert Mitglieder. Auf Napoleons Drängen löste König Friedrich Wilhelm den Tugendbund im Dezember 1809 wieder auf. Doch die Gesellschaft bestand im Verborgenen weiter und beunruhigte, nachdem Franz der Erste sich mit Bonaparte friedlich geeinigt hatte, auch die österreichische Polizei.

Im August 1810 erstattete der damalige Wiener Polizeidirektor Franz Freiherr von Siber dem Kaiser Bericht über die deutschen Umtriebe und Einflüsse von Freimaurerei, die nach Österreich überzugreifen drohten. Ein zweites Elaborat vom Dezember jenes Jahres ging genauer darauf ein, wie durch den »Tugend- oder deutschen Verein« ein »einiges Deutschland als Nation« vorbereitet würde: »Wenn es möglich wäre«, schrieb Siber, »die Deutschen als Nation in Erregung zu bringen, würde freylich die Sache ihrer Feinde übel stehen, allein das Mittel dazu kann nur Verheerung erzeugen und würde die übelsten Folgen nach sich ziehen.« Zur Zeit gingen »mehrere Preußen auf Reisen, was sich sonst mit ihren ökonomischen Grundsätzen nicht vereinbaren läßt!« So der Jurist, gewesene Kabinettsrat und jüngst verabschiedete Großkanzler von Beyme, der vor einigen Wochen in Wien eingetroffen war. Was Beyme betrifft, »so wird dieser genau beobachtet, und man wird ohnehin die verschiedenen Erhebungen in abgesonderten Berichten pflichtschuldig vorlegen«. Wozu der Kaiser am Rand bemerkte: »Wann endlich?«
Doch Sibers Bericht fährt fort: »Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gattinnen der Banquiers von Arnstein und Eskeles als wahre Berlinerinnen von den Neigungen ihrer Landsleute ganz beseelt

sein werden, allein es dürfte schwer halten, aus ihnen in dieser Sache etwas herauszuholen. Sie sind gewandt, schon in Jahren vorgerückt, und mit so vielen Menschen gewöhnlich umgeben, daß sie Niemanden ihr besonderes Vertrauen schenken; der gerade Weg wäre bey Personen solcher Art gar nicht räthlich und dürfte schwer zum Ziele führen. – Es ist auch eine Schwester der v. Eskeles (sic!) hier, die bekannte Madame Flies, eine Scheingelehrte, welche ebenfalls einen Kreis um sich versammelt, der Preußen anhänget, aber offener ist und bey welchem sich auch leichter ein Eingang finden läßt. Man hat bereits die Einleitung getroffen, daß sie über diesen Gegenstand belauert werde.« Randbemerkung des Kaisers: »Endlich! Frau von Schilling.«
Neben Beyme werden auch »Schlegel, der mit der Frau v. Staël in Deutschland herumreiste« und der Fürst von Anhalt-Pleß als dem Tugendverein nahestehend genannt. Siber schlägt vor, »daß entweder durch schon gewonnene vertraute Männer in dem Norden von Deutschland in den Bunde näher eingedrungen, oder eigene Menschen von Ansehen, Einsicht und Gewandtheit nach Preußen abgesendet würden, welche sich mit allerhöchster Genehmigung in dem Bunde einweihen ließen, mit ihnen eine Correspondenz anknüpften, und auf diese Weise ihre Statuten und Verbindungen genau kennen lernten«. Und schließlich greift, im folgenden Januar, der Polizeipräsident Hager selbst in die Untersuchung ein und meint, daß »v. Gentz, welcher mit Beyme und seinem ganzen Anhange in einem nahen Verbande zu stehen scheint, entweder eines persönlichen Interesses halber, oder durch ein kluges Hinhorchen, zu vertraulichen Mitteilungen und wichtigen Aufschlüssen gebracht werden könnte«. Was Siber freilich unbekannt sein mußte, war die niedrige Achtung, welche Gentz vor Beyme empfand. Er hatte bereits um die Jahrhundertwende von diesem geschrieben, er sei nichts als ein »eitler Jurist, arrogant, illiberal, begabt allenfalls mit dem Talent, welches zur Abfassung eines richterlichen Gutachtens gehört«. Es war nicht anzunehmen, daß er jetzt in »einem nahen Verbande« mit ihm stand. Doch selbst die Geheimpolizei konnte nicht alles wissen!

Dem Kaiser jedenfalls waren diese Aufschlüsse überaus unangenehm. Als er seine junge Tochter dem französischen Usurpator zur Frau gegeben hatte, schienen ihm dadurch »einige Jahre politischen Friedens« für seine Monarchie erkauft, »die ich zur Heilung ihrer Wunden werde verwenden können«. Diese Zeit durch einen voreiligen Krieg abgekürzt zu sehen, in den er auf diese oder jene Weise hineingezogen wurde, war gegen seinen Wunsch. Deshalb stand er dem Tugendbund nicht nur mißtrauisch, sondern geradezu ablehnend gegenüber. Zudem aber war, wie ihm und seinen Beratern schien, in dieser Bewegung eine zweite Gefahr gelegen. »Der Zweck ist«, schrieb Hager, »die ganze deutsche Nation, so viele Stämme sie hat, u. unter so vielen Regierungen sie vertheilt ist, nach Einem Sinn zu bilden, u. nach Einer Form zu leiten: also die bisherigen Staaten, aus denen Deutschland bestehet, in einen neuen allgemeinen Verband von Selbständigkeit zu bringen. Diese Tendenz des Bundes ist allerdings in gerader Opposition mit dem von Frankreich ausgehenden Streben nach Universal-Monarchie; der Bund samt seinen Gliedern ist daher auch ein Gegenstand der Verfolgung des französischen Gouvernements.« Überdies, wie Hager warnt, bedrohte er »selbst auch die vorhandenen Regierungsverfassungen Deutschlands«. Es war der wichtigste Grund, dem Ex-Kanzler Beyme bei seinem Wiener Aufenthalt genau auf die Finger zu sehen.

Offenbar weilte Beyme schon seit einer Weile unbeachtet in der Residenz, ehe das »Wann endlich?« des Kaisers seine genaue und stündliche Bewachung auslöste. Die Polizeiberichte über ihn beginnen am 17. Dezember mit dem Hinweis, daß Beyme – wie jeder andere deutsche Reisende vom Stand – auf der Freyung im Hotel ›Zum römischen Kaiser‹ Wohnung genommen habe und am Vortag durch Humboldt dem Fürsten Metternich vorgestellt worden sei. Auch beim badischen Gesandten, beim französischen Botschafter, beim russischen, württembergischen und zuletzt wiederum beim preußischen Gesandten Humboldt habe er vorgesprochen. Doch so eifrig Beymes Tätigkeit bei der hohen Diplomatie auch war, seine freie Zeit scheint er mit seiner Familie vor allem in Fannys Haus zugebracht zu haben, wo er der Sympathien zumindest seiner Hausfrau sicher war. Die Mitteilungen des Konfidenten – es war ein gewisser Strasser – gleichen überraschend jenem Tagebuch, das Goethe in Franzensbad führte, nur daß die Arnsteinsche Tafel der Eskelesschen vorgezogen wird:

»18. Dez.: Abends am hohen Markt zum Baron A. allwo Sie soupirten und spielten. 20. Dez.: Mittags zum Baron A. Sonntag 23. Dez.: Gottesdienst, dann Mittag Baron A. Mittwoch 26. Dez.: Vormittags am Michaelerplatz zu die 3 Lauffer zum Frh. v. Eskeles, allwo Sie den allerhöchsten Zug nach St. Stephan besahen, nach Ende dessen fuhren Sie wieder nach Hause. Donnerstag 27. Dez.: Mittags zu Eskeles, allwo speiseten. Montag den 31. Dez.: Mittags mit seiner Frau am hohen Markt zum Baron Aer, allwo speiseten. Freitag 4. Jänner: Mittags zu A. allwo Sie speiseten, weil der Frau Baronin ihr Geburtsfest ist. (sic!) Abends fuhren Sie von da weg und nach Hause.« Um die lakonischen Berichte – in denen freilich weiterhin von Beymes Umtrieben in Staats-, Diplomaten- und Adelskreisen die Rede ist – zu würzen, trägt Sibers Vertrauter seine eigene, schlichtere Fassung der Beymschen Absichten vor:

»Unterzeichneter brachte in Erfahrung... daß der Großkanzler Beyme ein abgesagter Feind des französischen Kaisers ist und von jeher im stillen auf Mitteln sann, das französische Reich zu unterdrücken und den Sturz des Kaisers zu bewirken, und suchte dahero immer Bekanntschaften mit großen Männern an verschiedenen Höfen zu machen, um durch selbe die neueste Begebenheiten, Ereignisse und Stimmungen in Erfahrung zu bringen.« Nach dem letzten preußischen Kriege habe ihm der König Untersuchungen über Verbrechen der Besatzungsmacht übertragen, »welches dem Großkanzler Beyme umso angenehmer war, weil er Gelegenheit hatte, sich einstweilen...an Frankreich zu rächen.« Napoleon habe daraufhin erreicht, daß er seines Amtes enthoben wurde. Nun reise Beyme »aufgebracht in der Welt herum, um

Gesinnungen festzustellen – in Italien, Schweiz, Tyroll, wo er auf den Dörfern in die ärmsten Bauernhäuser herum gieng, die Leute beschenkte und Ihre Gesinnungen zu erforschen suchte«. Nach Wien sei er freilich »mehrenteils gekommen, um die Winterszeit und den Carneval hier zuzubringen, dennoch aber erkundigte er sich schon, ob es in Wien keine Versammlungsorte gibt, wo Erfahrungsvolle Männer zusammen kommen und von verschiedenen Neuigkeiten gesprochen wird, wo man aber, um unerkannt zu bleiben, maskirt eintretten könnte«.

Wie so viele Meldungen der franzisceischen Geheimpolizei hat auch diese einen starken Anflug von Hintertreppenromantik. Auf dem Weg über die Hintertreppe holte der Spitzel Strasser in der Tat seine Auskünfte ein. Er hatte nämlich den Lohnbedienten Beymes durch Bestechung zu seinem Informanten gemacht und erreicht, daß des Großkanzlers Briefe, die über Nathan Arnsteins Comptoir geleitet wurden, abgefangen und ihm vorgelegt wurden. Ein peinlicher Zwischenfall sollte sich am 5. Januar ereignen, als Beyme nach dem Essen seinem Bedienten auftrug, bei Arnstein nach Post zu fragen. In der Tat lagen dort drei Briefe. Strasser nahm sie in Empfang und legte sie schleunig seiner Behörde vor. Inzwischen wurde der Großkanzler ungeduldig. Der Bediente hatte ihm gesagt, die Post sei noch nicht eingetroffen, und nach einer halben Stunde schickte er ihn nochmals hin. Doch die Polizei ließ sich Zeit. Erst nach zwei Stunden geruhte sie, Strasser die Briefe zurückzugeben, während der Bediente bereits zum dritten Mal ausgesandt worden war. Strasser berichtete murrend: »Der Bediente sagte dem Unterzeichneten, daß er nicht um 1000 fl. mehr solche Gefahr ausstehen möchte... umso mehr, als vor einigen Tagen der Legationssekretär des Grafen Humboldt, in Anwesenheit des Großkanzlers und seiner sämtlichen Dienerschaft sagte, in Wien stehen die Lohnbedienten mit der Polizey im Verbündniss.«

Mit oder ohne Verbündeten heftete sich der Spitzel weiter an Beymes Fersen. Am elften Januar – mittags wieder bei Arnstein– – hatte Beyme Nachricht aus Paris, »wahrscheinlich durch Humboldt«, daß Napoleon sehnlich einen Sohn erwarte und diesen dann zum rechtmäßigen Erben und Nachfolger anerkennen werde, »wo Beyme der Meinung ist, daß dem Kaiser sein Plan scheitern und das Volk nicht einstimmen wird, welches dem Großkanzler sein einziger Wunsch ist und sich dem Ziele seines Vorhabens näher dünkt. Auch ließ sich Beyme verlauten, daß Er befürchtet, daß der Kaiser Napoleon mit dem König von Preußen noch eher Krieg anfängt, bevor Er nach Hause kömmt, so Ihm dann seine Rückreise erschwert und große und wichtige Pläne vereitelt werden.« Ob Beymes Ansichten wirklich so einfältig waren oder sich nur in Strassers Begriffsvermögen so ausnahmen, sei dahingestellt. Gleichwohl erscheint der Kanzler als Konspirator nicht allzu geschickt, ja man muß eigentlich daran zweifeln, daß seine Wühlarbeit den Bestand der österreichischen Monarchie oder gar des französischen Empire ernstlich untergrub.

Beyme blieb bis Anfang März in Wien und fuhr fort, die Arnsteins, die Eskeles, das Burgtheater und die Bälle der Gesellschaft zu besuchen. Zu keinem anderen Anlaß als einem Fest des französischen Botschafters ließ er sich eine preußische Uniform schneidern. Am Nachmittag des 29. Januar »ging Er nicht aus, weil schon sehr stark zu ihm Ball beim französischen Botschafter zugerichtet wurde, wo dann abends gegen 7 Uhr ihn Großkanzler in seiner neu verfertigten preußischen Uniform mit seiner Gemahlin, zum französischen Botschafter hinfuhren«. Zwei Tage später soupierte er wieder bei Fanny, wo ominöserweise »außer Ihnen sonst Niemand zugegen war«.

Die großen Herren schienen indessen die Lust an ihm zu verlieren, denn am 6. Februar wurde er beim Fürsten Lobkowitz nicht vorgelassen – fuhr gleichwohl abends »zum Baron Arnsteiner am Ball« – und am 9. Februar wollte ihn der französische Botschafter nicht empfangen. Nur Humboldt nahm ihn weiter freundlich auf, obschon dieser Weltbürger seinen heftigen Napoleonhaß nicht teilte. Auch Beymes Post wurde spärlicher. Vom 25. Februar bis zu seiner Abreise »bekommt er wenige Briefe weder von Seite des Gesandten noch von B. A. schreibt auch wenig«, und bricht all-

mählich seine Zelte ab. Am 1. März wird der ängstliche Lohnbediente entlassen und bald darauf fährt Beyme »mittels Postwagen aus der Stadt«.

Soviel über seinen Besuch in Wien! Ein kleines Nachspiel gab es noch im Sommer in Baden bei Wien, wo der Großkanzler kurz auftauchte, bei den vornehmen Badegästen aber wenig Anklang fand. Ein Vertrauter namens Schmid berichtete am 20. Juni, Beyme gebe auch hier der Meinung Ausdruck, es müsse aus den Deutschen wieder eine Nation gebildet werden: »Ich, sagte er, würde aus den Preußen Spartaner machen. Dieses, antwortete einer in der Gesellschaft, sind sie ohnehin, denn sie haben nichts als eine schwarze Suppe. Es ist überflüssig anzuführen«, setzt der Spitzel hinzu, »wie leicht eine Witzeley dieser Art hier ausgetragen und wie lächerlich dann besonders ein Preuße angesehen wird.«

Ein zweiter Wortwechsel, in dem Beyme ebenfalls den Kürzeren zog, ereignete sich bei einem Ausflug, den er mit Bekannten nach Heiligenkreuz unternahm. Dort erklärte er im Zusammenhang mit den gegenwärtigen Industrie- und Finanzanstalten, »weil in nichts ein Einklang herrsche, so komme es ihm vor, als wenn in Österreich der Esel ein Löwenhaupt umhänge«. Im Polizeiakt ist zu sehen, daß der Kaiser, als er dieses las, Beymes Bemerkung empört mit seinem Bleistift unterstrich. »Einer, der ihm widersprach«, meldet Schmid, »sagte ihm, Sie sprechen wohl von Preußen, da ist wohl der Vergleich nicht passend, der vom Frosch, welcher sich aufgeblasen hat und zerplatzte, paßt für Preußen mehr, und gieng weg. Beyme lief ihm nach und versicherte ihm, daß er ihn falsch verstanden habe.«

Ein Patriot, aber kein Mann von Zartgefühl! Vielleicht war Gentzens Urteil hier nicht übertrieben gewesen. Die Ansicht eines dritten, offenbar aufgeweckteren Spitzels gibt ihm recht. Im Mai war eine Meldung an die Polizeihofstelle aus Graz ergangen, wo der Kanzler sich vorübergehend aufhielt, wohl um in steyrischen Bauernhöfen und Bürgerhäusern »Gesinnungen zu erforschen«. Darin wurde bemerkt, daß Beyme »ein ganz guter Kopf und tauglicher Geschäftsmannn seyn möge, daß aber bey einer ganzen

Portion von langweiliger Pedanterie ihm aller feinster Tact und Menschenkenntnis mangle«. Womit die Charakterisierung des Tugendbündlers in Österreich abgeschlossen sei.

In Beyme mag Fanny einen leicht lächerlichen Verbündeten gefunden haben. Gleichwohl ist durch die Komik seines Auftretens dem unermüdlichen Eifer, mit welchem sie in diesen Jahren für die Sache des preußischen Widerstands wirkte, kein Abbruch getan. Ohne Zweifel stand sie durch Humboldt, der ihr aus dem Herzischen Salon wohlbekannt war, mit allem, was in Deutschland geschah oder von dort kam, in dauernder Verbindung. Ohne Zweifel suchten und erhielten andere, geschicktere Abgesandte des Tugendbundes als der Großkanzler einer war, bei ihr Hilfe und Rat. Indes Fanny mit ihren früheren Landsleuten konspirierte, vergnügte sich Nathan mit seinen adeligen Freunden am Kartentisch. Auch hier hatte die österreichische Geheimpolizei ein Wörtchen mitzureden.

Am 5. Januar 1811 berichtete der Vizepräsident der Polizeihofstelle: »Eure Majestät! Mit der Rückkehr des Grafen Genicco vom Lande beschloß ich, da bey ihm das Unwesen der Hazardspiele wieder an die Tagesordnung kam, mit Ernste demselben zu steuern, und das Spielgelage zu überfallen.

Er hatte im Fürst. Palm'schen Hause Nr. 54 in der Schenkerstraße eine große Wohnung gemietet und eigens zum Spiele eingerichtet, aber seine Spiel-Compagnons hatten an jener Wohnung kein Gefallen; darum haben die Spiele in seiner alten Wohnung im Baldauf'schen Hause am Stephans Platze, und beym Baron Adam Nathan Arnsteiner am hohen Markte Platz.

Der dazu verwendete Vertraute trifft bereits alle Vorbereitungen zum Überfall. Allein er meldete mir von dem Hausmeister, der ins Vertrauen gezogen ward, erfahren zu haben, daß am 1ten d. M. Nachts zwei ansehnliche Männer hintereinander angeleitet und demselben, ob beym Graf Genicco gespielt werde, was in jener Nacht der Fall nicht war, gefragt haben.

Da unter der Dienerschaft des Genicco die Rede war, und selbst in der Stadt das Gerücht sich verbreitet, daß von dem Spielen am 27ten vor. Monats von Eurer Majestät gewarnt worden sey, was wohl für den 27ten aber nicht für den 28ten wirkte, so weiß ich nicht, ob andere Vertraute... (hier ist der Polizeibericht unleserlich). Der Hausmeister ist dadurch beirrt.«

Eine Note des Kaisers, die der Polizeiakte beigefügt ist, gibt Befehl, »mit dem Hazardspiel mit allem Ernste nach Vorschrift der Gesetze ein Ende zu machen«. Zum Glück war zugleich die Meldung eines Konfidenten eingetroffen, wonach für denselben Abend noch bei Genicco ein »verbothnes Hazardspiel« zu erwarten war. So konnte denn der Überfall unverzüglich durchgeführt werden, und anderntags teilte Hofrat Siber, der doch schon hinreichend damit befaßt war, des Großkanzlers Beyme Briefe zu lesen, seinem vielbeschäftigten Monarchen den Erfolg desselben mit. Nachdem, wie er erinnerte, seit einiger Zeit Beobachtungen der bei Genicco stattfindenden Spiele Pharao und Rouge et Noir gemacht worden waren, beorderte er »in der vergangenen Nacht die vier Komissäre Poßbach, Dumbacher, Greipel und Aichner dahin«. Ihr Rapport ist seinem Schreiben angeschlossen:

»Dem erhaltenen hohen Auftrag zu Folge begaben sich die Unterzeichneten in der abgewichenen Nacht um $^1/_4$ auf ein Uhr in die Wohnung des Herrn Grafen Aloys Genicco am Stephansplatz Nr. 929.

Die Thüren bis ins Vorzimmer, wo sich die Bedienten befanden, waren einer getroffenen Verfügung nach alle unverschlossen. Hier wollten die Bedienten den Eintritt verhindern, wurden jedoch sogleich angewiesen, sich ruhig zu verhalten; man trat nun durch zwei andere Zimmer in jenes, wo die Spielenden, welche von den Unterfertigten nicht eher etwas bemerkten, versammelt waren.

An einem Tische befanden sich Herr Graf von Genicco selbst mit Herrn Fürsten von Lichnowski, Fürsten Wenzel von Liechtenstein und Grafen Przerembski und spielten Whist.

An einem zweyten Tische: Herr Graf von Triangi, Niklas von Forgats, Dominik von Kaunitz, von Athems, Baron Nathan von Arnsteiner, von Leykam Johann, Chevallier von Malliard, und Leopold Edler von Herz; diese spielten Pharao, wobey Herr Graf von Triangi die Bank hielt.

Als die eintrettenden Unterzeichneten von den Spielenden erblickt wurden, geriethen diese in große Bestürzung und einige griffen sogleich nach dem vor ihnen liegenden Gelde, allein man erinnerte selbe, daß alles so stehen und liegen bleiben müsse, wie es sich gegenwärtig befinde, worauf sie zwar die Hände sogleich zurückzogen, jedoch nicht verhindert werden konnten, sich unter einander zu vermengen, bey welcher Gelegenheit Herr Graf von Athems und Freyherr Johann von Leykam durch eine Tapetenthüre entschlüpften und sich in der Wohnung verbargen, so daß obschon man in den anstoßenden Zimmern nachsah, selbe danach nicht mehr gefunden wurden.

Das auf dem Spieltische vorfindige Geld und Karten wurden dann sogleich in Beschlag genommen, in Gegenwart der Spielgesellschaft versiegelt.« Es folgt eine genaue Aufstellung der Gulden, Dukaten und Souverains d'Or, die an die zehntausend Gulden ausmachen und »hier eingeschlossen werden«. Die Meldung fährt fort: »Dadurch, daß die Spielenden sich sogleich von ihren Plätzen entfernten, und mit jenen, welche vielleicht dem Spiele blos zusahen, vermengten, auch nur 4 Posten von Pointeurs vorgefunden worden sind, zu welchen sich aber so wenig als zur Bank der Eigenthümer bekennen wollte, ist man nicht im Stande mit bestimmter Gewißheit zu behaupten, wer von den Anwesenden etwa wirklich Pharao gespielt habe, oder nicht, denn alle läugneten solches, und jeder wollte nur zugesehen haben, jedoch hat nur Leopold von Herz den einzigen Beweis für sich, daß er Whist gespielt, als fünfter in der Parthie eben sogenannter König war, und dem Pharao blos zugesehen habe, weil er auf dem Verzeichnisse welches bey der Whistpartie über Gewinn und Verlust geführet wurde, ebenfalls notiert war.

Übrigens haben sich alle Anwesende mit der größten Bescheidenheit und nicht im geringsten widerspänstig benommen.«

Soweit der Bericht. Als Nachschrift wurde mitgeteilt, daß einem anderen Konfidenten namens Seywald zufolge an dem einen Tische Pharao, an dem anderen aber l'hombre gespielt worden sei. Diesem letzteren habe der Fürst Lichnowsky zugesehen und sich dann in einem Sessel wegtragen lassen. Was indes den Grafen Athems und den Freiherrn von Leykam betraf, so hätten sich »die beiden Gawalliere in Grafen Genicco sein Schlafzimmer unter das Bett verstöckt«, indes er, Seywald, von einem »unbemerkten Ort in der Finster« alles mitangesehen habe. Verraten habe die ganze Sache der Graf Wrbna oder der Fürst Kaunitz, weil sein Sohn Schulden mache, oder der Graf Kaunitz selbst, um seine Schulden nicht zahlen zu müssen, oder auch Leykam, der als »schlechter und schmutziger Kerl« wohlbekannt war. Jedenfalls mußte es einer aus ihrer Mitte gewesen sein.

Dies also war die Gesellschaft, in der Nathan, der heitere, joviale, genußfreudige Mann, sich allabendlich bewegte. Nicht nur in jenem Zirkel aber, auch in ausschließlich hochadeligen Kreisen wurde damals heftig hazardiert, wie etwa bei dem Fürsten Windisch-Grätz, der viermal die Woche Kartenpartien zusammenstellte, bei denen der bewußte Seywald den Fürsten Starhemberg, den Staatsminister Metternich, den Landmarschall Graf Dietrichstein, die Fürsten Moritz Liechtenstein und Kinsky, die Grafen Stadion, Palffy, Zichy, Neipperg, den Baron Steigentesch und als einzigen Bürgerlichen den Hofrat von Gentz, vermutlich wieder aus seinem Versteck »in der Finster«, anwesend sah. Sogar der Oberkämmerer Graf Wrbna sollte sich gelegentlich dem Glückspiel ergeben. So befand sich Nathan denn in bester Gesellschaft – wie diese Affäre überhaupt die bösen Zungen der Gentz und Varnhagen, welche den schlechten Umgang der Arnsteins bekrittelt hatten, Lügen straft.

Im übrigen waren diese Spieler unverbesserlich. Nach dem Überfall auf sein Haus erschien Genicco beim Hofrat Siber, gab zu, es sei bei ihm dem Pharao gefrönt worden, und bat flehentlich, es möchte »dieser Gegenstand nicht zur allerhöchsten Kenntnis Sr. Majestät gelangen«, in welchem Falle er »eine bedeutende Summe

für wohltätige Zwecke« zu stiften versprach. Natürlich erfuhr dies der Kaiser noch am nämlichen Tage. Ehe jedoch über jenes erste Vergehen das Urteil gesprochen war, hatten die Hazardspiele wieder angefangen. Im Mai meldete Siber, die Kartenpartien beim Fürsten Windisch-Grätz, bei den Brüdern Johann und Moritz Liechtenstein, dem Grafen Palffy und Nathan Baron Arnstein bestünden weiter. Es würde aber, laut dem Vertrauten Seywald, jetzt solche Vorsicht geübt, daß jeder Überfall, »wenn nicht ganz unmöglich geworden, doch zuverlässig vereitelt sei«. Auf geheimen Wegen seien dennoch gewisse Einzelheiten ans Licht getreten, wie der Umstand, daß »beym Baron Nathan Arnstein weder in den Gesellschaftszimmern seiner Gemahlin, noch in den von ihm ins besondere bewohnten daran anstoßenden Zimmern ein verbothenes Spiel gemacht wird. Baron Nathan Arnstein, der Großhändler Neuberg etc. spielen ebenfalls – wie Fürst Johann Liechtenstein – nur das französische *Ombre*, nur eben nicht um geringen Betrag.«

Mitte Juni wurde schließlich vom Wiener Magistrat ein Strafurteil ausgesprochen, wonach »die Grafen von Kaunitz und von Attems, dann Herr Baron Nathan von Arnstein wegen verbothenem Spiele« schuldig befunden und die »genannten Standespersonen eine zum hiesigen Armenfonde gewidmete Geldstrafe von 900 fl. in Einlösungsscheinen zu entrichten« verhalten seien. Sämtliche am Pharaotisch gefundenen Spielgelder fielen »als eine herrenlose Sache« dem Fiskus anheim. Die Untersuchungen über die anderen Teilnehmer an der Kartenpartie dauerten fort. Inzwischen wurde dem Kaiser am 19. Juni das Magistratsurteil zur Kenntnis gebracht und von ihm, mit der üblichen Langsamkeit, am 8. August in Laxenburg »zur Wissenschaft genommen«.

Für einen Mann von Nathans Wohlstand war eine Geldstrafe von neunhundert Gulden wohl zu ertragen und erfüllte kaum den abschreckenden Zweck, der mit ihr verbunden war. Fanny aber mochte über diese Art, den Säckel des Armenfonds aufzufüllen,

die Nase rümpfen. Sie hatte um so mehr dazu Anlaß, als sie Anfang Februar in das Komitee eines neuen Wohltätigkeitsvereins, der ›Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen‹, gewählt worden war.
»Die Damen«, so lautete ein Bericht in den ›Vaterländischen Blättern für den Österreichischen Kaiserstaat‹, »welche sich in diese Gesellschaft vereinigt hatten, haben aus ihrer Mitte die zwölf Ausschuß-Damen gewählt, deren jede in einem Bezirke der Stadt und der Vorstädte die Geschäfte der Gesellschaft besorgen wird. Die Stimmen wurden Seiner Excellenz, dem Herrn Landmarschall Grafen von Dietrichstein zugeschickt, nachdem der Herr Graf die Bemühung auf sich genommen hatte, das Resultat derselben zu erheben. Die Stimmenmehrheit fiel auf folgende Frauen:

Frau Baronin von Arnstein, geb. von Itzig
Fürstin von Auersperg, geb. Fürstin von Lobkowitz
Gräfin von Chotek, geb. Gräfin von Rottenham
Fürstin von Dietrichstein, Regentin des Savoyschen Damenstifts
Fürstin von Esterhazy, geb. Fürstin von Liechtenstein
Gräfin von Lancskoronska, geb. Gräfin von Rzewuska
Fürstin von Lichnowsky, geb. Gräfin von Thun
Fürstin von Liechtenstein, geb. Gfn. von Manderscheid
Fürstin von Lobkowitz, geb. Fürstin von Schwarzenberg
Gräfin von Rzewusky, geb. Fürstin von Lubomirska
Gräfin von Thun, geb. Gräfin von Sinzendorf
Fürstin von Trautmannsdorf, geb. Gräfin von Colloredo.

Diese Damen bekleiden die ihnen von der Gesellschaft anvertraute Würde durch drey Jahre. Da sie nach den Statuten der Gesellschaft jährlich aus ihrer Mitte die Vorsteherin der Gesellschaft zu wählen haben, so versammelten sie sich Sonntags den 3. Februar in dem Hause der Frau Fürstin von Trautmannsdorf. Die Wahl fiel einstimmig auf die Frau Fürstin Caroline von Lobkowitz, welcher diese Gesellschaft ihr Daseyn verdankt.«

Wenn im Hause Arnstein in der Tat »alles zitterte«, sobald »eine Gräfin auf dem Sopha und eine Fürstin auf dem Stuhl« saß, müssen an gewissen Ausschußtagen der Gesellschaft wahre Erdbeben auf dem Hohen Markt stattgefunden haben! Eine edlere Auslese uralter Namen als die, welche sich der geborenen Itzig anzureihen nicht gescheut hatten, gab es nicht im österreichischen Kaiserstaat. Bei ihrer Wahl mag Fannys Reichtum wohl ins Gewicht gefallen sein; doch konnte er sich weder mit dem der Esterhazy oder Lobkowitz messen, noch war er größer als der einer Baronin Geymüller oder Gräfin Fries. Nicht auf eine dieser Bankiersgattinnen, deren Männer die gleichen Geschäftseinkünfte wie Nathan hatten und deren Blut dazu noch ›untadelig‹ oder sogar blau war – die Gräfin Fries war eine geborene Fürstin Hohenlohe –, sondern auf die Berliner Jüdin war man verfallen. Es muß doch mehr als ihr Geld, es muß ihr berühmter Wohltätigkeitssinn und ihre Liebenswürdigkeit gewesen sein, was ihr zu dem Ehrenamt verholfen hatte.
Nach der Gründung der Gesellschaft geruhte, wie 1836 in ihrem Rechenschaftsbericht stand, »seine Majestät Franz der Erste huldvoll zu äußern, daß jene Frauen, welche einer so gemeinnützigen Verbindung beitreten würden, auf allerhöchst ihr Wohlgefallen und Ihre Erkenntlichkeit mit Zuversicht rechnen könnten«. Er brachte solcherart Fanny Gefühle entgegen, die zu erwidern sie nicht imstande war. Aber wenn sie den Kaiser, dem in diesem März ein bonapartischer Enkel geboren wurde, auch zur Zeit nicht liebte, so sympathisierte sie doch mit seinem Volk. Eine Woche vor der Geburt des Königs von Rom stand eine anonyme, aber desto bemerkenswertere Anzeige in der Wiener Zeitung: »Wohlzutun im Stillen; liebreich helfend die Hand zu biethen der leidenden Menschheit; selbst da noch zu helfen, wo den zagenden Unglücklichen jede Aussicht auf Hilfe unmöglich erscheint, ist – groß. – – Es giebt keinen Ausdruck, würdig genug die edlen Handlungen der edelsten Menschenfreundin, der Baronesse von Arnstein, gebornen von Itzig, zu bezeichnen. – – Möge die edle Frau es jenen Familien verzeihen, welche durch traurige

Ereignisse ihre verheerten Wohnsitze zu verlassen gezwungen, ihre Retterin in ihr fanden, und von dem innigsten Gefühle des Dankens durchdrungen, nicht länger zu schweigen vermögen.«
Um »liebreich helfend die Hand zu biethen der leidenden Menschheit«, war in diesen Monaten Anlaß genug. Nicht allein bedurften die Bewohner der kriegsverwüsteten Dörfer im Marchfeld noch immer der Unterkunft und Lebensmöglichkeit, nicht allein waren Taubstumme, Blinde, Klöster und Spitäler zu erhalten, es gab auch neue Arme – Opfer des Finanzpatents, das kürzlich erlassen worden war. Graf Wallis, Nachfolger O'Donnells als Präsident der Hofkammer, hatte dem hoffnungslosen Zustand der Geldwirtschaft zu steuern versucht, indem er am 20. Februar schlechterdings den Staatsbankrott erklärte. Fast alle Arten von Bankozetteln, Einlösungs- und Obligationspapieren wurden davon betroffen und sanken auf ein Fünftel ihres Werts; nur einige ältere Fonds waren unberührt geblieben.
Durchstechereien kamen vor – die Grafen Chotek und Zinzendorf, der alte Thugut, ja selbst Fürst Johann Liechtenstein und die Mutter der Kaiserin hatten rechtzeitig festbleibende Wertpapiere erworben. Die Mehrzahl der Bevölkerung aber war um ihre letzten Reserven gebracht. Tausende von Beamten, Offizieren und Pensionisten sahen dem Ruin entgegen. Auch der Scherz, in dem man den Bankozetteln den Namen ›Bankrotterln‹ gab und aus den Einlösungsscheinen ›Einbildungsscheine‹ machte, war matter Galgenhumor. Der Staat hatte seine Bürger kaltblütig im Stich gelassen. Angesichts solcher »Finanzanstalten« war der unzarte Beyme nicht ganz fehlgegangen, als er sich zu der Bemerkung verstieg, daß sich »in Österreich der Esel ein Löwenhaupt umhänge«. Dem Kaiser, der sich über diese Frechheit entrüstete, war dennoch nicht sehr wohl dabei.

Von all diesen trostlosen Jahren schien 1811 das schlimmste. Nur in Spanien wurde dem Welteroberer noch Widerstand entgegengesetzt. In Prag erwartete der Freiherr vom Stein ohnmächtig

seine Zeit im Kreise preußischer Patrioten. Gentz, der seinen Napoleonhaß geschluckt hatte wie ein ertappter Spion das belastende Stück Papier, saß mürrisch und an den äußeren Ereignissen uninteressiert in seiner »kleinen elenden Wohnung« in der Wiener Seilergasse. Metternich schließlich, »blasiert und durch seine glänzende und frühzeitige Karriere für viele Gattungen des höheren Ehrgeizes erkaltet«, wollte zwar »unter der Hand die Reputation der guten Gesinnungen mit Rücksicht auf die Freiheit von Europa konservieren«, ging jedoch darin nicht weiter »als mit Bequemlichkeit geschehen kann... Aus diesem verwöhnten Kind des Glücks ist ein Minister der Neutralität geworden.«
Adam Müller, der reaktionäre und deutschtümelnde Philosoph, welcher sich jüngst der kleinen Koterie deutscher Mystiker in Wien zugesellt hatte, gab dem preußischen Kanzler Hardenberg diese Schilderung vom leitenden Minister Österreichs. Über das Herrscherhaus hatte er noch Schlimmeres zu sagen: »Das Betragen des Kaisers und der Prinzen des kaiserlichen Hauses während des letzten Krieges und seitdem, die sichtbare Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Volkes und des Kaisers persönlicher Geiz, auch wohl der halsbrechende Gegensatz zwischen der Proklamation von 1809 und der Familienverbindung von 1810 haben den Nationalsinn abgestumpft.« Müller, selbst kein Moralist, berichtete dies ohne Emphase. Seine Landsmännin Fanny, unbeherrschter und kompromißloser als er, wurde durch jenen »halsbrechenden Gegensatz« in der kaiserlichen Haltung immer wieder in Wut versetzt.
Der deutsche Schulmann und Archäologe Karl August Böttiger traf sie in diesem Sommer, wie vor ihm Varnhagen, häufig in übler Laune an. Sie werde, so vermerkte er in seinem Memorandenbuch, »mit den Jahren heftig und bissig«, sei »sehr bitter auf die große Nation und ihren Autocrator« und habe auch ihre eigene Gastfreundschaft eingeschränkt. Ihren Mann habe er mehrmals in Hemdsärmeln am Spieltisch gesehen – Böttigers Besuche fanden in der Arnsteinschen Sommerwohnung statt. Nathan ziehe sich

bereits vom Geschäft zurück, habe aber »doch noch zwei Millionen und nur die Pereira zur Erbin«. Eine Eintragung lautet: »Mittags Diner beim Bankier Arnsteiner. Oberst und Major von Hohenzollern. Englische Miss. – Tous les rois que vous avez fait, pleurent.« Ob Fanny ihm dieses melancholische Bonmot erzählte? Er berichtet nur noch, daß sie ihre Gäste selbst in ihren Kuhstall und Taubenhof führt. Besser gefiel es ihm offenbar bei Cäcilie Eskeles in ihrem nahen Landhaus in Hietzing. Eskeles, die wahre Stütze des gemeinsamen Bankgeschäftes, sei »ein unermüdeter und bewunderungswürdiger Arbeiter und hat große, liberale Ideen«, Cäcilie »die geistreichste und interessanteste Frau, die ich in Wien kennen lernte. Sie fällt die richtigsten Urteile über Goethe, Wieland, Schiller... Daniel, Marianc, ihre zwei liebenswürdigen Kinder. In den vielen Zimmern nur zwei Bilder, das Portrait ihres Vaters, des alten Itzig, und ihrer Mutter.« Im übrigen sei bei den Arnsteins, wie er beiläufig erwähnt, zur Zeit die Hofrätin Herz zu Gast.

Mitten in diesem unerfreulichen Sommer war die arme Henriette nach Wien gekommen – traurig, vom Dasein enttäuscht, leicht verblüht und immer noch »kolossal«. Drei Jahre früher hatte Rahel Levin über sie an Humboldt geschrieben: »Madame Herz habe ich zu sprechen gesucht. Götter der Welt! Wie kann man bei so wenig Leben leben bleiben! Wunder der Nichtigkeit hätte ich Ihnen zu erzählen, den Eindruck zu zeigen, den mir das Verhör der kolossalen Gestalt, der kolossalen Jahre und der kolossalen Erfahrung machte. Hassen kann man sie nicht; fast muß man sie achten: vernichten aber möchte man sie. Zum Spott der sich tugendhaft glaubenden Menschen lassen die ewigen Götter dies Gebilde herumgehen! und ungerecht findet man's, eine doch lebende Seele dazu zu gebrauchen. Wie um einen Kirchturm ist ihr der Wind um das hohe Haupt gegangen! Aus Rührung möchte man sie getötet wissen. – *Sie* spricht nicht vom Unglück: ist auch bis zu solcher Tiefe nie gedrungen.«

Wahr, klug, frappant wie alles von Rahel, und boshaft bis zur Abscheulichkeit! Dies dem ehemaligen Bewunderer der Herz zu

sagen, war doppelt schlecht: einmal, weil es Henriette bei ihm schadete, das andere Mal, weil es Humboldt sich seiner Jugendliebe schämen und die Spötterin – der er ohnehin nicht gewogen war – dafür hassen ließ. Ihren alten Freund wiederzusehen, auch um die gute Dorothea Schlegel zu besuchen, hatte die Herz diese für sie kostspielige Reise getan. Doch es war eine Verblendung gewesen, wie so viele ihrer enthusiastischen Einfälle zuvor, sich von diesem Aufenthalt einen neuen Auftrieb zu erhoffen. »In der Kaiserstadt«, schrieb ihr Biograph, »hatte sie Gelegenheit, die Bekanntschaft fast aller Notabilitäten zu machen. Ihre Jugendfreundinnen, die Baroninnen von Arnstein und von Eskeles, machten selbst in dem prunkvollen Wien Häuser, welche zu den glänzendsten gezählt wurden.« Aber wie schmerzlich wirkte all dies auf Henriette ein, die seit ihres Mannes Tod in eingeschränktesten Verhältnissen lebte! Man sieht sie vor sich, wie sie üppig, gewaltig, immer noch in sich verliebt, ihren junonischen Leib mit dem etwas zu kleinen Kopf durch die Gegend trug – eine larmoyante, kinderlose, unausgefüllte, notgedrungen neidische Frau, die den Wirbel jener gastfreundlichen Häuser, den Anblick der schönen und liebenswürdigen Kinder, Cäcilies gutmütigen Charme und Fannys sprudelnde, häufig wechselnde Launen einfach nicht ertrug.

Sehr bald zog sie denn auch aus dem Arnsteinschen Sommerschlößchen aus und zu Dorothea Schlegel, die eine Gartenwohnung in Caroline Pichlers Nachbarschaft innehatte. Die Wiener Dichterin hatte sich mit Moses Mendelssohns Tochter herzlich befreundet, sobald ihr klar geworden war, daß diese »merkwürdige, geistvolle und doch so anspruchslose Frau« dem »schlüpfrigen, unsaubren« Bild der Lucinde keineswegs entsprach. Bei diesen beiden freundlichen Geschöpfen, die stiller und einfacher lebten, fühlte Henriette Herz sich einigermaßen wohl. Doch selbst in der Pichler, die ihres Vaters guten und edlen Charakter, obschon nicht seinen überlegenen Geist geerbt hatte, erregte sie eine sonst selten geübte Ironie. Damals fiel Carolinens Wort, Madame Herz sei eine »majestätische, und hätte man sie durch

ein Verkleinerungsglas betrachten können, wirklich schöne Frau« gewesen.

Auch Humboldt kam in jenen Wochen häufig zu Schlegels – mit seiner Frau, die sich zu ihrer Namensvetterin Caroline, »weiß Gott warum, äußerst schroff« benahm, der armen Henriette jedoch wie immer überaus gnädig zeigte. Aber die Herz war nicht glücklich. »Wien«, erzählte sie später ihrem Biographen, »hat im Ganzen keinen wohltuenden Eindruck in mir zurückgelassen. So viel leibliches Wohlbehagen neben geistiger Armuth, daß jenes fast beleidigend wird. Dabei sind diejenigen, welche der Gesellschaft etwas zubringen, viel anspruchsvoller als bei uns, wohl schon deshalb weil sie seltener sind. Vielleicht hat schon, weil sie darin eine Ausnahme machte, Caroline Pichler allein eine angenehme Erinnerung in mir hinterlassen. Äußerlich häßlich, aber angeregt und sehr anregend, und dabei gemüthlich und einfach.«

So fuhr sie denn wieder ab. Im September traf Rahel die Hofrätin Herz auf der Heimreise in Dresden, im Vorzimmer des Oberkonsistorialrates Christian Gottfried Körner, dessen junger Sohn Theodor kürzlich als Hoftheaterdichter nach Wien gegangen war. Es läßt sich denken, was die beiden Damen miteinander zu bereden hatten! Fanny indessen hatte in diesen Sommerwochen gespürt, daß ihr Haus und sie selbst dem Vorwurf, alternd oder gar veraltet zu sein, kaum mehr zu entgehen vermochten. Sich damit abzufinden, entsprach nicht ihrem Temperament. Junge Menschen mußten herbei; und da Henriette ihren eigenen Kreis gebildet hatte, der immer seltener mit dem der Mutter zusammenfiel, sollte ein Geschöpf von ähnlicher Schönheit und Sanftmut sie ersetzen.

Ein solches fand sich in Marianne Saaling, Bella Salomons Nichte, deren Schwester Regine Frohberg ebenfalls – von einem Sohne Friedländers getrennt und zur leicht belächelten Romancière geworden – seit einer Weile in Österreich lebte. Körner, Brentano, Stägemann, Wolzogen und schließlich Varnhagen sollten die Reize des hübschen Kindes rühmen; zur Kongreßzeit erhöhte ihre Gegenwart die Anziehung des Arnsteinschen Salons. Bald

nach Mariannes Einzug nahm Fanny noch ein zweites Mädchen, die kleine Waise Cecilia Lemberger, an Kindes Statt bei sich auf. All das machte Mühe und menschliche, wenn nicht materielle Sorgen. Doch die Hände in den Schoß und sich selbst aufs Altenteil zu legen, war sie nicht gewillt.

So ging das Jahr zu Ende. Im November versammelten sich die adeligen Damen des Vereins, trotz Herbstnebel und Kälte, auf einem offenen Gelände in Baden, um der Einweihung eines neuen Spitalbaus beizuwohnen. Erzherzog Rudolph legte den ersten Grundstein in seinem, den zweiten in seines Bruders Anton Namen, und die Fürstin Lobkowitz, als Vorsteherin der Gesellschaft, den dritten, in welchem eine von allen Ausschußdamen unterzeichnete Pergamentrolle versenkt worden war. Fanny hatte zu dem Baufonds des zukünftigen Marienspitals, den der Verein begründet hatte, bereits 6660 Gulden beigetragen, »welche sie von den Israeliten als einen Beytrag durch Collecte erhalten hatte«. Jetzt, angeregt von der bewegenden Feier, versprach sie an Ort und Stelle, selbst noch sechs vollständige Betten zu liefern. Auch Cäcilie Eskeles, zum »wirkenden Mitglied der Gesellschaft« geworden, hatte unter ihrer Familie und im Kreise ihrer Bekanntschaft Unterstützungen für die Elisabethinerinnen auf der Landstraße gesammelt – Krankenpflegerinnen, die später in dem Spital wirken sollten. Mehr als viertausend Gulden, einen Stoß Holz und einen Vorrat an Lebensmitteln übergab sie am Namenstag seiner Schutzpatronin dem Konvent.

Die Elisabethinerinnen wurden von nun an zu besonderen Schützlingen der beiden Schwestern. Henriette Pereira eiferte ihrer Mutter, wie in so vielem, auch hierin nach und führte in späteren Jahren die Oberaufsicht des Spitals in Baden. Inzwischen überließ sie Fanny noch den größten Teil dieser Wohltätigkeit, versah ihr schönes Stadtpalais in der Grünangergasse, erzog ihre Kinder, »buhlte«, wie Böttiger vermerkt hatte, »mit der neuen Philosophie« – womit zweifellos der katholische Mystizismus der Schlegel, Müller und Werner gemeint war – und bemühte sich immer vergeblicher, ihr Eheglück zu bewahren. »Pereira, ihr

Mann«, hatte Böttiger gleichfalls berichtet, »ist zu bequem, um eigentliche Geschäfte zu machen, zu geizig, um ein Haus zu machen, ein unleidlicher Geldzähler, faßt und versteht seine Frau nicht.« Mehr Verständnis fand Henriette bei ihren Freunden – romantisch geneigten, schwärmerischen jungen Leuten, mit denen sie an Winterabenden im stillen Kreise saß, Musik machte und sich Schauergeschichten erzählte.

Auch der einundzwanzigjährige Theodor Körner wurde ihr häufiger Gast. Im Fasching, wenn sie größere thés dansants abhielt, fand er dort einflußreiche Männer wie seinen Hoftheaterdirektor Fürsten Lobkowitz und den Grafen Fries. Doch er zog die vertrauteren Zusammenkünfte vor, bei denen bloß geplaudert, musiziert oder gelesen wurde, »die Damen den Stoff zu Liedern geben und Bartholdy und ich den Pegasus satteln«. Henriette und ihre Cousine Marianne Saaling schilderte er seinem Vater in einem Brief als »zwei große Ausnahmen tüchtiger innerer Bildung, mit allen Vorzügen der glatten Außenwelt geschmückt«. Durch sie wurde seine Phantasie auf jede Art ermuntert. »Ich habe mich«, schrieb er im Dezember nach Dresden, »diese Woche viel mit Geistergeschichten abgegeben. Die Pereira hat mehrere Geistersoiréen gegeben, wo ich den Kranz mit zwei Geschichten errungen habe, die ich mir erdachte. Eine sehr schöne Geschichte, die die Saaling erzählt hat, hab ich in Reime gebracht.«

Die tragischeren Reime, zu denen ihm Henriette die erste Anregung gab, hatten er und die Weltgeschichte noch nicht geschrieben.

Jetzt aber kam 1812 und das erste Zeichen, daß es mit der Ruhe Europas zu Ende ging. Zar Alexander hatte begonnen, sich in der Rolle des Retters und Befreiers zu gefallen. Mit Eifer bereitete er, nachdem er Napoleon seine Mitwirkung an der Kontinentalsperre aufgekündigt und den eigenen Krieg mit der Pforte abgebrochen hatte, den unausbleiblichen Zusammenstoß vor. Metternich, dem ein paar weitere »Jahre politischen Friedens zur

Heilung der Wunden Österreichs« nicht mißfallen hätten, sah dies ohne Enthusiasmus mit an. Später sollte er sagen, er habe »die Aussicht auf die Dauer dieses Stillstandes nicht über das Jahr 1811 hinauszudehnen vermocht«. Wäre es ihm gelungen, er hätte sich nichts Besseres gewünscht.

Statt dessen sah er sich gezwungen, eine Politik der »bewaffneten Neutralität« einzuschlagen, die zunächst aus einem Waffenbündnis mit Frankreich bestand. Jene dreißigtausend Mann, die Napoleon vom Kaiser forderte und erhielt, sollten freilich von keiner der beiden feindlichen Mächte als Neutralitätsbruch aufgefaßt werden – eine »exzentrische politische Stellung«, wie Metternich selbst später zugab, die »in der Geschichte kein zweites Beispiel« hatte. Zu seinem eigenen Staunen gelang es ihm, Alexanders Zustimmung zu erreichen. So nach allen Seiten hin gesichert, erwartete man in Wien den russisch-französischen Krieg.

Preußen war in einer erbärmlicheren Lage. Anfangs März hatte Napoleon dem König eine Allianz gegen Alexander abgenötigt und sein Land als Aufmarschgebiet reklamiert. Geführt von Stein, begaben sich daraufhin die »preußischen Partikularisten und abstrakten Deutschtümler« – Metternichs Worte – nach Rußland, um ihren bisher ohnmächtigen Widerstand in einen tatkräftigen umzuwandeln. Mitten in diesen Wirren brachte Hardenberg, der soeben schweren Herzens das Bündnis mit Frankreich geschlossen hatte, mit umso mehr erleichtertem Gewissen das angekündigte Judenedikt heraus. Es war am 11. März ergangen und erschien den Betroffenen als ein großes, wenn auch nicht völlig ungetrübtes Glück. Nicht alles, was Humboldt vorgeschlagen und Hardenberg gutgeheißen hatte, war vom König bestätigt worden. Gewisse Vorbehalte, ein Rest jenes Schrötterschen Prinzips von der »pädagogischen Emanzipation«, waren verblieben. Dazu gehörten die Bestimmungen über Eide, die immer noch beschränkte Zulassung zu gewissen öffentlichen Ämtern und die Erschwernis vermehrter Einwanderung. Dennoch war viel, ja nahezu alles erreicht:

Die im preußischen Staate wohnhaften Juden wurden zu Inlän-

dern und Staatsbürgern erhoben. Sie sollten Familiennamen annehmen und sich der deutschen Sprache bedienen. Sie konnten sich überall niederlassen, Grundstücke erwerben, Lehr- und Gemeindeämter verwalten, unumschränkt Handel treiben. Sie waren von besonderen Abgaben befreit, mußten sich aber dafür den bürgerlichen Steuern und Pflichten, besonders dem Militärdienst unterwerfen. Ihr besonderer Gerichtsstand hörte auf, die Jurisdiktion der Rabbiner und Ältesten sollte schwinden. Trotzdem blieb ihr kirchlicher Zustand unangetastet, und diesbezügliche Bestimmungen – auch was den Unterricht betraf – wurden erst für die Zukunft in Aussicht gestellt. Alles in allem war das Gesetz ein Fortschrittsakt, wie er aus freien Stücken in Deutschland noch nicht unternommen worden war. Als Hardenberg noch am selben Abend des Tages, an dem er die königliche Unterschrift erhielt, den Ältesten der Gemeinde die freudige Botschaft gab, schien ihnen, sie hätten einen schöneren Sieg als je Napoleon errungen.

So war denn richtig, was ein preußischer Minister im zweiten Regierungsjahr dieses Königs zum Gesandten der französischen Republik gesagt hatte: der König sei ein Demokrat, er führe die nützliche Revolution, die drüben von unten nach oben gemacht worden war, bei sich langsam von oben nach unten durch und sei daran, »den Weg Josephs des Zweiten von Österreich, obgleich vorsichtiger, zu verfolgen«. Dies war mit Bezug auf die Vorrechte des Adels gemeint, doch es galt genauso für die Juden. Friedrich Wilhelm hatte, genau dreißig Jahre nach Josephs Toleranzpatent, weit über jenes hinausgehend, eine völlige »Rezeption« verwirklicht. Es war ein kühner Sprung vom »loi cannibal« des Jahres 1750 zu dieser Befreiungstat!

Jetzt war die Reihe an dem Kaiser von Österreich, spöttische Bedenken zu äußern. Er selbst hatte nicht die mindeste Absicht, die Rechte seiner Juden – immer noch nicht mehr als etwa hundertzwanzig tolerierte Familien – zu erweitern. Erst im Vorjahr war auf seinen Wunsch das 1764 erlassene Gesetz, das ihnen den Häuserkauf verbot, frisch bestätigt worden. Was aber neue Ideen

jeder Art betraf, so hatte er zur Zeit der ersten preußischen Reformen vor einer Reihe von Hochschulprofessoren in Laibach geäußert: »Es sind neue Ideen im Schwunge, die ich nicht billigen werde. Enthalten Sie sich von diesen und halten Sie sich an das Positive; denn ich brauche keine Gelehrte, sondern gute rechtschaffene Bürger. Die Jugend zu solchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer mir dient, muß lehren, was ich befehle; wer dies nicht tun kann oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehen, oder ich werde ihn entfernen!«

Es war nicht leicht, für einen solchen Herrscher Zuneigung zu empfinden, wenn man im Berlin des großen Friedrich aufgewachsen und im Wien Josephs des Zweiten zuhause gewesen war. Am besten enthielt man sich, soweit sich das mit einem leicht erregbaren Gemüt vereinen ließ, jedes Vergleichs Franz des Ersten mit aufgeklärteren und fortschrittlicheren Fürsten und widmete sich statt dessen erfreulicheren Erscheinungen im Staate Österreich. Eine solche war die Liebe seiner Bürger zur Musik. Fanny, welche dieser Kunst, ohne sie länger auszuüben, noch immer leidenschaftlich ergeben war, sah nun Gelegenheit, deren Pflege mit ihrem Wohltätigkeitssinn zu vereinen. Joseph Ferdinand Sonnleithner, Sekretär der Hoftheater und Verfasser des Textbuchs zu Beethovens ›Fidelio‹, hatte die Geschäftsführung der ›adeligen Frauen‹ übernommen. Mit ihm besprach und veranstaltete Fanny im April 1812, unter dem Schutze des Vereins, ein Privatkonzert zum Besten der Blinden und Augenkranken, das im neuerbauten Streicherschen Saal gegeben wurde.

Das Unternehmen war erfolgreich und weckte allgemein den Wunsch, die Musikliebhaber Wiens enger zusammenzuschließen. Ein kleines Komitee, dem neben Fanny und Sonnleithner der Fürst Lobkowitz, der Graf Moritz Fries und die Gräfin Marianne Dietrichstein angehörten, planten nun ein zweites Konzert in glänzenderem Rahmen und Stil. »Ein von Frau Fanny von Arnstein verfaßter und von Sonnleithner kräftig unterstützter Vorschlag«, so schreibt der Chronist, »drang siegreich durch; man entschloß sich, die Aufführung eines umfangreichen Oratoriums

vorzubereiten und eine genügende Zahl von Instrumentalisten und Chorsängern sowie auch tüchtige Solisten für diesen Zweck zu gewinnen. Kaiser Franz gewährte die Benützung der Winterreitschule und deren jeweilige Umgestaltung zum Konzertsaal, und gab überdies auch die Erlaubnis, daß die letzten Ensembleproben im Rittersaale der Hofburg abgehalten werden durften. Für die vorangegangenen Chorübungen stellte Fürst Lobkowitz sein Palais zur Verfügung.«
Das Werk, welches man aufführen wollte, war Händels ›Timotheus oder die Gewalt der Musik‹, dessen instrumentaler Teil noch von Mozart verstärkt und bearbeitet worden war. Die Vorbereitungen zu diesem Konzert, aus dessen Publikum sich die Wiener ›Gesellschaft der Musikfreunde‹ entwickeln sollte, nahmen den ganzen Sommer und den halben Herbst in Anspruch. Es war gut, daß Fanny so reichlich damit beschäftigt war. Die Weltgeschichte hätte ihren reizbaren Nerven sonst in diesem Jahr den Rest gegeben.

Im Mai befand Napoleon sich auf einem neuen Kulminationspunkt. Auf einem Fürstentag, den er mit großem Glanz und äußerster Machtentfaltung in Dresden abhielt, sonnte er sich im Vorgefühl neuer Triumphe. Der russische Feldzug, an dessen Gelingen er nicht zweifelte, würde Stockholm und Konstantinopel an sein Kaiserreich, Finnland, St. Petersburg und die baltischen Länder als zu gründendes Königtum unter die Herrschaft eines seiner Generale bringen. Die Grande Armée, vom besten Kriegsgeist beflügelt, stand angriffslustig an der Weichsel. Zwanzigtausend Preußen machten sich – weit weniger kampffreudig – unter dem Befehl des Generalleutnants von Yorck bereit. Das österreichische Hilfskorps, geführt vom Fürsten Schwarzenberg, war an die galizische Grenze abgegangen. Als Metternich, der das Kaiserpaar nach Dresden begleitet hatte, dessen siegessicherem Schwiegersohn gegenübersaß, konnte er an der Klugheit seiner bisherigen Stillhaltepolitik nicht zweifeln.

Was immer geschehen mochte: der schlaue Mann, von Gentz nicht schlecht, von seiner eigenen Spürnase und praktischen Erfahrung noch besser beraten, hatte nichts zu verlieren. War Napoleon erfolgreich, so fand sich Österreich auf der richtigen Seite. Schlug das russische Abenteuer fehl, dann genügte die heimlich getroffene Rücksicherung in Petersburg, um mühelos die Front zu wechseln. Und was das Urteil der Nachwelt betraf, so hatte Metternich jetzt wie später seine Rechtfertigung bereit: »Ob der von uns eingehaltene Gang ein besserer war als derjenige, von welchem Freiherr v. Stein und dessen politische Freunde dem König Friedrich Wilhelm III zu sprechen nicht müde wurden?« Die tatsächlichen Ergebnisse sollten es beweisen! Sie »wären wohl ganz andere gewesen, wenn Österreich nicht dem letzten abenteuerlichen Unternehmen des Welteroberers seine bedächtige Haltung entgegengestellt hätte. Hätten wir dem Andrang der ungeduldigen preußischen Partei Gehör gegeben, so würden wir, ohne die Mittel der Abwehr zu besitzen, Napoleon statt in den eisigen Steppen Rußlands auf den Schlachtfeldern unserer eigenen erschöpften Gebiete gesehen haben. Jedenfalls hat die Haltung Österreichs die Wege des Schicksals nicht durchkreuzt.«
Während Napoleon sich zu seinem Heer begab und das österreichische Kaiserpaar noch mit Marie-Louise in Prag verweilte, kam Madame de Staël zum zweitenmal nach Wien. Doch die Stimmung hatte sich geändert. Ihr früherer Liebhaber Maurice O'Donnell hatte sich mit Titine de Ligne vermählt, Napoleonhasser waren nicht in Mode – der gewisse »halsbrechende Gegensatz« zur früher eingenommenen Haltung machte sich auch in der ›ersten‹ Gesellschaft bemerkbar – und den Reiz der Neuheit hatte Germaine ebenfalls nicht mehr. Trotzdem sah sie zunächst keinen Grund, sich über ihre Aufnahme zu beklagen. In gewissen Kreisen wurde ihre Ansicht noch geteilt; an diese hatte der französische Botschafter Narbonne gedacht, als er nach Paris berichtete, »der Haß der Salons gegen uns grenzt an Raserei«. So war Madame de Staël zu Fanny geeilt, in der sie eine verwandte Seele zu finden hoffte. »J'étais ravie de me trouver ainsi au milieu

d'une société qui me plaisait, et dont la manière de penser répondit à la mienne«, schrieb sie später über diese erste Wiener Zeit.
Bald aber wurde ihr klar, daß sie, die bei ihrem früheren Besuch vom Kaiser und dem ganzen Hof freundlich empfangen worden war, diesmal als persona ingrata galt. Metternich ließ sie durch seinen Staatsrat von Hudelist überwachen, vielmehr jagte ihr dieser seine Polizeispitzel – darunter den bewährten Dummkopf Seywald – nach, und zu ihrem Ärger sah sie sich auf allen ihren Wegen belauert. »Cette manière de faire la police me paraissait réunier tout à la fois le machiavélisme français et la lourdeur allemande.« Und so verließ sie denn nach drei Wochen die ungetreue Stadt, um nach Schweden zu fahren, dessen Kronprinz Bernadotte seit seinem mutigen Bündnis mit Rußland ihr Abgott war.
Madame de Staël wußte freilich nicht, daß Napoleons früherer Marschall, der dem schwedischen Volk als Thronfolger aufgezwungen worden war, in eben jenem Augenblick eine Rückversicherung mit Frankreich anstrebte. Gescheiter als Fanny, war Germaine dem Zeitalter der Geheimdiplomatie auch nicht besser gewachsen; sie teilte mit ihr jenes impulsive Gefühl, das sich wie ein Nebel um jede Einsicht des Geistes legt. Im übrigen war der abgesetzte Schwedenkönig Gustav Adolf in diesem Sommer durch Wien gereist, um hier ebenfalls mit den Arnsteins in Verbindung zu treten. Vor Jahren hatte er Nathan, der in Wien die Geschäfte seines Landes versah, den Titel eines schwedischen Generalkonsuls verliehen. Jetzt suchte er, offenbar in finanzieller Bedrängnis, seinen alten Berater auf. In einem Testament, das Fanny im folgenden Februar abfassen sollte, findet sich die folgende Verfügung: »Eine Medaille, die ich vom König von Schweden bey seiner Durchreise durch Wien, im Jahr 1812, gekauft habe, gehört meiner lieben Nichte Mariane Eskeles, die mit ihrem Verstande das Unglück des Mannes, der sie zu veräußern genöthigt, zu schätzen wissen und dabey den Nutzen ziehen wird, die Betrachtung zu machen: wie vergänglich die Größe der Glückgüter dieser Welt ist.«

Napoleon war über die Memel, und alles ging für ihn gut. Im übrigen Europa verfolgte man seinen Vormarsch mit Spannung, doch änderte man darum seine Lebensgewohnheiten nicht. Auch der Herr Geheimrat von Goethe hatte sich in diesem Sommer wieder zur Kur nach Carlsbad begeben, obgleich nicht allzu weit entfernt davon ein Teil der Schwarzenbergschen Truppen lag.
Hier hatte zu Ende August Bernhard Eskeles bei ihm vorgesprochen. »Ihr Herr Bruder«, schrieb Goethe an Frau von Fließ, »hat mir die Gefälligkeit erzeigt, mich aufzusuchen, blieb aber nur so kurze Zeit, daß ich seinen lehrreichen und schätzbaren Umgang nur zu bald vermissen mußte.« Er fügte Grüße an Cäcilie und ein paar höfliche, aber leicht durchschaubare Worte über Caroline Pichlers Roman ›Agathokles‹ hinzu, den ihm Eleonore, auf ein günstiges Urteil hoffend, vor einer Weile zugeschickt hatte: »Wie sehr mich das angeborene Talent der Verfasserin und die Ausbildung desselben dabey bestachen, ist schon daraus ersichtlich, daß ich, über diesem liebenswürdigen Natur- und Kunstwerke, ganz vergaß, wie wenig mir sonst jenes Jahrhundert und die Gesinnungen, die darinn triumphierend auftreten, eigentlich zusagen können. Ja unsere Freundinn wird es sich hoch anrechnen, daß ich nicht im mindesten verdrüßlich geworden bin, wenn sie meinen Großoheim Hadrian und sein Seelchen, und meine übrige heydnische Sippschaft und ihre Geister nicht zum Besten behandelt.«
Doch der Brief erreichte Eleonore nicht mehr. Ehe dieses letzte Zeichen olympischer Huld in ihre Hände gelangen konnte, war sie gestorben. Mitten in den Vorbereitungen zu einer Fahrt nach Hietzing, wo sie mit der Pichler und dem jungen Körner zu Cäcilie geladen war, hatte sie ein Schlagfluß ereilt. Ihre Schwägerin aber fühlte sich zu »betrübt und zerstreut«, um dem Dichter das traurige Ereignis anzuzeigen. Die Aufgabe fiel Jakob Bartholdy zu. Am siebenten September, dem Tage, an dem die Schlacht von Borodino tobte, teilt er Goethe im Namen seiner Tante den Tod Eleonorens mit. Frau von Eskeles, so berichtete er, habe den Brief seiner Exzellenz an die Verewigte geöffnet und der Frau von

Pichler »alles Angenehme und Schmeichelhafte«, was darin über den ›Agathokles‹ gestanden hatte, sogleich zu deren höchster Freude gesagt. Im übrigen danke seine Tante von Herzen für alle freundschaftlichen Erinnerungen und »rechne auf das Vergnügen, Ihnen nächstens mit eigenhändiger Schrift und in eigenen Worten zu wiederholen, wie unvergeßlich ihr stets die in Ew. Exzellenz Gesellschaft verlebten Stunden sein werden«.

Bald darauf griff auch die Pichler zur Feder und schrieb an Goethe, Cäcilie Eskeles habe ihr den bewußten Brief »gleichsam als eine Art Erbtheil unsrer werthen Verstorbenen« geschenkt. »Was ich an ihr verloren, können Sie ... leicht ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß sie, seit den ersten Kinderjahren, in welche ich zurückdenken kann, eine warme Freundinn meiner Ältern gewesen; daß eine 18-jährige Entfernung nichts an dieser Gesinnung geändert hat, und daß sie vor Allem mir mit wahrhaft mütterlicher Neigung zugethan war.« Schließlich, betonte die Pichler, verdanke sie Eleonore auch den schriftlichen Verkehr mit ihm und sein Urteil über den ›Agathokles‹, das ihr »innig geschmeichelt« habe. Offenbar konnte oder wollte sie den versteckten Tadel eines Werks, das in seiner religiösen Gefühlsduselei Goethes geliebtes heidnisches Altertum schmähte, darin nicht sehen. Sie bedauerte noch, ihn in diesem Sommer nicht in Wien begrüßt zu haben. »Man erzählte sich bereits Ihre Ankunft, und Alles harrte mit Verlangen dem Augenblicke Ihrer persönlichen Bekanntschaft entgegen.« Vielleicht würde das nächste Jahr bringen, was ihr in diesem versagt geblieben war.

Die Damen von Wien ließen nichts unversucht, um den Dichter in ihre Stadt zu locken. Im November erneuerte Cäcilie ihre Bitte, er möge die Kaiserstadt, der er doch mehrere Male schon so nahe gewesen war, endlich durch seine Gegenwart beglücken. Aber Goethe wollte nun einmal nicht nach Wien. Er wußte von seinem Reiz, seinem Glanz, seinem Zauber. Doch er hatte zu viel von dem Mangel an ernstem literarischen Interesse gehört, der dort herrsche, um sich von einem solchen Aufenthalt geistige Anregung zu versprechen. Die österreichischen Staaten, so hatte er

sich einmal geäußert, lägen ihm in seiner Einbildungskraft sehr viel weiter als andere Länder und Städte von derselben Entfernung, seien für ihn »ein modernes Ninive, ein dichter Wald, wo man keinen Pfad durch die Wildnis finde«. Und es ist nicht gesagt, daß die liebenswürdigen Damen, ja daß vor allem die Pichler mit ihrer ihm einfältig scheinenden, salbungsvollen Religiosität seinen Wunsch, sich dorthin zu begeben, nicht noch verringert hatten. Überdies aber war, um die gleiche Zeit wie Eleonore und ebenso unvermutet, Marianne von Eybenberg in Wien gestorben. Wenn sie es bis dahin nicht vermocht hatte, ihn zu dieser Reise zu bewegen – jenen anderen gelang es nimmermehr.

Goethe schrieb noch einmal aus Weimar an Cäcilie, um ihr zum Tode ihrer Schwägerin zu kondolieren: »Ihr Brief, hochgeschätzte Frau, läßt mich eine Beschämung empfinden, die mir noch peinlicher seyn müßte, wenn ich nicht leider in solchen Fällen schon abgehärtet wäre. Es geht mir wie einem, der auf dem Banquerout stände und noch immer viel zu thun glaubte, wenn er diesen oder jenen nächsten Freund abzahlte.

Herr Bartholdy, bey dem ich mich tausendmal, eben auch wegen meines Stillschweigens, zu entschuldigen bitte, hat die Güte gehabt, mir das Abscheiden Ihrer theuren Schwester zu melden, das mir so unerwartet war, als ich auf den Verlust der Frau von Eybenberg vorbereitet seyn mußte.

Beyde glaube ich genügsam gekannt und geschätzt zu haben, und beyde haben mich als ihren Schuldner hinterlassen: denn wem hätte es wohl gelingen können, sich mit ihrer Aufmerksamkeit und thätigen Gefälligkeit in's Gleichgewicht zu setzen.

Die sämmtlichen Meinigen empfinden ebenmäßigen Schmerz bey dem Verlust Ihrer verewigten Schwester; sie haben alle mittel- oder unmittelbar an mancherley Gutem und Angenehmem Theil genommen, was sie um sich her zu wirken geneigt war, und ich werfe mir mein zauderndes Antworten umso bittrer vor, als mein Dank für Ihre köstliche Sendung von Handschriften und für die Bekanntschaft mit dem Marquis Beaufort, dem ich mich bestens zu empfehlen bitte, sie nicht mehr erreichen konnte.

Ihren Herrn Gemahl habe ich nur wenige Augenblicke gesehen; aber auch das war schon ein Gewinn für mich. Ich begnüge mich gern mit der Handschrift, dem Bildniss, dem Anschauen, der augenblicklichen Unterredung bedeutender Personen, wenn mir auch nur diese vergönnt ist. Es hatte derselbe die Gefälligkeit, mir zu sagen, daß ein Packet Bücher von dem Comte de Leu (König von Holland) an mich in Wien angelangt sey, und weiter spediert werden sollte. Ich habe aber bis jetzt nichts dergleichen empfangen. Vielleicht erhalte ich durch Ihre Güte einige Nachricht von dieser mir so interessanten Sendung.«

Ein paar letzten Worten über die Pichler setzte er eine Nachschrift hinzu, die eine verhüllte, aber endgültige Absage an Wien darstellte: »Und warum sollte ich diese leere Seite nicht noch benützen, um für die freundliche Einladung nach Wien meinen besten Dank auszusprechen. Bey einer solchen Gelegenheit, fürwahr, schmerzt mich's, wenn ich mir den Verlust vergegenwärtige, den ich mein ganzes Leben erleide, dadurch, daß ich die große Kaiserstadt niemals gesehen habe. Immerfort und besonders in der neuen Zeit, regt es mich an, daß ich doch endlich meiner Pflicht Genüge thun, meinen hohen Gönnern und werthen Freunden aufwarthen und den Besuch abstatten sollte. Aber leider sieht es nicht besser aus als bisher, da mich meine Übel Sommers in den böhmischen Bädern und Winters zu Hause halten. Leider kann ich auch da sehr selten dasjenige leisten, was die Gesellschaft von uns verlangen kann: größere und weitere Verhältnisse machen mir daher immer bange.«

Man kann sich die Betrübnis der gastfreundlichen Damen denken, daß ihnen der illustre Besucher entgangen war. Vielleicht aber hatte sein Verzicht ihnen, wenn auch keine Enttäuschung, so doch die Gefahr einer peinlichen Meinungsverschiedenheit erspart. An jenem 26. November, da Goethes Brief aus Weimar geschrieben wurde, hatte sich das Schicksal des russischen Abenteuers bereits entschieden. Indes die Grande Armée auf den vereisten Straßen und schneebedeckten Steppen jenes Landes den furchtbarsten Rückzug antrat, den je ein Heer in der Geschichte nahm, machte Napoleon sich bereit, geschlagen nach Paris zurückzukehren. Seine Gegner witterten Morgenluft. Was bei Aspern ein trügerischer Traum gewesen, lag jetzt sichtbar, wenn auch noch nicht greifbar, im Bereich der Wahrscheinlichkeit.

Von Deutschlands größtem Dichter aber konnte sich ein Kreis, der durchwegs antinapoleonisch war und den französischen Usurpator zur Hölle wünschte, wenig Mitgefühl erhoffen. Goethe, der seinem Sohn August verbot, der Freiheitsarmee beizutreten, der noch im nächsten April zu Christian Gottfried Körner sagte: »Rüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht brechen« – Goethe war nicht der Feuergeist, an dem die Patrioten sich in jenen Tagen entzünden konnten. Arndt, Rückert, Görres, Kleist, Fouqué, Schenkendorff und Uhland riefen die deutsche Nation zum Aufstand. Wien aber hatte seinen eigenen kleinen Freiheitspoeten: Körners schönen und begeisterungsfähigen Sohn, der dem besten Freunde seines Vaters, Friedrich Schiller, an jugendlichem Rebellenmut nachzueifern strebte. In den Häusern Fannys und ihrer sanften, beeinflußbaren Tochter wurde sein Hang ermutigt und genährt. Mehr als bei Toni Adamberger, der reizenden Hofschauspielerin, mit der er kürzlich Verlobung gefeiert hatte, fand er bei diesen Frauen Mitgefühl für seinen heftig erwachenden Wunsch, sich den Freiheitskämpfern anzuschließen.

Als Fanny um die Mittagsstunde des 29. November 1812 im reich geschmückten Saal der Winterreitschule, umgeben von fünftausend Zuhörern und im Beisein des gesamten Hofes, den triumphalen Klängen des Händelschen Oratoriums lauschte, empfand sie neben der ›Gewalt der Musik‹ auch die Größe des Augenblicks. Eine nicht mehr junge, kaum noch schön zu nennende Frau, deren würdevolle Erscheinung ihr Flammengemüt nur unzureichend verbarg, hätte sie sich wohl gleich Goethes Klärchen und ihrer Nichte Lea »ein Wämschen und Höschen und Hut« ersehnt, um selbst an dem kommenden Aufstand teilneh-

men zu können. Daß ein solcher unmittelbar bevorstand, war aller Welt klar, am klarsten Napoleon. Schon aus Dresden, wo er am 14. Dezember eingetroffen war, forderte er vom Kaiser Franz eine Verdoppelung des österreichischen Hilfskorps und erneute Freundschaftsbeweise. Um die gleiche Zeit schrieb ihm sein Gesandter aus Wien, »es sei beispiellos, wie hier allgemein dem Gedanken Raum gegeben werde, einen Verbündeten nach dem ersten erlittenen Unfalle zu verlassen und sich den feindlichen Fahnen anzuschließen«. Noch deutlicher zeigte sich diese Stimmung in Preußen. Der friedliebende und ängstliche König mochte seinen General von Krusemark nach Paris schicken, um durch ihn den Empereur seiner »beständigen Anhänglichkeit an die Allianz« zu versichern – das Volk aber war zum Abfall von jenem Bündnis mehr als bereit.

Der junge Körner verbrachte diese Wochen in heiter erregter, kriegerischer Stimmung. Er las bei Henriette sein Trauerspiel ›Zriny‹ vor und schrieb dem Vater, er habe dort das dankbarste und doch wahrste, gefühlvollste Publikum dafür gefunden. Auch Weihnachten feierte er in ihrem Hause: »Den heiligen Abend hab' ich sehr lustig bei der Pereira zugebracht, wo uns allen beschert wurde. Mir kam eine große Puppe zu, als Helene von Zriny ausstaffiert, mit allen Instrumenten zum Morden und Zerstören, und mit einem sehr artigen Gedicht von schönen Händen.« Als sein Brief in Dresden eintraf, war der Wendepunkt bereits erreicht. In der Mühle von Poscherun, unweit der litauischen Stadt Tauroggen, war der Befehlshaber des preußischen Hilfsheeres, Generalleutnant von Yorck, mit den drei russischen Beauftragten Diebitsch, Clausewitz und Dohna – alles seine Landsleute – in Verhandlungen eingetreten. Am 30. Dezember schloß er dort, ohne Genehmigung des Königs, einen Waffenstillstand ab. Das erste Zeichen zum Abfall und Aufruhr Preußens war gegeben.

ZEHNTES KAPITEL

Schlachtfeld und grüner Tisch

Kriege werden von Königen, Revolutionen vom Volk gemacht. Die eigenen Machthaber vom Thron zu reißen, wenn ihre Herrschaft unerträglich geworden ist, hat der Mann auf der Straße guten Grund. Doch selten leuchtet ihm ein, weshalb er zur Waffe greifen muß, um die Bürger eines anderen Landes vom Leben zum Tod zu befördern. Im Preußen des Jahres 1813 indessen war es nicht die hohe Politik, sondern der aufgestaute Volkszorn, welcher den Franzosen den Kampf erklärte. Gegen den Willen Friedrich Wilhelms, der sich dieser ihm angsteinflößenden Erhebung widersetzte, rannten seine Untertanen – »fanatische Freiwillige, Studenten und Professoren, Literaten und Poeten«, aber auch einfache Leute, Beamte, Handwerker, Turner und Eigenbrödler –, sich Uniformen anzuziehen und ein Heer zu bilden.

Dies war nun ein Krieg für gebildete Menschen! Selbst Rahel Levin, die dergleichen zur Zeit von Wagram geleugnet hatte, war zu dieser Ansicht bekehrt. Jetzt wurde der Kosmopolitin, die in Napoleons Europa eine Heimat hatte finden wollen, Preußen zur Idee. Arndts Ruf ›An alle, die sich Deutsche nennen dürfen‹, schien auch an sie gerichtet. »Fichtes Stunde« wurde ihr »mein einziger Trost, meine Hoffnung, mein Reichtum«. Heinrich von Kleists Mordgeschrei »Schlagt ihn tot! Das Weltgericht/ Fragt Euch nach den Gründen nicht!« klang ihr überzeugend ans Ohr.

Nicht anders ging es Humboldt, dessen humanistische Gelassenheit ihn bisher hatte abseits stehen lassen. Auch er, der nur an zwei wohltätige Mächte in der Welt glaubte, an Gott und an das Volk, wurde nun, da beide dieser Instanzen den Freiheitskampf zu wünschen schienen, umgestimmt. Überdies fand, sobald der Abfall Yorcks bekannt geworden war, der preußische Gesandte in Wien seine Wohnung von Landsleuten umlagert. Offiziere, die

nach Jena in den österreichischen Dienst getreten waren, Zivilisten, freiwillige Helfer strömten ihm zu. Der Ruf zu den Waffen, den schließlich der König, aus Berlin entflohen und von patriotischen Ratgebern umringt, zu Anfang Februar ergehen ließ, war noch nicht laut geworden, als bereits alles nach Deutschland zurückstrebte, was wehrfähig war.

»Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte.« So schrieb Theodor Körner am 29. Januar 1813 dem Vater. Seine zärtliche kleine Braut, Urwienerin und Tochter jenes Tenoristen Adamberger, der mit Mozart und dem Kabinettsekretär Günther befreundet gewesen war, hatte wenig übrig für solchen Höhenflug eines deutschen Gemüts. Mit der unbefangenen Lebensfreude, die Herkunft und Umgebung in ihr geweckt hatten, widerstrebte sie allem, was ihr Glück gefährden konnte. Auf Henriette Pereira, die schöne Dame im Neuburgerhof, war sie um der schwärmerischen Verehrung willen, die Körner ihr entgegenbrachte, längst ein wenig eifersüchtig. Nun bejammerte sie obendrein, daß er bei ihr Unterstützung für seine kriegerischen Absichten fand.

Wie aber hätte Henriette einen Drang nicht fördern sollen, der ihrem eigenen Empfinden entsprach? Mochte sie in Wien aufgewachsen, mochte sie die Tochter des lässigen, gar nicht kampfbegeisterten Nathan sein – ihre Mutter war es, die jederzeit den stärksten Einfluß auf sie übte. Ihre Mutter hatte sie in Berlin zur Welt gebracht, sie in allen Testamenten den »geliebten Schwestern« ans Herz gelegt, ihr die Bildung der deutschen Geisteswelt anerzogen. Häufige Reisen in ihre Geburtsstadt hatten in Henriette die Zugehörigkeit zur »Berliner famille« wachgehalten. Nun, da ihre Vettern, die »Baurathskinder«, sich zu den freiwilligen Jägern gemeldet hatten, da ein anderer, Jacob, bereits in Spanien gegen Napoleon gefallen war, fand sie es natürlich, ja sogar selbstverständlich, einen jungen Deutschen zu den Fahnen eilen zu sehen. Und hatte sie etwa doch gezögert, den schönen Jüngling, dessen Bewunderung ihr ein Trost in jenen Jahren des

schwindenden Eheglücks war, aus ihrer Nähe zu entlassen, so wurden solche Bedenken durch Fanny zerstreut. Von einer Krankheit entkräftet, die sie in diesen Winterwochen befallen hatte, raffte sich Fanny unter dem Eindruck der bewegenden Nachrichten auf. Der Enthusiasmus, mit dem sie den preußischen Aufstand begrüßte, teilte sich ihrer gesamten Umgebung mit.

Ende Februar hatte Hardenberg den russischen General Kutusow in dem schlesischen Ort Kalisch getroffen und mit ihm einen Bündnisvertrag gemacht. Am 17. März war Preußens Krieg gegen Frankreich erklärt und der Aufruf des Königs ›An mein Volk‹ ergangen. Zehn Tage vorher hatte der junge Körner seinen Vater wissen lassen, daß sein Vorhaben zur Reife gediehen sei: »Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, – laß mich ihr würdiger Jünger sein! – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen!« In den nächsten Tagen schon hoffe er abzureisen, vielleicht als Humboldts Kurier. Auf dem Sammelplatz Breslaus wolle er zu den freien Söhnen Preußens treffen. »Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen.«

Kurz darauf verließ Körner Wien. Schon an jenem 17. März schickte er Henriette Pereira Nachricht von einem kurzen Aufenthalt in Troppau: »Theuerste Freundin! Glücklicherweise sind keine Pferde zu bekommen; wir bleiben ein paar Augenblicke hier, und ich habe Zeit, Ihnen zu schreiben. Als ich in Wien war, hab' ich mich oft im stillen darauf gefreut; jetzt fühl' ich es wohl, was es für ein stümperhaftes Vergnügen ist, wenn man dagegen an die schönen Momente des freien Gespräches denkt.

Ich hatte noch eine recht angenehme Überraschung; das letzte bekannte Gesicht, das mir in Wien entgegentrat, war Ihr kleiner

Kutscher, der wahrscheinlich nach Hietzing fuhr. Ich trug ihm auf, Sie zu grüßen. – Die ersten Stunden meiner Reise waren sehr traurig und trübe. Ich hatte alle Mühe, mir die Notwendigkeit, Wien und mein ganzes Glück zu verlassen, recht deutlich vorzustellen, um nicht in eine Art von Reue zu fallen, die mir bei allen männlichen Entschlüssen das Widrigste bleibt.« Und er schloß: »Ach Gott, wer doch heute Abend wieder an dem lieben runden Tisch sitzen und den Lichtschirm drücken dürfte! Denken Sie meiner immer freundlichst, schöne, liebenswürdige Frau; ich küsse in Gedanken die theuren Hände.«
Fünf Tage später schrieb er ihr schon aus Breslau: »Guten Morgen, schönste Frau! Die Sonne hat mich heut zum letzten Mal in einem Bett überrascht. Von nun an wird's wohl überall nur wie Streu aussehn ... In wenig Tagen, vielleicht morgen schon, marschieren wir, und in zehn Tagen stehen wir vor dem Feind... Mein Herz dreht sich gewaltsam um, wo ich nur eine Büchse blinken sehe. Gott! was ist es für eine große, herrliche Zeit. Alles geht mit so freiem, stolzem Mute dem großen Kampfe für's Vaterland entgegen. Alles drängt sich, zuerst für die gute Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte ›Sieg oder Tod‹ bekommt eine heilige Bedeutung.«

Henriettens Freundschaft mit dem jungen Dichter ist vom Nebel der Vergangenheit umhüllt. Wie er die Neigung zu der um vieles reiferen Frau mit seiner Leidenschaft für Toni vereinte, von welcher der beiden er sich schwerer trennte, als er Wien verließ, bleibt ein Geheimnis. Gewiß ist nur, daß er Henriette nicht weniger Briefe aus dem Felde sandte als Toni Adamberger, und daß er darin immer wieder um verlorene Herzensfreuden an ihrer Seite klagte. Was er seiner Braut schrieb, ist nicht erhalten geblieben. Henriette dagegen bewahrte jede Zeile von seiner Hand. Aber viele Widmungen und Gedichte, ja auch manche vertraute Mitteilung an sie, wurden niemals gedruckt und ruhen in einer

Kassette, die einer ihrer Erben der Nachwelt immer noch vorenthält. Nur ein ihr zugeeignetes Sonett ist bekannt geworden, das den Titel ›Poesie und Liebe‹ führt:

Der Sänger rührt der Leyer gold'ne Saiten,
Und in der Seele ist das Lied erwacht;
Es strahlt durch das gewalt'ge Reich der Nacht
Ein göttlich Licht, zum Ohre aller Zeiten.

Ein Wesen nur vermag den Klang zu deuten,
Es naht sich still in süßer Himmelspracht;
Und wie vom Götterhauche angefacht,
Erglüht das Lied, die Wolken zu durchschreiten.

Da wogt ein üpp'ges Meer von Harmonien,
Es schwebt das trunkne Lied im Strahlenflore,
Durch Lichtgefilde einer ew'gen Klarheit.

Wie Lieb' und Dichtkunst ineinander glühen,
Da öffnen sich des Himmels Rosenthore,
Und aufwärts fliegt das Herz zur heil'gen Wahrheit.

Henriette war kaum jünger als ihre Mutter zu der Zeit, als Carl Liechtenstein sie liebte. Lag jedoch in jener amitié amoureuse der Nachdruck auf dem Beiwort, so erschöpfte sich diese vermutlich im sentimentalen Gefühl. Die Leichtigkeit, mit der man im ausgehenden Rokoko geliebt und getändelt hatte, der absichtsvolle Trotz, mit dem man in der frühen Romantik die Ehe brach, waren beide vorbei. Eine neue Moral, eine Rückkehr zur mittelalterlichen Frauenverehrung war in Mode gekommen. Jetzt schwärmte man, doch man schrak vor der Erfüllung des sehnlich geäußerten Wunsches zurück. Man mochte eine zierliche, aber urwüchsige Toni Adamberger heiß umschlingen – einer Frau von Pereira nahte man sich zaghaft, als gäbe man der eigenen Einbildung den Vorzug über die Wirklichkeit.
Nahte man sich ihr überhaupt? Nichts in den Briefen, welche die Öffentlichkeit kennt, läßt darauf schließen. Körner denkt oft »an das liebe geliebte Wien, an so manchen Silberblick, der mir

da vorüberleuchtet, und der nun in der Nebelgestalt der Erinnerung an mir vorüberzieht«. Er spricht von einem »lebendigen klaren Wiederempfinden, Wiedergrüßen: die schönen Stunden kehren mir zurück, und alle Stille und Freude meines Herzens«. Er beschwört Henriette: »Denken Sie meiner immer freundlich, ohne Groll, und vergessen Sie über der ganzen Wildheit und Unbändigkeit eines glühenden Herzens so mancher stillen guten Blume nicht, die ich doch gewiß im Heiligtum meiner Brust verwahre.« Da ein Freund ihm verspricht, ihm seine Wunden zu verbinden, sagt er: »Dabei dachte ich denn wieder an Sie. Ach, wann muß ich nicht an Sie denken? Sie versprachen einmal, mich mild und sanft zu pflegen; – vielleicht brauch' ich es bald.« Und schließlich klagt er: »Jeden Abend zieht es mich gewaltig hinüber nach Süden. Nun, wenn ich nicht mehr auf der Grünangergasse sein darf, vielleicht bin ich bald auf dem grünen Anger und recht ruhig.«

Aller Überschwang, alle Lebensliebe und Todesseligkeit, welche die jungen Freiheitskämpfer erfüllte, fand ihren Niederschlag in Körners Briefen an die junge Frau. Sie waren und blieben das ergreifendste Zeugnis jener Zeit, eine erste und edle, rührende und reine Manifestation des Deutschtums, als es noch unschuldsvoll in seinen Kinderschuhen stak. Für das Volk, dem Fannys Tochter entstammt, liegt eine schmerzliche Ironie darin, daß diese Briefe im Zweiten Weltkrieg als völkisches Flugblatt unter Schüler und Soldaten verbreitet wurden. Es ist ein zweiter Anlaß zu melancholischem Lächeln, daß Körners Waffenlieder ›Leier und Schwert‹, die seitdem zum eisernen Bestand deutschnationaler Liederbücher gehören, Henriette Pereira zu verdanken sind. Als ihr junger Freund ins Feld zog, gab sie ihm ein kleines, grünseidenes Merkbuch mit, dessen Einband eine von ihrer Hand gestickte Leier zierte. Hier bat sie ihn, Aufzeichnungen und Reime einzutragen. Und so entstanden Verse, die sich, nachdem sie aus Henriettens Buch entwichen waren, gleich einem Dolch in die Brust ihrer zukünftigen Stammesbrüder bohren sollten:

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! – Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! – Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Ihr Bild war es, das er vor sich sah, wenn er in jenen Wochen seine Träume von Kampf, Blut und Sieg poetisch verklärte. »Das mir so teure Buch«, schrieb er Henriette am 30. März aus Jauer, »ist schon ziemlich oft gebraucht worden, denn in den einsamen Stunden stiller Erinnerung, die ich mir so häufig als möglich verschaffe, trägt mich das Herz immer zu Sang und Lied.« Es war ein Dankgebet, das er an diesem Tage gedichtet hatte – ein Loblied an den Herrn:

Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht:
Dem Herrn allein die Ehre!
Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!

Indes die Preußen – diese »Gascogner Deutschlands«, wie Napoleon sie nannte – sich todesmutig in den Krieg stürzten und durch Tapferkeit ersetzten, was ihrer Armee an geschickter Führung gebrach, begnügte man sich in Österreich damit, weiter zu lavieren. Hier dachte man angestrengt nach, um nicht handeln zu müssen, und je mehr man nachdachte, desto heikler nahm die Lage sich aus. Man wollte Napoleon stürzen, doch man war nicht bereit, an seiner Stelle Alexander zum mächtigsten Fürsten Europas zu machen. Man wollte Preußen helfen, doch nicht um

den Preis, daß unter seinem Vorsitz, wie Stein es anstrebte, ein neuer deutscher Staatenbund entstand. Griff man in diesem Augenblick gegen Napoleon ein, so zerschlug man am Ende jenes Frankreich, das um des europäischen Gleichgewichtes willen nicht ganz verschwinden durfte. Wartete man zu lange, so machte Alexander womöglich eine seiner üblichen volte-faces und schloß einen Frieden mit Napoleon, der für Sankt Petersburg so günstig war, wie er sich für Wien verheerend auswirkte.

In dieser Zwickmühle schuf Metternich einen neuen politischen Begriff. Hatte er im Vorjahr die »bewaffnete Neutralität« erfunden, mit deren Hilfe man bald der einen, bald der anderen Seite weismachen konnte, die militärische Stärke Österreichs sei ihr Gewinn, so prägte er jetzt das Wort von der »bewaffneten Mediation«. Als Vermittler in diesen neuen Krieg sich einzuschalten, schien das lohnendste Amt – umso lohnender, als man nach mißglückter Friedensstiftung und bei geklärterer Lage noch immer Partei ergreifen konnte. Der erste Schritt war ein Waffenstillstand Schwarzenbergs mit den Russen gewesen, worauf das österreichische Hilfskorps, statt mit verdoppelten Truppen zur neugebildeten Grande Armée zu stoßen, sich ruhig an der galizischen Grenze niederließ. Napoleon hatte den Affront geschluckt. Jetzt wurde Schwarzenberg nach Paris entsandt, um von ihm die Zustimmung zu Österreichs Zwischenhändlerrolle zu erlangen.

»Z'erscht will i von Napoleon d'Allianz z'ruckhaben«, hatte Franz der Erste dem Feldmarschall vor der Abreise gesagt. »Derweil kann i mi in alle Sättel richten; z'erscht bringen S' mir d'Allianz z'ruck.« Doch was immer Schwarzenberg in Paris vorbrachte – Napoleon lehnte es ab, stellte Gegenforderungen, wollte den Kaiser durch eine Rückgabe Schlesiens ködern. Inzwischen hatte Rußland sich öffentlich mit Metternichs Vorschlag einverstanden erklärt. Man teilte also Napoleon kurzerhand mit, Österreich werde fortan als bewaffneter Vermittler auftreten, und setzte höflich hinzu, daß damit nicht die mindeste Spitze gegen ihn gerichtet sei. Wieviel das Versprechen wert war, wußte er selbst am besten abzuwägen.

All dies begab sich, kaum sichtbar, auf dem Schachbrett der Diplomatie. Die Öffentlichkeit merkte wenig davon. So herrschten denn in Wien ein Gleichmut und eine äußere Ruhe, die zu den aufgeregten Ereignissen jenseits der Grenzen in fast frivolem Gegensatz standen. Den Anhängern der österreichischen Kriegspartei, zu denen sich auch die Kaiserin zählte, und mehr noch gewissen hitzköpfigen Napoleonhassern in der Bevölkerung, wollte die Geduldprobe schier die Nerven zerreißen. Im Palais auf dem Hohen Markt war die Spannung bis zur Unerträglichkeit angewachsen. Viele Vertraute des Hauses, fast alle preußischen Emigranten, hatten die Stadt verlassen. Auch Bartholdy war davon, um Hardenberg seine Dienste anzubieten. Aus Berlin hörte man, wie alles sich dort rüstete, wie Lazarette eingerichtet, Geld, Wäsche, Betten gestiftet wurden. Rahel, die neue Patriotin, war in ihrem Element, lief umher, sammelte, schrieb an Varnhagen, wie opferwillig alles war: »Die Juden geben, was sie nur besitzen: an die wandt' ich mein Geschrei zuerst. Die Herz ist unendlich thätig: ich sporne sie noch mehr. Nein, wie freut mich die Stadt!« Und hier saß Fanny, in einer Stadt, die sie zur Zeit gar nicht freute, von Hilfsbereitschaft fiebernd, zum Nichtstun verdammt!

Es kam noch schlimmer. Am 15. April war Napoleon von St. Cloud aufgebrochen und hatte drei Wochen später den Russen und Preußen eine schwere Niederlage zugefügt. Seit Kutusows Tod führte der Russe Wittgenstein die verbündeten Truppen; doch es herrschte Verwirrung im Generalstab, der Zar griff unaufhörlich ein, und im entscheidenden Augenblick befahlen alle oder niemand. So wurden bei Lützen ganze Kompanien sinnlos hingeopfert, darunter das Füsilierbataillon des zweiten Garderegiments, dem die Brüder Itzig angehörten. Moritz, am 2. Mai verwundet, starb elf Tage darauf. Seinem gleichfalls blessierten Bruder drückte ihr gemeinsamer Vorgesetzter, Kapitän von Rexin, sein Beileid aus. Er schrieb, daß er den Verstorbenen »als Soldat hochgeachtet, als Philosoph bewundert, als Mensch innigst geliebt habe. Nie hat er mir einen trüben Augenblick verursacht, der Himmel tröste seine Hinterbliebenen.«

Sie trösteten sich ebenso wenig wie jeder, dem der Krieg die engsten Verwandten raubt! In Berlin aber machte das Ereignis auch auf viele Unbeteiligte Eindruck und ließ sie in dem Heldentod des jungen Bauratssohns für Preußen eine Rechtfertigung des Hardenbergschen Edikts erblicken. Drei Jahre früher hatte Moritz Itzig einen scharfen, aber für ihn ehrenvollen Konflikt mit Achim von Arnim gehabt, der sich im Hause seiner Tante Levy in antisemitischen Äußerungen ergangen hatte. Jetzt zog sich Arnim, nachdem er zu Beginn des Freiheitskrieges dem Berliner Landsturm beigetreten war, bei der ersten Gelegenheit auf sein Gut Wiepersdorf zurück. Der Staatsrat Stägemann gab der öffentlichen Meinung Ausdruck, als er daraufhin jener noch unvergessenen Affäre das Fazit sprach: »Itzig und Arnim sind beide geblieben – jener bei Lützen, dieser hinter dem Ofen.«

Nach ihrer ersten verlorenen Schlacht schickten die Preußen den schwerverwundeten General Scharnhorst nach Wien, um Österreich zum sofortigen Anschluß zu bewegen. Aber Metternich empfing ihn nicht, blieb hart, lehnte jede Beteiligung ab, und der Kaiser Franz, indem er Napoleon erneut einen Friedensvorschlag machte, gratulierte diesem zugleich zu seinem Sieg bei Lützen. Ein zweiter Erfolg, den die französische Armee im Mai, diesmal bei Bautzen und gegen die Russen errang, drückte die Hoffnungen der Verbündeten noch tiefer. War es ein Wunder, daß Fanny in diesem Augenblick, erschüttert vom Schicksal ihres Neffen, verzweifelt über Österreichs fortgesetzte Neutralität, ihre Nerven ganz verlor und Kaiser wie Regierung hemmungslos schmähte?

»Madame Fanny Arnstein«, lautete ein Geheimbericht vom 30. Mai, »et sa société se permettent du propre scandaleux contre l'Autriche et surtout contre l'auguste Monarque, parce qu'on n'opère pas d'abord en faveur des Russes et Prussiens. Selon eux, ce pays sera bientôt la victime de la vengeance la plus éclatante.«

Es war verdienstvoll, sich im Verein mit den höchsten Spitzen der Gesellschaft der Armen und Notleidenden im Lande anzunehmen; doch wurde einem darum kein Paß zur Redefreiheit ausgestellt. Gleichwohl gingen die Behörden in möglichst schonender Weise vor, um Fannys Ausfälle auf ein ziemlicheres Maß zu beschränken. Am nächsten Tage schon wies ein Schreiben von höherer Seite den vielgeplagten Polizeidirektor Siber an, Nathan zur Einflußnahme auf seine Gattin zu bewegen:

»Die Frau Baronin Fanny Arnstein, von welcher man gewohnt ist, heftige oder beißende Äußerungen gegen das französische Gouvernement zu vernehmen, soll nun mit Rückblick auf die dermalige Lage Preußens und Rußlands selbst Ausbrüche gegen die Politik der österreichischen Staatsverwaltung und sogar gegen Sr. M. sich überlassen.

Mir ist es unangenehm zu hören, daß eine so respektable und anständige Frau in der Wärme des Gesprächs die Gränzen der politischen Bescheidenheit nicht immer genau erachtet.

Ich ersuche daher Euch, ihrem Gemahl meinen Wunsch vertraulich erkennen zu geben, daß er seiner Frau an das, was sie dem Staate, sich selbst, und ihren Zirkeln schuldig sey, erinnern wolle. Ich habe die Ehre.« Unterschrift unleserlich.

Es waren die letzten Wochen zermürbender Ungewißheit. Denn in aller Ruhe, mit jener kaltblütigen Désinvolture, die ihm den in Siedehitze gärenden Temperamenten der Russen, Preußen und Franzosen gegenüber solche Überlegenheit verlieh, bereitete sich Metternich auf den Eingriff – wenn nötig, auch den kriegerischen – vor. Er entschloß sich dazu nicht aus Mitgefühl mit den Deutschen. »In Bezug auf Österreich . . .«, erklärte er später, »hatte der Ausdruck *deutscher Sinn*, insbesondere in der Bedeutung, wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestierte, lediglich den Wert einer Mythe.« Es waren ihm vielmehr »die für Napoleon siegreichen Schlachten von Lützen und Bautzen das Zeichen, daß die Stunde geschlagen habe«. Alexander schien so entmutigt von seinem

Mißerfolg, daß er Miene machte, sich auf Österreichs Kosten mit Napoleon auszusöhnen. Es bedeutete für Metternich das letzte Warnungssignal.

Zuerst überredete er die Verbündeten, mit seiner Hilfe um eine Waffenruhe anzusuchen. Am 29. Mai – vermutlich an dem Tage, da Fannys Grimm über seine Politik zum äußersten gediehen war – trafen bereits die Generale Schuwalow und Kleist als Unterhändler im französischen Lager ein. Zugleich schickte Metternich den Grafen Bubna mit seinen Vermittlungsvorschlägen ins Hauptquartier zu Dresden. Napoleon fürchtete nun, die Österreicher könnten sich gegen ihn wenden, wenn er sich weiterhin ablehnend verhielt. Er gewährte also den Stillstand der Feindseligkeiten, was beiden Seiten Zeit zu erneuter Verhandlung und vermehrten Rüstungen gab. Jetzt hatte Metternich die Atempause, welche er brauchte, um die österreichische Armee kriegsbereit zu machen. Der Waffenstillstand wurde am 4. Juni erklärt und sollte am 20. Juni enden. Die Schlachtfelder leerten sich. Man setzte sich wieder an den grünen Tisch.

Die dramatischste Begegnung jener Jahre fand zwischen Metternich und Napoleon statt. Ein Gespräch des Ministers mit dem Zaren von Rußland war vorausgegangen. Er hatte noch ein letztes Mal vermocht, Alexanders Mißtrauen gegen sein Doppelspiel zu zerstreuen – unter anderem, indem er ihn einen Vertrauensmann ins österreichische Feldlager zu entsenden bat. Alexander bestimmte dazu den Grafen Carl Nesselrode. Jetzt aber drängte alles zur Entscheidung. In diesen Tagen waren sich sämtliche Fürsten und ihre Ratgeber, von denen das Schicksal Europas abhing, räumlich nahegerückt. Auf einem kleinen Landdreieck an der böhmisch-schlesischen Grenze, eine Tagereise von Dresden und Napoleon entfernt, hatten Franz der Erste und Alexander sich niedergelassen. Zwischen den Österreichern in Jitschin und den Russen in Opotschno lag das Landschloß Ratiborschitz, das der Herzogin von Sagan gehörte. Hier saß Metternich wie die Spinne im Netz. Er hatte in dieses Haus seiner Geliebten alle jene Staatsmänner eingeladen, deren Nähe ihm jetzt dienlich war:

Humboldt und Hardenberg; dessen Bruder, den hannoverschen Gesandten; Gentz; Stadion und Nesselrode. Zwischen ihnen wurde, nicht ohne Heftigkeit, noch einmal die Lage durchgesprochen. Aus ihrer Mitte brach er in der zweiten Junihälfte auf, um in Dresden einen letzten Versuch zur Friedensstiftung zu machen.

Diesmal hatte Napoleon nicht den Mut, in der Stadt zu wohnen. Sein Quartier war im Marcolinischen Garten an den Elbewiesen aufgeschlagen. In zwei Räumen des kleinen Rokoko-Palais, dem chinesischen Saal und dem pompejanischen Zimmer, empfing er Metternich. Die Unterredung, die er hier ohne Zeugen mit dem österreichischen Staatsminister führte, ist wohlbekannt – jedoch allein aus Metternichs Bericht, der sie in knapper, zugespitzter Form auf die Nachwelt brachte. Acht Stunden lang warnte, beschuldigte, beschwor demnach der Feldherr, Usurpator, Visionär und Feind aller Ideologien den geschmeidigen Diplomaten, dessen kalter Sicherheit er gleichwohl nicht gewachsen war.

Zur Ehre Metternichs muß man sagen, daß er in seiner Schilderung auch dem Gegner einige glänzende Pointen zugestanden hat. Am Ende des theatralischen Dialogs überläßt er Napoleon sogar eine wirksame Abgangsrede: »Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts; ich habe mich getäuscht, und ich empfinde heute die ganze Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben.« Ein Trumpf, den nur Metternichs letzte Worte übertrafen: »Sie sind verloren, Sire. Ich hatte ein Vorgefühl davon beim Kommen; jetzt beim Gehen habe ich die Gewißheit.« Und schließlich, zu dem Marschall Berthier, Fürsten von Neufchâtel, der ihn hinausgeleitet hatte: »Er hat mir vollen Aufschluß gewährt, mit dem Mann ist's aus.«

Das Resultat dieser rhetorischen Kraftanstrengung war, drei Tage später, Napoleons Einverständnis mit einem Friedenskongreß zu Prag. Dorthin begab sich nun alles, was an Staatsmän-

nern und deren Mitläufern in Nordböhmen versammelt gewesen war. Inzwischen hatte sich die Nachricht von Wellingtons Sieg bei Vitoria verbreitet, der dem französischen Feldzug in Spanien ein Ende machte. Niemand glaubte mehr an einen Frieden. »Ihre Friedensschlüsse waren immer nur Waffenstillstände«, hatte Metternich in Dresden zu Napoleon gesagt. Jetzt war auch er nicht mehr bereit, die Komödie weiter zu spielen. Und so schloß er für den Fall, daß in Prag keine Einigung zustandekäme, schon jetzt, wenn auch im geheimen, mit Rußland und Preußen das so lange ersehnte Bündnis ab.

Die Einigung kam nicht zustande. Der Waffenstillstand war abgelaufen. Metternich verlängerte ihn um eben jene Spanne von zwanzig Tagen, die Fürst Schwarzenberg gefordert hatte, um die österreichische Armee durch fünfundsiebzigtausend Mann zu verstärken. Als es so weit war, wies er einen letzten Versuch Napoleons, weiter zu verhandeln, hochmütig und entschieden von sich. Gentz fiel wieder einmal die Aufgabe zu, ein Kriegsmanifest zu entwerfen; er vollzog sie mit Begeisterung und Brillanz. Um die Mitternachtsstunde vom 10. auf den 11. August wurde der Aufruf in die Welt entlassen. Dann brannten alle Feuersignale zwischen Prag und der schlesischen Grenze ab, als Zeichen, daß die Verbündeten den Kampf aufnahmen.

Hier ist nicht der Ort, die Schlachten und strategischen Manöver zu schildern, mit deren Hilfe diese letzte Koalition Napoleon aus Deutschland vertrieb, durch Frankreich heimjagte und in Paris zur Abdankung zwang. Nur soweit durch sie der kleine Kreis, von dem wir handeln, unmittelbar betroffen war, erschienen uns bisher die Wirren jener Jahre berichtenswert. Von dem Augenblick aber, in dem ihre beiden Vaterländer sich zur letzten Allianz verbanden, hörte für Fanny und die ihren das tägliche Hangen und Bangen auf. Jetzt war es nur eine Frage der Zeit, wann das gemeinsame Ziel erreicht und der Druck von Europa genommen wurde. Die entsetzliche Spaltung, welche während zwanzig

Jahren die Brust der Preußin in Österreich zerrissen hatte, die Qual geteilter Treue und stetig wechselnder Scham war vorbei.

Man muß sich fragen, ob eine solche Gleichsetzung des eigenen Schicksals mit dem der Nation nicht übertrieben, ja sogar lächerlich war, ob sie einer Jüdin nicht schlechter anstand als den jungen Hitzköpfen, die sich, von Fichtes Reden und Rückerts Gedichten berauscht, zum Opfertod für die Idee ihres Volkes drängten. Doch jenes ausgeprägte patriotische Gefühl, das Fanny und viele andere ihrer Glaubensgenossen entwickelt hatten, war der stolze Ausdruck ihrer neuen Staatsangehörigkeit, war das Zeichen ihres Eintritts in eine größere Gemeinschaft. Sie hatten abgetan, was sie mit der dumpfen, vorurteilsvollen, von innen und außen abgeriegelten Lebensform ihrer Vorväter verknüpfte. Sie gaben, wie man es von ihnen verlangte, ihren Nationalcharakter auf und taten dabei, wie es ihrem dem deutschen Gemüt nicht unähnlichen Überschwang entsprach, zuviel des Guten.

»Die Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1814«, schrieb Varnhagen rückblickend über Fanny, »erfüllten ihr Herz mit Entzücken; an beiderlei Vaterland, dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Österreich, konnte sie dasselbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beträge und andere Hülfsmittel für die Verwundeten und sonstige Kriegsbedürfnisse.« Mehr vermochte sie nicht zu tun, sie konnte auch nicht mehr Sorge um die nächsten Freunde und Verwandten tragen. Denn ihr kampfbewährter Neffe Bartholdy stand diesmal nicht im Feld, sondern wirkte in Hardenbergs Kriegskanzlei, und der junge Schützling ihrer Tochter war in den ersten Wochen nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten gefallen.

Schon vorher, im Juni, mitten in der Waffenruhe, hatte Theodor Körner beinahe der Tod ereilt. Mit Jahn, Friesen und anderen Tugendbündlern und Freikorpsstreitern war er von Napoleon geächtet worden. Er selbst freilich wußte nichts davon. Einer von vierhundert Lützowschen Reitern, war er von Stendal an der

Niederelbe mitten durch die Feinde bis an die Grenze von Bayreuth gesprengt. Sein Gedicht von ›Lützows wilder verwegener Jagd‹ hatte diesen Ritt verewigt. Nun wollte sich sein Kommandant mit der Infanterie des Korps vereinen. Die Lützowschen Schwadronen rückten gegen Leipzig vor. Bei Kitzen sahen sie sich plötzlich von Franzosen umringt; Körner, der ausgeschickt worden war, um Aufklärung zu fordern, erhielt drei schwere Hiebe über den Kopf und stürzte zu Boden. In diesem Augenblick begann der Angriff, und die Schwadronen wurden verwundet, gefangen und zersprengt.

Bauern hatten den todeswunden Körner gefunden und in geheime Obhut gebracht. Aus Karlsbad schrieb er bald darauf an Henriette, sie noch einmal an ihr Wort erinnernd: »Sie versprachen mir einmal, mich zu pflegen, wenn ich verwundet wäre. – Schade, daß ich nicht in Wien bin; Sie hätten die beste Gelegenheit dazu, und ich wäre gewiß früher am Ziele der Heilung.« Statt dessen wartete seiner die gute und kluge Elisabeth von der Recke »mit echt mütterlicher Sorgfalt und zarten Worten«. So kam er wieder auf. Ende Juli war er, fast schon hergestellt, in Reichenbach, wo die Preußen ihr Hauptquartier hatten und der geheime Bund mit Österreich geschlossen worden war. Hier traf er Stein, Arndt, Schenkendorff, Gneisenau und Blücher, auch den General von Pfuel, der durch ihn Henriette und Marianne Saaling »tausendmal aufs Herzlichste« grüßen ließ. »Was das grüne Buch betrifft, so liegt es wunderbar erhalten vor mir auf dem Tische; es hat mich seit dem 14. März keinen Augenblick verlassen: jetzt sind nur wenige Seiten noch leer...«

Nur wenige Seiten – nur wenige Wochen seines Lebens! Den jungen Mann, der so zögernd, so »traurig und trübe« aus Wien losgezogen war, den Entschluß fast bereuend, welcher ihn von seinen liebsten Menschen riß, trieb und drängte es jetzt unwiderstehlich weiter, zum Ende, zum Sieg, zum Tode! Seit er den ersten Vers in sein Buch eingetragen hatte, befand er sich in jenem Zustand des Heldentums, der einer ständigen Trunkenheit, einer unablässigen Ekstase gleicht. In solchem Hochgefühl schrieb er

seine Gedichte. Und hatte er sie einmal zu Papier gebracht, dann bewegten sie ihn nicht minder als seine Kameraden, spornten ihn weiter an und verklärten ihm die Unbilden und Häßlichkeiten des Alltags, das Halsweh im Biwak, den Regen in Jitschin, die schmerzenden Säbelwunden, den geschorenen Kopf, die rauhen Pferdedecken, am meisten aber den eigenen Untergang. Sein Dasein war ihm zur Dichtung geworden. Es gab keinen Weg zurück in die Wirklichkeit.

Soll ich in der Prosa sterben? –
Poesie, du, Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!

In seinem schlechtesten Reim hatte er die Wahrheit verraten. Die Erfüllung war der Tod. Und sie ließ nicht lange auf sich warten. »Das Volk steht auf, der Sturm bricht los«, so begrüßte er den Ausbruch des neuen Krieges. »Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot / Willkommen dann, selger Soldatentod!« Henriette ließ er wissen: »Soeben marschieren wir; in zwei Tagen erwarten wir die Todeshochzeit.« Eine Woche später, im ersten Frühlicht, vertraute er dem grünen Buch sein letztes Gedicht, das Schwertlied an, in dem die Waffe des Reiters an die Stelle seiner Herzliebsten tritt:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
hab meine Freude dran.
Hurrah!

. . . . .

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

. . . . .
Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut.–
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Welcher Gott hätte ihm diese heiß ersehnte Vermählung vorenthalten? Auch der Gott der Liebe tat es nicht. Um sieben Uhr an diesem Morgen des 26. August fiel Körner, noch nicht zweiundzwanzig, von einer französischen Kugel getroffen, im Gehölz zwischen Gadebusch und Schwerin. Drei Kameraden, darunter ein Graf Hardenberg, waren mit ihm ums Leben gekommen.
Die Seinen, trotz ihres patriotischen Höhenfluges frei von der Verzückung des Heldentums, stürzte sein nur allzu wirklicher Tod in tiefe Trauer. Körners Schwester Emma brach es das Herz; sie starb im übernächsten Jahre. Ehe ihr Bruder in das Grab gesenkt wurde, das auch sie aufnehmen sollte, schrieb sie an Henriette: »Beten Sie für uns, daß ich an des Geliebten Grabe noch Kraft behalte, die theuren Eltern zu unterstützen. Ich weiß, mein Schmerz kann dort nicht inniger und tiefer werden, als wie ich ihn stündlich empfinde, aber oft mildert ihn der schöne Traum, ich könnte ihn auch hier noch wiedersehen; es ist unmöglich, daß ich ihn ganz verloren habe. Dort, wo seine sterbliche Hülle ruht, wird jeder Traum zerstört und das Unabänderliche unseres Schicksals kalt und streng vor meinen Sinn treten.« Auch ihr Vater meinte, bei Henriette das verwandteste Mitgefühl zu finden: »Wie nahe sie seinem Herzen gestanden, denn Sie haben seinen Werth erkannt, sagte er mir und Sie fühlen mit mir seinen Verlust. Das Überirdische seines Wesens kann uns der Tod nicht rauben und es bleibt uns für eine bessere Welt aufbewahrt.« Körners Mutter endlich schickte ihr das kleine grüne Buch zurück, nachdem seine Verse ihren Weg in die Welt genommen hatten.
Für Fannys Tochter war es, als habe die Geschichte ihrer Mutter sich wiederholt. Wochenlang mied sie jede Gesellschaft und »der

herbe Schmerz, den sie empfand«, sagt ein Chronist, »läßt darauf schließen, daß sie in ihm mehr als einen Freund verloren hatte«. Mit Antonie Adamberger, die legitimere Gründe hatte, Körner zu beweinen, vereinte sie nun der gemeinsame Gram. Sie sahen einander oft und teilten ihren Kummer. Zur Zeit des Wiener Kongresses traf Stägemann sie immer wieder in dem gleichen kleinen Kreis. Toni hatte wieder zu spielen begonnen. 1817 heiratete sie den Historiker von Arneth und merzte die quälende Erinnerung an ihren ersten Verlobten aus, indem sie alle Briefe und anderen Zeugnisse von seiner Hand verbrannte.
Auch Henriette, die weiterhin jedes Wort Körners hütete und heilig hielt, kehrte nach einer Weile in das tägliche Leben zurück. Ja, sie flüchtete sogar in die Arme ihres kaum noch geliebten Mannes. Im August 1814 brachte sie ihr letztes Kind zur Welt, ein Mädchen, das sie Flora nannte und an dem sie fortan abgöttisch hing – ihr Trost in diesen und künftigen Trauertagen.

Die Kämpfe, deren Ausgang an dem Ende des Krieges nichts mehr ändern, die es nur verzögern konnten, nahmen ihren Lauf. An dem Tag, da Körner fiel, hatte die verbündete Armee bei Dresden eine Niederlage erlitten. Im Oktober beendete die Völkerschlacht zu Leipzig Napoleons Herrschaft in Deutschland. Am vorletzten Tag jenes Monats siegte er noch einmal, bei Hanau. Doch was half es! Bayern hatte bereits einen »ebenso unbegreiflichen wie unerwarteten Verrat« an ihm geübt, der Rheinbund löste sich auf, Illyrien und ganz Tirol bis zum Etsch und Po waren dem General Hiller anheimgefallen, und Bülow rückte in Holland ein. Napoleon blieb nichts als der Rückzug über den Rhein und ein Versuch, sein Heer an der Grenze zu konzentrieren. Anfang November begaben sich Kaiser Franz und Bevollmächtigte der Allianz nach Frankfurt, um dafür zu sorgen, daß Schwarzenbergs Armee den Krieg nunmehr ins Herz von Frankreich trug.
Die preußischen Juden bangten, hofften, halfen und siegten mit.

Rahel war in Prag und unterhielt dort ein wahres »preußisches Bureau«. »Hemden, Socken, Essen, Geld wird hier ausgetheilt und verschickt.« Bartholdy, seine Schwester Lea, deren Mann Abraham Mendelssohn, Rahels Bruder sandten oder brachten ihr Geldspenden und andere Liebesgaben zur Verteilung. In ihren Briefen an Varnhagen, der im Tettenbornschen Regiment gegen Bremen zog, teilte sie ihm etwas von der fiebrig erregten, beglückenden Atmosphäre mit, in der sie, ein kleines, aber wichtiges Rädchen im Getriebe des Freiheitskrieges, sich bewegte: »Ich bin mit unserm Kommissariat und unsern Stabschirurgen in Verbindung; habe eine Unzahl Charpie, Binden, Lappen, Socken, Hemden; lasse kochen in mehreren Vierteln der Stadt; sehe zu dreißig, vierzig Jäger und Soldaten des Tages selbst; bespreche, belaufe alles.« Zwischendurch an Frau von Humboldt: »Habe die Güte Fräulein Saaling (die Geld und selbstgestrickte Socken geschickt hatte) beifolgende Quittung zukommen zu lassen.« Und wieder an Varnhagen: »Vormittag besuchte mich der russische Kommandant Baron Rehbinder; nachmittag Graf Reichenbach, der preußische Kommandant. Frau von Pereira schrieb mir dringend, Mariane Saaling; mit dem preußischen Kommandanten hatte ich zu verhandeln; denn nun, August, geht's in's Spaßhafte über: *alles* wendet sich an mich.«

Fanny war in Wien weiter vom Schuß, doch endlich, endlich nicht weniger tätig! Das Bankhaus ihres Mannes hatte hundertfünfundfünfzigtausend Gulden für patriotische Zwecke gezeichnet. Sie selbst überbot sich, jene »Hülfsmittel« zu spenden, von denen Varnhagen spricht und deren Zeugnisse sich da und dort erhalten haben. So schickte sie am 14. Oktober dem Feldmarschall Bellegarde hundert Dukaten, die ihr »ein ungenannter Wohltäter der Dürftigen« zu »löblichen Zwecken« übergeben habe, um sie zu gleichen Teilen »unter hundert Krieger unseres Heeres, vom Feldwebel abwärts, die in dem Gefechte vom 30. August verwundet worden sind, verteilen zu lassen«. Sie fügte dieser Summe noch fünfhundert Gulden bei, »welche die Herrn I. und A. M. (Mendelssohn) aus Berlin, beseelt von dem

Geiste der Einigkeit, der alle Bürger der verbündeten Staaten erfüllen muß, auf gleiche Weise für hundert andere österreichische verwundete Soldaten bestimmt haben«.

Eine Meldung der Wiener Zeitung berichtete im nächsten Frühjahr, Fanny habe das Anerbieten gemacht, »dem Kanonier Franz Gattinger, der sich am 15. November 1813 bey Vertheidigung der Brücke von Villa Nuova vorzüglich ausgezeichnet hat, aber durch den Verlust beyder Füße invalid geworden ist, vom Tage seines Eintreffens in Wien eine Zulage von monatlichen 15 Gulden W. W. zu einer Verbesserung seines Schicksals, zu erfolgen«. Falls der Mann doch noch an seinen Wunden stürbe, wollte sie diesen Betrag monatlich »für die Aushülfs-Kasse des Wiener Invalidenhauses widmen«. Es war wohl nicht der einzige Fall, in dem sie einem Kriegshelden Unterstützung bot. Und als Paris erobert, Napoleon abgesetzt, König Ludwig eingezogen und die gesamte Allianz in der französischen Hauptstadt versammelt war, um den ersten Frieden seit zweiundzwanzig Jahren zu schließen, der kein bloßer Waffenstillstand sein sollte, entschloß sie sich zu einer neuen, für sie bezeichnenden Wohltat:

»Die Freyinn v. Arnstein«, hieß es in der Wiener Zeitung vom 25. Mai, »welche keine Gelegenheit versäumt, jeder Klasse der Leidenden Gutes zu thun, hat in Erfahrung gebracht, daß das hiesige Privat-Institut für kranke, gediente, mittellose Geistliche noch eine drückende Schuld von 3000 Gulden W. W. hatte; diese Summe hat die Frau Freyin v. Arnstein anfänglich für die Beleuchtung zur Feyer der Einnahme von *Paris* bestimmet, nachher aber bey ihren anerkannt patriotischen Gesinnungen mit dieser Summe die erwähnte Schuld des Priester-Kranken-Instituts getilgt, um dasselbe durch die Entledigung von dieser Last in den Stand zu setzen, den Instituts-Geistlichen eine bessere Pflege zu verschaffen.

Dieses Institut, und mit ihm die ganze in Beziehung auf dasselbe stehende Geistlichkeit, will hiermit der edlen Wohlthäterin öffentlich den wohlverdienten Dank bezeugen.«

Ja, nun war er wirklich abgetreten, vor dem Europa so lange gezittert hatte! Nun war wirklich Friede – man glaubte es noch nicht recht. Viele, die Napoleon geflucht hatten, als er erst die Revolution, dann den großen Gedanken des Universalstaats verriet, begannen ihm jetzt, da er ungefährlich geworden war, ihr Mitgefühl zu schenken. Manchen griff das Schauspiel des gestürzten Titanen ans Herz; seine Abschiedsrede an die Garde mußte freilich Steine erweichen: »Beklagt mein Schicksal nicht; wenn ich eingewilligt habe, mich zu überleben, dann geschieht es, um noch eurem Ruhm zu dienen; ich will die großen Dinge aufschreiben, die wir zusammen getan haben: Lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte euch alle an mein Herz drücken; so will ich wenigstens eure Fahne küssen!« Andere fürchteten sich vor dem Vakuum, das sein Abgang hinterlassen hatte, und in das sich jetzt, kunterbunt, die Gespenster des alten Regimes zugleich mit den dräuenden Schemen einer neuen, nationaldeutschen Zukunft stürzten. Zu ihnen gehörte Gentz. Er war vergeblich in Metternich gedrungen, die Rückberufung der Bourbonen zu verhindern. Ließ man diese Gespenster ein, so war der Schemen des deutschen Gesamtreiches nicht aufzuhalten. Doch hier stieß er auf taube Ohren – Franz des Ersten Staatsminister wünschte, und erreichte von den übrigen Verbündeten, die Restauration.

Alles war in diesem Mai in Paris. Germaine de Staël hielt wieder glänzenden Hof in der Rue du Bac, wo auch Zar Alexander sie beehrte. Varnhagen fand sich dort ein und stieß auf Jakob Bartholdy, dem die Gesellschaft nicht behagte, denn man stünde hier, »wenn man nicht Fürst oder Herzog sei und drei bis vier Sterne habe, nur immer beschämt und gedemüthigt da«. Mit ihrem Mann war auch Pauline Wiesel zu den Friedensverhandlungen gekommen und hatte versucht, den jungen Varnhagen zu verführen, was diesen empörte, aber Rahel, die es von ihm erfuhr, ein bewunderndes Lächeln abrang. Pauline wollte ja nur, so erklärte sie ihm »Rallen's Mann kosten; wie Eispunsch«. Es sei nichts als ein Beweis, daß die Wiesel an ihrer Freundin Schicksal lebendigen Anteil nahm! Rahel selbst saß noch in Prag und schrieb »Bent-

heim, Augusten, Robert, Varnhagen, Gentz, der Humboldt, Tettenborn, der ganzen *Welt*«, denn alle wollten wissen, was sie jetzt dachte: »So geht's Denkern! Ich weiß aber doch nicht, was ich denken soll von vielen Dingen.« Dann fuhr sie aus der geleerten Stadt nach Teplitz, um die Bäder zu nehmen, und schließlich über Dresden heim nach Berlin. Hierher kehrte auch Varnhagen aus Paris zurück und begann, Rahels Taufe und seine Heirat mit ihr in die Wege zu leiten.

Auch Rahel trat nun, auf sichtbarliche Weise, aus der bisherigen Gemeinschaft aus! Sie hatte es lange erwogen. Nach dem überstandenen Krieg war ihr Entschluß gefaßt. Äußerlichkeiten sprachen dafür, daß ihr Glaubenswechsel jetzt und nicht später vollzogen werde. Im Herbst mußte Varnhagen nach Wien, wo ein Kongreß zusammentraf, der Europas Grenzen neu bestimmen sollte. Rahel wollte ihn als seine Frau, seine christlich ihm angetraute Gattin begleiten. So wandte man sich im August, mit Hitzigs Hilfe, an dessen Schwager, den Prediger Arlaud. Als sich zeigte, daß dieser das Sakrament nicht verabreichen konnte, begab man sich zum Pastor Stägemann, einem Verwandten des preußischen Staatsrats.

»Er empfing mich«, schrieb Rahel, »als ob Spinoza sich wollte taufen lassen: so zerknirscht von Ehre.« Der für sie symbolische Akt fand statt. Dann kaufte sie sich, die trotz aller Klugheit und Welterfahrung rührende alte Jungfer, »eine Art Aussteuer: Ich bin nicht unbescheiden; aber in Wien ist das, was man haben muß, unerschwinglich.« Am 27. September trat sie vor den Traualtar. Kurz darauf reiste ihr Mann nach Österreich, und zwei Wochen später sollte sie ihm folgen.

Varnhagen war keineswegs der erste Preuße, der in diesem Herbst in der Residenz eintraf. Wochen vor ihm war bereits Hardenberg mit seinem Stabe angekommen, und am 25. September zog König Friedrich Wilhelm, Seite an Seite mit seinem großen Beschützer, dem Zaren, durch die Jägerzeile ein. Binnen

weniger Tage begann die Stadt sich beängstigend zu füllen. Fünf Souveräne, elf regierende oder mediatisierte Fürsten, neunzig bevollmächtigte Gesandte und dreiundfünfzig nicht geladene Vertreter europäischer Mächte erschienen zum Kongreß; doch die Menge ihrer Sekretäre, Schreiber, Mitläufer, Bedienten, und die Schar all jener Glücksritter, Beutelschneider, Kurtisanen, Porträtmaler, Karikaturisten, Zwischenhändler, Zwischenträger, Ärzte, Beichtväter, Propheten und Scharlatane, die gleichfalls herbeigeströmt waren, belief sich auf hunderttausend Menschen – mehr als ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft.

Das war einmal ein Spektakel! Es schien, als habe Wien jahrhundertelang diesem Augenblick entgegengelebt, als seien die Prunkliebe und Festesfreudigkeit, die raffinierte Kunst des Sich-Vergnügens, denen man sich hier von alters her ergeben hatte, nur eine Probe für die einzigartige, unwiederholbare Darbietung gewesen, welche hier mit allem Rüstzeug barocker Theatralik in Szene ging. Die ganze Stadt wurde zur Kulisse, das ganze Volk zur Komparserie. Jeder kannte seine Rolle – sie war in seiner Familie erblich gewesen, seit Generationen eingeübt. Die Kutscher, die Kellner, die Wäscherinnen wurden zu ihrem eigenen Inbegriff. Jedes Stubenmädchen tänzelte, trillerte, kokettierte, als wäre es das Vorbild zu Liotards ›Belle Chocolatière‹. Jeder Wirt strich sich die grüne Schürze, jeder Limonadier setzte ein Schmunzeln auf, als verzapften sie die reine Wiener Gemütlichkeit, Grabennymphen winkten kühner, Geheimagenten schlichen leiser, Volkssänger schluchzten inniger, als es bisher ihre Art gewesen war. Keiner durfte mehr markieren. Der Vorgang war aufgegangen. Europa saß im Zuschauerraum.

Auch die Hauptdarsteller spielten ihren Part mit Schwung und Überzeugung. Die sechs Monarchen betonten ihre Eigenart. Ein Kupferstich, der Ende Oktober die Runde machte, zeigte ihre Bildnisse mit der jeweiligen Unterschrift: »Er liebt für alle«: Zar Alexander. »Er denkt für alle«: König Friedrich Wilhelm. »Er spricht für alle«: König Friedrich von Dänemark. »Er trinkt für alle«: König Max Joseph von Bayern. »Er frißt für alle«: König Friedrich von Württemberg. »Er zahlt für alle«: Franz von Österreich. Der Kaiser, sonst nicht für Freigebigkeit berühmt, hatte diesmal beschlossen, den vollendeten Gastgeber zu machen. Hofbälle, Bankette, Ritterspiele, Wildschweinjagden und Schlittenfahrten waren von nie zuvor gesehenem Aufwand. Die kleine lungenkranke Kaiserin Maria Ludovica erfand immer neue Lustbarkeiten. »Der Kongreß kostet mich zehn Jahre meines Lebens«, hatte sie gesagt. Die kaiserliche Schatulle kostete er gleichfalls nicht wenig. Nachdem die Potentaten – Hausgäste der Hofburg – abgereist waren, berechnete der Oberzeremonienmeister Graf Wurmbrand die »Anlagen für die fremden Souveräne, alle Fêten, Livréen, Hauszinse, Tafeln, Stallpartien« auf achteinhalb Millionen Gulden. Den doppelten Betrag hatte der ganze Kongreß verschlungen, als alles vorüber war.

Und dennoch – dennoch erschien es den Wienern kein geglücktes Fest! Waren sie unzufrieden, wie Schauspieler immer mit sich sind, so sehr man ihnen auch Beifall spendet? Hatten sie sich mehr erwartet – einen gewaltigeren Auftrieb im Prater als den Militärschmaus für zwanzigtausend Soldaten, der bei der Jahresfeier der Leipziger Völkerschlacht stattfand, eine dichter besetzte Redoute als die in der Hofreitschule am 2. Oktober, ein schöneres Leichenbegängnis als das des Fürst-Marschalls von Ligne im Dezember, einen prasselnderen Schloßbrand als den des Grafen Rasumovsky zwei Wochen darauf, höhere Trinkgelder, als sie der König von Württemberg gab, strahlendere Orden, als sie an der Brust des Kongreß-Sekretärs Gentz erstrahlten, gleißenderes Geschmeide, als es die Fürstin Esterhazy – im Wert von sechs Millionen – an einem Abend um den Hals und an den Armen trug? Nichts von alldem! Der ewige Kummer der österreichischen Seele hatte sie befallen, die Erkenntnis, daß die Erfüllung niemals der Erwartung gleichkommt oder sie etwa gar zu übertreffen vermag. Mit anderen Worten, hier trat jenes unausbleibliche, nur den Eingeweihten bewußte Versagen bei der Premiere ein, wenn ein Stück zu oft und zu vollendet geprobt worden ist. Man wußte, wie es sein mußte, und das war mehr, als es war.

Die Wiener mochten den Kopf schütteln, dann zu seufzen beginnen und schließlich stöhnen – ihre Gäste merkten nichts davon. Sie hatten an dem Schauspiel, das man ihnen bot, nichts auszusetzen. Nie war ein Publikum enthusiastischer gestimmt! Ein jahrzehntelanger Druck hatte sich von der Welt gehoben; jetzt gab man sich allen angestauten Gelüsten hin. Noch einmal triumphierten, in diesem Jahr 1814, die Lüsternheit und Ausschweifung des Rokoko. Die Prinzen, die Fürsten, ja selbst die Könige, welche hier zusammengekommen waren, um Europa wie einen Kuchen unter sich aufzuteilen, sielten sich in den Betten der weiblichen Lebewelt. Alexander, der seinen beginnenden Embonpoint in die bestgeschnittenen Uniformen zwängte, ließ sich zu Herzoginnen wie zu Hetären herab. Friedrich von Dänemark, redselig, melancholisch und weißblond, jagte den Schönen der Straße nach und verliebte sich in ein Geschöpf, das man hinfort die ›Königin vom Tandelmarkt‹ nannte. Der Großherzog von Baden, der Erbprinz von Hessen-Darmstadt, Prinz Karl von Bayern, Napoleons Stiefsohn Eugène de Beauharnais, der unter des Zaren Schutz zu diesem Kongreß zugelassen war, verloren sich »bei Tag und Nacht zu den gemeinsten Weibspersonen«.

Selbst Metternich und Gentz, die sich wahrlich auch zu anderer Zeit mit den Wiener Frauenzimmern vergnügen konnten, hatten neben Staatsgeschäften immerfort Liebesaffären im Kopf. Nur die fleißigen, todernsten Preußen hielten sich von diesen Dingen fern. Ihr König, der zwar die schöne Gräfin Julie Zichy schwärmerisch verehrte, weil sie seiner verstorbenen Luise glich, sich ihr aber nur in der ehrerbietigsten Weise zu nähern wagte, ging mit gutem Beispiel voran. Auch ihrem Kanzler Hardenberg – sonst kein Frauenverächter – erschien der Augenblick zu ernst, um sich Tändeleien hinzugeben. Wer wie sie in die Zukunft blickte, fand wenig Gefallen an der wiedererwachten Verderbtheit des Ancien régime.

Nicht allein bei Hof, auch in den großen Particuliershäusern gab es wahre ›Völkerfeste‹, bunt gemischte Assembléen, bei denen jedes Land Europas vertreten war. Diese Gelegenheit zur Salondiplomatie war um so angebrachter, als der Kongreß selten und auch dann nur in kleinen Ausschüssen tagte, sonst ganz aus Schriftenwechsel, Separatkonferenzen und Geheimbesprechungen bestand, ja im Grunde nie ordentlich begonnen hatte und erst durch seinen Schlußakt rechtskräftig werden sollte. Obgleich bei feierlichem Anlaß alle Souveräne und die wichtigsten Diplomaten einander beim Souper oder im Ballsaal trafen, bildeten sich schon in den ersten Wochen gewisse Zirkel heraus. In den meisten Fällen scharten sie sich um schöne oder einflußreiche Damen.

Der aufgelockerten Geselligkeit, die seit Beginn des Jahrhunderts üblich geworden war, hatte der Hochadel bisher noch widerstanden. Jetzt fielen, mit dem Einbruch so vieler illustrer Fremden, die meisten Schranken der Exklusivität. Es gab keine »Schlösser Langeweile« mehr in Wien. Bei der Fürstin Fürstenberg mochte man noch die steifen Formen wahren, doch die Esterhazy, Colloredo und Liechtenstein, die Wrbna und weitverzweigten Zichy erwiesen sich auch weniger blaublütigen Besuchern gegenüber liebenswürdig. Selbst Frauen der ersten Gesellschaft fanden nichts daran, ganz allgemein als »die sechs Kongreß-Schönheiten« zu gelten. Es waren – nach des Zaren Wort und Wahl – die Fürstin Gabriele Auersperg, »la beauté qui inspire du vrai sentiment«; die Gräfin Julie Zichy, »la beauté célèste«; ihre Schwägerin Sophie Zichy, »la beauté triviale«; die Fürstin Therese Esterhazy, »la beauté étonnante«; die Gräfin Caroline Széchenyi – eine gebürtige Schottin – »la beauté coquette«; und die Gräfin Gabriele Saurau, »la beauté du diable«. Bei ihnen und bei den Herzoginnen von Weimar und Oldenburg – Schwestern des Zaren – fanden sich die Fürstlichkeiten ein, deren politische Tätigkeit beschränkt war und zumeist von ihren Bevollmächtigten verrichtet wurde.

Im Palais Palm in der Schenkenstraße, wo drei Jahre zuvor der Graf Genicco eine Spielhölle einrichten wollte, wohnten zwei

Damen von glänzendem Namen und mehr als zweifelhaftem Ruf. Die Fürstin Katharina Bagration, eine Großnichte Katharina der Ersten und des Fürsten Potemkin, führte hier seit Jahren ein großes Haus. Jetzt empfing sie vor allem ihre Landsleute, die zum Kongreß gekommen waren – Nesselrode, Stackelberg und Capo d'Istria im Salon, den Zaren in ihrem Bett. Die bezaubernde Frau, die man ihrer tiefen Dekolletés wegen den ›schönen nackten Engel‹ nannte, hatte den Fürsten Metternich erhört und ihm sogar eine Tochter geboren, lang ehe Alexander die Szene betrat. Den gleichen Wechsel vom Minister zum Monarchen vollzog nun ihre Rivalin, die Herzogin von Sagan, auf deren Landhaus Ratiborschitz sich das Vorspiel zum letzten Krieg begeben hatte. Tür an Tür mit der Bagration fesselte sie deren Liebhaber, den Zaren, an sich, um Metternich daraufhin von sich zu stoßen.

In den Gemächern dieser Abenteurerinnen, deren Gunst für hochgeborene Herren so leicht zu erringen war, fand sich Friedrich Gentz während der Kongreßzeit fast allabendlich ein. Er traf bei der Bagration alle Russen, die er zu sprechen wünschte, und nebenan bei der Sagan die wichtigsten Franzosen, vor allem Talleyrand. Zwei Schwestern der Herzogin, gleich ihr gebürtige Prinzessinnen von Curland, weilten in Wien. Die eine, Johanna, war mit dem Fürsten von Acerenza-Pignatelli vermählt, jenem russischen Vertrauensmann, den Reichardt schon vor sechs Jahren in Fannys Haus gesehen hatte. Die andere war Talleyrands angeheiratete Nichte und Geliebte, Gräfin Dorothée von Perigord. Ihr zuliebe verließ der alte Fuchs zuweilen seinen Bau, das Palais Kaunitz in der Johannesgasse, und hielt Hof im vertrauten Kreise Wilhelmine von Sagans.

Eine Koterie, die sich mit dieser berührte, war um die reizende Laura Fuchs geschart. Liebenswürdig und verschwenderisch, besaß ›Lory‹ noch immer ihren Salon, in dem man, wie Varnhagen geschrieben hatte, »Fürsten und Grafen statt Butterbrot zum Thee servieren« konnte. Hier begab sich jene lässige Geselligkeit, welche der Madame de Staël so wenig eingeleuchtet hatte. Neben all diesen Damen aber – der Kaiserin Maria Ludovica, den

sechs hochadeligen Schönheiten, den russischen Großherzoginnen, den fürstlichen Kokotten und der Gattin des gräflichen Bankiers Ignaz Fuchs – bemühte sich noch eine Reihe anderer Gastgeberinnen, auf dem Kongreß die Honneurs zu machen. Vorbei und vergessen die Tage, in denen »das Arnsteiner'sche Haus die größte, und gewissermaßen die einzige Ressource der hier ankommenden Fremden« gewesen war!

Wie kam es dennoch, daß Fanny jetzt »auf dem höchsten Gipfel der Freude und des Ruhms«, in der »reichsten Blüthenzeit ihres geselligen Ansehens und Wirkens« stand? Varnhagen, der ihr dies nachsagte, wußte es auch zu begründen. Es lag nicht nur daran, daß eine jahrzehntelang zur Vollendung geübte Gastfreundschaft endlich ganz in ihre Rechte trat. Mehr noch fiel ins Gewicht, daß Fannys Landsleute sich bei ihr zuhause fühlten und deshalb alles, was mit den Preußen Salondiplomatie trieb, an jedem Dienstagabend und häufig auch zwischendurch das Palais am Hohen Markt besuchte.

»Personen höchsten Ranges und ausgezeichnetster Bedeutung«, erinnert sich Varnhagen, »Frauen und Herren, Fremde und Einheimische, fanden sich in ihren Sälen ein. Man konnte an demselben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Consalvi, den Fürsten von Hardenberg, die Grafen Kapodistrias (Capo d'Istria) und Pozzo di Borgo, den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Hessen-Homburg, die Grafen von Bernstorff, von Münster und von Neipperg, und viele andre solchen Ansehens, aus der gedrängten Menge auslesen. Besonders hatten die Preußen insgesammt hier die angenehmste Stätte, wo sie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um so leichter dort eingeführt, als der nachherige preußische Generalkonsul und Geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnstein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.«

Bereits im Juli hatte ein Konfident der Polizeihofstelle gemeldet: »Arnstein und Eskeles – beide Häuser sagen es selbst – geben durch die Zeit des Kongresses alltäglich mittag und abends Tafel für alle Berliner und Preußen als Landsleute.« Zugleich mit der Ankunft ihres Königs, der sie freilich nicht beehren sollte, kehrten denn auch die beiden Schwestern in die Stadt zurück. Vom nächsten Tage an war der Staatsrat Stägemann, Hardenbergs vertrauter Mitarbeiter, bereits ständig bei der einen oder anderen zu Gast. »Ich bin ein für allemal«, schrieb er am 26. September seiner Frau, »Mittag und Abend, zu Frau von Eskeles und Frau von Arnstein eingeladen. Beide wohnten auf dem Lande, seit gestern in der Stadt.« Gentz habe er ebenfalls besucht. »Er war sehr freundlich, aber ich kann kein Herz zu ihm fassen. Frau von Eskeles sagte mir, daß er zu ihr und ihrer Schwester gar nicht mehr käme, weil sie beide nichts Antipreußisches sähen.« Er konnte an ihrem Wort nicht zweifeln, denn Gentz war seit längerer Zeit, wie sich auf dem Kongreß immer deutlicher offenbarte, ein Feind der preußischen Politik. Daß der österreichische Hofrat aus Breslau bereits seit elf Jahren »für ewig brouilliert« mit ihnen war, wußte Stägemann freilich nicht und brauchte es auch nicht zu erfahren.

Der Staatsrat sollte noch oft und viel von Fanny und Cäcilie berichten. Da es in den »Restaurationen schlechthin nicht auszuhalten« war, aß er, wenn nicht beim Fürst-Kanzler, regelmäßig bei ihnen. Bei Cäcilie traf er die Pichler, die er »jung, nicht hübsch, aber anspruchslos« fand. Am hohen Markt gefielen ihm die Damen besser: »Frau von Arnstein ist in den Fünfzigern; eine für mich interessante, gescheite Frau, ungemein lebendig, aber ernsthaft und durch vielen Umgang für die Welt gebildet, weiß sie sich überall zu mäßigen.« Ein Zeichen, daß ihre Übellaune zur Zeit verschwunden war! »Sie weiß jedem etwas Verbindliches zu sagen und scheint sehr leicht den Gehalt und das Gemüt der Leute aufzufassen.« Henriette, »die ungemein reizend gewesen sein soll«, schien ihm jetzt nur noch hübsch, durch Kränklichkeit ermattet, aber immer noch »von Anbetern umringt«. Zerboni – ein preußischer Geheimrat – »macht ihr stürmisch die Cour«. Die

Gräfin Engel, »eine Freundin des Hauses, geborne Gräfin von Hohenfeld und mit allen großen Familien verwandt, die Fürstin Schwarzenberg ist ihre Cousine«, erschien ihm zwar nicht schön, »aber gebildet und verständig«. Auch der Ephraim und ihrer Tochter, einem »gewandten, lustigen Mädchen«, begegnete er dort. Am meisten aber schätzte er »Fräulein Saaling, die ich für eine der ersten Schönheiten halte, weil sie Dir gleicht«. Er sollte den Kongreß über zu Mariannes eifrigsten Bewunderern gehören.

Im Oktober beeilte sich Varnhagen, von der Freigebigkeit dieser Häuser Gebrauch zu machen. Am 11. war er angekommen. Tags darauf schrieb er an Rahel: »Ich habe die Eskeles, die Ephraim, Mariane und Jette Ephraim gesehen, auch die Schlegel und ihren Mann: alles gut und freundlich, aber was hilft's? mir ist schrecklich zu Muthe vor den sogenannten Leuten ohne Wahrheit und Tiefe und Gaben! ... Arnstein's scheinen mehr als sonst en vogue, ich sehe es daran, daß Bentheim alle Abend dort seine Parthie macht, ich hoffe ihn heute Abend dort zu sehen. Alle diese Leute werden uns äußerst freundlich und gewogen sein. Sie werden uns ein angenehmer exoterischer Umgang sein.« Und wenig später: »Bei Arnstein's und Eskeles bin ich öfters gewesen, recht gut, nicht eben allzufreundlich, aber hinlänglich beachtet.«

Ein anderer Preuße, der bei ihr Aufnahme fand, war der General Ludwig Wolzogen. Von den großen Festen bei Hof, bei Metternich und Rasumovsky, zu denen er geladen war, hielt er sich möglichst fern, »theils weil ich solche Zerstreuungen überhaupt nicht liebte, theils, weil ich auch bald viel zu arbeiten bekam. Nur in dem Hause des jüdischen Banquiers Arnstein, dessen Frau ... sehr liebenswürdig war und sich, unterstützt von ihrer geistreichen Tochter und einer schönen Nichte, Fräulein Saaling, vortrefflich dazu eignete, einen Salon vorzustellen, erschien ich häufig und hatte daselbst die beste Gelegenheit, mit allen Diplomaten und ausgezeichneten Freunden, die stets aus und eingingen, genauer bekannt zu werden.« Im Kreise Fannys und ihrer Schwestern traf er Graf Neipperg, der Napoleons Gattin Marie Louise seit ihrer Rückkehr nach Schönbrunn als Ober-

hofmeister diente. »Er klagte mir oft, daß sie gar Nichts von ihm wissen wolle und ihn übel behandle, weil sie nichts als Franzosen um sich zu sehen wünsche und ihr Herz immer noch – scheinbar – an Napoleon hinge, so daß sie ihn für einen Aufpasser ansähe.« Später freilich heiratete sie ihn. »Sein vortreffliches Clavierspiel soll sie gezähmt haben. Überdies hatte Neipperg viel Verstand.«
Wolzogen war nicht mit Hardenberg, sondern im Geleit des Herzogs von Weimar nach Wien gekommen. Goethes Herzog hatte auch seinen eigenen ›literarischen Chargé d'Affaires‹, den Buchhändler Carl Bertuch mitgebracht, der zwei Jahre später ein berühmt gewordenes ›Tagebuch vom Wiener Kongreß‹ veröffentlichen sollte. Schon am 7. Oktober wurde Bertuch durch Bartholdy bei Fanny eingeführt. Bald darauf schrieb er seinem Vater: »Soeben komme ich mit Cotta vom Diner der Arnsteiners, wo es mir zu gefallen anfängt. Die Baronin Arnsteiner ist in der Tat eine Frau vom besten Weltton, voll Geist und Attention für ihre Gesellschaft. Es war eine Gesellschaft von 22 Personen, worunter Herzog Acerenza-Pignatelli, einige schwedische Barone, der italienische Dichter Carpani, Stegmann, Jordan etc. Ich werde das Haus mehr besuchen, es ist vielleicht in Hinsicht der feinen ungezwungenen Gesellschaft mit das Erste in Wien.«
Bertuch hatte, als feinsinniger Mann und Bote aus dem Bannkreis Goethes, jederzeit Eintritt in Fannys Salon. Besonders erfreuten ihn ihre schönen Hauskonzerte. Bei dem ersten, von dem er erzählt, spielte Moscheles die Ouvertüre des ›Fidelio‹ – dessen endgültige Fassung in diesem Jahr aufgeführt worden war –, wurden Kammerquartette und Gesangsduette vorgetragen. Frau von Geymüller, ein Fräulein von Wertheimstein und ein Fräulein Olivier produzierten sich. Es war derselbe Abend, von dem Stägemann schrieb, die Königin der Gesellschaft sei »die Ministerin Gräfin Bernstorff«, Frau des dänischen Kongreßvertreters gewesen. Auch habe man noch manche anderen Schönheiten gesehen, von denen aber keine an Fräulein Saaling herangereicht habe.
Das zweite Konzert sollte den Gästen einen Neffen Rebecca Ephraims bieten: den jungen Berliner Musiker Meyerbeer. Er

»zeigte als Klavierspieler in einem variierten Thema ein vorzügliches Talent und große Fertigkeit in beyden Händen«. Überdies hörte man Chöre aus ›Timotheus oder die Gewalt der Musik‹, welches Oratorium Bertuch »für eine große Gesellschaft besser geeignet fand« als Händels ›Samson‹, den die inzwischen konstituierte Gesellschaft der Musikfreunde kürzlich in der Winterreitschule dargebracht hatte. Später tanzte »die junge Welt« bis gegen Mitternacht. »Es wird bei diesen Cercles Thee, dann Limonade, Mandelmilch, Eis und leichtes Backwerk presentiert. – Von bedeutenden Fremden bemerkte ich heute den Grafen Pozzo di Borgo ... ferner den Capo d'Istria, russ. Gesandten in der Schweiz. Außerdem viele Generale, Fürsten und Grafen.«
Aristokratie und Diplomatie: man war in diesem Haus an sie gewöhnt! Wer aber nun, zur Kongreßzeit, bei Fanny Aufwartung machte, war die höchste katholische Geistlichkeit. Weltliche Kleriker von bescheidenerem Rang, darunter ihren alten Abbé Collenbach, den ungenannten »Sousabbé« des päpstlichen Legaten und später den kleinen Abbate Carpani – jetzt insgeheim in des Polizeihofrats Siber Diensten – hatte sie von jeher empfangen. Ein Würdenträger wie der persönliche Vertreter seiner Heiligkeit oder auch der Wiener Nuntius Severoli selbst überschritten ihre Schwelle zum ersten Male. Am 31. Oktober schrieb Stägemann nach Berlin: »Um acht Uhr abend fuhr ich zu Arnsteins, wohin zu unser aller Verwunderung der Kardinal Consalvi und der Nuntius kamen. Sie unterhielten sich mit den Damen sehr artig einige Stunden lang. Ihre Erscheinung gab besonders der Madame Ephraim zu manchem Bonmot Anlaß, und die Gräfin Engel mußte viel leiden. Ich vermute doch, daß sie das Haus für getauft halten.« Es war ein kleines Souper, vermehrt durch die Anwesenheit des spanischen Gesandten und Hedemanns, Humboldts späteren Schwiegersohn. In krassem Gegensatz zu dem preußischen Gesandten bezeugte Hedemann unverhüllt jenes antisemitische Vorurteil, dessen man sich bald nicht mehr zu schämen brauchte: »Er ging nachher mit mir zu Hause und äußerte seine Verwunderung, als ich ihm sagte, daß im Arnstein-

schen Hause niemand, auch nicht Marianne, getauft sei. Darum habe er ihr auch heut abend die überbildete Jüdin gleich angemerkt. So verstocken sich die Gemüter!«
Der Kardinal Consalvi, mochte er das Haus für getauft halten oder nicht, kam häufig wieder – sei es zum Souper, sei es zu einem Konzert mit Limonade, Eis und Mandelmilch. Bei Fannys Empfängen wurde zumeist kein besonderer Prunk entwickelt. Einmal aber gab Nathan ein Fest, wie er glaubte, es als Mann von Wohlstand dem Kongreß schuldig zu sein. Schließlich war er es, Wiens erster Finanzmann, dem die fremden Potentaten und Diplomaten ihren Kredit anvertrauten, über den sie viele ihrer Briefe empfingen, durch den sie bei der Abreise ihren Wiener Geliebten Douceurs anweisen ließen. In diesem Fall reichten selbst die geräumigen Säle des Palais am Hohen Markt nicht aus; der öffentliche Ballsaal ›auf der Mehlgrube‹ mußte gemietet werden. Ein anderer Memoirenschreiber, der Graf Auguste de la Garde, berichtet davon:
»Der Baron Arnstein hatte sozusagen sich selbst übertroffen. Die seltensten Blumen aus allen Klimaten schmückten die Treppen, die Salons und die Tanzsäle mit reichstem Farbenglanze und herrlichem Duft. Tausende von Kerzen und Spiegeln, Gold und Seide prangten überall. Eine ausgezeichnete Musik, wie man sie damals nur in Wien hören konnte, bezauberte das Ohr. Die vornehmste Gesellschaft von Wien drängte sich in den Salon, alle einflußreichen Personen des Kongresses, alle Fremde von Rang alle Häupter der fürstlichen Häuser waren anwesend. Es fehlten eigentlich nur noch die Souveräne. Das Auge fand entzückt alle die reizenden Frauen wieder, in deren Besitz Wien seinen Stolz setzte, und die die Seele und der schönste Schmuck dieser ausgezeichneten Feste waren.
Mitten unter diesen aristokratischen Schönheiten glänzte, ohne die Konkurrenz zu fürchten, die Baronin Fanny Arnstein, mit Unermüdlichkeit dem Fremden entgegenkommend, und Madame Geymüller mit dem ätherischen Wuchse, dem zu Ehren man sie ›Tochter der Luft‹ nennt.

Die Soirée begann mit einem Konzert. Man braucht darüber nur zu sagen, daß es von den ersten Künstlern Wiens ausgeführt wurde. Auf das Konzert folgte ein Ball und dem Balle ein Souper, bei dem der Baron sich ein Vergnügen daraus gemacht zu haben schien, alle Jahreszeiten und alle Entfernungen als nicht vorhanden darzustellen. Er hatte die Erzeugnisse aller Länder und aller Breitengrade vereinigt. Die Säle waren mit Bäumen geschmückt, die mit reichen Früchten beladen hingen. Es nahm sich merkwürdig aus, mitten im Winter, wie in einem Garten der Provence, Kirschen, Pfirsische und Aprikosen pflücken zu sehen.
Endlich zogen wir uns zurück, weniger erstaunt über die unerschöpfliche Abwechslung der Wunder, als über die unersättliche Begierde nach Vergnügungen.«

Es war ein großer Abend, doch weit davon entfernt, gewisse Assembléen des Hochadels oder der Diplomatie in den Schatten zu stellen. Immerhin machte er Aufsehen selbst in einer Stadt, die in Festlichkeiten ertrank. Sibers Vertraute, die in diesen Wochen nicht nur aus den Strassers und Seywalds, sondern aus Angehörigen der besten Kreise bestanden, hatte alle Hände voll zu tun, um bedeutsame oder gar subversive Bemerkungen vom Supertisch oder Tanzparkett zu verzeichnen. Aber Fanny und ihr Umgang lieferten den Polizeiagenten unablässig Stoff. Dies war kein Salon wie der von Lory Fuchs, auf dem man sich lediglich harmlos vergnügen wollte. Hier wurde, wie es den Neigungen der Hausfrau entsprach, mit Feuereifer Politik gemacht.
Zwei Fragen waren es, die Fanny bewegten. Die eine beherrschte den gesamten Kongreß, brachte ihn mehrmals fast zum Scheitern und erregte die Gemüter mehr als jeder andere Konflikt, der bei diesem allgemeinen ›Länderschacher‹ zutage trat. Es war die geplante Besitznahme Sachsens durch Preußen, mit der Rußland seinen Anspruch auf das Herzogtum Warschau verband. Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm hatten die Forderung von Beginn an gemeinsam erhoben und sogleich den Widerstand

Österreichs erregt, das weder eine preußische Übermacht im deutschen Bund noch polnisches Gebiet in russischen Händen sehen wollte. Auch Frankreich und England wehrten sich, weil sie den Plan als eine Bedrohung des »gerechten europäischen Gleichgewichts« empfanden. Von Oktober bis Januar dauerte die erbitterte Debatte, in deren Verlauf Metternich versuchte, Russen gegen Preußen und Preußen gegen Russen auszuspielen, Alexander durch Bestechungen Talleyrand auf seine Seite ziehen wollte, preußische und antipreußische Pamphlete die Runde machten, Hardenberg eine vertrauliche Note der Österreicher an den Zaren weitergab, Komplotte geschmiedet und Fronten gewechselt wurden, Metternich und Alexander zweimal heftig aneinander gerieten, mit Demission, Abreise oder gar Krieg gedroht und schließlich, unter Druck, eine Kompromißlösung beschlossen wurde. An all dem nahm Fanny leidenschaftlichen Anteil. Die Geheimberichte zeugen davon.

Die andere Frage war so nebensächlich, daß kaum jemand sie wichtig oder auch nur ernst nehmen mochte. Ja, als sie, nachdem die ersten Verhandlungen darüber im Herbst abgebrochen worden waren, Ende Mai noch einmal vor den Ausschuß deutscher Länder kam, fing der bayerische Graf Rechberg zu lachen an, »und das Gelächter wurde ansteckend und ging die Reihe herum bis auf ein paar«. Der Gegenstand des Spottes waren, wie von alters her, die Juden. Ihre bürgerliche Gleichstellung, die in Preußen durchgeführt war, auf das übrige Deutschland auszudehnen, hatten sich Hardenberg und Humboldt zur Aufgabe gemacht. Zugleich waren Abgesandte einiger jüdischer Gemeinden, die nach Napoleons Sturz wieder in den früheren unfreien Zustand zurückgesunken waren, auf dem Kongreß erschienen und hatten ihrerseits um eine neue Regelung angesucht. Zweifellos war Fanny und ihren Schwestern auch diese Sache am Herzen gelegen. Doch so wenig Bedeutung maß ihr die Obrigkeit zu und so wenig redete man am Hohen Markt davon, daß Sibers Spitzel keinen einzigen Ausspruch zu diesem Gegenstand für meldenswert hielten. Nichts in ihren Rapports läßt vermuten, auf welche

Weise der Arnsteinsche Kreis auf die Beteiligten Einfluß nahm. Nur mit Hinblick auf Preußen wurde denn auch »la bonne enthousiaste et bavarde Mme de Arnstein« polizeilich unter die Lupe genommen. Beymes Besuch war unvergessen, und die Ankündigung, daß man in diesem Hause während des Kongresses täglich Preußen antreffen würde, blieb wohlvermerkt. So fiel bereits am 8. Oktober auf, daß Fürst Hardenberg, nachdem er sich vier Stunden lang mit Nesselrode, Castlereagh und Humboldt beraten hatte, zum darauffolgenden Diner nicht nur den Fürsten Radziwill, einige andere Herren seiner Botschaft und den sardinischen Marchese St. Marsan, sondern auch den Baron Nathan Arnstein zu sich lud.

Zwei Tage später »tut sich Frau von Arnstein viel zugut darauf, daß der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz dort Visite gemacht hat«. Bald darauf »wird bei Arnstein gesagt, der König von Württemberg habe gleich Freytag in Schönbrunn der K. M. Luise seinen Besuch abgestattet«. Auch wird der Besuch Zerbonis sowie der »preußischen Kabinettspersonen Stägemann, Heim, Grosse und Krug« vermerkt. Anfang November »haben bei Arnstein Graf Keller, Baron Bildt, Los Rios und die Preußen neuerlich wiederholt, daß der Kongreß nicht weitergehe«. Um die Mitte des Monats wird dort der verschlechterte Geldkurs mit den häufigen Hoffesten in Verbindung gebracht. Zu Fannys Dienstag sind diesmal nebst »einer großen und zahlreichen Versammlung« Graf Bernstorff, der Prinz von Mecklenburg, der britische Botschafter und Bruder Castlereaghs Lord Stewart, General Sinclair, die Grafen Medici, Degenfeld und Solms-Laubach, Fürst und Fürstin Dietrichstein und der alte Fürst Metternich erschienen. Am 24. November erfährt man schließlich, wie es um die Stimmung der Preußen steht und Fanny die Lage beurteilt:

»Fürst Hardenberg äußerte sich letzten Dienstag bei Arnstein, daß der Wiener Aufenthalt ihm äußerst unangenehm sei und täglich unangenehmer gemacht werde. Fürst Pignatelli erzählte diese Äußerung gestern in Gegenwart der Frau vom Hause und mehrerer distinguierter Personen, worunter auch der Duca Serra

Capriola war, welcher hinzufügte: ›Humboldt hat mir dasselbe geklagt.‹ Fanny Arnstein dagegen sagte: ›Es thut mir sehr leid, daß Hardenberg und Humboldt sich hier nicht mehr gefallen, sie waren Anfangs gern hier. Aber es ist schändlich, wie man alles anwendet, den alten Groll zwischen Preußen und Österreich von Neuem anzufachen. Leider hat die fatale Brochüre ›Sachsen und Preußen‹ keinen andern Zweck. Es ist viel Wahres daran, aber nichts Neues. Warum ins Gedächtnis zurückrufen, daß Preußen einstens vergessen hatte, teutsch zu sein. Sie haben ja dafür gebüßt, Reue gethan und ihre Fehler mit Wunderthaten und unverkennbarer Hingebung fürs Ganze, für Deutschlands Rettung getilgt. Es ist nicht zu leugnen, daß ihre Vergrößerungssucht verdächtig ist und uns mißtrauisch macht, allein, wenn man billig und mit kalter Vernunft ihre Lage betrachtet, so hellt deutlich die Nothwendigkeit ein, diesem zerstreuten, in die Länge ohne Breite gedehnten Staat mehr Consistenz geben zu müssen. Aber wir wollen hoffen, daß dieses durch den Besitz der beiden Lausitzen und Wittenberg hinlänglich geschehen sei und ein ehrwürdiger Regentenstamm deshalb nicht von der Liste gekrönter Häupter ausgestrichen würde.‹«

Keine unbesonnene Ansicht – sie entsprach im Grunde dem, was der Kongreß zuletzt beschloß! Auch scheint in diesem Geheimbericht, der wahrscheinlich von der Hand ihres alten Freundes Carpani stammt, Fannys Blick von Österreich auf Preußen und nicht umgekehrt gerichtet. Anders beurteilte es Stägemann. Am 17. November schrieb er nach Berlin, daß durch die Spannung zwischen den beiden Mächten, »die jetzt als entschieden angenommen werden muß, unsere hiesige Lage in gesellschaftlicher Hinsicht sehr peinlich« werde. »Denn wenn auch die Damen im Arnsteinschen Hause gut preußisch gesinnt bleiben, zumal da die meisten hier nur Gastrollen spielen, so sind doch die Männer enragierte Österreicher.« Und elf Tage darauf: »Wegen Sachsen werden wir hier toll gemacht. Die Österreicher sind wütend. Metternich intrigiert, was er kann. Gentz ist zwar öffentlich in den Skat gelegt, machiniert aber heimlich immerfort... Auf

unsere Damen wirkt diese Mißstimmung sehr. Man sagt oft, die Juden hätten kein Vaterland. Aber Frau von Eskeles bekommt Krämpfe, wenn gegen Preußen gesprochen wird, und Frau von Arnstein sagt den Leuten Grobheiten und ist außer sich. Sie kompromittiert einen durch ihren ungestümen Patriotismus, sagt Humboldt.«

Und am 18. Dezember meldet ein anderer Konfident: »Exzellenz! Die Damen Arnstein und Eskeles treiben skandalöses Zeug, halten skandalöse Propos, um die Meinung für Preußen zu gewinnen und zu stimmen. Sie halten sich ganz vorlaut auf über die Zensur, die in der ›Wiener Zeitung‹ und im ›Österreichischen Beobachter‹ die englischen Artikel betreffs Sachsens und Polens aufnimmt, und die Flugschrift ›Sachsen und Preußen‹ öffentlich verkaufen läßt. En un mot« – um den Originalbericht zu zitieren, »ces dames sont scandaleusement prussiennes.«

Nicht, daß die Geselligkeit am Hohen Markt unter solch stürmischen Quipropos gelitten hätte! Fannys musikalische Dienstagssoiréen erfreuten sich wachsender Beliebtheit und zogen immer neue Mitglieder der ersten Gesellschaft in ihren Kreis, die sie vor einigen Jahren noch gemieden hätten – so die Fürstin Marie-Caroline Palm, den Fürsten Trautmannsdorff, den Grafen Emmanuel Khevenhüller, die Gräfin Colloredo-Crenneville, den Vertreter des deutschen Ordens Baron Ulrich und den Grafen Schlitz-Görtz, Schwager jenes bayerischen Rechberg, der die Judenfrage so unwiderstehlich komisch fand. Ihr König freilich kam nicht zu Fanny; statt dessen besuchte er, vom Zaren dazu genötigt, die sittenlose Bagration. Auch von Nesselrode, ihrem alten Bekannten, ist nirgends die Rede, was freilich nicht heißen will, daß er sich völlig abseits hielt. Immerhin zeigte sich der Nuntius Severoli wieder, wenngleich er auch nicht lange blieb, »weil die Menge von Damen ihn erschreckte«. Consalvi aber war zum ständigen Gast geworden und unterhielt sich »auf das Beste mit Marianne Saaling«, an der er, wie Stägemann einmal stolz

erzählt, »natürliches Wohlgefallen findet. Nachdem die Gesellschaft fortgegangen und wir soupieren wollten«, setzt der Staatsrat fort, »gab es ein neues Konzert. Flemming pfiff, Radziwill sang sein Spinnerlied, Minckchen sang den Tadedel, so daß erst um 12 Uhr zum Souper gegangen wurde.«

Glänzend und gemütlich ging es dort zu! Gleichwohl flackerte die rote Trennungslinie zwischen den Ehegatten zuweilen wieder drohend auf. Wenige Tage vor Weihnachten fand Stägemann die Atmosphäre unangenehm gespannt: »Ich blieb nicht lange, zumal der politische Zwiespalt in den Familien immer sichtbarer wird. Vorgestern mittag (ich aß bei Eskeles mit Jordan) waren bei Arnsteins zufällig nur Preußen am Tisch, daher hatte er (Arnstein) verweigert, an den Tisch zu kommen; die Ephraim hatte ihn nur mit Tränen dazu gebracht. Frau von Arnstein hatte nichts davon gewußt. Als sie diese Szene erfuhr, sagte sie ganz ruhig: ›Ihr verderbt ihn mir, hätte ich es gewußt, hätte ich ihm gesagt: iß du hübsch unten allein, ich werde dir alles schicken.‹ Gegen mich sind beide Männer sehr artig und zuvorkommend. Eskeles ist sehr gescheit. Arnstein nicht sonderlich, aber sonst ein guter Mensch, dem man den Österreicher zugute halten muß.«

Armer Nathan, muß man diesmal sagen! Daß er zuweilen eine Tafelrunde floh, in der man dem Hausherrn »den Österreicher zugute halten mußte«, scheint nicht verwunderlich. In seiner Nachgiebigkeit erhob er jedoch nicht den geringsten Einspruch, als Fanny den Weihnachtsabend auf Berliner Weise zu feiern gedachte. »Eigentlich«, sagt Stägemann, »war er nur auf die Preußen und die Sizilianer (die Gegner des Murat) berechnet, und diese hatte sie auch nur eingeladen; doch waren natürlich wie gewöhnlich viel andere Fremde da.« Jeder wurde beschenkt. »Ein Italiener, der vor einigen Tagen über Sachsen glossiert, erhielt ein Buch, worin die preußischen Schlachten gezeichnet waren, mit der Inschrift des Zettels: Vengeance d'une Prussienne. Einige tausend Taler kostete der Scherz wohl. Nachmals war alles sehr aufgeweckt. Es wurden allerlei Späße getrieben und Musik gemacht.«

Die Geheimpolizei gab eine spöttischere Beschreibung: »Bei Arnstein war vorgestern nach berliner Sitte ein sehr zahlreiches Weihbaum- oder Christbaumfest. Es waren dort Staatskanzler Hardenberg, die Staats-Räthe Jordan und Hoffmann, Fürst Radziwill, Herr Bartholdy, alle getauften und beschnittenen Anverwandten des Hauses. Alle gebetenen, eingeladenen Personen erhielten Geschenke oder Souvenirs vom Christbaum. Es wurden nach berliner Sitte komische Lieder gesungen; Frau von Münch sang Lieder vom Kasperle. Es wurde durch alle Zimmer ein Umgang gehalten mit den zugetheilten, vom Weihnachtsbaum angenommenen Gegenständen. Fürst Hardenberg amüsierte sich unendlich; Herr von Humboldt war nicht dabei.«

Es war der erste Weihnachtsbaum, den Wien gesehen hatte! »Hier ist seine Feier nicht Sitte«, schrieb Prinz Anton Radziwill an seine Gemahlin, »und das Haus Arnstein das einzige, wo die Frauen die Berliner Gewohnheit festhalten.« Nachdem er von Fanny in Österreich eingeführt worden war, übernahm erst der Adel, dann das Bürgertum, den norddeutschen Brauch. Die nassauische Prinzessin Henriette, mit der sich Erzherzog Karl im folgenden Frühjahr verlobte, da ihm die Lieblingsschwester des Zaren, Katharina von Oldenburg, versagt geblieben war, verpflanzte nach ihrer Heirat den Christbaum ins Kaiserhaus. Bei Arnsteins indessen feierte man weiter, trank Punsch in der Neujahrsnacht und stellte am 10. Januar lebende Bilder. Der Schweizer Gesandte Jean Gabriel Eynard, der gleichfalls über den Kongreß Tagebuch führte, war mit seiner schönen Frau – ›la belle Anna‹ – zugegen und fand alles »fort bien exécuté, les costumes sont superbes«. Bertuch beschrieb genau, wer alles an diesem ›Wachsfigurenkabinett‹ teilgenommen hatte, unter anderen Marianne Saaling als Daphne und Frau von Geymüller als Königin der Nacht. Griechische und persische Götter, indische Bajaderen, selbst Wotan und Freya wurden dargestellt. Unter den zweihundert Gästen sei auch wieder der Kardinal Consalvi mit seinem roten Käppchen und roten Strümpfen gesessen – »ein scharfes, freundliches Pfaffengesicht, das seine Kirche nie vergißt«.

Wie immer hatte ein Konfident das letzte Wort: »Es war an Zurichtung, Verzierung und Beleuchtung der größte Aufwand gemacht. Es hat reüssiert; es waren fast mehr Zuschauer dort, als der Raum ertragen konnte... Sie sagten, Frau von Arnstein hatte zum Zweck, die Tableaux mouvants von Hof zu übertreffen; sie hat ihren Zweck erreicht.«
Bei all dem aber, dem Berliner Christbaum, den teutonischen Götterbildern, dem Kardinal, welcher der schönen Marianne Saaling hofierte, blieb unausgesprochen, was die Frauen des Hauses weit mehr betreffen mußte. Nur in einer kleinen Bemerkung, die Stägemann zwei Tage nach Fannys Wachsfigurenkabinett in einen Brief an seine Frau einflocht, ist das Thema leise angerührt: »Den Abend brachte ich gestern bei Arnsteins zu, wo ich auch soupierte. Außer Stoffregen und Ezechiel war kein Fremder da, und es ward ganz unbändig gelacht. Die Ephraim ließ ihre Blitze leuchten und einschlagen. Frau von Arnstein war besonders gütig gegen mich, weil ich eine sehr günstige Resolution für die jüdischen Gemeinden in Hamburg, Lübeck und Bremen ausgearbeitet habe.«

Auf zweierlei Art war die Judenfrage auf dem Kongreß angeschnitten worden. Der erste Anstoß ging von Frankfurt aus, wo nach dem Abzug der Franzosen im vergangenen Herbst die alte Gemeindeverfassung wieder hergestellt worden war. Nun lag der Bürgerschaft daran, die Rechte der Juden neuerlich zu beschränken. Manche von diesen, die in städtischen Ämtern Arbeit gefunden hatten – so etwa der junge Polizeiaktuar Ludwig Börne – wurden eiligst abgesetzt. Eine allgemeine Regelung war noch nicht erfolgt, doch bezeugten alle Gesetzesvorschläge der nächsten Zeit, daß der feindliche Geist zurückgekehrt war.
Am 5. September 1814 wandte sich die Frankfurter Judengemeinde um Hilfe an den Leiter des Zentralverwaltungsrates – keinen anderen als den Freiherrn vom Stein. Der Mann, welcher in Preußen die ersten Reformen eingeführt und den Boden für

Hardenberg bereitet hatte, dachte in diesem Punkt anders als sein Nachfolger und dessen Gesandter in Wien. Er liebte weder Juden noch Franzosen, wollte indessen den Frankfurter Bürgern überaus wohl, und erwiderte somit brüsk, »daß ich in Betracht des Verhältnisses der israelitischen Glaubensgenossen in der Stadt, keine Änderung oder nähere Bestimmung über die deshalb in der Konstitution gemachte Festsetzung treffen kann, sondern sie das weitere darüber von der Gerechtigkeit und dem Gemeinsinn der konstitutionellen städtischen Behörden zu gewärtigen haben«. Dieser Gerechtigkeit und diesem Gemeinsinn sich anzuvertrauen, erschien den Juden nicht aussichtsreich. Sie wählten daher zwei Vertreter aus ihrer Mitte, J. J. Gumprecht und Jacob Baruch – den Vater des Dichters Börne –, und schickten sie nach Wien, um durch sie den Schutz des Kongresses zu erflehen.
Ähnlich stand es um die hanseatischen Gemeinden. Im Mai 1814, als die französische Besatzung endgültig aus Hamburg abgezogen war, traten mit den früheren Munizipalgesetzen auch die alten Judenbestimmungen wieder in Kraft. Selbst heimkehrende jüdische Krieger sollten keine besondere Rücksicht genießen. Auf die Bitte ihrer Gemeindevorsteher arbeitete nun der Senat einen Emanzipationsentwurf aus, wonach eine begünstigte Klasse von Großkaufleuten, Gelehrten und Rabbinern die Einbürgerung erlangen, alle anderen, ärmeren Juden aber weiter rechtlos bleiben sollten. Selbst dieser Kompromiß wurde vom Bürgerrat abgelehnt, und so blieb den Hamburgern keine Wahl, als sich ebenfalls nach Wien zu wenden. Ein gleiches geschah in Bremen und Lübeck. In dieser letzteren Stadt aber fand sich ein Protestant, der bereit war, als Bevollmächtigter der Juden der drei Hansestädte vor den Kongreß zu treten.
Dr. Carl August Buchholz war ein begabter junger Mensch, ein später Sproß der Aufklärung und Bewunderer Mendelssohns, dem es eine ehrenvolle Aufgabe schien, sich dieser Sache anzunehmen. Ja, er gedachte, ihr eine weiterreichende Bedeutung zu geben, als sie mit dem Anliegen der Frankfurter verbunden war. Hatten Gumprecht und Baruch, trotz Schwierigkeiten mit den

Behörden, die ihnen anfangs den Aufenthalt in Wien verbieten wollten, ihre Bittschrift dem Kongreß bereits am 10. Oktober vorgelegt, so machte Buchholz seine Eingabe erst am 9. Dezember. Im Gegensatz zu ihnen aber betonte er den Anspruch sämtlicher »israelitischer Gemeinden« Deutschlands auf Gleichberechtigung. Die deutschen Juden hatten ihren Anwalt gefunden!

Wenige Tage nachdem das Gesuch der Frankfurter eingereicht worden war, kam die Frage in anderem Zusammenhang zur Sprache. Dieser wunderliche Wiener Kongreß, der niemals eine Vollversammlung abhielt und vorzugsweise in der Kulisse konspirierte, hatte immerhin zwei engere Ausschüsse eingesetzt. Der eine bestand aus Vertretern der acht Großmächte, die im Mai den Pariser Frieden geschlossen hatten – Österreich, Rußland, Preußen, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden – und war mit der europäischen Neuordnung befaßt. Der andere behandelte die Verfassung des geplanten deutschen Staatenbundes und blieb auf Österreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg beschränkt. Dieses ›Fünfer-Komitee‹ hielt am 14. Oktober seine erste Sitzung ab. Es hatte ein ›Mémoire préparatoire‹ vor sich, das Humboldt im Frühjahr als erste Form einer übereinstimmenden ›Kundmachung an das deutsche Volk‹ ausgearbeitet hatte. Hierin war vorgesehen, daß »jedem Bundesuntertan deutsche Bürgerrechte zugesichert« würden. Man las im zweiten der zwölf Artikel: »Der Zweck dieses Bundes ist die Erhaltung der äußeren Ruhe und Unabhängigkeit und die innere Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Klasse der Nation.« Unter eine dieser Klassen mußten auch die Juden fallen.

Das ›Fünfer-Komitee‹ hatte kaum zu beraten angefangen, als schon ein scharfer Gegensatz in ihm zutage trat. Die Vertreter Bayerns und Württembergs, bisheriger Rheinbundstaaten, wandten sich durchwegs gegen den Verfassungsplan, wie Preußen, unter Zustimmung der beiden anderen antinapoleonischen Mächte, ihn niedergelegt hatte. So beanstandeten sie den zweiten Artikel »in Hinsicht der Juden«, weil diese »in einem Staate nicht gleiche Rechte wie in den übrigen genäßen«. Die Judenfrage war

keineswegs der einzige, und gewiß der nichtigste Stein des Anstoßes zwischen den beiden Gruppen. Doch sie schien unvermeidlich mit den übrigen Meinungsverschiedenheiten verknüpft. Hier wie in allen anderen Punkten vertraten Metternich für Österreich, Hardenberg und Humboldt für Preußen sowie Graf Münster und Graf Ernst Hardenberg für Hannover den Entwurf der ›Bundesakte‹, indes Fürst Wrede für Bayern und Graf Winzingerode für Württemberg sich dagegen wehrten. Die Uneinigkeit in diesem Ausschuß war noch nicht behoben, als ein größerer Konflikt sie zu überschatten begann. Immer mehr hatte nämlich der polnisch-sächsische Konflikt eben jene Mächte entzweit, die hier noch an einem Strange zogen. Als die Lage Mitte November aufs peinlichste zugespitzt war, hob das ›Fünfer-Komitee‹ sich auf und vertagte seine Sitzungen auf unbestimmte Zeit.

Die Frankfurter Abgesandten und Buchholz hatten inzwischen dafür gesorgt, daß die Untertanenrechte der Juden auch gesondert vor den Kongreß gelangten. So nahmen sich denn, da der deutsche Ausschuß zeitweilig ruhte, einzelne Persönlichkeiten ihrer Sache an. Am 4. Januar schrieb der Staatskanzler Hardenberg seinem Gesandten in Hamburg, Grafen Grote, er möge sich in seinem Namen in Hamburg, Bremen und Lübeck für die jüdischen Einwohner verwenden und die Magistrate und Bürgerschaften dieser Städte auffordern, »sich der Einrichtung anzuschließen, die der preußische Staat durch das Edikt vom 11. März 1812 ebenso sehr den Forderungen der Menschlichkeit und dem Bedürfnisse der Zeit, als einem verständigen Regierungssystem angemessen befunden hat«. Stägemann hatte diese Resolution für ihn verfaßt und sich damit die besondere Gunst Fanny von Arnsteins verdient. Ohne Zweifel war aber Humboldt die treibende Kraft gewesen. Der Schüler von Markus Herz und Freund Henriettes war entschlossen, das preußische Emanzipationswerk auf den ganzen deutschen Bund zu übertragen, und scheute selbst den Spott seiner Frau Caroline nicht, die seine Fürsorge übertrieben fand und meinte, man solle die Juden lieber »schrittweise« und ohne »Salti mortali« in den Genuß der Bürgerrechte setzen.

Daß Hardenberg und Humboldt diese Sache verfochten, wunderte niemand. Überraschender war, daß neben Preußen nun auch Österreich seine Stimme für sie erhob. Ja, Metternich selbst, der bei sich zuhause keinen Finger für die Juden rührte, griff jetzt zu ihren Gunsten bei den Hansestädten ein. Am 26. Januar trug der Staatsminister dem kaiserlichen Geschäftsträger in Hamburg, C. L. von Höfer, auf, »in dem Augenblick, wo die jüdischen Glaubensgenossen eine nach liberalen Grundsätzen berechnete Bestimmung ihrer Verhältnisse und Rechte von dem hier versammelten Kongreß zu erwarten berechtigt sind«, bei dem Hamburger Magistrat eine Aufhebung der harten Maßregeln gegen sie zu erwirken. Nun schien es leicht, von anderen Leuten eine Duldung zu fordern, die in solchem Ausmaß im eigenen Gesetz noch nicht verankert war. Hier in Österreich war man nie über Josephs Toleranzedikt hinausgegangen und hatte an die Verleihung von Bürgerrechten an Juden nicht im entferntesten gedacht. Gleichwohl war Metternichs Vorgehen ein Zeichen, daß seine eigene Haltung sich wohltätig von der des Kaisers unterschied.

Nicht zuletzt dem Einfluß seines Bankiers Leopold von Herz war dies zu verdanken. Der Schwestersohn Nathans, dem Fanny in allen ihren Testamenten die Sorge um ihr Begräbnis überließ – an Stelle von Pereira, der ihr immer weniger lieb wurde und auch dem Judentum nicht mehr angehörte – hatte sich seit einer Weile in die Gunst des Staatsministers gesetzt. Niemand anderer als Gentz führte ihn während der Freiheitskriege bei Metternich ein. Bald darauf war Herz, neben den üblichen vier Häusern, die Abwicklung der englischen Subsidien nach der Leipziger Schlacht zugefallen. Ein ebenso gewandter wie leichtlebiger Mann, der gleich seinem Onkel an allen adeligen Spieltischen willkommen war und einmal in Baden an Wenzel Liechtenstein und den Grafen Schulenburg sechzigtausend Gulden verloren hatte, übernahm er nunmehr bei den beiden Staatsmännern eine Vertrauensstellung. Gentz ließ sich von ihm bestechen. Und Metternich, der Fannys Salon nicht besuchte, obgleich sein Vater es häufig tat, ging so weit, mit Wellington – der in Wien eingetroffen war,

um Castlereagh abzulösen – sogleich nach dessen Ankunft bei Leopold von Herz zu dinieren. Wenige Tage vorher hatte er Höfer die Demarche in Hamburg anbefohlen. Beide erstaunlichen Vorfälle waren nicht ohne Zusammenhang.

Die Hansestädte beeilten sich nicht mit der Antwort, die im Falle Hamburgs und Lübecks ausweichend, aber freundlich, im Falle Bremens ablehnend war. Inzwischen hatte Buchholz dem Kongreß eine zweite Denkschrift vorgelegt, in der er dogmatisch-aufklärerische, historische und politische Gründe für eine allgemeine Befreiung der deutschen Juden geltend machte. Sie endete: »Deutsche Regenten und Staatsmänner dieser großen und merkwürdigen Zeit! Die Augen der Zeitwelt begleiten Eure Schritte, und die Nachwelt wird richten!« Im Laufe des Februar überreicht, hätte sie einem neu zusammengetretenen ›Fünfer-Komitee‹ sehr wohl als Antrieb dienen können, die Sache der Juden in einem wohlwollenderen Licht zu sehen. Doch das Komitee blieb weiter vertagt, wenn auch nicht auf Grund des polnisch-sächsischen Konfliktes. Diese Frage war, nachdem Österreich sich mit den Briten und Franzosen heimlich verbündet hatte und der Zar von den Preußen abgerückt war, bereits am 8. Februar bereinigt worden. Rußland erhielt den größten Teil des Herzogtums Warschau. Preußen fielen nur zwei Fünftel des verlangten Königreiches Sachsen zu, dafür aber gewisse Landstriche in Polen, Westfalen und am Nordrhein. Humboldt und Hardenberg fühlten sich übervorteilt; ihre Gegner fanden, sie hätten immer noch zu viel geschluckt. Auf jeden Fall war der neu entfachte Groll zwischen Preußen und Österreich für die nächsten Jahrzehnte wieder begraben.

Was jetzt die Beratungen über die Bundesakte wie jedes andere Geschäft des Kongresses aufhielt, war ein Ereignis, dessen plötzlicher und gewaltsamer Hereinbruch einer Naturkatastrophe glich. Am 1. März war Napoleon in Fréjus gelandet, und sechs Tage später drang die Nachricht nach Wien.

Der österreichische Hof und seine hohen Gäste hatten immerhin die Kraft, am Abend des 7. März einem Haustheater im Redoutensaal beizuwohnen. Auch Gentz war geladen. »Assisté à un assez ennuyeux spectacle; vu sortir tous les souverains, et bien accueilli par tous«, vermerkte er in seinem Tagebuch. Talleyrand schien weniger gefaßt. »Er fand die Sache unbedeutend, doch leuchtete die Angst heraus«, beobachtete Erzherzog Johann. Bald verging auch den übrigen Ministern und Monarchen das Gähnen und Achselzucken. Napoleons rascher Vormarsch, sein Einzug – dreizehn Tage später – in Paris, lösten auf dem Kongreß steigende Verwirrung, ja zeitweilig sogar Panik aus.

Gentz fand, er habe gleich gesagt, daß die Bourbonen kein Bollwerk gegen diesen Mann darstellten. Kaiser Franz, mit österreichischer Resignation, meinte zum Prinzen August von Preußen: »Wenn die Franzosen den Napoleon wollen, so muß man ihn ihnen halt lassen.« Selbst der Zar war schwankend und schien einen Augenblick lang bereit, den Empereur anzuerkennen, falls die französische Nation wirklich auf ihm bestünde: »Man kann sich nicht einer ganzen Nation widersetzen.« Dies zu Marie-Louise in Schönbrunn, die ihr einfältiges Herz soeben mit Mühe von ihrem Gatten losgerissen und Neipperg zugewandt hatte! Metternich und Wellington, von den Preußen nicht zu reden, waren desto fester entschlossen, den ›Störenfried‹, ›Wüterich‹ und ›Bösewicht‹ so rasch als möglich zu verjagen – sie wußten freilich noch nicht wie.

Waren die Wiener, der Kongreßfreuden müde, durch die neue Entwicklung weniger erschreckt als angenehm prickelnd erregt, so herrschte zumindest in einem Hause tiefe Trübsal. Eben hatte man noch, bei einem neuerlichen Wachsfigurenkabinett, Wellington und Sidney Smith, Eugène de Beauharnais, dessen Sekretär Méjean und den alten Metternich nebst der üblichen Festversammlung von zweihundert Personen bewirtet, hatte sich mit Behagen von Pozzo di Borgo erzählen lassen, wie es ihm und seinem Jugendfreund Bonaparte in ihren frühen korsischen Tagen ergangen war – da spukte jenes schon historisch gewordene Ge-

spenst bereits wieder am hellichten Tage! Fanny, für die Napoleon sich zu einem persönlichen Widersacher, gleichsam zu ihrem eigenen leiblichen Beelzebub verdichtet hatte, schwebte in einem Zustand der Zerrüttung. »Die Frau von Arnstein ist sich nicht mehr ähnlich«, berichtete Stägemann, »so haben diese letzten acht Tage sie heruntergebracht: der Ärger und der Ingrimm.« Und Rahel Varnhagen, die den Winter in Wien recht griesgrämig und rheumatisch, von den großen, gedrängten Soiréen bei Arnsteins abgestoßen und durch ihres alten Freundes Gentz nachlässige Behandlung aigriert, zugebracht hatte, mußte jetzt immerfort zu Fanny laufen, die »mehr als außer sich ist über dies Ereignis« und »sehr meiner Gesellschaft bedarf«.

Als Ende März Bonapartes Ankunft in Paris ruchbar wurde, sank die Stimmung am Hohen Markt auf ihren niedrigsten Stand. Wenige Tage vorher hatten die vier Hauptmächte ein neuerliches Waffenbündnis geschlossen. Dennoch äußerte sich, wie laut wurde, Beauharnais bei der Bagration, »er sähe nicht ein, warum die vereinten Mächte nicht ihren Frieden mit Napoleon machten; wenn er sich jetzt mit Frankreich, wie es sei, begnügen wollte, verstünde man sich gewiß mit Leichtigkeit«. Beauharnais' Sekretär Méjean, so meldete ein Geheimagent – vermutlich Carpani – am 31. März dem Polizeiminister Hager, »sagt noch viel Schlimmeres. Bei Frau von Arnstein hat vorgestern vor einer Menge von Leuten ein Auftritt stattgefunden, dem unter anderen der General Degenfeld, der Graf Scherr und die Damen de Bruce und Fossati beiwohnten. Die Sache wurde mir wie folgt von Frau von Eskeles und dem Abbé Rauen (!) erzählt, die sie eben aus dem Munde Frau von Arnsteins vernommen hatten:

Frau von Arnstein spricht schonungslos über Bonaparte und ist wütend über das, was sich soeben ereignet hat. Nachdem sie M. und Mme. Méjean erst mit Liebenswürdigkeiten überhäuft hat, sagt sie zu Méjean, der kaum Zeit hatte, sich zu setzen: ›Nun, Monsieur, schämen Sie sich nicht, Franzose zu sein, nach allem, was jetzt geschehen ist? Und diese Verräter Ney und Suchet!‹ Méjean erwidert ihr, daß er sich immer glücklich geschätzt habe,

Franzose zu sein, daß er aber jetzt Frankreich, welches sich für seinen Kaiser erklärt habe, noch höher achte, ganz wie die tapferen Marschälle, die ihrem Kaiser immer treu geblieben seien.
Frau von Arnstein sagt ihm: ›Sie erröten also nicht, wenn Sie diese Wortbrüchigen ehren?‹ Und sie fügt hinzu, was immer ihr der Zorn an heftigen Worten eingibt.
Mme. Méjean sagt daraufhin zu Frau von Arnstein auf deutsch, daß ihr Mann das nicht so gemeint habe, sondern im Gegenteil jene schätze, die ihr Wort halten, usw. So versucht sie, die Sache wieder gut zu machen, indem sie zugleich ihrem Mann ein Zeichen gibt, damit aufzuhören.
Frau von Arnstein erwidert auf französisch: ›Nein Madame, Sie irren sich. Ich habe genau verstanden, was er sagte... Wollen Sie den Beweis? Nun, Monsieur, wiederholen Sie Ihre Worte, wenn Sie den Mut dazu haben!‹
Ohne zu zögern, wiederholt Méjean seine Behauptung, und alles ist entrüstet über die Unverfrorenheit, welche dieser Franzose, der hier ankam, wohlgelitten wurde und sich sogar in Wien verheiratete, nach der ihm keineswegs unbekannten Erklärung des Kongresses nun an den Tag legt.
Frau von Arnstein war durch all das so gereizt und aus der Fassung gebracht, daß sie einen Nervenzusammenbruch hatte, nachts nicht schlafen konnte und immer noch krank ist. Sie rächte sich freilich auf der Stelle. Nach dem Ende dieses Auftritts unterhielten sich der General Degenfeld und andere Militärpersonen über die Bewegungen der österreichischen Truppen. Die beiden Méjean waren noch anwesend. Frau von Arnstein, die es von weitem hörte, hob die Stimme und sagte: ›Meine Herren Militäre, Sie tun übel daran, hier von diesen Dingen zu reden. Man muß sich umsehen, ob man unter verläßlichen Leuten ist.‹ Méjean schluckte die Pille, ohne ein Wort zu sagen.«
Dieser Auftritt bei Fanny schien dem Polizeiminister Hager überaus geeignet, um dem Zaren über dessen Günstling Beauharnais die Augen zu öffnen. Er teilte also den Geheimbericht dem Kaiser mit und fügte hinzu, seiner Ansicht nach sollte man diesen auch

Alexander von Rußland zur Kenntnis bringen, »um ihn über die Geisteshaltung und die Gesinnungen der Umgebung des Fürsten Eugène aufzuklären.« Ob dies geschah, ist nicht bekannt, doch verließ Beauharnais wenige Tage darauf mit seinem Schwiegervater, dem König von Bayern, das Land. Fanny aber mußte in ihrem Haus noch erleben, daß ein preußischer Staatsrat, Jordan, sich für eine Regentschaft des kleinen Königs von Rom in Frankreich aussprach. Zank, Streit, Unfrieden auf allen Seiten! Kein Wunder, daß Rahel Anfang April an ihren Bruder schrieb: »Gestern aß ich sehr gut bei der Arnstein. Aber kein anderes Wort, als den geschimpft, Armee, Murat, Franzosen usw. Mir ein Gräuel!«

Nicht ohne Betrübnis stellt man fest, daß Fannys Bild, dem ihre frühen Zeitgenossen so viele Züge von Anmut, Geist und Liebenswürdigkeit verliehen, sich zunehmend verschärft, verhärtet, ja verdunkelt hat. War sie wirklich jene scharfzüngige Xanthippe, jenes unbeherrschte Nervenbündel, jene unnachgiebige Feindin, als die sie uns jetzt erscheint? Man will es weder hoffen, noch braucht man es zu glauben. Wäre sie zu all dem geworden, ihr Salon hätte sich bald geleert! Hardenberg hätte nicht darauf bestanden, auch in den arbeitsreichsten Stunden »de venir passer un instant chez la Fanny«, wie er dies etwa auf der Höhe der Sachsen-Krise Capo d'Istria gegenüber tat. Varnhagen hätte ihr niemals nachgesagt, daß sie auch zur Kongreßzeit »die unermüdete, lebenssprühende, alle Verhältnisse umfassende und zweckmäßig fortbildende Wirtin machte«.
Ein menschliches Dasein aus zufälligen Zeugnissen wiederherzustellen, ist voller Gefahr. Und wenn in jenen bewegten ›hundert Tagen‹ der Heißsporn, zu dem Fanny neigte, auf allerlei unhübsche Weise zutage trat, so will dies nicht sagen, sie habe während dieser Zeit nichts als Unmut und Übellaune gezeigt. Mitten in der ersten Erregung über Napoleons Wiederkehr konnte am 12. März Rahel Varnhagen ihrem Bruder schreiben: »So habe ich

mich gestern Abend in einer gewöhnlichen Soirée bei Arnsteins recht gut amusiert; mit Frau von Arnstein, mit einer guten Französin, mit Frau von Ephr., mit manchem Sehen und Hören, und bei Tische lachten wir!«

Fannys ewig bewegtes, niemals ruhendes Gemüt war freilich durch die jüngsten Ereignisse so aufgewühlt, daß sie, als die Judenfrage endlich wieder auf dem Kongreß zur Sprache kam, nicht mehr allzuviel Teilnahme daran bezeugen konnte. Zu Anfang Januar war »die Baronin A.« noch, wie der Vertreter Bremens in Wien, Senator Smidt, nach Hause berichtete, »gleich weyland Esther zu Ahasverus, selbst zu hohen Personen gegangen, um namentlich für die hanseatische Judenschaft die höchste Interzession anzuflehen«. Dennoch mochte ihr persönliches Eintreten diesmal weniger nötig sein als zur Zeit, da sie aus demselben Anlaß vor Kaiser Joseph erschienen war. Die Dinge waren, so mußte sie denken, in guter Hand. Buchholz, der bei ihr und Cäcilie aus und ein ging, hatte guten Eindruck gemacht. Hardenberg und Humboldt waren gleich Metternich gewillt, eine befriedigende Lösung in der Bundesakte durchzusetzen. Bernhard Eskeles und selbst ihr eigener Mann, der sich sonst so ungern in öffentliche Dinge mischte, bereiteten eine gesonderte Eingabe in Sachen der österreichischen Juden vor. Aus Prag waren zwei einflußreiche Glaubensbrüder gekommen, um diese zu unterstützen. Kurz, es stand nichts mehr im Weg, um aus der Stadt auf den Braunhirschengrund zu ziehen. Garten, Kuhstall, Taubenhof und frühlinghafte Landluft befreiten wohl am raschesten vom parfümierten Gespensterhauch der Salondiplomatie!

Der Kongreß indessen, dessen Geschäfte durch die Landung und den siegreichen Vormarsch Napoleons erst einmal lahmgelegt worden waren, eilte jetzt zum Abschluß seiner Tätigkeit. Die verbündete Armee stand im Felde – mehr konnte gegen den lästigen Revenant nicht geschehen. Gleichwohl drängte es Staatsmänner und Landesfürsten, ihren Wiener Aufenthalt abzukürzen und in diesen entscheidenden Wochen wieder daheim zu sein. So wurden alle noch bestehenden Konflikte, darunter jener

der deutschen Bundesakte, aus der Welt zu schaffen gesucht. Bereits am 24. April unterzeichnete das ›Fünfer-Komitee‹ einen vorläufigen Vertrag, über den jedoch noch heftig weiter verhandelt wurde. Zwei Wochen früher war eine Bittschrift der ›Österreichischen Judengemeinden an Kaiser Franz I.‹ erfolgt, die »im Namen der jüdischen Glaubensgenossen zu Wien« von Nathan Freiherrn von Arnstein, Bernhard Ritter von Eskeles und Leopold Edlem von Herz eingereicht wurde, indes für die Juden von Böhmen Simon Edler von Lämel und für ihre mährischen Glaubensbrüder Herr Lazar Auspitz unterschrieb.

Im Jahr 1797 – demselben, in welchem er Arnstein, Eskeles und Herz den Adel verlieh – hatte Kaiser Franz in einem böhmischen Edikt sein Bestreben kundgetan, den Unterschied der Gesetzgebung zwischen Christen und Juden aufzuheben. Seither war nichts geschehen. Aber man konnte immerhin Bezug darauf nehmen. Wenn es dem Kaiser damals an Beweisen für den Anspruch der Juden auf bessere Behandlung gebrach, so glaubten die fünf Bittsteller diese jetzt hinreichend liefern zu können:

»Allergnädigster Kaiser und Herr!

Die israelitischen Glaubensgenossen haben Ew. Majestät Erwartungen Genüge geleistet. Ihre Fähigkeiten zu allen nützlichen Gewerben ist durch Tatsachen erwiesen, die zahlreichen Werkstätten ihres Fleißes in mehreren Provinzen der Monarchie, ihre ausgebreiteten Fabriksanlagen, der Umfang ihrer auswärtigen Handelsverbindungen, lassen über den Gebrauch, den sie unter liberalen und gleichförmigen Gesetzen von ihren Kräften und Capitalien machen würden, keinen Zweifel übrig; an Diensten, die sie dem Staat, in allen Fächern, wo man ihre Mitwirkung verlangte, oder auch nur gestattete, geleistet, an Opfern aller Art, die sie dem allgemeinen Wohl dargebracht, an Vaterlandsliebe und treuer Anhänglichkeit an ihren geliebten Monarchen, haben sie es, im Verhältnisse ihrer Anzahl, auch ihres Vermögens, ihren christlichen Mitbürgern wenigstens gleichgethan. Das grundlose Vorurtheil, daß sie zum Militärdienst nicht tauglich wären, haben sie durch die Tat widerlegt, dem Ruf ihres Bundes-

herren überall getreu, haben sie in den letzten schweren Kriegen auch ihre Personen und ihr Leben bereitwillig hingegeben und wie andre gute Bürger, für die Sicherheit und Ehre des gemeinschaftlichen Vaterlandes, in der frommen Erwartung, daß es sie endlich nicht mehr als Stiefkinder behandeln würde, ihr Blut vergossen... Wir haben jede Probe bestanden; und wenn uns heute noch eine demütigende Scheidewand von andern Staatsbürgern absondert, so besteht diese nur in veralteten Meynungen, oder blinder und grundloser Furcht vor einer dem kleinlichen Privatinteresse gefährlich scheinenden, für das ganze offenbar wohlthätigen Concurrenz; in Ew. Majestät großer Seele ist diese Scheidewand längst darnieder gerissen.«

Um das Schicksal der österreichischen Juden nicht auf Gedeih und Verderb an jene allgemeine Entschließung zu ketten, die von den Verfassern der deutschen Bundesakte zu erwarten war, legten die Unterzeichneten dem Kaiser eine zweifache Bitte vor. Es würde sie zwar, so schrieben sie, »die Verbesserung des Schicksals unserer sämtlichen Glaubensgenossen in Deutschland in jedem Fall mit der lebhaftesten Freude erfüllen«. Sie hofften also, die Beschlüsse des Kongresses »durch Ew. Majestät mächtigen Einfluß und jene edlen, menschenfreundlichen Gesinnungen, die Allerhöchst dieselben jederzeit in Schutz genommen haben, geleitet und zu einem glücklichen Ausgang befördert zu sehen«. Sollte hingegen die Kürze der Zeit oder der Drang der Geschäfte eine Beratung der Judenfrage beim Kongreß vereiteln, »so geruhen Ew. Majestät dennoch in der Fülle Ihrer landesväterlichen Huld ein Gnädiges Auge auf unsere Wünsche und Bedürfnisse zu richten, und das große Wort, welches uns auf immer beglücken und erheben soll, auszusprechen«.

Nicht die volle und ganze Einbürgerung wagten die Bittsteller freilich zu fordern. Soviel Huld erwarteten sie von Seiner Majestät großer Seele nicht. Sie flehten allein um einen neuen Entscheid, irgendein allerhöchstes Zeichen, daß eine Gleichheit vor dem Recht grundsätzlich anerkannt sei: »Wir würden uns glücklich genug preisen, wenn nur die erhabene Verheißung vom

Jahre 1797 endlich in Erfüllung ginge, wenn nur der allgemeine Grundsatz, der die Israeliten allen übrigen Glaubensgenossen in Rücksicht auf Erwerbs-, Gewerbs- und Besitz-Rechte, gleichstellte, von Ew. Majestät als Gesetz proclamirt wäre.«

Dies, und mehr nicht! Auch von Metternich, der immerhin bei Leopold von Herz dinierte und bei dem jene Scheidewand demnach bereits darnieder gerissen war, hatten die fünf Männer nichts weiter zu fordern als seine »entscheidende Stimme und vielvermögende Fürsprache« mit Hinsicht auf ein neues österreichisches Gesetz. Selbst diese Fürsprache aber meinten sie noch auf andere Weise beeinflussen zu müssen, und zwar mit Hilfe des käuflichen Mitarbeiters Metternichs, des Hofrats von Gentz. Zu diesem Freunde Rahels und Bewunderer des »wahrhaft geistreichen« und »unendlich belustigenden« Grattenauer hatte sich bereits am 19. März der Bankier Simon von Lämel begeben und ihn mit der Arbeit »dans l'affaire des juifs« betraut.

»Dem vortrefflichen Lämelschen Hause in Prag«, hatte Goethe 1812 an Cäcilie Eskeles geschrieben, »bin ich in diesem Sommer ein großer Schuldner geworden. Dürfte ich bitten mich gelegentlich demselben vielmals zu empfehlen und meine unverbrüchliche Dankbarkeit demselben zu verbürgen.« Nicht weniger Grund sollte Gentz am Ende des Kongresses haben, dem Edlen von Lämel dankbar zu sein. Denn immer wieder in den nächsten Wochen verzeichnet er Besuche von diesem, »arrivé de Prague pour pousser la fameuse affaire des juifs«, und schon am 13. April vermag er in sein Tagebuch zu schreiben: »Lämel de Prague qui m'a fait un beau présent pour la mémoire en faveur des juifs.« Buchholz sah er ebenfalls häufig, ja zuweilen fast täglich, wenn diesem braven Mann auch der Grund seines besonderen Interesses für die Sache der Juden verborgen geblieben sein mag. Überdies dinierte er selbst einmal ostentativ mit drei Prinzen von Rohan, allen möglichen Grafen und Jakob Bartholdy – »einem der scheußlichsten dieser verworfnen Brut« – bei Leopold von Herz. Und als am 18. Juni, »après beaucoup de négociations, Lämel se charga du payement des autres 2000 Ducats, que

m'a valu l'affaire des juifs«, hatte Gentz für seine Verwendung in ihrem Sinn fast viermal so viel eingesteckt als jene elfhundert Dukaten, die ihm sowohl die Russen wie die Preußen als ›Cadeau‹ zum Abschied gaben. Er hatte sicherlich viel geredet, aber nichts erreicht. Denn jene ›Immediateingabe‹ der fünf österreichischen Juden blieb unbeantwortet liegen; der Kongreß verwies nach einem ungünstig abgefaßten Provisorium die Entscheidung in der Judenfrage an den Frankfurter Bundestag.

Selbst dieses Ergebnis war erst nach heftigem Widerstreit zustande gekommen. Zunächst hatten die Vertreter der Hansestädte und des inzwischen zur ›Freien Stadt‹ gewordenen Frankfurt eine gesonderte Behandlung ihrer Judengemeinden zu verhindern gewußt. Dem nach Wien entsandten Bremer Senator Smidt – einem Freunde des Freiherrn vom Stein – war es Ende März geglückt, durch eine scheinbar liberal gehaltene Denkschrift sowohl Metternich als auch die Preußen davon zu überzeugen, daß ihre Demarche im Januar voreilig und unnötig gewesen sei. Als dann am 23. Mai die Beratungen über die Bundesakte weitergingen, wobei das ursprüngliche ›Fünfer-Komitee‹ um zehn Delegierte anderer deutscher Staaten vermehrt worden war, hatte sich zu den Judengegnern Wrede und Winzingerode eine neue Schar hinzugesellt. Senator Smidt war ebenfalls erschienen. Er war es, der später über die Verlesung des Verfassungsentwurfs berichten sollte, es hätten, »wie der Punkt wegen der Juden vorkam«, erst der Graf Rechberg und dann fast alle anderen unaufhaltsam gelacht.

Humboldt war freilich entschlossen, nicht nachzugeben, wie schlimm auch die Stimmung geworden sei. Am 4. Juni schrieb er seiner Frau über den Anspruch der Juden auf bürgerliche Rechte in Deutschland: »Ich bin dieser Sache immer geneigt gewesen. Ich weiß zwar, daß du anders denkst, süßes Herz, aber ich habe viel in verschiedenen Zeiten darüber nachgedacht und bleibe meiner alten Meinung treu. Es ist überdies eine Jugendidee bei mir, denn Alexander und ich wurden noch wie wir Kinder waren, für Schutzwehre des Judentums gehalten.« Übrigens sei »ein alter

Mann aus Prag, dessen Wesen mir ganz gut gefiel, da er nicht zu den neumodischen Juden gehört«, ein paar Mal zu ihm gekommen, um ihm die Angelegenheit zu empfehlen. »Ich machte nun einen Artikel meiner Überzeugung nach ... Metternich, Wessenberg, Hardenberg und ich hielten die Sache wie wir konnten. Rechberg, Darmstadt-Hessen, die Hansestädte waren vorzüglich dagegen. Es kam in zwei Sitzungen vor, Metternich gab seiner Sitte nach die Sache fast auf, aber ich hielt sie, gab ihr neue Wendungen und machte sie doch unschädlich, so daß ich sie nur auf die künftige Bundesversammlung verwies, aber die schon erworbenen Rechte der Juden erhielt. Es wurde sehr viel von der Sache gesprochen, jeder weiß, daß ich nur den Artikel gemacht und durchgesetzt habe.«

Humboldt hatte es gut mit den Juden gemeint und einen Passus entworfen, den er für unangreifbar halten mußte. Er lautete: »Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sey, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten werde gesichert werden können; jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin, die denselben in den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten.«

Am 1. Juni war dieser Artikel nach langer Debatte angenommen worden. Vier Tage darauf trat Metternich im Namen seines Hofes dem deutschen Bunde bei. Am 8. Juni endlich sollte der Bundesakte ihre endgültige Form gegeben werden. Und nun, in letzter Minute, am Vorabend des Kongreßbeschlusses, überlistete man rasch noch die Juden – und dies auf eine Art, welche nur mit den ausgeklügelten Haarspaltereien sophistischer Kasuistik vergleichbar ist. Auf Senator Smidts Vorschlag änderte man ein einziges Wort des von Humboldt abgefaßten Artikels. Jetzt hieß es: »jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin, die denselben *von* den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten«. Damit war jener Status quo, der bis zur Entschei-

dung des Bundestages weiter herrschen sollte, als Zustand der Länder *vor* dem napoleonischen Einmarsch festgelegt. Die Errungenschaften der Emanzipation waren in den Wind geschlagen, die alte Unfreiheit war damit bestätigt, ja neu in Kraft gesetzt.
Den Juden mochte diese Erkenntnis nicht sogleich aufgedämmert sein. Lämel, der Humboldt, nachdem dieser ihre Sache verfochten hatte, ein Cadeau von derselben Höhe wie das Gentzens anbot, war sich darüber gewiß nicht klar. Auch Humboldt selbst, der die drei Smaragdringe im Wert von viertausend Dukaten höflich ablehnte, begriff es wohl nicht gleich. »Ich in mir«, schrieb er Caroline, »kenne nichts so Unedles, in Geschäften nicht rein und lauter wie Gold zu sein.« Ein so ehrenhaftes Gemüt vermochte auch die Schliche spitzfindigerer Gegner nicht zu durchschauen.
Überdies blieb ihm keine Zeit, die Folgen jener Abänderung durchzudenken. Die ganze Bundesakte befriedigte die Preußen nicht, doch mußten sie sich wohl oder übel in die Lage fügen. Der Kongreß strebte auseinander. Am 30. Mai waren die Souveräne abgereist. Jetzt hielt es auch ihre Bevollmächtigten nicht länger. Am 9. Juni wurden in der Staatskanzlei die eilig fertiggestellten Akten paraphiert, zwei Tage später elf weitere Artikel angenommen, und am 26. desselben Monats, nachdem alle großen Staatsmänner sich bereits entfernt hatten, von den verbliebenen Kongreßkanzleien die letzten Unterschriften darauf gesetzt.
Um diese Zeit war die Schlacht von Belle Alliance bereits geschlagen. Man atmete auf, wo immer man saß – Gentz in der Vorstadt Weinhaus, die Preußen wieder in Berlin, Fanny und ihre Familie in Baden. Der Spuk war vorbei. Jetzt gedachte ganz Europa einen langen Schlaf zu tun; denn dieser letzten Jahre Qual war groß gewesen.

ELFTES KAPITEL

Das Haus des Vaters

Am Morgen nach dem Ende des Kongresses begann das Biedermeier in Österreich.
Die Welt des Rokoko, die noch einmal geisterhaft Urständ gehalten hatte, das altertümelnde Empire mit seinem universalen Anspruch waren über Nacht versunken. Ein neues Zeitalter stieg auf – verspielt, verträumt, nach innen gekehrt, den Blick nicht weiter als auf den vertrautesten Umkreis gerichtet. Das große Geschehen war zu Ende; jetzt gewannen die kleinen Dinge wieder an Wichtigkeit. Alles lockerte, löste, vereinfachte sich. Was streng und herausfordernd dreingesehen hatte, nahm friedfertige Züge an. Das starre Mobiliar der napoleonischen Ära mit seinen kannelierten Säulen, seinen Lorbeerkränzen und Rutenbündeln wurde weich und anschmiegsam. Statt der gekreuzten Schwerter zierte eine Leier den Kirschholzstuhl. Auch die Mode änderte sich mit einem Schlage. Jene engen, flachen, fließenden Gewänder, die man noch zu Beginn des Kongresses getragen hatte, blähten, bauschten und ›bouillonierten‹ sich, wurden duftig und wehend, behängt mit Schärpen und Draperien. Die vernünftelnde Hetäre wandelte sich zur anmutsvollen Unschuld. Ihr Haar, das eben noch in griechischen Knoten und Gewinden um den Kopf geschlungen war, fiel in schmachtenden Ringellocken herab.
Ein letzter euphorischer Glanz war auf den Schlittagen und Karussells, den Illuminationen und Pirutschaden gelegen, die Kaiser Franz für seine hohen Gäste veranstaltet hatte. Nun wich das Schaugepränge dem Idyll. Dem Ruf der Romantiker folgend, begab man sich in die Natur, doch es war weder die gekünstelte Parklandschaft des Rokoko noch das heroische Hochgebirge der Stürmer und Dränger, wonach es die Menschen verlangte. Ihre Natur war verniedlicht und verharmlost, eine Folge lieblicher

Veduten aus nicht allzu hohen Hügeln, nicht allzu tiefen Tälern, nicht allzu reißenden Flüssen und Wasserfällen, deren Wildheit sich mählich in stillen Bächen und grünen Weihern verlor. Sie fand sich nirgends so reichlich wie an den Hängen des Wienerwaldes, nirgends so gefällig durchsiedelt von Villen, Landhäusern und Kuranlagen wie in der Umgebung der Heilquelle Baden bei Wien.

»Nach Tische«, schrieb Rahel Varnhagen am Montag den 19. Juni in ihr Tagebuch, »nach dem göttlichen, zu wenig berühmten Helenen-Thal. Durch lauter bebaute, äußerst angenehme Gartenanlagen, Landbesitzungen, Osterieen, und Dorfhäuser, kein wüster Fleck bis hin; das Ganze nahgelegen, der kleinen Schwechat entlang. Felsen zur Linken; gegen Abend zu. Ich fuhr mit Mesd. de Prie, Arnstein und Mariane; ein anderer Wagen folgte. Frau von Arnstein nahm einen Mann mit einem Dudelsack, der im Thale vor ihr auf dem Steinen-Steg vorschritt. Besät waren die schönen bequemen Gänge aufwärts und im Ebenen mit artigen bunten Spaziergängern, deren Wagen an einem Einbug des Wassers und Felsens hielten. Heerden gingen unter der Brükke durch den steinigen Fluß, Ziegen klimmten oben auf den Höhen, die Sonne flammte, dunkel und hell über Baumlaub, Sträuchern, Gras, Felsen, Berge. Mädchen sangen komische Lieder zu Harfen. Frau von Ephraim war außer sich, mich das alles sehen zu lassen. Herr von Veyder sehr lustig. Ich ging etwas. Wir fuhren nach Hause; gingen noch in den Park in schönem Mond; speisten, und zu Bette.«

Tags zuvor war in Belgien, nahe dem Wirtshaus Belle Alliance bei Waterloo, Napoleon zum letzten Male geschlagen worden. Hier, zwei Wagenstunden von Wien, schienen er und sein Schicksal zeitlich so weit entfernt wie im Raum. Hier war das neunzehnte Jahrhundert eingezogen, wandelte auf waldigen Pfaden hinter dem Dudelsack einher, saß am Bachesrand und blickte in den milden melancholischen Mond. Seine Feste wurden in Dorfschenken gefeiert, bei einem Glas Wein, im kühlenden Abendhauch, der vom Fluß heraufdrang und durch die Baumkronen

strich. Seine Unglücksfälle ereigneten sich, wenn eine neue Eisenbrücke über die Schwechat bei der Einweihung zusammenbrach, nachdem der Erzherzog Johann und ehe die Kaiserin sie überschritten hatte. Es waren Alltagsfreuden und Alltagsleiden, und sie hatten ein bürgerliches, ein menschliches und nicht mehr überlebensgroßes Maß.

Das kleine Baden war der rechte Ort, um den Übergang in das biedermeierliche Wohlbehagen zu finden. Fanny hatte ihren Hofstaat vom Braunhirschengrund hierher verlegt, und Rahel war nach ihres Mannes Abreise mit »Jettchen Pereira, die ich sehr liebe«, ebenfalls zu Gast gekommen. Sie blieb fast zwei Monate in dem weitläufigen, einstöckigen Sommerhaus, das an den heutigen Schloßpark grenzte, und fühlte sich wohler denn je in der schönen Landschaft und zwanglos freundlichen Geselligkeit. »Ich werde sehr gut hier leben«, schrieb sie gleich zu Anfang Varnhagen, »wohne gleicher Erde, bequem.« Henriette und Marianne Saaling, die Ephraim mit ihrer Tochter waren ebenfalls im Hause untergebracht. Man war ständig mit einer Marquise de Prie, der Baronin Münk – die das Kasperle-Lied vom ›Tadedel‹ so komisch zu singen wußte –, dem lustigen Oberstleutnant von Veyder, dem Grafen Keller und der Gräfin Dietrichstein bei Tisch oder auf Lustfahrten vereint. Zuweilen kamen noch Nachzügler der Kongreßzeit, Herren wie der preußische General Wolzogen, der neapolitanische Herzog Serra-Caprola oder der spanische Marquis Marialva, Mariannes Bewunderer und späterer Bräutigam. Sonst aber sah man nur langjährige Freunde und Weggefährten, den engsten Zirkel, in welchem eine familiäre Gemütlichkeit noch möglich war.

Man besuchte den Grafen Fries in seinem Landhaus zu Vöslau und den alten Baron Braun in seinem berühmten Schloß Schönau. »Ein Göttergarten, den Könige und Kaiser besehen«, berichtete Rahel ihrer Schwägerin in Berlin. »Die Wirthe zeigten ihn uns. So ist rings die Gegend, und die Besitzer lauter Freunde und Gäste

von Arnstein's. Ein Tempel der Nacht ist in Felsenlabyrinthen, mit Mond und Sterne drin; Altare, Königin der Nacht und eine Harmonikaorgel, wo Salieri etwas sehr Schönes zu komponiert hat. Da liegt ein großes Buch auf einem Altar, da schreiben Braun's Gäste ein. Die Kaiser, die Prinzen, die Gelehrten, Alle. Ich schrieb: ›Ein Wort von Goethe! Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!‹ Das Datum und darunter: ›Noch dazu!‹ Wegen unserer Schlacht.« Denn inzwischen war die Kunde von Belle Alliance bis Baden gedrungen, und man fand sie vor, als man von einer Fahrt nach St. Helena, im Sturmwind, in's Haus zurückkam. »Wir trafen ganz Wien in Helena« – der prophetisch genannte Ort lag in jenem Tale, das der Rahel ebenfalls göttlich erschienen war. »Gottlob«, schrieb sie über den Ausgang der Schlacht, »daß es nicht das Gegenteil ist! Aber wie schrecklich in unwillkürlichen, halb gelogenen Zuständen, die mir jede Faser erschütterten, fühlte ich den ganzen vorigen Krieg.«

Es war das letzte Mal, daß man von der Erinnerung an das Gewesene in allen Fasern erschüttert wurde. Im Oktober verschwand der Revenant endgültig auf der Insel, die den Namen des niederösterreichischen Ortes trug. In Baden aber dachte man bereits im Juli nicht mehr an ihn. Das Wetter war wechselnd schön und wolkig; es gab ein geruhsameres Thema für Gespräche ab: »Regenschauer, Wind, lange Diskussionen über das Ausgehen, endlich mit den Damen Arnstein, Münk und Ephraim nach Leesdorf. Die Arnstein große Furcht: Regenbogen, schönes Sonnenspiel, Korn, Klee, Wein«, heißt es in Rahels Tagebuch. Man besah sich die Burg Rauheneck: »Weite, weite Aussicht: viele Horizonte hintereinander. Das wunderbarste Lichtspiel: auf den Ruinen, Bäumen, Thälern, Korn, Grasecken. Schafe, Glocken, Stille; Freundlichkeit und Annehmlichkeit, Unbefangenheit und Scherz. Zu Hause General Wolzogen, der mir erzählte, wie er dem Kaiser Alexander den gefangenen Vandamme abgeliefert hatte. Frau von Jäger, die sang und Guitarre spielte, Frau von Münk auch.«

Idyll über Idyll! Rahel, die Wien so wenig schön gefunden hatte wie Nicolai, wie anfangs Gentz, wie alle an weitläufige Prospekte

und frische märkische Luft gewöhnten Berliner, der durch ihr Husten und Gliederreißen die ganze glänzende Geselligkeit des vergangenen Winters verleidet worden war – Rahel vermochte das Landleben in Baden nicht genug zu loben. Sie war ungemein froh, »dies alles hier auf so eine heitere bequeme Art zu genießen«. Immer wieder schwärmte sie in ihren Briefen an Varnhagen von den »Götterstegen« des Helenentales, »wo viele Leute waren, Ziegen klimmten, Hornvieh durch die Steinbäche schritt, Dudelsäcke spielten, Sängerinnen zu Harfen jodelten, Griechen umherzogen. Dicht am Bach, der die Berge zum Thale trennt, tranken wir in einem Wirtshause Kaffee. Ich sah nur die Gegenstände. Die Gesellschaft gut und unbefangen, und ihre ganze Prätension nur an das Thal. Die Damen außer sich, mir die Schönheiten zu zeigen! Frau von Arnstein noch tausendmal besser, als in der Stadt; auch nicht der entfernteste Gedanke von Prätension an ihre hausgenössischen Gäste, die die völlige Freiheit und nur das Gute genießen, was das bequeme Haus mit sich bringt mit seinen zahlreichen Dienern und Pferden. Sie wollten hier nichts, als sich und die Gäste unterhalten ohne Ängstlichkeit.«

Auch Nathan, der oft Belächelte oder gar Geschmähte, kam jetzt gut bei ihr weg. Es scheint, daß Varnhagen sich fünfhundert Gulden von ihm geliehen hatte, die der General Tettenborn durch den Bankier Bethmann für ihn zurückzahlen sollte, was jedoch vergessen worden war. »Es ist mir natürlich sehr unangenehm«, schrieb Rahel, »und Dir gewiß auch. Um so mehr, da Arnstein sich auf die galanteste Art gerade mit Geld, mit Wechseln und dergleichen, und in allem gegen mich beträgt!« Sie hatte von dem Versäumnis nur über Umwegen erfahren und erreichte bald darauf, daß ein Bethmannscher Wechsel die Schuld beglich. Doch sonst »kann ich Dir nicht sagen, wie sehr ich mit unsern Weibern Ursach zufrieden zu sein habe; es fällt gar nichts Unangenehmes vor. Lauter Gutes.« Die einzige Mühe war, sich einmal im Tage umzukleiden: »Zum Thee hat unsere Wirthin ganz Baden, sie nennt es Assemblée in Krähwinkel; dazu muß eine besondere Toilette.« Gleichwohl war der kleine Kurort voll von eleganter

Welt. Irgendwo in der Nähe hausten sogar die Sagan und die Bagration, die man freilich nur im Bade traf. Auch Napoleons Gemahlin Marie-Louise wohnte fünf Häuser entfernt; man sah täglich zahlreiche Kuriere zu ihr eilen und ahnte, was noch ein streng gehütetes Geheimnis war – daß sie »die wüthendste Leidenschaft für General Neipperg« hegte, »der ihr Kammerherr oder dergleichen war. Bis zum Heirathen. Er ist auch ganz elektrizirt, und ritterlich, so wie sie sich herabläßt. Sie ist ganz glücklich, ganz romantisch.«

Romantisch auch sie, der ein Imperium verlorengegangen war! Doch der Lebensstil des Biedermeier hatte sie gleichfalls erfaßt, so daß Marie-Louise ein Sommerhaus in Baden, und später ihre kleine Residenz in Parma an der Seite des klugen Grafen Neipperg lieber war als je die Pracht der Tuilerien und Napoleons geniale Gegenwart – die Gemütlichkeit lieber als die Größe! So befanden sich denn in diesem »Krähwinkel« Kaiserinnen, Herzoginnen und hochadelige Herrschaften genug. Man hatte überdies ein reizendes Schauspielhaus, nicht weit vom Arnsteinschen Wohnsitz – »von den Bädern, die ich kenne, das beste Theater: auch der Saal ist schön, das Publikum vornehm« – in dem man ein Drama ›Simson‹ oder die komische Oper ›Johann von Wieselburg‹ zureichend dargestellt sah. Die große Aktrice Schröder kam zu Gast und deklamierte Schiller: »Der ganze Salon weinte bitterlich. Sie ist ein Gott.« Es gab auch ein Casino, wo sonntags Bälle stattfanden, auf denen man die Sagan und ihre Schwester, oder auch die Prinzessin Hohenzollern traf. Und wenn man dennoch Anwandlungen von Langeweile hatte, fuhr man nach Wien auf den Braunhirschengrund, besuchte die Schlegels, Wiesel, Adam Müller und kehrte spät zurück. »Den Abend verlebten wir dann vor der Arnstein ihrem Bette. Ich immer lustig.« Denn lustig war hier die Rahel wie noch nie:

»Ich bin viel gesünder als in Wien. Sehr lustig; und die Unterhaltung des ganzen Hauses und all seiner Gäste, in deren Gegenwart es nur möglich ist, mit der Sprache zu präludieren! Mein ganzes Thun, Dasein und Äußern amüsiert ununterbrochen, bis zum

Lachen und Denken. Und das bloß, weil ich wahrhaftig, und selbstmeinend bin. Das geht bis auf meine Gebärden. Ich bin die Einzige, die da meint. Auch habe ich vorgestern, bei nicht leerem Gastzimmer, laut die französische Nation vertheidigen dürfen, mit dem größten Erfolg: die Grafen waren ganz zufrieden: und lächelten der Neuheit, die sie sich nicht selbst auszudenken brauchten; unsere flammende Wirthin sagte, als ich schwieg, beifallsvoll: ›Reden Sie immerweg! Wir wollen Alle lieber zuhören und schweigen!‹ Mir wieder ein Beweis, mit welchem Erfolg Männer im Amt reden und handeln können, wenn sie rechtschaffen genug, und besonders eine Meinung haben: die am meisten fehlt.«

Hier, im kleineren Kreise, konnte Rahel endlich wieder wirken, konnte jene Rolle spielen, die ihr winters in den dichtgefüllten Salons des Hohen Marktes verwehrt gewesen war. Fanny, ehedem nur als blinde Franzosenhasserin bekannt, hatte seit dem endgültigen Sturz Napoleons ihr alte Liebenswürdigkeit wiedergewonnen und trat gern hinter der beredten und einfallsreichen Rahel zurück. Die erging sich nun in einer langen Verteidigung der französischen Bauern, welche ja doch nicht national sein könnten, weil diese Klasse »nur den Druck, die Last, die Arbeit für das bischen Creme Menschen hat, die in Ambition und Genuß wühlen und schwelgen« – aufrührerische Reden, die von den österreichischen Grafen voll Achtung angehört wurden. »Vorher waren Alle anderer Meinung; als ich nur gewagt hatte es auszusprechen, ihre eigenen Widersacher, mit Lachen und Beifall; und Schweigen! – Aber um so etwas zu wagen, muß man den Augenblick sehr kennen, den Rand mit dem Geiste sehen, an welchem die gelangweilten Gemüther stehen; und keines persönlichen Interesses, nicht einmal der Rechthaberei beschuldigt werden können. O! warum bin ich kein Mensch im Amt! Keine Fürstin! (Du hast Recht über mich; darin) So wahr Gott lebt! ich wirkte gut: ich sehe es. – Also ich bin wohlgelitten im ganzen Hause.«

So wohlgelitten war Rahel, und so eindrucksvoll in ihrem wiedergewonnenen Selbstgefühl, daß die Arnsteinschen Damen sich dazu drängten, im späteren Sommer mit ihr auf Reisen zu gehen. Seit Mitte Juli war Varnhagen in Paris, wo die Monarchen und Staatsmänner Europas noch einmal zusammentreffen wollten, um diesmal dauernden Frieden mit Frankreich zu machen. Dort dabei zu sein, lockte es nun die Damen. »Hier will das ganze Haus nach Paris«, schrieb Rahel ihrem Mann. Inzwischen lasse »Frau von Arnstein gar zu sehr um etwas aus Paris saillant Ausgeschnittenes bitten« – worunter freilich keine schwellend dekolletierte Robe, sondern diese oder jene bezeichnende Stelle aus französischen Journalen zu verstehen war. Zugleich wurden Pläne gemacht. Henriette Pereira wollte in ihrem Wagen »mit mir bis Frankfurt wenigstens. Mariane Saaling will aber auch mit mir: die Ephraim aber auch. Alle Damen, weil sie denken, mit mir ist gut reisen, und weil ich keine beeinträchtigenden Prätensionen habe. Aber es ist großer Streit unter ihnen. Ich weiß nicht, welche mit wird. Die Baronin Arnstein will nachkommen, um nach Paris zu gehen. Diese will, Jettchen Pereira soll mit mir. Ich richte mich nach Deinem Brief und meiner Gesundheit.«
Varnhagen ermunterte sie in seinen Briefen – »sage Allen, wir wollten das vergnügteste Leben von der Welt hier führen«. Er erwähnte, daß der Staatskanzler Hardenberg sich nach Rahel und »den Damen des Arnsteinschen Kreises« erkundigt habe, »deren Anwesenheit hier er sehr billig fände«. Und er schickte, wenn auch noch nicht das erwünschte saillant Ausgeschnittene – da er etwas »hiesiges Pikantes« noch nicht hatte finden können – vorerst einmal »das Schiff, das Bonaparte'n nach St. Helena bringen soll, den Bellerophon, der gerade auf meinem Tisch liegt«. Mit diesem holzgeschnittenen Abbild mußte man sich im Badener Hause begnügen. Anfangs August war schon die Sagan, diese unermüdliche Marketenderin der modernen Kriege, in Paris eingetroffen, hatten Humboldt, Bülow, Pfuel und Bentheim sich dort gleichfalls etabliert. »Bringe die lieben Freundinnen mit!« wiederholte Varnhagen am 8. August. »Sie werden sich hier doch

gefallen, trotz aller Zerfallenheit der sonstigen blühenden Hauptstadt-Verhältnisse.« An demselben Tag war Rahel mit den jüngeren Damen bereits aus Wien aufgebrochen.
Ihr selbst stand der Sinn nicht nach Paris. »Nach Frankreich kann ich mich nicht entschließen«, hatte sie einem Freund in Frankfurt, dem dortigen preußischen Geschäftsträger Freiherrn von Otterstedt geschrieben. Bis zu diesem Ziel blieb man immerhin beisammen. Rahel fuhr in einem von Fanny geborgten Wagen mit ihrem Diener Johann und ihrer Jungfer Dore. In ihrem eigenen folgte Henriette Pereira »mit Jettchen Ephraim und ihren Domestiken. Die Pereira geht nach Spaa, und nach den Bädern entweder in's südliche Frankreich oder nach Italien; die Mutter mit der Mutter Ephraim folgen.« Nicht ohne Mühe hatten sich die Damen von Wien und Baden losgerissen. Vor einer Woche hatte Rahel ihrem Mann noch berichtet, daß »plötzlich die Arnstein mit all ihren Damen und dem ganzen Haus, wegen einer Trakasserie, die sie mit dem Schwiegersohn Pereira der Reise wegen hat, gleich nach Tische nach dem Garten« (vor Wien) gezogen war und »alles hier im packenden Aufruhr ist«. Wohl oder übel hatte Pereira seine Frau schließlich doch reisen lassen. Auf das üble Einvernehmen zwischen ihm und Henriette, durch ihre Mutter fraglos geschürt, wirft Rahels Bemerkung ein neuerliches Licht.
Rahel ist es denn auch, der man die letzten Augenblicksbilder aus Fannys Leben verdankt, ehe die Berichte der Zeitgenossen über ihre letzten Jahre verstummen. Vorerst war sie mit Henriette Pereira und deren Cousine wohlbehalten in »Goethen's Stadt« angekommen, im ›Englischen Hof‹ abgestiegen und sogleich von dem »vielfältigen Zauber im Zauber« der Gegend entzückt. Am Abend des 20. August fuhren »die Jetten« weiter. Rahel indessen hatte sich an diesem Tag nach Niederrad begeben, einem Dorf, das ihr durch Erinnerungen aus Goethes Jugendzeit verklärt war. Auf seinen Spuren wandelnd, fiel ihr ein niedriger Wagen auf, in dem neben dem Kutscher ein Herr auf dem Bock und dahinter drei Damen in Trauer saßen: »Ich seh in den

Wagen, und sehe Goethe'n. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden: ich schrei mit der größten Kraft und Eile ›Da ist Goethe!‹ Goethe lacht, die Damen lachen: ich aber packe die Vallentin, und wir rennen dem Wagen voraus.«

Dieser ein wenig unwürdigen Begegnung mit dem Mann, den sie als junges Mädchen schon einmal flüchtig kennengelernt, aber ein Leben lang bewundert hatte, sollte eine zweite, unter kaum günstigeren Umständen, folgen. Von ihrem Aufenthalt in Frankfurt unterrichtet, sprach Goethe am 8. September bei Rahel vor, die noch nicht Toilette gemacht hatte. Neuerdings von heiligem Schreck gepackt, eilte sie zu ihm – unfrisiert, noch im Negligé, ihre kleine unhübsche Erscheinung so wenig vorteilhaft, wie sie es nur immer fürchten mußte. Gelähmt durch die überwältigende Begegnung, hatte sie ihren Geist noch kaum gesammelt, als der Dichter schon seinen Abschied nahm. »Ich konnte ihm nicht von der Pereira, nicht von der Grotthuß, von nichts sprechen! Nur ganz am Anfang sagte ich ihm: ›Ich war es, die Ihnen in Niederrad nachschrie; ich war mit Fremden dort, eben weil Sie davon gesprochen hatten; ich war zu überrascht.‹«

Ein kläglicher, rührender Auftritt! Was hätte sie dafür gegeben, gleich der braven, gutmütigen Cäcilie Eskeles zehn Tage unablässig in Goethes Gesellschaft gewesen zu sein! Doch so schlecht inszeniert das Geschick zuweilen solche dramatischen Höhepunkte, oder so erbarmungslos reduziert es sie auf ihr menschliches Mindestmaß, daß ein jahrzehntelang erhoffter, ersehnter, erträumter Augenblick im Nu und schmählich verpufft, zum fortan ewigen Gram. Was der Eskeles in den Schoß gefallen war, blieb Rahel vorenthalten. So war sie denn schon wieder von Kleinmut ergriffen, nährte neuerlich einen unausgesprochenen Widerstand gegen jene Arnsteinschen Damen, deren Geist so tief unter dem ihren stand, deren Allüre und Ansehen, ja deren Glück ihre eigene Wirkung und karg zugeteilte Lebensfreude so weit übertrafen. Als Fanny kurz darauf mit ihrer Schwester nach Frankfurt kam, hatten Rahels Berichte an Varnhagen über ihre liebenswürdige Badener Wirtin wieder jenen spöttisch-ablehnenden Ton angenommen, den sie und ihr Mann allem gegenüber anwandten, was äußerlich erfolgreicher war.

Inzwischen verzeichnete sie stolz, wieviel sie Fanny galt: »Diesen Mittag bei Vallentin's erhielt ich drei Briefe aus Wien von Dir, die mir die Arnstein mit liebreichem Schreiben an Otterstedt sandte ... Die Arnstein schreibt mir beständig, äußerst zärtlich ... Hier hast Du die Briefe von Mutter und Tochter, sieh wie ich mit ihnen stehe ... Die Arnstein zum Beispiel, die niemandem schreibt, avisiert sich, mir zu schreiben ... So eben erhielt ich wieder von der Arnstein und der Ephraim die liebendsten Briefe.« Und am 25. September waren die Wiener Damen endlich in Frankfurt eingetroffen. Selbst durch den leichten Schleier der Mißgunst, mit dem Rahel nun Fannys Auftreten umhüllt, spürt man deren schon verschwimmende, verschwindende Erscheinung in einem letzten Hauch lebendiger Gegenwart:

»Heute ist Frau von Arnstein gekommen; unruhiger, ja ich möchte sagen unglücklicher als je; sie will übermorgen schon weg. Nach Mainz, nach Heidelberg, allenthalben hin, nur nicht nach Paris; nur nicht hier bleiben, Menschen sehen! ›Liebes Kind! Ruhe will ich haben, darum reise ich; wer macht sich was aus Gegenden!‹ Kurz, für jemand, der ihre Agitation ohne Theilnahme sehen kann, komisch. Die Pointe ist die: sie kann sich nicht mehr besinnen, warum sie die penible Reise unternahm; und Jettens Vergnügen vergißt sie ganz. ›Warum Du das alles dort in Paris leidest?‹ und das fragt sie im Ernst. Mit einem Wort, wie Du sie kennst, nur auf der Reise; und nun muß ich die zwei Tage mit ihr sein; zum Trost; ihr und der Ephraim.«

Dieser Schilderung setzte Varnhagen später ein paar Streiflichter auf, wie er sie Rahels mündlicher Wiedergabe entnommen hatte: »Frau von Arnstein war in Frankfurt kaum angekommen, als sie schon ganz verzweifelte, wie und wo sie ihren Tag zubringen sollte. Sie überschüttete Rahel mit ihren liebkosenden Klagen, und als sie Doren sah, fiel sie der weinend um den Hals, und rief immer: ›Dore, liebe Dore! können Sie mir nicht sagen, warum

ich gereist bin! Ach, sagen Sie mir doch, warum reise ich! Kinder, wißt ihr's denn nicht? Ich weiß gar keine Ursache mehr!‹ Welches sich alles unendlich komisch und doch nebenher wahrhaft traurig anhörte.«

Es war kein wohlmeinender Bericht. Doch mehr als alle Aussagen ihrer bewundernden Freunde vermittelt er Fannys besonderen Reiz, ihre sprunghafte, übersprudelnde Laune, ihre kindhafte, dennoch nicht ganz unbewußte, ja leicht gestellte Zerfahrenheit, den jähen Wechsel zwischen Lachen und Weinen, die Aura der vielbeschäftigten, geistesabwesenden, zugleich überschwenglich herzlichen Frau – eine Ausstrahlung, die sie mit vielen großen Damen und Künstlerinnen teilte. Man vermeint, sie vor sich zu sehen: schlank und agil, die vorquellenden blauen Augen immer noch schön im gealterten Gesicht, mit wehendem Reisekleid, Rahel liebkosend, deren Jungfer umarmend, Anteilnahme heischend von aller Welt, verwirrt, zerrüttet von allzu viel Geselligkeit, von ihrem eigenen rastlosen Gemüt, dann wieder begeistert über Rahels trockenen Witz, unter Tränen sich ausschüttend über deren Bonmots, nach Stille, Einsamkeit, Ruhe dürstend und dennoch unaufhaltsam getrieben, die Runde der Frankfurter Häuser zu machen, zu Otterstedts und Hügels, zu Joseph Mendelssohns Frau zu laufen, die sich unerträglich altdeutsch trug, zur Familie Hertz, den von Hamburg hierher verpflanzten jüdischen Patriziern.

Bei Hügels war die Rahel einmal unwillkommen, was ihr zu erhöhter Bosheit Anlaß gab: »Heute will ich die Leute ärgern, und nicht mich ... Hügel's waren so grob, mich gestern nicht mit zu bitten, als sie Arnstein's baten.« Deshalb fühlte sie sich sogleich »vom hiesigen Ekel erdrückt. Ich sehe niemand als Otterstedts, Arnstein's, und die dummen Herz'ischen Mädchen. Spreche also mit niemanden, wenn auch in Bosheit und Bedürfnis manchmal zu jemanden. Gott! was sind die Weiber elend. So wahr er mir in meiner letzten Noth beistehen soll, ich fasse sie nicht. Nur eitel; gräßlich! – wenn man sie so allein hat, was mir nie noch als hier geschehen ist.« Nachmittags wollte sie immerhin

noch »mit Arnstein's und Schlosser's und mehreren zum Thee bei Otterstedt. Morgen reisen die Ersteren nach Heidelberg, wo sie die Pereira erwarten.« Tags darauf, den 30. September, war »Balsamwetter«, was Rahel alles leichter ertragen half, und morgens um halb neun ging sie noch einmal »zur Arnstein, die um 9 reiste, nämlich nah an 10; großer Trouble, beinah Spaß ...«

Ein paar Tage später »mußt' ich schon der Arnstein antworten, von der ich eben aus Heidelberg einen Brief erhielt: und wie zärtlich und arg beklagte sie sich schon hier, daß ich nicht schrieb. Sie sah Frau von Stägemann dort, welche Goethen's Bekanntschaft gemacht hatte. Er ist mit dem Herzog nach Mannheim, und von dort nach Weimar, so sagt man. Die Arnstein wartet auf die Tochter, au désespoir, und etwas krank ...«

Au désespoir, und etwas krank! So müssen wir Fanny verlassen. Nur flüchtig und gestaltlos wird sie noch ein oder das andere Mal aus dem Dunkel tauchen, in das sie wieder zurückgeglitten ist. Ihr körperliches Bild versinkt. Auch im öffentlichen Leben nimmt sie keinen Raum mehr ein, ist kein Platz mehr für sie ausgespart, rauscht die Weltgeschichte bereits über sie hinweg. Was sie von der seltsamen, religiös-moralischen ›heiligen Allianz‹ hielt, die Preußen in Paris mit Österreich und Rußland abgeschlossen hatte, wissen wir nicht mehr. Wie sie über den neuen deutschen Bund und seine noch in Wien zurechtgeschusterte Akte dachte, in der das biblische Volk um seine kaum erst erlangte Freiheit betrogen worden war, können wir nur ahnen. Und dennoch begann sie jetzt, da Preußen seine Glorie wiedergewonnen hatte und seine Vormachtstellung in Deutschland antrat, indes Österreich zu einem abgesonderten, vom Holzwurm des Zerfalls bedrohten Staatsgebilde wurde, über ihre doppelte, ja dreifache Loyalität neu nachzugrübeln – sofern ihre Unrast ihr Zeit dazu ließ!

Österreich, Preußen, die Juden: ihrer aller Schicksal wurde jetzt frisch bestimmt. Humboldts Gattin Caroline schrieb in diesem

Jahr: »Österreich ist so verschiedenartig und heterogen in seinen Kräften gemischt, in den Nationalitäten, aus denen es besteht, daß ich alles wetten möchte, daß es noch in diesem Jahrhundert aufhören wird, eine deutsche Macht zu sein. Die nationelle Deutschheit ist offenbar noch im Wachsen und damit hält Österreich nicht Schritt.« Dort stieg eine Nation selbstbewußt aus dem europäischen Chaos der vergangenen Jahrzehnte hervor. Hier hielt man mit Polizeigewalt ein auseinanderstrebendes Völkergemenge beisammen und wiegte es in der betörenden Illusion, daß der oberflächliche Lebensgenuß ein ausreichender Ersatz für geistige und politische Freiheit sei. Es war ein frivoles System, das indessen eine Weile dauern konnte. »Mich und den Metternich hält's noch aus«, sagte Gentz, oder mit anderen Worten: nach uns die Sintflut. In ihrer Weinseligkeit und Backhendelfreude merkten die Österreicher nicht, mit welchem Zynismus man ihre Zukunft hintanhielt und der blinden Fügung überließ.

Die Wiener merkten es am letzten. Ihre besondere Atmosphäre, jenes »Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitere, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italiänische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italiänische Laune«, welche Varnhagen zur Zeit des Kongresses festgestellt hatte, war seit dessen Ende noch verstärkt. Der Kaiser – »Papa François«, wie Napoleon und Alexander von Rußland ihn genannt hatten – hielt seine Wiener an Rosenketten, unter denen die eiserne Fessel verborgen war. Sie aber gingen unbekümmert durch den Alltag, wandten den Blick ab, wenn irgendwo ein Tumult entstand und die Grenadiere einen aufrührerischen Slawen, Italiener oder liberalen Studenten in Gewahrsam nahmen, wollten gar nicht wissen, wo der Spielberg lag, in dem die Staatsgefangenen in strenger Haft dahinsiechten, und knieten nieder in grenzenloser Liebedienerei, wenn ein Erzherzog vorüberritt. In sie ›einzuwachsen‹, zu gleichen Menschen wie jene zu werden, die ihr Dasein so heiter verbrachten, drängten sich

die Juden in Scharen. »In dieser Stadt rauschender Freude und Fröhlichkeit«, schrieb 1815 der hebräische Dichter Samuel Neumann, »sitze ich nun beim Geigen- und Harfenklange, bei dem Liede der Sänger und Sängerinnen und beklage, wie die Zahl der Getreuen Israels dahinschmilzt.«

Warum hätten sie auch weiter gegen ein Volk, gegen eine Regierung ausharren sollen, die sie mit offenen Armen aufnahmen, sowie sie den alten abgebrauchten Glauben von sich geworfen hatten, ja, die ihnen nicht einmal mehr übelwollten, wenn sie in ihrer Religion verharrten, solange sich nur ihr allgemeiner Lebensstil nicht von dem vorherrschenden unterschied? In diesen unfreien, aber fröhlichen Jahren des Biedermeier, in diesem Wiener Vormärz, da jede neue Idee, jede moderne Meinung verpönt und der Verfolgung ausgesetzt war, hatte sich eine freundlichere Haltung den Juden gegenüber verbreitet. Nicht, daß diese etwa im Gesetz verankert worden wäre! Die Eingabe der fünf Bittsteller war weder zustimmend noch abschlägig behandelt worden. Eine vom Kaiser gebildete Stelle mit dem Titel ›Zentralorganisierungshofkommission‹ hatte den Befehl erhalten, die Grundsätze einer gleichmäßigen und liberalen Behandlung der Juden im Gesamtstaat auszuarbeiten. Sie lag nun auf der langen Bank und vermochte den Widerspruch ihrer Ansichten derart zu nähren und auszuspinnen, daß ihre Uneinigkeit dem Kaiser genügend Anlaß bot, in dieser Sache seine geliebte Politik des Zauderns und Nichtstuns anzuwenden.

Die alte Rechtlosigkeit bestand also weiter – keine Einbürgerung, keine Erlaubnis zum Grundbesitz, keine Gemeindebildung und kein Aufenthalt ohne Toleranzgeld! Da aber in Österreich immer zugleich erlaubt war, was die Obrigkeit verboten hatte, da die Schärfe jeder staatlichen Verfügung jederzeit durch Schlamperei gemildert war, lebten die Wiener Juden im Vormärz in einer gedeihlicheren Atmosphäre als je zuvor und oft nachher. Zwischen Duldung und Einbürgerung war ein grundsätzlicher, doch kein immerfort fühlbarer Gegensatz. Was den Häuserkauf anging, so drückten die Behörden häufig die Augen zu – wie etwa

im Falle des ungetauften Seidenhändlers Isaac Löw Hofmann, der einen Freihof in Perchtoldsdorf besaß, wie bei den Arnsteins, die nicht nur auf dem Lande, sondern bald auch im Weichbild der Stadt gewisse Gebäude erwarben, wenn auch nicht bewohnten. Der Kern einer Gemeinde schließlich hatte sich in der Seitenstettengasse bilden dürfen, wo im früheren Dempfingerhof eine Siechenanstalt, eine hebräische Lehranstalt, ein Betzimmer und Frauenbad im Entstehen waren. Den Zustrom neuer Einwanderer aber wollten die Wiener Juden wohl selbst nicht allzu gern sehen.

So war denn, gleichsam unter der Hand, ein Zustand geschaffen worden, der sich von dem preußischen keineswegs mehr nachträglich unterschied. Die hundertsechzig tolerierten Familien der Residenz konnten hoffen, mit der Zeit immer mehr, und eines Tages wohl auch gesetzlich, mit ihren Landsleuten zu verschmelzen. Schon jetzt waren die Wohlhabenden unter ihnen keinerlei Spott oder Unbill mehr ausgesetzt, wußten auch die Armen und Orthodoxen, die sich in Kleidung und Brauch noch abgesondert hielten und der Lächerlichkeit preisgaben, daß eine Eingliederung von ihnen selbst abhing und, wenn erwünscht, dann möglich war. Ein Ähnliches galt für die Juden der Provinz und anderer österreichischer Länder, selbst für die elendsten ihrer Glaubensbrüder in der Bukowina, in Ungarn und Galizien. Die beste Gewähr für eine ungehinderte Vollendung der Emanzipation schien darin zu liegen, daß ihnen der strenge, ja stets grausamer werdende Metternich, aus welchen Gründen immer, wohlwollend gegenüberstand. Auch dies aber hätte nichts geholfen, wäre das Volk ihnen weiter feindlich gewesen. Doch das Volk, in seinem satten und schläfrigen Biedermeiersinn, war zum Leben und Lebenlassen aufgelegt. Die Wiener aller Gesellschaftsklassen hatten mitangesehen, wie die Kinder des Alten Testamentes ihnen immer ähnlicher wurden, und sie bekämpften nicht, was ihnen glich.

Zu diesem Wandel der Gemüter hatte Fanny entscheidend beigetragen. Nach dem bereits bekannten Wort Varnhagens war

»die frei geachtete, dem Zwang der Vorurteile enthobene Stellung, deren später und jetzt die mosaischen Glaubensgenossen in Wien sich erfreuten, ganz unleugbar erst mit und durch das Wirken und Walten der Frau von Arnstein gewonnen worden«. Es war der schönste Nachruf, es war die Rechtfertigung ihrer gesamten Existenz, die damit ausgesprochen war.

Anders geschah es in Deutschland, selbst in ihrem geliebten Preußen. Hier brach jetzt, nachdem der Staat des großen Friedrich wieder siegreich in den Sattel gehoben war, eine neue Welle des Judenhasses los. Ein Professor, der in Humboldts neugegründeter Universität auf dem Lehrstuhl der Geschichte saß, Friedrich Rühs, hatte bereits im Februar 1815 eine Schrift ›Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht‹ erscheinen lassen, in der er alle jüngsten Errungenschaften rückgängig zu machen und Schutzgeld sowie besondere Kennzeichen wieder einzuführen riet. Mit der gleichen Methodik, die mehr als vier Jahrzehnte lang an eine bürgerliche Verbesserung der Juden gewendet worden war, widmete sich dieser Jugenderzieher jetzt der Beweisführung für deren Gegenteil. Sein Pamphlet fand Anklang. In Arnims ›Christlich-deutscher Tischgesellschaft‹ war »Frauen, Franzosen, Philistern und Juden« längst der Zutritt versagt gewesen. Den romantischen Deutschtümlern, die sich an Fichtes Staatsidee entzündet hatten, wurde der neuerliche Ausstoß ihrer andersartigen Mitbürger zum Gebot.

Nicht nur an Humboldts Universität, auch in seinem unmittelbaren Umkreis griffen die neuen Gedanken um sich. Wenige Tage nach dem Ende des Kongresses schrieb Varnhagen an Rahel aus Berlin: »Ich finde Frau von Humboldt sehr verändert in ihrem Wesen, sie muß schlechte Liebhaber vor Augen gehabt haben, wenigstens theilt sie die undeutsche Deutschheit und das unchristliche Christentum, die jetzt im Schwange sind, mit sammt ihren Töchtern. Sie haßt die Franzosen mit Schleiermacher'scher Furie, die Juden etc., und liebt nur immer Einzelne.

Ich habe mit Betrübnis gesehen, wie furchtbar und abscheulich die Vorurtheile sind, die man mit Aristokratismus bezeichnen mag, da sie selbst die Besseren untergraben, anstecken und zu Grunde richten.«

Furchtbar und abscheulich wurden die Vorurtheile jetzt nicht allein im Adel, der ehedem das erste Bindeglied zwischen den Juden und der Gesellschaft gewesen war. Auch das preußische Volk, verhetzt von neuen Stimmen des Hohns und der Verachtung, wandte sich jetzt gegen jene, die so lange friedlich unter ihnen hatten hausen dürfen. Wie lange war es her, daß »das kluge Berlin die Glaubensgenossen des weisen Mendelssohn höher zu schätzen« begonnen hatte? Jetzt konnte in eben jenem Nationaltheater, wo damals der Schauspieler Fleck seinen aufklärerischen Prolog zum ›Shylock‹ sprach, eine gemeine Posse, von einem verstorbenen Breslauer zur Verspottung der Juden geschrieben, ›Unser Verkehr‹ genannt, nach einigem Widerstreit zur Aufführung gelangen. Varnhagen, der dieses erst an Rahel und später in seinen Erinnerungen berichtete, war bis auf den Grund seiner Seele empört.

Er fand den Vorfall »sehr unschicklich in dieser Zeit und in der Hauptstadt, wo die Juden durch dargebrachte Opfer und durch persönlichen Andrang zu den Waffen mit den übrigen Einwohnern rühmlich gewetteifert, mehrere Juden Offiziere geworden oder das Eiserne Kreuz erworben hatten, und auch jetzt wieder dem Feinde kämpfend gegenüber standen. Aber schon regte sich ein vornehmthuender, sich für christlich ausgebender Stolz, und von vielen Seiten barg man nicht die Freude, eine unbequeme Klasse von Mitbürgern durch jene Aufführung empfindlich beschämt und gedemüthigt zu sehen. Der Staatskanzler, zu rechter Zeit angerufen, ließ die Aufführung untersagen ... Hierüber entstand nun großer Lärm in der Stadt, man schrie, Hardenberg maße sich eine Gewalt ein, die ihm nicht zustehe, er beschränke die Freiheit, und sogar solche Personen, die dem Sinne des elenden Stückes nicht beipflichteten, ja dasselbe auspochen sollten, tadelten heftig das Verbot. Das war ein Stoff zu traurigen Betrachtungen; Ölsner meinte, da zeige sich, auf welcher geringen Stufe der Freiheitsentwicklung die Berliner noch ständen, nach der Preßfreiheit frage kein Mensch, kein Mensch nach öffentlichen Verhandlungen, man ertrage die unbedingte Ausübung der Polizeigewalt, aber wenn die Freiheit schnöder Verspottung auf der Schaubühne mit Recht untersagt werde, da schreie der gemeine und vornehme Pöbel, als greife man frevelhaft seine Vorrechte an!«

Auch Stägemann, der schon einmal, im Falle Arnim, öffentlich die Partei der Juden ergriffen hatte, mahnte jetzt die Berliner an ihre jüngste Vergangenheit. »Er sagte, wenn die blutigen Schatten der bei Lützen im Kampfe gefallenen Moritz Itzig und Hauschildt unter den Zuschauern sichtbar würden, so dürfte diesen die Lust am rohen Spaße vergehen. Viele unserer angesehensten Männer sprachen mit gleicher Empörung. Für den Augenblick allerdings behielt der gute Sinn die Oberhand. Allein einige Zeit nach der Abreise des Staatskanzlers wußte die feindliche Parthei dennoch die Aufführung der Posse durchzusetzen, und ein nicht ungeschickter aber tief gemeiner Komiker Wurm feierte seinen würdigen Triumph darin!«

Im übrigen Deutschland war kein Ruf besonderer Toleranz zu verlieren gewesen. Von allen ehedem napoleonisch gesinnten oder besetzten Gebieten, die jetzt, gestützt auf den Sophismus der Bundesakte, die Rechte der Juden rückgängig machten, verfuhren die hanseatischen Gemeinden am schärfsten. In Hamburg sank die jüdische Gemeinde in den alten reichsstädtischen Stand zurück, ohne ihre reichsstädtischen Privilegien zu behalten. Bremen, die Stadt Senator Smidts, vertrieb seine wenigen Juden ohne Federlesen. Und Lübeck, aus dem ihnen ein Anwalt entstanden war, wies sie gleichfalls aus seinen Toren und ließ nur einen einzigen Schutzjuden aus der vorfranzösischen Zeit mit seinem Anhang weiter bestehen.

In Frankfurt wurde als erste Tat, bereits im Juli 1815, dem ent-

lassenen Polizeiaktuar Ludwig Baruch (Börne) eine Pension versagt. Zugleich beschloß man, von drei Universitäten ein staatsrechtliches Bedenken einzuholen, ob das von dem ehemaligen Großherzog der hiesigen Judenschaft zugestandene Bürgerrecht von der jetzigen Regierung anzuerkennen sei, oder nicht. Ehe diese Gutachten eingetroffen waren, schloß man im Oktober die Juden von der Anteilnahme an den Bürgerversammlungen aus, verbot ihnen viele Gewerbe und Hantierungen, wies ihre Ehegesuche mit mittelalterlicher Herzlosigkeit ab, verscheuchte sie aus gewissen Stadtteilen und verfuhr allgemein, als wären sie immer noch Kammerknechte. Hardenberg und Metternich, denen wohl auch erst Wochen nach dem Schluß des Kongresses klargeworden war, wie geschickt Senator Smidt und seine bayerischen und sächsischen Helfer ihre eigenen Bemühungen um die Juden vereitelt hatten, versuchten auf den Frankfurter Senat Einfluß zu nehmen. Als dies nichts half, bereitete die Gemeinde dieser Stadt eine Denkschrift an die deutsche Bundesversammlung vor, die am 3. November zusammengetreten war. Ihr Verfasser war der junge Börne. Doch der Bundestag zog seinen Entscheid nicht weniger lange hinaus als Franz des Ersten ›Zentralorganisierungshofkommission‹ den ihren, und es dauerte Jahre, bis zumindest für Frankfurt eine günstigere Lösung getroffen war.

Inzwischen wurde an allen Ecken und Enden Deutschlands weiter Gift gebraut. Ein Arzt und Professor der Naturwissenschaften in Heidelberg, Friedrich Fries, veröffentlichte im Sommer 1816 eine Schrift ›Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden‹, in der er diese Kaste mit Stumpf und Stiel auszurotten empfahl. Nicht nur dieser oder jener Lehrer, auch die Studentenschaft, sonst so voll der großen Worte von Freiheit und Menschenrecht, wandte sich in ihrer »Teutomanie«– Gentzens Wort! – gegen den Stamm, der seit römischen Zeiten in ihrer Mitte lebte. Die Akademiker in ihrer dem Lützowschen Freikorps nachgeahmten ›Wichs‹, die Ende 1817 auf der Wartburg den Tyrannen Kampf ansagten, nannten sich, und waren wohl auch, Vorboten der Revolution in Deutschland. Zugleich aber

schritten sie, mit vorwärtsgewandtem Antlitz, ins Mittelalter zurück, und keine Macht der Erde schien sie aufzuhalten. Börne, der als Jüngling im Haus von Henriette Herz den letzten Hauch der Berliner Aufklärung eingeatmet hatte, der wenige Jahre lang in Frankfurt vom Taumel völliger Gleichberechtigung ergriffen war, verwandelte seinen Schmerz in wilde Klage. Dem Helden eines seiner Romane, einem jüdischen Offizier, legte er die eigene bittere Enttäuschung in den Mund: »Ihr habt mir die Spiele der Kindheit gestohlen, ihr schlechten Schelme! Ihr habet mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend. Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimat, wo ich Verfolgung finde, atme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland.«

Immer rascher bewegte sich die Reaktion. In Preußen konnte der alternde Hardenberg nicht verhindern, daß sein gutes Gesetz zu einem toten Buchstaben wurde, daß durch jede der Lücken, die sich darin fanden, neuer Zwang ausbrach, daß alles mit größter Strenge verboten wurde, was ausdrücklich zu erlauben vergessen worden war. Selbst die Bezeichnung ›Jude‹ wurde in öffentlichen Dokumenten wieder eingeführt; es wurden keine neuen Zuwanderer in Städten erlaubt, wo bisher keine gesessen hatten; von einer Provinz in die andere zu übersiedeln, war verwehrt; und in Posen wurden der Hauskauf, der Aufenthalt auf dem Lande und die freie Ausübung von Gewerben untersagt. In der Rheinprovinz gar, die durch den Beschluß des Wiener Kongresses gewonnen war, hatte man ein beschränkendes Edikt aus den letzten, nicht mehr judenfreundlichen Jahren Napoleons neu bestätigt, obgleich in allen anderen linksrheinischen Gebieten – ganz wie im Frankreich der restaurierten Bourbonen – den Juden die in der Revolution gewonnene volle Freiheit belassen worden war. Lang ehe mit Hardenberg der Geist der Duldung aus Preußen wich, hatte die neue Intoleranz in diesem Staat begonnen. Es »klirrte« wieder, wie vor Josephs des Zweiten Zeiten, um die »Elenden einher«.

Der greise Friedländer, betrübt über diesen traurigen Wandel, verfaßte ein neues Sendschreiben, diesmal an die Kammerherrin Elisabeth von der Recke, eine alte Gönnerin seines Stammes. Er nannte es einen Beitrag ›zur Geschichte der Verfolgung der Juden im 19ten Jahrhundert‹ und rechtete darin mit den feindlichen Pamphleten der jüngsten Zeit. Seine Jugend, so klagte er, habe »sich mit anderen Träumen genähret: sie fiel in die Tage der Erleuchteten, in die Zeiten der Jerusaleme, der Spaldinge, der Teller und Zollikofer. Führten diese Männer eine solche Sprache? Verbreiteten diese solche Gesinnungen?« Er predigte zu einer längst Bekehrten. Und die es anging, hielten sich die Ohren zu.

Im Frühjahr 1819 drang ein junger Mann von krankhafter Natur, der dem Trutzbund der ›Unbedingten‹ angehörte, in das Schlafgemach Kotzebues ein und erdolchte den Lustspieldichter, weil dieser für kleine politische Geheimberichte – seit langem ein beliebter Nebenverdienst deutscher Schriftsteller – von Rußland Geld empfing. Des Mörders Karl Ludwig Sand Hinrichtung wurde zum Sturmsignal. Indem sie ihn zum Märtyrer ihrer nationalen Bewegung machten, kündigten die Deutschtümler an, daß ihr »christlicher Haß den Tag des Gerichtes über die Juden, die Spießgesellen der Plusmacherei, herbeirufen werde«. In Würzburg brachen an der Universität die ersten Rufe los, daß »Juda verrecken« müsse. Man drang in Kaufläden ein, mißhandelte jüdische Mitbürger und vertrieb schließlich deren vierhundert aus der Stadt. Die Hetze nahm ihren Fortgang in Bamberg und griff auf ganz Franken über, auf Bayreuth und Meiningen, Darmstadt und Karlsruhe, auf Düsseldorf und schließlich Hamburg. Den ganzen Sommer tobten die Judentumulte, von Studenten und Kleinbürgern geschürt, durch den Stadtrat mit dem Gebot der Ausweisung beendet. Wie vor grauer Zeit sah man ahasverische Züge durch die deutschen Lande wandern und mit mühsam gerettetem Gut auf freiem Felde rasten. Auch in Frankfurt wurden jüdische Häuser zerstört. Indes James Rothschild in Paris die große Welt zu einem Ball empfing, wurde sein Wohnsitz daheim überfallen und geplündert. In Heidelberg wäre es gleichfalls zu

Gewalttaten gekommen, hätten dort nicht die Studenten, geführt von den zwei aufrechten Professoren Daub und Thibaut, die Wehrlosen mit eigener Hand beschützt.

Nun ergoß sich eine Flut von Pamphleten, wie sie zu Beginn des Jahrhunderts schon einmal aufgewühlt worden, aber noch nicht weiter gedrungen war. Im November 1819 erschien ein ›Judenspiegel‹ von der Hand eines Menschen, der sich »Grattenauer der Zweite« nannte. Seit den Hetzschriften der Pfefferkorn, Margaritha und Carben in den Tagen Karls des Fünften war ein so gehässiger Angriff nicht erhoben worden. Doch man hatte ja auch seit dem Mittelalter eine so allgemeine und blutige Judenverfolgung auf deutschem Boden nicht mehr gesehen! Und was das Schlimmste war – sie konnte durch die Taufe nicht mehr abgewendet werden. Als Doktor Koreff, ein Mitbegründer der Romantik, Arzt, Weltmann, Serapionsbruder und Freund schöner Damen, auf das Betreiben Hardenbergs im Jahre 1816 zum Professor der Medizin ernannt worden war, vermochte weder sein Christentum noch das Eiserne Kreuz, das er für seine Tapferkeit im Freiheitskrieg erhalten hatte, den haßerfüllten Widerstand gegen seine Berufung zu verhindern.

Auch dies geschah an der Berliner Universität, dem Institut, das als eine steinerne Verewigung der erleuchteten Wissenschaft gedacht war. Doch selbst dessen Begründer, der große Humboldt, welcher mit seinem Bruder Alexander schon als Kind eine »Schutzwehr der Juden« gewesen war, schien jetzt versucht, die Waffen zu strecken. Seiner Frau schrieb er um jene Zeit: »Deinen Judenhaß kann ich mir vorstellen. Er hat alles, was eigentlich neue Christen haben. Ich ergebe mich auch ganz darin, mit dem alten Glauben den Kürzeren zu ziehen, man kommt dagegen nicht auf. Ich liebe aber eigentlich auch nur die Juden en masse, en detail gehe ich ihnen aus dem Wege.« Und schließlich gestand er Brinckmann seinen Gesinnungswechsel, dem er eine sonderbare Begründung gab: »Ich bin sehr aus den Juden herausgekommen. Zwar teile ich nicht die Wut der Zeit gegen sie, vielmehr ist das eine der Sachen, welche die neuere Sekte gegen mich hat. Aber ich be-

haupte, daß gar keine rechten Juden mehr geboren werden. Sie bringen alle schon ein Stück Christentum mit auf die Welt, und die alten gehen nach und nach.«
So endete denn alles – der stolze Humanismus, das helle Licht der Aufklärung, Lessings, Mendelssohns und Kants Ruf zur Vernunft und Menschenwürde – in einem Rückfall in den bösen Urinstinkt, einer Flucht zum verirrten und irreführenden Gefühl. Die Juden selbst,in ihrer mitempfindenden romantischen Schwärmerei und echten Liebe zu einem Vaterland, das sie für das ihre hielten, hatten geholfen, den Boden zu bereiten, dem diese Saat entsprang. Rahel, entsetzt über den Judensturm, schrieb an ihren Bruder: »Ich bin gränzenlos traurig, wie ich noch gar nicht war. Wegen der Juden. Behalten wollen sie sie; aber zum Peinigen, zum Verachten, zum Fußstoßen und Treppenhinunterwerfen... die gleißnerische Neu-Liebe zur christlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde), zum Mittelalter mit seiner Kunst, Dichtung und Gräueln hetzt das Volk zu dem einzigen Gräuel, zu dem es sich noch, an alte Erlebnisse erinnert, aufhetzen läßt.«
Rahel war noch da, um jenen blutigen Sommer mitzuerleben und das Gebäude ihres Patriotismus' in Trümmer gehen zu sehen. Fanny, die längst vor ihr und mit größerem Nachdruck die Sache Preußens verfochten hatte, blieb das Ärgste erspart. Die Hep-Hep-Rufe, die im August 1819 zum ersten Male an der Würzburger Universität erschollen und bald darauf in ganz Deutschland ihr Echo fanden, hörte sie nicht mehr.

Ob sie in ihren letzten Jahren erkannte, welcher Schimäre sie nachgehangen hatte? Ob sie anders den neuen deutschen Wahn für vorübergehend hielt und auf einer Zugehörigkeit beharrte, die ihr zeitlebens selbstverständlich gewesen war? Die Versuchung lag nahe, sich nun, da der Aufruhr in ihrem eigenen Gemüt verebbte und sie eine große Schwäche über sich kommen fühlte, all dem zuzuwenden, was sie immer ein wenig gering geachtet hatte, indes sie es errang. Die leichtlebige, kompromißfreudige Liebenswürdigkeit der Wiener, jene weiche und nachgiebige Wesensart, die Fanny an ihrem Mann so oft gereizt und die ihr allgemein Anlaß zur Ungeduld gegeben hatte, das Schlaffe, Konturlose der Gespräche, der mit Absicht nichtssagende Umgangston, das graziöse Achselzucken, mit dem man sich jeder entschiedenen Meinungsäußerung entzog, die lächelnde Lüge, durch die man unbequeme Tatsachen aus dem Wege schaffte, das Zurückweichen vor jeder unwiderruflichen Tat – jetzt mochte sie beginnen, ihren Wert zu schätzen. Hierzulande gab es keine ›Unbedingten‹, weder im guten noch im bösen Sinn. Wer nun in Preußen die edelsten, mit programmatischem Ernst vertretenen Absichten in ihr Gegenteil umschlagen sah, mußte einem Österreich, das Grundsätze gar nicht erst aufstellte, um sie nachher nicht brechen zu müssen, weit mehr und herzlicher zugetan sein.
War sie dies aber auch? Man möchte es vermuten. Denn was sie in einem Leben voll Trubel, voller Menschen, Reisen, Kunst, Musik und Politik, bisher versäumt hatte, war Fanny nun geschenkt. Sie hatte endlich Zeit, zu sich und zur Besinnung zu kommen – gewissen Tatsachen, die sie kaum je durchdacht hatte, auf den Grund zu gehen. Von ihrer letzten Fahrt an den Rhein und nach Italien war sie leidend zurückgekehrt. Die Wiener Krankheit, von der hier hoch und niedrig, jung und alt, ergriffen wurde, flackerte in ihr auf. Die feuchten Häuser, der ewige Wind, der aus den Wäldern blies, der ständige Staub der Residenz legten sich auf die Lunge. Fanny war immer ›poitrinaire‹, immer schwach auf der Brust gewesen, wie weiland Kaiser Joseph und seine erste Gemahlin, wie Franzens Frau Maria Ludovica, wie der kleine Herzog von Reichstadt, Napoleons Sohn. Die Unrast, von der sie so häufig gejagt war, ihre hektische Beweglichkeit rührten wohl ebenfalls davon. Schon in Alxingers Gedicht war von ihrem Kränkeln die Rede gewesen. Stets sah sie in ihren Testamenten den baldigen Tod voraus. Doch so wenig hatte sie ihr Übel je beachtet, so wenig um seinetwillen sich geschont, daß es erst jetzt, da sie es nicht mehr wegzuleugnen vermochte, die Herrschaft über ihr Tun und Denken gewann.

Auf Ruhebetten liegend, im Garten auf dem Braunhirschengrund oder in ihrem Park zu Baden, über sich die milde Sonne dieser Breiten, um sich ein Land im Biedermeierschlaf, durchdachte sie noch einmal die Bindungen ihres Lebens. Nicht ihren tragischen Liebeshandel mit dem jungen Liechtenstein – dem war nichts hinzuzufügen oder wieder wegzunehmen, der war ein unabänderliches Stück Vergangenheit. Aber ihr Beharren auf dem alten Glauben, ihre Passion für Preußen, ihr wütiger Haß auf Frankreich und ihre immer ein wenig herablassende, immer ein wenig überlegende Beziehung zu Österreich waren zu überprüfen. Hielten sie dem Licht der Gegenwart, oder gar dem Hinblick auf die Ewigkeit noch stand? Vermutlich fand Fanny jetzt, sie habe ihrer zweiten Heimat manches abzubitten, habe ihr zu guter Letzt für ein Dasein zu danken, in dem das Wohlgefühl die Zeiten des Unbehagens bei weitem überwog. Dem französischen Volk, das bereits vor einem Vierteljahrhundert ihre Glaubensbrüder befreit, ja selbst Napoleon, der die Emanzipation auf seinen Siegeszügen durch Deutschland mit sich getragen hatte, war sie bei ruhigerer Überlegung wohl auch milder gesinnt. Doch ihre Liebe zu Preußen, ja gar ihre Religion sich jetzt aus dem Herzen zu reißen, fiel ihr gewiß nicht ein. Ihre unverminderte Neigung galt einem Berlin, das klug und großmütig gewesen war und es wieder werden mochte, in dem das Erbe der Aufklärung nur verschüttet, nicht für immer vernichtet war. Um diesen Glauben sich zu bewahren, war es auch nötig, daß sie dem Glauben ihrer Väter die Treue hielt. Wenn Lessings ›Nathan‹ in der Nachwelt wieder zu Ehren kommen sollte, dann mußte eine Mutter Jüdin bleiben, ihre Tochter Christin werden dürfen, ohne daß die eine sich von der anderen an Gottgefälligkeit unterschied.

Durch eine seltsame Fügung war der einzige Brief, der sich von Fanny bis fast in unsere Zeit erhalten hat, am 26. Dezember 1816 an die »Tit. Herren Vertreter der tolerirten Israeliten in Wien« gerichtet. Weder vorher noch nachher hatte sie es nötig gefunden, ihrer Gemeinde zu versichern, daß sie immer noch eine der ihren war. Ja, sie hatte sich öfter in Kirchen und Kathedralen, in

Klöstern und von geistlichen Schwestern versehenen Spitälern aufgehalten als in einem Bethaus der mosaischen Konfession. Jetzt diktierte sie ihrer Jungfer oder Pflegetochter ein paar Zeilen, die nicht weniger oder mehr bedeuteten als einen Beweis der Loyalität: »Wohlgeborene Herren! Schon früher hätte ich Ew. Wohlgeboren für Ihr verbindliches Schreiben vom 17. dieses und für die darin enthaltenen gütigen Äußerungen gedankt, wenn mich nicht eine Ruhe fordernde Unpäßlichkeit im Bette hielte. Ich kann nun nicht länger anstehen, Ihnen durch eine fremde Feder meine Gesinnungen mitteilen zu lassen, wie glücklich ich mich fühle, wenn ich im Stande bin, etwas für die leidende Menschheit zu thun, der Sie ihre thätige Sorgfalt so zweckmäßig widmen; wie bereitwillig ich auch in der Folge sein werde, alles zu thun, was von mir abhängt, wenn Sie meinen guten Willen in Anspruch nehmen wollen, und wie aufrichtig die Äußerungen der Hochachtung sind, mit welchen ich zu verharren die Ehre habe, Ew. Wohlgeboren ergebene Dienerin, Fanny Freyin v. Arnstein Itzig.«

Im kommenden Jahr mag sie wohl nicht ständig bettlägrig gewesen sein, denn der dänische Nationaldichter Adam Öhlenschläger fand, als er während des Sommers Wien besuchte, die Damen der Barone Arnstein und Eskeles »auf ihrem hübschen Landhause in Hietzing… sehr gebildet und voll Liebe für die Poesie«. Noch einmal hatte Fanny sich aufgerafft, um einen bedeutenden Fremden zu bewirten. Gleichwohl vermerkte Öhlenschläger weder ihren Namen noch ein weiteres Wort über ihre Erscheinung in seinem Erinnerungsbuch. Den letzten Ausspruch unserer schon entkörperlichten Heldin berichtete die Gräfin Thürheim, eine geschwätzige Dame des hohen Adels, der man überaus aufschlußreiche Memoiren aus der josephinischen und franzisceischen Zeit verdankt. Nach einem kleinen Exkurs über die Segnungen des Christentums schrieb sie zu Ende 1817: »Und dennoch gibt es Leute, die solch' ernste Betrachtungen nicht einmal oberflächlich berühren. So sagte anderen Tages jemand zu Frau Arnstein, einer Jüdin, sie sollte sich doch, wie ihre übrige

Familie es bereits getan hatte, taufen lassen. ›Nein‹, antwortete sie naiv, ›ich bin schon zu alt‹. Jedenfalls sah sie in diesem Glaubenswechsel nichts anderes, als was darin ihre soi-disant konvertirten Eltern (sic!) erblickt hatten, nämlich – ein Mittel, um ihr Vermögen zu vermehren«.

So anders sieht uns zuweilen die Welt! Woher aber sollte die gute Lulu Thürheim auch wissen, welche keineswegs naive Überlegung Fannys Verhalten zugrunde lag? Immerhin war der Schimpf ihrer Liebe zu Preußen von ihr abgefallen, galt sie nun, am Abend ihres Lebens, nur noch für »scandaleusement juive«. Sie wollte es auch im Tode sein, und hatte längst dafür Sorge getroffen. Ihr Neffe Leopold von Herz, Metternichs Freund, sollte ihr Begräbnis nach dem Brauch des Alten Testamentes anordnen. Und das tat er denn auch, ehe er selbst zum Christentum übertrat. Ein Jahr vor dem deutschen Judensturm, der Herz vermutlich zu seinem Schritt bewog, hatte Fanny sich auf ihr Sterbelager gelegt. Im Frühsommer 1818, wenige Monate vor ihrem sechzigsten Geburtstag, war sie auf dem Braunhirschengrund an einer »Lungeneiterung« erkrankt, von der sie, wie ihre Geschwister in einem Nachruf in der ›Königlich-privaten Berlinischen Zeitung‹ schrieben, »sogleich tödlich ergriffen wurde«. Am 8. Juni starb sie. Ihr Sarkophag wurde in dem neuen Judenfriedhof an der Währinger Linie aufgestellt, den Nathan 1784 mitgestiftet hatte. Ihre Totenfeier, geleitet von Herz Homberg, Mendelssohns und Weselys Freund, dem religiösen Vertreter der Berliner Aufklärung in Wien, fand zehn Tage später in dem Bethaus der Seitenstettengasse statt.

Unter Trauergesängen und mit Harmonikaspiel, mit Psalmen und Gebeten wurde ihrer nach uraltem Ritus gedacht. Herz Homberg sprach den vierten Vers des 84. Psalms: »Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken: deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.« Und er sagte in seiner Rede: »Zuflucht war sie in den Trübsal-Zeiten; in den Zeiten des alles zerrüttenden Krieges. Wie zeigte sich nicht da ihr Bürgersinn, ihre Liebe zum Vaterlande,

und ihr thätiger Eifer, so viel an ihr war, die geschlagenen Wunden zu heilen, und die Vertheidigung des Kaiserstaates kräftig zu unterstützen! Zuflucht war sie in den Trübsal-Zeiten; in den Mißwachs-Jahren. Königlich zeigte sich ihre Großmuth, mit welcher sie Tausende der bösen Hungersnot entriß.«

Ihr Sarkophag trug die Worte:

Wie im Leben allgemein verehrt
So im Tode allgemein beweint
Den Armen Mutter –
Gleich groß an Kopf und Herz
Ihr Name ist ihre schönste Grabschrift.

So war sie aus der Zeit gegangen und nahm zugleich eine Zeit mit sich. Ihr Leben hatte genauso lange gewährt wie die deutsche Emanzipation. Und die deutsche Emanzipation war mit ihr vom Erdboden verschwunden. Manch andere, die den Wandel von der Geistesaufklärung zur neuen Gefühlsverdunkelung mitgemacht hatten, traten gleichfalls ab: Sonnenfels und die Staël kurz vor ihr, Hardenberg wenige Jahre später. Sie war die einzige der Berlinerinnen, um die man noch die alttestamentarische Totenklage sang. Sophie Grotthuß, Dorothea Mendelssohn und die Rahel hatten längst die Taufe genommen. Nun vollzog Henriette Herz den Übertritt – nicht lange nach Fannys Tod! Die nächste Generation aber war zur Gänze christlich geworden: alle ihre Geschwisterkinder, bald auch ihr Wiener Neffe Leopold, Marianne Saaling, selbst Ludwig Börne, der »seine treffenden Pfeile nicht durch das Vorurteil hemmen lassen wollte, daß ein jüdischer Schütze sie schoß«.

Nur Glaubensgenossen hatten Fanny auf ihrem letzten Weg begleitet; ihrer Tochter, ihren Enkeln war der Zutritt zu Bethaus und Friedhof verwehrt. Ja, Henriettens eigene Ruhestätte sollte fern der ihren liegen – in der Pereiraschen Familiengruft auf dem Gut Schwarzenau, im rötlichen Schein des ewigen Lichtes, das an das Blut des Erlösers mahnt. Um den Preis solch äußerlicher

Trennung hatte Fanny ihr Exempel statuiert. Der Sinn ihres Opfers trat klar zutage, als Nathan seiner Gemeinde, indem er ihr zu Fannys Andenken einen Ladenvorhang stiftete, begleitend schrieb: »Zum äußeren Glanze unseres Gotteshauses und zur Verherrlichung des Schöpfers durch gute Werke beizutragen, ist jedes fühlenden Menschen Pflicht. Und wenn meine seelige Gemahlin in diesen Grundsätzen lebte, wenn ich ihrem Beyspiele und meiner inneren Stimme hierin folge, so darf ich Ihnen zugleich versichern, daß meine Tochter von denselben Grundsätzen beseelt, nie einen Unterschied der Religion machen, Hülfsbedürftige, wes Glaubens sie seyen, nach Kräften Trost und Gabe spenden und so ihrer unvergeßlichen Mutter immer würdig bleiben wird.«

Auf Henriette sollte der Mantel nun fallen. Doch so sanft und seelensgut sie war, so ganz noch in Fannys Banne, gehörte sie dennoch schon zu einer Welt, die von der Gleichheit aller Religionen vor Gott nichts mehr wissen wollte. Ihre Mutter hatte in ihrem endgültigen Testament dem »Israelitischen Spital und den würdigen Frauen Elisabethinerinnen« den gleichen Betrag von fünftausend Gulden vererbt. Als sie selbst vier Jahrzehnte später ihren Letzten Willen machte, im Namen des dreieinigen Gottes, dessen Barmherzigkeit sie ihre Seele empfahl, hinterließ sie den Elisabethinerinnen, den barmherzigen Schwestern oder Soeurs grises, den Schwestern des hl. Erlösers, dem Maria Elisabeth-Verein, der Gesellschaft Jesu sowie den Armen auf ihren Gütern, all ihren Dienstleuten, unter denen kein Jude sich mehr befand, und zwei christlichen Patentöchtern größere Summen – doch keiner jüdischen Wohltätigkeit auch nur einen Heller, es wären denn jene gewesen, die sie noch im Auftrag ihrer Eltern versah.

Auch sonst war sie schwerlich geeignet, Fannys Wirken und Werke fortzusetzen. Ja, zeitlebens ein wenig eingeschüchtert von deren überwältigender Persönlichkeit, hatte sie selbst kaum die Zuversicht, ihrer Mutter Stellung im Leben einnehmen zu können. Anfangs träumte sie noch ein wenig davon und weihte ihre Cousine Lea Mendelssohn-Bartholdy in ihre Pläne ein. Lea hatte

Fanny angebetet, ihre Tochter nach ihr genannt, ihren kleinen Sohn Felix zur Tante Arnstein gebracht, die ihn schon als vierjähriges Kind liebgewann; und sie war von der Todesnachricht so erschüttert, daß sie zehn Tage darauf an einer fausse couche niederkam. Nun beschwor sie noch einmal Fannys Bild herauf: »Sie war mir unaussprechlich theuer und verehrenswert; ihr Abglanz strahlte gleichsam auch auf mich herüber, ich war stolz ihr anzugehören und mich ihrer Liebe rühmen zu dürfen. Mir ist immer, als sei Wiens heitere Sonne untergegangen, die schimmernde Herrlichkeit entflohen! Welche Mutter hast Du Arme verloren! Nie hat wohl das Hinscheiden einer Frau größere Sensation gemacht. Sie war die interessanteste Frau in Europa, eine Wundererscheinung in unserer dummen, egoistischen Zeit.«

Doch eben deshalb zweifelte auch Lea, daß Henriette sie werde ersetzen können: »Gott erhalte Dir Deine edlen, starken Empfindungen und schönen Vorsätze«, schrieb sie. »So wird Dein Handeln die Verlorene am Würdigsten ehren und loben. Aber hast Du, mein liebes Kind, auch nach der ersten Aufwallung, die uns Kraft für ein ganzes Dasein zu geben scheint, reiflich erwogen, was es mit einem völlig veränderten Lebensplane zu bedeuten habe?« Würde sie vor allem den Mut, die Geduld und Ausdauer aufbringen, so fragte Lea, jene ermüdende Existenz zu führen, welche die Gewohnheit und Connexionen ihres Vaters erforderten, die »honneurs des geräuschvollen väterlichen Hauses zu machen«, da sie doch »stets Abneigung dazu gezeigt hatte« und ihr »Erziehungsplan sich auch nicht damit vereinbaren« ließ?

Sie hatte recht. Henriette wußte es wohl und beschloß, nicht mehr auf sich zu nehmen als ihrer Mutter mildtätige Sorge um Arme und Kranke. Sie trat an ihren Platz in dem Ausschuß der zwölf adeligen Damen, führte die Aufsicht über das Badener Marienspital und teilte alljährlich, wie Caroline Pichler berichtet, mit ihrem Vater bedeutende Summen an Hilfsbedürftige aus. Das gleiche Maß von Gastfreundschaft zu üben, der Mittelpunkt eines großen und glänzenden Kreises zu sein, war ihr nicht gegeben. Ein wenig hilflos, ein wenig linkisch, von einer süßen Kindlich-

keit war sie wohl noch als reife Frau. Zur Kongreßzeit hatte sie sich bei einem Ball im Geymüllerschen Hause, mit dem Fürsten Dietrichstein tanzend, in die Falten ihres Kleides verwickelt und war mit ihrem Kavalier der Länge nach zu Boden gestürzt. Es war ein Mißgeschick, wie es der damenhaften Fanny niemals hätte zustoßen können, um so leichter aber ihrer scheuen Tochter, die lieber in sich gekehrt am Klavier saß oder mit ein paar Freunden andächtig lauschte, wenn ein junger Dichter seine Dramen las.

Die Geselligkeit in der Grünangergasse, in Baden und auf dem Braunhirschengrund wurde stiller, weit mehr als zuvor der Kunst, Musik und anspruchslosen Unterhaltung geweiht. Im Neuburgerhof fand sich der nahezu ertaubte Beethoven ein, den rauschendere Assembléen abgeschreckt hätten, spielte der Schülerin Clementis auf ihrem Pianoforte vor und zeigte sich dankbar für die Hilfe, die ihr Vater ihm seit Jahren hatte angedeihen lassen. Grillparzer kam, von seinem Onkel Sonnleithner oder von der Pichler bei ihr eingeführt, knackte Mandeln mit Henriette und widmete ihr – im Juni 1820 – die beiden Gedichte ›Das Viel-Liebchen in der Doppelmandel‹ und ›Das elegante Frühstück im Kuhstall‹. Zwanzig Jahre später sollte ihm Adalbert Stifter noch in ihrem »Geist-Salon« begegnen und eine Bescheidenheit, Ruhe und Güte an ihm bewundern, die nur das wahre Genie an sich hat. In Baden erschien Henriettens junger Neffe Felix, dem die Pichler ein außerordentliches Talent für Komposition, rühmenswerten Vortrag und eine ebensolche Einfachheit nachsagte. Man sah auch Fremde bei ihr, wie den englischen Querkopf James Holman, der »in total blindness« ganz Europa bereiste und in der Baronin Pereira »an accomplished woman« kennenlernte, »well acquainted with the English language and literature«: Der Feldmarschall Radetzky suchte sie auf. Und schließlich wurde sie, als Goethes Schwiegertochter Ottilie einige Jahre in Wien verbrachte, zur besten Freundin dieser eigenartigen Frau.

Die Kammerrätin von Goethe hat Aufzeichnungen hinterlassen, aus denen das Pereirasche Haus um das Jahr 1840 lebendig wird.

Der adlige Anhang ihrer Schwiegerkinder, die alte Freundin Gräfin Engel und der kunstsinnige Fürst Fritz Schwarzenberg verkehrten ebenso zwanglos bei Henriette wie ihre Cousine ›Frl Epraihm‹, ein Doktor Ehrenbaum und eine Frau von Elkan. Jeden Freitag war ›Künstlersoirée‹. Hier zitierte Holtei Gedichte, und der »berühmte Baron Schönstein« sang. Grillparzer, der freilich immer seltener kam, oder der Freiherr von Feuchtersleben führten Ottilie zu Tische. Die Damen Julie Rettich und Auguste Brede, Herr Heinrich Anschütz vom Burgtheater waren nicht minder geehrte Gäste als die Maler Schwind, Schnorr und Amerling, die Porträtisten Daffinger und Kriehuber. Zuweilen war ein Sohn von Mozart zugegen – es mag Wolfgang, der Musiker gewesen sein – und einmal zeigte sich Liszt für wenige Minuten. Es konnte lustig zugehen, wenn Regondi Gitarre spielte oder Frau von Münk, die schon vor vielen Jahren in Baden Heiterkeit verbreitet hatte, das ›Postbüchel‹ vorlas. Aber häufig war die Baronin Pereira leidend, ließ Ottilie nicht vor, wenn diese Visite machen wollte, und schickte ihr tags darauf zum Trost ihre Loge in der Oper, der ›Burg‹ oder dem Theater am Kärntnertor. Am liebsten hätte sie die Kammerrätin allein zu sich geladen, doch immer störten unerwartete Besucher das Tête-à-tête. Einmal gelang es ihnen, sich »recht vertraulich manche Nachtstücke aus unserem Leben« zu erzählen, auch lieh sie Ottilie das grüne Büchlein Körners, und die besah es sich »mit recht heiliger Andacht zu Haus«. Ein andermal saßen sie »mit Frau von Brede sehr gemüthlich« zusammen und sprachen sich über die allen bekannte Ulrike Levetzow aus. Zumeist jedoch erschien zu ihren Freitagen mehr Gesellschaft, als Henriette lieb sein mochte, und so schien sie denn, wie Ottilie vermerkte, ab und zu »sehr absorbiert«.

Immerhin blieb die Tradition, wenn auch auf schlichtere Weise, noch eine Weile lang bewahrt. Und wenn man den Hingang all der herrlichen Feste, der tagtäglichen Empfänge, der Bälle, Soupers und Soiréen beweinte, zu denen ganz Wien in Fannys Räumen versammelt gewesen war, so trauerte man am besten gleich

über den Lauf der Welt. Denn das »goldene Zeitalter der Salons« begann jetzt dem »silbernen Zeitalter der literarischen Kaffeehäuser und Vereine« zu weichen. Die Dichter waren nicht mehr darauf bedacht, in der Gesellschaft zu glänzen, wurden lichtscheu, trauten niemand und flohen vor der Zensur an windgeschützte Orte – in die Satire wie Nestroy, in die Zauberposse wie Raimund, in die Natur wie Stifter, in ihre eigenen vier Wände wie Grillparzer, der seine Werke in der Schreibtischlade vergrub. Selbst die Pichler, deren Zusammenkünfte immer ein wenig hausbacken gewesen waren, jammerte schließlich über die »Salonscheue« und gab der großen Menge von Kaffeehäusern, Gasthäusern, Reunionen und öffentlichen Gärten die Schuld. Indessen hielt sie Henriette die Treue, bildete mit ihr eine »kleine Badner Cotterie«, trank mit ihr am 23. September »unserm lieben Körner« zu, wobei sich beide einig waren, »daß wohl außer mir und ihr Niemand sonst an Körners Geburtstag gedacht haben werde«, pflegte andere alte Erinnerungen mit ihr und fing erst an, ihr Haus zu meiden, als Henriettens Kinder erwachsen wurden, heirateten, und eine neue junge Welt sich bei ihr tummelte, die der Pichler fremd und sogar unerfreulich war.

»Was mich sonst dort ansprach«, schrieb sie ihrer Freundin Dorothea Schlegel, »hat sich allmählich, durch Tod, Entfernung, veränderte Verhältnisse verloren ... Jetzt hat man in diesem Kreise ganz die Lebensweise der hohen Vollé angenommen. Man ißt um halb 6 Uhr, versammelt sich um halb 9 Uhr zum Thee, sitzt dann im Salon, ohne daß eine allgemeine Conversation uns fühlbar mache, daß man sich um unsere Unterhaltung bekümmert, vielmehr ist die Frau vom Hause wie jede andre Fremde da und überläßt es ihren Gästen, sich hier und dort, wie können zu amüsiren, zu welchem Behuf denn auch Journale, Cahiers mit Kupferstichen Keepsakes u.s.w. auf dem Tische liegen. Das ist nun aber mein Genre nicht, und die Stundenvertheilung bey unsern vorgerückten Jahren so wohl Pichler als mir nicht zusagend.«

Als sie diesen Klageruf ausstieß, hatte der ›gute Kaiser Franz‹ sich soeben zu Grabe gelegt und seinem gütigeren, aber dümmlichen Sohn Ferdinand den Thron überlassen. Achtzehn Jahre nach Fannys Tod sah es gleichwohl in Österreich nicht anders aus als zu ihrer Lebzeit, herrschten hier immer noch der obrigkeitliche Druck, die kluge »Gängeley« und »Einschläferung der edelsten Kräfte«, welche Ernst Moritz Arndt schon zu Beginn der franzisceischen Regierung aufgebracht hatten. Wenn die Pichler darum meinte, es dürfte sich auch im privaten Leben nichts verändert haben, so war dies ein Trugschluß, wie man ihn im Alter häufig zieht.

Allzu viel aber hatte sich bei den Arnsteins verändert, als daß Fannys Tradition nicht doch fadenscheinig werden und schließlich hätte abreißen sollen! Die Ehe ihrer Tochter verschlechterte sich immer mehr: »Henriette a pris son mari en dédain«, sagte ein Familienbrief aus den frühen Zwanzigerjahren. Pereira wurde unleidlich, geizig, wunderlich, vernachlässigte die Geschäfte, sammelte Grundbesitz, erwarb gleich seinem Vater Eliseus ein Landgut nach dem anderen – zu Ende seines Lebens war er Herr auf Schwarzenau und Allentsteig, auf Erlakloster, Dobra, Wetzlas, Tiefenbach, Krumau, Neudegg und Waldreichs am großen Kamm –, kannte weder im Essen, Trinken, Reiten noch Reden Maß und Ziel, konnte nachts um zwei anspannen lassen und nach Erla fahren, »pour y planter dans douze jours un jardin«, quälte Frau und Kinder mit seinen Launen und eigensinnigen Ideen, war mit einem Wort »incorrigible«, wie Henriette zuletzt sogar ihren Söhnen schrieb. Diese aber, und noch mehr die hübsche kleine Flora, waren ihr ein gewisser, obschon nicht uneingeschränkter Trost. Ihr Ältester, Louis, nahm eine Freiin von Diller zur Frau. August heiratete eine Gräfin Amadé de Varkony, und Flora sollte sich einem jüngeren Sohn des inzwischen ruinierten Grafen Fries vermählen, von dem die Pichler »nichts als Gutes hörte«, den Henriette aber unhübsch fand, von häßlicher Stimme und hausbackenem Verstand.

Kein uneingeschränkter Trost! Denn die Freiin von Diller krän-

kelte und starb schließlich kinderlos, worauf Louis eine Gräfin Larisch zu seiner zweiten Gattin machte. Adolph, der zweitgeborene, war ebenfalls leidend und schlich sich früh aus dieser Welt hinaus, ohne ihr einen Enkel zu geben. Und schließlich folgte auch August seinem Bruder vor der Zeit, nachdem ihm Seraphine Amadé fünf Kinder geboren hatte. Keiner ihrer Söhne sollte Henriette überleben! All dieser Kummer, der gegenwärtige und der vorausgeahnte, überschattete beständig ihren Tag, so daß man ihr wenig Vorwürfe machen durfte, wenn sie häufig »sehr absorbiert« war oder ihre Gäste aufzuheitern vergaß. Als August sich verlobte, schrieb sie ihm: »Dein Vater ist so weich, wie ich ihn noch nicht gesehen, er weint alle Augenblicke, il paroit que nous avons changé de rôle«. Und sie beschwor ihn: »Bleibt Euch treu in Vertrauen und Liebe. Meidet die große Welt, sie ist gewöhnlich das Grab des Glücks und der Eintracht und gibt nichts für die Freuden, die sie uns raubt.«

Auch Nathan, der seiner geliebten, gefürchteten Gefährtin Beraubte, verfiel nach ihrem Tod. »Deinen Vater hat das Unglück bis dahin nicht berührt, und nun der harte Schlag!« hatte Lea damals voll Mitleid ausgerufen. »Ich weiß, wie ganz er mit Herz und Geist und allen Sinnen an diese Zauberfrau verloren war, um das Unbegrenzte seines Kummers zu ermessen.« Nun, nach außen ließ er sich's nicht anmerken! Er lebte weiter, spielte weiter, gab sein Stadtpalais auf und wohnte bei seiner Tochter oder auf dem Land, ging beinahe jeden Abend ins Theater, zog sich gänzlich von jeder Tätigkeit zurück und überließ Pereira, nachdem ihm Karl der Vierzehnte noch 1824 das Ritterkreuz des Wasa-Ordens verliehen hatte, das königlich-schwedische Konsulat. Auch schränkte er sich langsam ein – seit er nicht mehr Kaufmann war, klagte Henriette, sei es hart, von ihm Geld zu bekommen. Die Karten blieben sein bevorzugter Zeitvertreib. In Baden sah ihn Varnhagen noch im hohen Alter mit der Gräfin Fekete beim Spiele sitzen, »ein Paar von so unheimlichem märchenhaften Ansehen, daß man leicht glauben konnte, sie säßen schon hundert Jahre so da, und könnten noch hundert Jahre so dasitzen«. Und

am liebsten besuchte er alte Freunde und Verwandte, wo man ihn an seinem L'hombre-Tisch in Frieden ließ, indes die übrige Gesellschaft in anderen Räumen wogte.

Auch zu Gastmählern begab er sich zuweilen. So traf ihn zu Anfang 1829 der alte Hofrat Gentz, der sein Haus seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr betreten hatte: »Bei Frau von Neuwall (Tochter meines Freundes Herz)«, trug er am 9. Januar in sein Tagebuch ein, »gegessen mit einer großen Gesellschaft von Banquiers, worunter sich Rothschild, Arnstein, Eskeles, Sina, die Liebenberg, Löwenthal etc. befanden.« Und im Dezember darauf: »Um 8 Uhr zu Frau von Neuwall, wo ich eine kleine, heimliche Soirée erwartete, anstatt dessen aber einen rout von mehr als 100 Personen vorfand, der mich gar wenig ergötzte. Ich mußte mich indessen zu einer L'hombre-Partie mit Baron Arnstein, Herrn v. Neuwall und Käser bequemen, die zum Glück vor 11 Uhr geendigt war.«

Nicht nur Nathan und seiner Tochter Leben hatte sich auf dem gleichgebliebenen vormärzlichen Hintergrund gewandelt. Auch das Geschick des Bankhauses Arnstein & Eskeles nahm jetzt einen anderen, bedenklichen Lauf. Selbst Cäciliens kluger Mann hatte nicht verhindern können, daß die Firma unaufhaltsam ihren Vorrang verlor. »Verlasse Arnstein nicht«, hatte Fanny ihm in ihrem Testament zugerufen, »sey sein unzertrennlicher Freund, mache die Eskeles so glücklich als sie es zu seyn verdient, und ich lege mich ruhig meinen langen Schlaf schlafen.« Hätte sie gewußt, was nun geschah, ihr Schlaf wäre schlimm gestört worden! Denn ein neuer Finanzmann war aufgetreten, aus schlauerem, rücksichtsloserem Stoff gemacht als der rechtliche Bernhard und gutmütige Nathan. Sein Name ist bereits in Gentzens Tagebuch gefallen. Salomon Rothschild kam im Jahre 1821 aus Frankfurt nach Wien, verdrängte Herz aus Metternichs Gunst, wußte Gentz noch reichlicher zu beschenken als jener, setzte durch, daß er ohne übliche Toleranz und Großhandelsbefugnis in Wien heimisch ward, verschaffte sich schon im nächsten Jahr den Adel – nach dem inzwischen gleichfalls baronisierten Eskeles nun der

dritte jüdische Freiherr Österreichs – und lebte hier einsam, ohne geselligen Anspruch, versessen und zäh, erst zur Miete im ›Römischen Kaiser‹, dann in einem Palais, zu dem er das Nebenhaus des alten Gasthofs umgebaut hatte. In allem und jedem machte er nun den einheimischen Häusern der Arnstein, Sina, Steiner und Geymüller Konkurrenz, wußte Geldsummen aufzutreiben, die sie nirgends hätten finden können, ließ sich weder auf verwandtschaftliche noch geschäftliche Beziehungen mit ihnen ein, erzwang aber dennoch den Ehrenplatz in ihrem Kreis, so daß J. F. Castelli 1830 berichten konnte: »Ich war zu einem Ball bei dem Großhändler A. geladen. Die ganze Geldaristokratie war da versammelt. Auch der König der Juden und Jud der Könige, Baron Rothschild, war zugegen.«

Nicht er allein, auch andere Einwanderer strömten nun nach jenem Wien, in dem man um so viel besser lebte als in deutschen Städten oder der österreichischen Provinz. 1833 hieß es in einem Gutachten der Hofkanzlei: »Die hiesigen Israeliten stehen in fortwährender Berührung mit allen Klassen der Residenzbewohner, und zwar nicht bloß im Geschäfts-, sondern auch im geselligen Leben; ihre frühere Isolierung hat seit geraumer Zeit beinahe gänzlich aufgehört. Die Abneigung der christlichen gegen jüdische Religionsgenossen, welche letztere von den ersteren entfernt hielt, ist größtenteils verschwunden.« Zu den »hiesigen Israeliten« zählten die Arnstein, Pereira und Eskeles sehr bald nicht mehr, denn in den Dreißigerjahren starben sowohl Nathan und sein Schwiegersohn wie Bernhard und Cäcilie, und ihre Kinder und Enkel verschmolzen sämtlich mit dem Adel – neben den jungen Pereiras auch Daniel, nunmehr Denis von Eskeles, der eine Freiin Brentano-Cimaroly-Visconti, und seine Schwester Marianne, welche einen Grafen Wimpffen geheiratet hatte. Die den Namen der Itzig-Eltern trugen, waren bald am weitesten von deren Überlieferung entfernt! Seite an Seite mit dem Ritter von Liebenberg und dem Freiherrn von Wetzlar nahmen die Brüder Pereira an den Sitzungen des Wiener Landtages teil, und Louis war es, der 1845 vergebens den Antrag stellte, Männer von besonderer Kenntnis, Erfahrung und Vaterlandsliebe aus dem ›vierten Stand‹ zum Landtag zuzulassen. Nicht sie also, sondern die zugereisten Königswarter aus Frankfurt, die Todesco aus Preßburg, die Springer, Gomperz, Auspitz, Lieben, Figdor und Trebitsch aus Böhmen und Mähren bildeten mit den wenigen noch ungetauften Familien, die hier seit über hundertfünfzig Jahren seßhaft waren, die jetzige Wiener Judenschaft.

Immer mehr Nachkommen der ursprünglichen Tolerierten fielen ab. So vollzog der Sohn des orthodoxen Isaac Löw Hofmann Edler von Hofmannsthal, den sein Freund, der Oberlandesrabbiner in Mähren Marcus Benedict, noch zur strengsten Glaubenshaltung bewogen hatte, sogleich nach des Vaters Tod den Übertritt. Doch die Nachkommen Samson Wertheimers, darunter auch die Wertheimstein, vermischt und vermählt mit den Neuankömmlingen, blieben bei der alten Religion und übersprangen gemeinsam die letzten Hürden jüdischer Gleichberechtigung im Kaiserstaat. Sie erreichten 1846, daß der alte Judeneid abgeschafft wurde. Sie umstanden im März 1848 die Bahren ihrer Glaubensbrüder, deren Blut für die Revolution geflossen war, und waren stolz darauf, daß zwei Anführer des Volksaufstandes Fischhof und Goldmark hießen, daß ihr eigener Dichter L. A. Frankl die flammende Rebellenhymne der Universitätsstudenten schrieb. Sie dankten dem jungen Kaiser Franz Joseph im nächsten Jahr dafür, daß seine neue Konstitution ihnen endlich die ersehnten bürgerlichen und politischen Rechte verliehen hatte, und waren mit allen anderen seiner Untertanen tief enttäuscht, als alles widerrufen worden war. Von dem Pendelschlag der Reaktion, der bereits gewährte Verfassungen zweimal wieder aufheben sollte, waren auch sie betroffen. Und erst im Jahr 1867, als Franz Joseph nach dem verlorenen Krieg mit Preußen und der Trennung von Deutschland seinen Völkern einen Reichsrat, Ungarn die Freiheit und den Juden die uneingeschränkte, völlige und grundsätzliche Gleichberechtigung gab, betrachteten sie die Emanzipation in Österreich als beendet.

Eine liberale Epoche begann, die sich an den Ideen des Josephinis-

mus entzündet hatte. Jetzt war wieder Raum für geistvolle jüdische Salons in Wien, in denen sich freilich nicht mehr der Adel, sondern das aufgeweckte Bürgertum mit Dichtern und Künstlern verband. An Fannys Stelle trat Josephine von Wertheimstein – gleich Nathans Mutter eine Gomperz-Sprossin – in deren Döblinger Villa sich Eduard von Bauernfeld, Ferdinand von Saar, Ernst von Fleischl und Adolf Wilbrandt zusammenfanden. Bei ihr und ihrer Schwester Sophie von Todesco, deren Palais in der Kärntnerstraße stand, las der junge ›Loris‹, Urenkel des frommen Seidenhändlers Hofmann, seine ersten Gedichte. Aus diesem Kreis erhob sich die Gestalt, in der das vielfältige Erbgut des alten Österreich vereinigt war.

Als all dies geschah, war jede Spur von Fannys Erdenwandel längst verweht. Seit 1859 lag Henriette in der Gruft von Schwarzenau bei ihren Söhnen, indes Pereira, eigensinnig noch im Tod, nahe dem Altar in der Kirche von Allentsteig der Auferstehung harrte – im Schein einer ewigen Ampel auch er, und nach seinem letzten Wunsch getröstet von einer allwöchentlichen Seelenmesse. Auf dem Judenfriedhof an der Währinger Linie ruhten Fanny und Nathan, Cäcilie und Bernhard in prächtigen Steinsarkophagen, die so unverwüstlich schienen wie ehedem ihre eigene finanzielle Macht. Doch die Macht des Hauses, dessen Grundlage der Hoffaktor Isaac Arnsteiner geschaffen hatte, war bereits wieder dahin. Louis von Pereira und Denis von Eskeles, zwei zartfühlende, verfeinerte, verwöhnte Naturen, hatten ihr Vermächtnis nicht zu bewahren gewußt. Gegen die Rothschilds sich zu halten, denen ihr Glaubenswechsel und adliger Anhang ein besonderer Dorn im Auge war, auf waghalsige Art in Eisenbahnen zu investieren, wie es jetzt in Mode kam, oder bei Kriegs- und Friedensgerüchten richtig auf Baisse oder Hausse zu setzen – das verstanden sie nicht mehr. Als der dritte Napoleon Anfang 1859 seinen Beschluß enthüllte, mit Sardinien über Österreich herzufallen, hatte Arnstein & Eskeles sich im Vertrauen auf ruhige

Zeiten überreichlich eingedeckt. Alle Papiere sanken bis auf den Boden. Das Haus war ruiniert. Was nach dem Zwangsausgleich übrig blieb, ging im Börsenkrach von 1873 unter.

Das irdische Gut, dessen langer und mühsamer Erwerb Fannys Familie den Eintritt in die höchsten Kreise geebnet hatte, fiel von ihr ab, sowie es überflüssig geworden war. Die späten Erben der Gründer, kaum mehr unterscheidbar von den Wimpffen und Larisch, den Szécheny und Strachwitz, den Wittgenstein, Schloißnigg und Czernin, in die sie eingeheiratet hatten, wandten sich jetzt anderen Berufen und Beschäftigungen zu. Sie verwalteten ihre und anderer Leute Güter, wurden Militäre, Rennstallbesitzer, Staatsbeamte und Diplomaten. Sie vergaßen ihre Herkunft oder erinnerten sich deren nicht mehr gern. Und floß einmal genügend blaues in ihrem anstößigen Blut, dann mochten sie auch dem Schicksal entronnen sein, an dem ihre Ahnen so schwer getragen hatten. Von deren ehemaligen Weggenossen, den Wertheimer und Gomperz, den Herz und Ephraim, brauchten sie nichts mehr zu wissen, und die »berliner famille«, an der Fanny so innig festgehalten hatte, kannten sie nicht mehr.

Die war freilich auch bis zur Unkenntlichkeit verändert! Was sollten all den katholischen Landedelleuten nun jene Hitzigs und Ebertys und Schmidts, welche der beiden Münzmeister Friedrichs des Großen Nachfahren waren? Da gab es Kriminalräte, Stadträte, Architekten und Ärzte, die dem Berliner Bürgertum angehörten und ihre Kinder im lutheranischen Glauben erzogen – eine fremde Welt, mit der ihre Wiener Vettern zweiten und dritten Grades nichts verband. Noch weniger hätten sie mit der uralten Sara Levy anfangen können, die einsam am Packhof saß, »das edle Antlitz von Trauer umwölkt«, und klagte, sie fühlte sich »wie ein entlaubter Baum, seit alle die Meinigen zum Christentum übertraten«. Mit Bartholdy, der einst in österreichischer Uniform gekämpft und den Tirolern ein Buch gewidmet hatte, wären sie noch am besten ausgekommen. Doch der war schon lange tot, und sein Neffe Felix, auf den man selbst als Mitglied des österreichischen Adels hätte stolz sein können, gleichfalls vor

der Zeit dahin. Dagegen lebte die schöne Marianne Saaling bis 1869 – unvermählt, nachdem ihr erster Bräutigam, der Marquis Marialva, gestorben und ihr Verlöbnis mit Varnhagen, bald nach Rahels Tod, wieder in die Brüche gegangen war. Von ihr hätten Fannys Urenkel noch aus eigenem Mund erfahren können, wie ganz Europa sich im Hause der Ahnin versammelt hatte. Doch wer reiste in diesen Jahren aus Wien nach Berlin? Die Kluft zwischen den beiden Städten war von neuem aufgebrochen.

Seit dem Judensturm von 1819 wanderte das Gift, das die Professoren Rühs und Fries gemischt hatten, im deutschen Kreislauf umher. Auch in Österreich fanden sich seine Spuren, schrieben Leute namens Quirin Endlich oder August Rohling drohende Pamphlete, in denen der Rassenantisemitismus in Vorbereitung war. Doch hüben war die Emanzipation, wie im Berlin der Aufklärung, noch mit den fortschrittlichen Kräften im Land verknüpft, indes drüben eben die Vorwärtsdränger den Juden übelwollten. Wer Preußens Größe anstrebte, wer in Deutschlands Vergangenheit hinunterstieg, der hetzte, mit Rahels Worten, »zu dem einzigen Gräuel, zu dem sich das Volk, an alte Erlebnisse erinnert, noch aufhetzen läßt«. Die Nachkommen Veitel Ephraims mochten Eberty, die Erben Daniel Itzigs jetzt Hitzig heißen – in Gustav Freytags ›Soll und Haben‹, dem ersten großen Roman seit den Irrlichtereien der Romantik und zugleich der ersten Verherrlichung des deutschen Bürgertums, waren ihre Vorfahren in der abscheulichen Gestalt Veitel Itzigs gemeinsam besudelt! Und je mehr jener Staat im deutschen Norden wuchs, je nationalbewußter, kriegerischer, angriffslustiger er wurde, desto weniger mochte er die Juden in seiner Mitte leiden, obschon deren Vaterlandsliebe die ihrer Mitbürger womöglich noch überstieg! Als Frankreich besiegt, das Reich gegründet und Berlin zur Hauptstadt des deutschen Kaisers geworden war, konnte der Hofprediger Stöcker von der Kanzel aus gegen sie wettern, wie ehedem des großen Kurfürsten unerbittlicher Zeitgenosse, der Bischof Kollonitsch.

Und schließlich – es ging zur Jahrhundertwende – erwachte der

alte Judenhaß auch wieder in Österreich. Die liberale Ära hatte die Verfolgten befreit. Jetzt ergoß sich ihr lange aufgestauter Tatendrang, ihr lange brachgelegenes Talent in neue Kanäle. Waren sie ehedem Parias oder Fürstendiener und Adelsfreunde gewesen, so drangen sie jetzt in alle Klassen ein. Immer mehr Bildungshungrige und Arbeitslustige kamen nach Wien, um ihr altes Viertel, die Leopoldstadt, wieder zu besiedeln und sich den neu erschlossenen Gewerben zuzuwenden. Das intellektuelle Großbürgertum sah dies ruhig mit an. Doch die kleinen Leute fühlten sich von dem Zustrom bedroht und nahmen Anstoß an den häufig ungehobelten Figuren. Die Bewegung der Kleinbürger wuchs. Sie fand ihre Führer in Schönerer und Lueger, ihr Sprachrohr in der Christlich-sozialen Partei. Die Burschenschaften, welche ehedem zu Frankls Universitätslied in die Revolution marschiert waren, wurden ›großdeutsch‹ und schlossen jüdische Studenten aus. Mit dem wachsenden Wohlstand der Gründerzeit aber schwollen beide Reihen – die der Zuwanderer und deren Gegner – immer gewaltiger an.

Es war ein Wettlauf mit der Zeit, der nicht gelingen sollte! Ein Vorgang beschleunigter Assimilation fand statt, jedoch immer noch nicht rasch genug, um beendet zu sein, als das Mittelalter im ›Dritten Reich‹ mit hundertfach vermehrter Grausamkeit erwachte. Zu groß war noch die Spannweite zwischen der bereits erzielten und erst angestrebten Lebensform, zwischen den verfeinerten Söhnen der alteingesessenen Tolerierten und den rohen Horden der polnischen, ruthenischen, russischen und rumänischen Grenzgebiete, die jetzt ebenfalls zur Sonne wollten. Als Hugo von Hofmannsthal ein paar Wochen seiner Waffenübung in dem kleinen Dorf Tlumacs bei Stanislau verbrachte, wich er angewidert vor den »stinkenden Juden« zurück, bei denen man ihn einquartiert hatte, und fand seinen Hauswirt Schwefelgeist so erbärmlich und lächerlich, als lägen nicht die gleichen Müdigkeiten ganz vergessener Völker auf ihren Lidern, als wäre dieser Mann seinen Ahnen im Totenhemd nicht verwandt wie ihr eigenes Haar.

Der k. und k. Dragonerleutnant, der sich mit den jungen Haugwitz, O'Donnell und Starhemberg in seinem Regiment an polnischem Schnaps besoff, um dann hilflos umnebelt, »da alle Türen offen sind, in eine Menge, mit den rituellen Kerzen erleuchtete, jüdische Interieurs hineinzustolpern«, war den standhaften Glaubensgenossen Isaac Löw Hofmanns so fern wie sie sich selbst nach hundert Jahren gewesen wären – hätten sie nun den Weg der Assimilation beschritten oder wären sie in das Land ihrer Väter zurückgekehrt. Doch jene hundert Jahre, die sie brauchten, um die eine oder andere Wahl zu treffen, waren ihnen nicht vergönnt. Auch nicht die Hälfte! Als der kaltblütigste Massenmord der menschlichen Geschichte begann, waren sie die ersten, welche die Gaskammern füllten.

In einem Wien, das von vielen widerstrebenden Gewalten zerrissen war, in dem die Lueger und Herzl, die Bielohlawek und Freud polare Weltanschauungen vertraten, in dem Verarmte gegen Neureiche, Arbeiter gegen Ausbeuter kämpften und es Juden in beiden Lagern gab, einem Wien, in dem der alte Kaiser starb und der junge seinen Abschied nehmen mußte, worauf, nach dem Zerfall der Monarchie, ihrer verarmten Hauptstadt immer noch Juden aus den jetzigen Nachfolgestaaten zuströmten, weil mehr als deren Erde die deutsche Sprache, der deutsche Geist ihre Heimat war – in diesem Wien waren Fannys Kindeskinder im Gewühl verschwunden. Man sah sie nicht mehr. Jene Männer im braunen Hemd, die in schreckerstarrten Gesichtern oder staubbedeckten Geburtsregistern nach Merkmalen möglicher Opfer suchten, entdeckten nichts, was die Pereira-Arnsteins von ihren Mitbürgern unterschied. Viele von diesen, Töchter oder Töchtersöhne, waren überdies auf undurchschaubare Weise vermummt, führten Grafen- und Freiherrentitel, nannten sich Galen und Beroldingen, Eiselsberg und Pirquet, Coronini und Czernin, Hiller und Arx, Blaskovics und Skrbensky. Gleichwohl war es einer von Fannys Erben, der noch ihren Namen trug, bei dem ein Habsburger schließlich Visite machte.

In den Jahren vor dem Fanal, nach welchem die Finsternis kam,

lebte der Freiherr Ferdinand von Pereira-Arnstein in Berlin, der Geburtsstadt seiner Ahnin. Dort stieg bei ihm zwischen dem 3. und 27. Januar 1933 der älteste Sohn des letzten Kaisers von Österreich ab, auf dessen Schulter der Purpur nicht mehr hatte ruhen dürfen. Die Dame des Hauses, in dem Otto von Habsburg drei Wochen lang Aufenthalt nahm, eine geborene Gräfin Mensdorff-Pouilly, war vor ihrer Heirat Hofdame der Kaiserin Zita gewesen. Doch der Baron Pereira-Arnstein bedurfte ihrer altadeligen Abkunft nicht, um sich die späte Ehrung zu verdienen. Seine eigene nahm es sogar mit der des hohen Gastes auf – er vermochte sie, durch seine Urgroßmutter Seraphine Amadé, von König Attila, Karl dem Großen und der heiligen Elisabeth von Thüringen herzuleiten. Der ›Makel‹ seines Ursprungs aber war in dieser Generation getilgt. Jetzt, da es keinen Hof mehr gab, war Fannys Nachfahr hoffähig geworden!

Ist die Spur eines Erdenwandels verweht, so gelingt es niemand mehr, sie getreulich nachzuzeichnen. Jedes Leben wird zur Legende. Man besitze noch so viele Bilder, Briefe und Berichte, aus denen man es heraufbeschwört, man befrage noch so viele Augenzeugen: die atmende Gegenwart, das tägliche Wechselspiel der Laune, den geistigen Horizont, den Gefühlsbereich des Menschen, welchen man wiederzuerwecken versucht, wird man weder erfassen noch erschöpfen! Weshalb dann der Versuch? Weil in den meisten Fällen, wenn eine Daseinsform neu umrissen werden soll, nicht ihr wahres Wesen, sondern ihr Symbolgehalt wert ist, enträtselt zu werden. Nicht wie Fanny war, sondern wie sie wirkte, geht uns hier an.

Fast muß man dankbar sein, daß sich so wenige ihrer eigenen Äußerungen erhielten. Wären jene Handschreiben an Rahel und Sophie Grotthuß, die Varnhagen, mit vielen anderen Briefwechseln und Tagebüchern seiner Zeitgenossen, Jahrzehnte lang hütete wie Fafner den Hort, nicht in den Wirren des letzten Krieges verloren gegangen – wüßte man wirklich mehr? Fänden

sich in jener Schatulle voll alter Dokumente, die ein Graf von Galen verwahrt und für sich behält, in der Tat Hinweise auf diesen oder jenen Vorfall, diesen oder jenen Charakterzug – wäre Fannys Bildnis wirklich Entscheidendes hinzuzufügen? Vielleicht würde es im Gegenteil von einer Vielfalt zufälliger Aufschlüsse so verwirrt, daß wir ihre Gesamterscheinung aus den Augen verlören. Wir müssen Fanny sehen, wie ihre Mitwelt sie sah: als »schöne Hebräerin«, auch wenn wir ihr dieses Attribut nicht zuerkennen wollen, als »Königin jedes Festes«, als »pretty woman with an excellent address«, ein »Wunderbild aus Wellenlinien«, als die »bonne et bavarde Madame Arnstein« wie die »skandalöse Preußin«, als »flammende Wirtin« und als »Zauberfrau«. Indes ihre großen Zeitgenossen, in Erz und Stein, auf Postamente stiegen – der Sieger von Aspern hoch zu Roß auf dem Wiener Heldenplatz, Joseph von Sonnenfels, den Fuß auf die zertretenen Folterwerkzeuge gestützt, vor dem Rathaus –, wurde ihr in den Erinnerungen ihrer Freunde ein Denkmal gesetzt.

Dort aber ist ihr Lebensbild von jenen Mängeln und Untugenden befreit, die einem Standbild oder Sinnbild nicht mehr anhaften dürfen. Mit Recht unterließ es Varnhagen, als er lange nach ihrem Tode sein Porträt von ihr entwarf, jene Szene auf dem seidenen Sofa zu erwähnen. Die tat nichts mehr zur Sache, gehörte zu dem vergänglichen Teil ihrer Persönlichkeit. Zur Sache tat, daß »nach Frau von Arnstein keine Dame dieser Art wieder in den Kreis des hohen Adels hier eingedrungen« war und daß ihr dies »fast absichtlos gelang, durch vieljährige Selbstbehauptung in Glanz und Würde, durch großartiges Wohltun und gesellschaftliches Wirken, denen sich zu rechter Zeit scharfer Geistesmut und bedeutsame Weltklugheit verbanden«. Denn Fanny war reizbar und launisch für sich allein, aber glanzvoll und würdig, geistig und weltklug im Namen ihrer Glaubensgenossen. Ihr Haß gegen Napoleon trug den Stempel eines oft kindischen und eigenwilligen Gemüts, doch sie war eine deutsche Jüdin in ihrer großen und unerwiderten Liebe zu Preußen.

Mit Recht stellten auch die Herren, die im Kyffhäuser-Verlag

ein ›historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges‹ erscheinen ließen, ihrem ›Semi-Gotha‹ von 1914 Fannys Bild voran. Mit ebensolchem Recht ergoß ein ähnliches Erzeugnis, ›Sigilla Veri‹, fünfzehn Jahre später seinen Spott über ihr »tapir-artiges Gesicht mit hängender Nasenspitze, großem Mund, reichen Backen, und darunter langen Spinnenarmen«. Denn diese Frau war eine Verdichtung ihrer ganzen Sippe – sie mußte verhöhnt und gedemütigt werden, wenn jene Menschenklasse wieder in den Staub zu stoßen war. Hatten nicht jüdische Geschichtsschreiber wie Grätz, Grunwald und Bermann sie stolz für sich in Anspruch genommen? Schlimmer noch: lebte sie nicht in ehrwürdigen Sammelwerken wie der Österreichischen Nationalenzyklopädie als ein Inbegriff aller Vorzüge fort, als eine Frau, die »Schönheit und Anmuth, Verstand und Herzensgüte, Geist und Bildung, Lebhaftigkeit und Talent, Feinheit und Witz, Tact und Gewandtheit, Adel und Schönheitssinn in hohem, seltenen Grade ausgezeichnet« hatten? Wurde ihr Haus nicht darin als »Wohnsitz des guten Tons«, als »Palladium der edelsten und feinsten Genüsse, der anständigsten Freyheit, der würzhaftesten geselligen Unterhaltung« bezeichnet, ja als »das schönste Vorbild höherer Conversation«?

Die sie lobten und die sie schmähten, waren sich darin einig, daß ihr Schicksal als Gleichnis anzusehen war. In ihr hatte für eine kurze Zeitspanne das ganze biblische Volk eine heitere, glückliche, zuversichtliche Gestalt angenommen. Sie hatte die Großen dieser Welt, denen sie ihre eigenen Räume erschloß, auf die Frage hingelenkt, ob in der menschlichen Gemeinschaft kein Raum war für die Kinder des Alten Testamentes. Denn darauf lief es hinaus – auf ein Stück Erde, ein paar Atemzüge Luft, ein Dach über dem Kopf gleich allen anderen in diesem flüchtigen Zustand, den wir Leben nennen. Wie hieß das Christuswort? »In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.« Und diese eine sollte unbewohnbar sein?

Anhang

DANKSAGUNG

Die vorliegende Arbeit hätte zwar begonnen, aber kaum zu einem annähernd befriedigenden Ende gebracht werden können ohne die großzügige Hilfe, die mir von Angehörigen der Familie Pereira-Arnstein zuteil geworden ist.

An erster Stelle danke ich Baronin Marie Rosine von Pereira, geb. Gräfin Mensdorff-Pouilly, für das Vertrauen, mit dem sie mir kostbare Dokumente zur Einsicht und Wiedergabe überließ, und für die unermüdliche Geduld, mit der sie selbst zu deren Entzifferung beitrug. Ebenso sehr bin ich Baron Fritz von Pereira-Arnstein verpflichtet, in dessen gastfreundlichem Hause, Schloß Rothenthurn in Kärnten, sich Briefe, Aufzeichnungen und Bilder von unschätzbarem Wert für meine Schilderung fanden. Auch die Baroninnen Lily von Pereira und Maria von Skrbensky waren so freundlich, mir bedeutsame Erbstücke zur Verfügung zu stellen. All diese Güte ließ es um so bedauerlicher erscheinen, daß ein anderer Nachkomme Fanny von Arnsteins, W. Graf von Galen, eine in seinem Besitz befindliche Kassette mit Papieren Henriette von Pereiras der Quellenforschung nicht zugänglich machte.

Wichtige Aufschlüsse über die Berliner Familie meiner Heldin verdanke ich Frau Karoline Cauer, die mir, durch Heirat mit einem gemeinsamen Zweig der Mendelssohn und Itzig verbunden, unter anderem den Brief Cäcilie Eskeles' aus dem belagerten Wien im Jahre 1809 mitzuteilen in der Lage war.

Die unersetzlichen, aber leider fragmentarischen Daten aus privater Hand waren durch zeitgenössische Hinweise, die in vielerlei Akten und Berichten verstreut und verborgen lagen, zu ergänzen. Dieses Material zu sammeln und zu sichten, wäre ohne die Unterstützung einer Reihe von Gelehrten und Archivaren unmöglich gewesen. Ich nenne vor allem Herrn Dr. Hanns

Jäger-Sunstenau, der mir Einblick in seine eigenen thematisch verwandten Studien sowie in sämtliche Faszikel und Konvolute des Wiener Stadtarchivs bot; Frau Dozent Dr. Erika Weinzierl, deren Hilfe im Österreichischen Staatsarchiv ebenso unentbehrlich war; Herrn Dozent Dr. Hanns Leo Mikoletzky, den überaus hilfreichen Direktor des Finanz- und Hofkammerarchivs; Herrn Dozent Dr. Goldinger vom Adelsarchiv; Frau Dr. Hedwig Kraus vom Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde; sowie die Assistenten und Beamten an der Österreichischen Nationalbibliothek und Stadtbibliothek von Wien. Mit ermutigender Teilnahme leistete mir Frau Ilse R. Wolff von der Wiener Library, London, ihren Beistand. Besonders wertvoll war mir die Mithilfe von Herrn Olof Ellendt, Leiter des Ullstein-Archivs, Berlin, dem ich für eine Fülle von Mitteilungen über die friderizianische Zeit verbunden bin.

Unter den Privatforschern, die mir bereitwillig Rat und Auskunft erteilten, waren Herr Dr. Jacob Jacobson, Worcester, und Herr Dr. Siegfried Ascher, Haifa, mit zahlreichen genealogischen Daten; Herr Professor Gustav Gugitz, der mir trotz grundsätzlicher Abneigung gegen meine Heldin, wie sie auch in seiner Charakteristik ihrer Person in der Neuen Deutschen Nationalenzyklopädie Niederschlag fand, eine lange Liste von nützlichen Quellen erschließen konnte; die namhaften Musikologen Herr Professor O. E. Deutsch und Herr Dr. Heinz Schöny; Mr. J. Christopher Herold, der ausgezeichnete Biograph Madame de Staëls, und Frau Dr. Maria Ullrichovà, Kennerin desselben Themas; Herr Professor Dr. Edwin Redslob; Herr Regierungsrat Carl Löffler; Herr Dr. Richard Sickinger; der väterliche Freund Dr. Franz Kobler; Herr Dr. Franz von Pollack-Parnau; Herr Dr. Friedrich von Boschan; Fräulein Hadumod Bußmann; Gräfin Maria Lanckoronska und jener liebenswürdigste Kenner der Wiener Lokalhistorie, Siegfried Weyr.

Zuletzt gebührt mein Dank der treuen Helferin Fräulein Ursula Pega, die sich um Manuskript, Bibliographie und Register verdient gemacht hat.

BIBLIOGRAPHIE

FANNY VON ARNSTEIN UND IHRE FAMILIE

ALXINGER, Joh Bapt. von, Gedichte. (Sämtl. Werke Bd. VIII) Wien 1812

AUERBACH, Baruch, Zwölfter Jahresbericht über das jüdische Waisenerziehungs-Institut für Knaben zu Berlin. Berlin 1845

BEMERKUNGEN und BRIEFE über Wien etc. eines jungen Bayern. Leipzig 1800

BERMANN, Moriz, Österreichisches biographisches Lexikon. Wien 1851/52

BERMANN, Moriz, Ein Concert bei Baronin Fanny Arnstein. Beilage zur Nummer 89, 91, 93, 95 der ›Blätter für Musik‹, Wien 1855

BERTUCH, Carl, Tagebuch vom Wiener Kongreß. Ed. Egloffstein, Berlin 1916

BÖTTIGER, Carl August, Memorandenbuch. (Im Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, Jahrg. 13, Wien 1903)

DÖRR, A. von, Genealogisches Quellenmaterial, Wien 1927

EGGERS, C. V. D., Freiherr von, Reise durch Franken, Bayern, Österreich etc. Leipzig 1810

ERMAN, Paul, Erinnerungen. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 53

ERMAN, Wilhelm, Paul Erman. Ein Berliner Gelehrtenleben 1764-1851. Berlin 1927

EYNARD, Jean-Gabriel, Journal. Paris 1914

FRANZL, Franz, Die Gesellschaft adliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen in Wien 1811–1835. Wien 1836

FRIESZ, Edmund, Die Darlehen der Wiener Großhändler und Niederleger, Juden und Griechen zum Wiener allgemeinen Aufgebote im Jahre 1797. Monatsblatt Adler, Wien 1923

FOURNIER, August, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Wien, Leipzig, 1913

FUCHS, Joh. Bapt., Erinnerungen aus dem Leben eines Kölner Juristen. Köln 1912

GENTZ, Friedrich von, Briefe von und an... Ed. Wittichen, München 1909/10

GERNING, J. J., Reise durch Österreich und Italien. Frankfurt 1802

GOETHE, Ottilie von, Tagebuch 1840/41. Wien 1961

GONORD, François, Silhouetten aus dem Jahr 1781. Wien, Berlin 1922
GRÄFFER, Franz, Kleine Wiener Memoiren zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener. Wien 1845
GRUNWALD, Dr. Max, Samuel Oppenheimer und sein Kreis. (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich Bd. V.) Wien, Leipzig 1913
GRUNWALD, Dr. Max, Arnstein. Nachtrag zur Familiengeschichte einiger Gründer der Wiener Chewra Kadischa. Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, Hefte 32, 33, 35, Wien 1910
GRUNWALD, Dr. Max, Die Feldzüge Napoleons nach Aufzeichnungen jüdischer Teilnehmer und Augenzeugen. Wien 1913
GUNDLACH, Wilhelm, Geschichte der Stadt Charlottenburg, II. Bd. Berlin 1905
HANDZEICHNUNGEN aus den Kreisen des höheren politischen und gesellschaftlichen Lebens. Wien 1816
HILLER, Gottlieb, Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Österreich und Ungarn. Köthen 1807
HOLMAN, James, Travels through Russia, Siberia, Poland, Austria etc. London 1825
HOMBERG, Herz, Rede zur Todtenfeyer der Freiin Fanny von Arnstein. Wien 1818
HÜFFER, Hermann, Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. Bonn 1873
ILLUSTRIRTE MONATSHEFTE f. d. gesamten Interessen des Judentums, Bd. I. Wien 1865
IRIS, Grazer Damenzeitung, II. Bd. Graz 1854
JAGEMANN, Karoline, Memoiren. Dresden 1926
JAHRBUCH der Tonkunst von Wien und Prag. Wien 1796
JOURNAL kept during a Visit to Germany in 1799, 1800. 1861
KAUFMANN, Prof. David, Aus Heinrich Heine's Ahnensaal. Breslau 1907
KAUFMANN, Prof. David und Max Freudenthal, Die Familie Gomperz. Frankfurt 1907
KERST, Friedrich, Die Erinnerungen an Beethoven. Stuttgart 1913
KÜTTNER, C. G., Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden etc. in den Jahren 1797, 1798, Leipzig 1799–1801
MENDELSSOHN Moses, Gesammelte Schriften, Bd. V. Leipzig 1843-45
NESSELRODE, Comte Charles Robert de, Lettres et papiers du Chancellier Comte de Nesselrode, 1760–1850, Extraits de ses archives, publiés et annotés avec une introduction par le Comte A. D. de Nesselrode, Paris 1904
OLFERS, Hedwig von, Lebensgeschichte v. Fr. H. v. Stägemann. Bd. I. Berlin 1908

ÖHLENSCHLÄGER, Adam, Meine Lebenserinnerungen, Bd. 1–4, Leipzig 1850
ÖSTERREICHISCHE NATIONAL-ENZYKLOPÄDIE, Ed. Gräffer-Czikann, Wien 1835
PERGER, Richard von, Geschichte der k. k. Gesellschaft der Musikfreunde in Wien von 1812–1870. Wien 1912
PICHLER, Caroline, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844
RACHEL, Hugo und Paul Wallich, Berliner Großkaufleute und Kapitalisten. Berlin 1938 (Privatdruck)
REICHARDT, Joh. Friedr., Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien etc. am Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809. Ed. Gustav Gugitz, München 1915
REISEN DURCH DAS SÜDLICHE TEUTSCHLAND. Leipzig, Klagenfurt 1789
RÜHL, Franz. ed., Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vor allem aus dem Nachlaß Stägemanns. Leipzig 1899, 1902
SCHOPENHAUER, Arthur, Reisetagebücher aus den Jahren 1803–1804. Leipzig 1923
STAËL, Madame de, Dix Années d'Exil. Paris 1904
STERN, Ludwig, Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Berlin 1911
THÜRHEIM, Gräfin Lulu, Mein Leben, 1788–1819. München 1913
VARNHAGEN VON ENSE, K. A., Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834
VARNHAGEN VON ENSE, K. A., Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Bd. I–V, VII–VIII. Leipzig 1843
VARNHAGEN VON ENSE, K. A., Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Leipzig 1874, 1875
VARNHAGEN VON ENSE, K. A., Fanny von Arnstein, Essay. Ausgewählte Schriften XVII. Leipzig 1875
VATERLÄNDISCHE Blätter vom österreichischen Kaiserstaat, Wien 1811
WECKBECKER, Wilhelm, Von Maria Theresia zu Franz Joseph. Zwei Lebensbilder aus dem alten Österreich. Berlin 1929
WEIL, Commandant Maurice-Henri, Les Dessous du Congrès de Vienne, Paris 1917
WOLZOGEN, Ludwig Frh. von, Memoiren des Königlich-preußischen Generals der Infanterie ... Leipzig 1851
ZINZENDORF, Carl Graf v., Journal. Wien. (Unveröffentlicht)

ZEITGENOSSEN UND ANDERE PERSÖNLICHKEITEN

Alxinger, Johann Baptist von
ALXINGER, Joh. Bapt. v., Briefe, Wien 1899.
WILHELM, Dr. Gustav, Briefe von Joh. Baptist Alxinger. Aus dem josephinischen Wien, Berlin 1888

Bartholdy, Jakob
JACOB, H. E., Felix Mendelssohn und seine Zeit, Frankfurt 1959

Gentz, Friedrich von
GENTZ, Friedrich von, Tagebücher. Aus dem Nachlaß Varnhagen von Enses. Leipzig 1873
MANN, Golo, Friedrich von Gentz, Zürich, Wien 1947

Goethe, Johann Wolfgang von
BAB, Julius, Goethe und die Juden, Berlin 1926
SAUER, August, Goethe und Österreich. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 18, II. Weimar 1904

Grillparzer, Franz
GLOSSY-SAUER, Grillparzers Briefe und Tagebücher. Stuttgart, Berlin 1903
GRILLPARZER, Franz, Sämtliche Werke. Bd I. S. 126. München 1961

Herz, Henriette
FÜRST, J., Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Berlin 1850

Hitzig, Julius Eduard
ERMAN, Wilhelm, Paul Erman. Berlin 1927
HEINE, Heinrich, Gedichte. Jehuda ben Halevy IV.

Hofmannsthal, Hugo von
HOFMANNSTHAL, Hugo von, Briefe 1890–1901. Berlin 1935
HOFMANNSTHAL, Hugo von, Gedichte. Ges. Werke. Berlin 1934

Humboldt, Wilhelm von
GRAU, W., Wilhelm von Humboldt und das Problem der Juden. Hamburg 1935

Körner, Theodor
KÖRNER, Theodor, Sämtliche Werke. Ed. Dr. Karl Macke. Berlin ca. 1908
KÖRNER, Theodor, 1813. Briefe und Lieder aus dem Feld. München
PESCHEL, Dr. W. E., und Dr. Eugen Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. Leipzig 1898
WEDLER-STEINBERG, Augusta, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen. Leipzig 1910

Liechtenstein, Carl Fürst von
WOLF, Adam, Fürstin Eleonore Liechtenstein 1745–1812. Wien 1875

Mendelssohn, Moses
HENSEL, S., Die Familie Mendelssohn. Berlin 1908
KAYSERLING, Dr. Meyer, Moses Mendelssohn: Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1862

Mozart, Wolfgang Amadeus
MOZART, Wolfgang Amadeus, Briefe, ed. E. H. Müller v. Asow, Bd. 1, 2. Berlin 1942
MOZART, Wolfgang Amadeus, The Letters of Mozart and his Family, ed. Emily Anderson, 3 vols. London 1938
GUGITZ, Dr. Gustav, Zu einer Briefstelle Mozarts. Mitteilungen des Salzburger Mozarteums, Jahrg. III. Feb. Mai. Salzburg 1921

Schlegel, Dorothea von
GEIGER, Ludwig, Dorothea Veit Schlegel. Deutsche Rundschau Berlin, 40. Jahrg. Heft 10. Berlin 1914
KÖRNER, Josef ed., Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Berlin 1926
RAICH, J. M. ed., Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Joh. und Phil. Veit. Mainz 1881
RAICH, J. M. ed., Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel, Mainz 1884

Sonnenfels, Joseph von
KANN, Robert A., A Study in Austrian Intellectual History. London 1960
LESSING, Gotthold Ephraim, Gesammelte Werke, 12. Bd. Berlin 1840

Staël, Madame de
HEROLD, J. Christopher, Mistress to an Age. The Life of Madame de Staël. London 1959
MISTLER, Jean, Madame de Staël et Maurice O'Donnell, 1805–1817. Paris 1926
PANGE, Pauline de, August Wilhelm Schlegel und Frau v. Staël. Hamburg 1940

Stägemann, Fr. H. von
ASSING, Ludmilla, Briefe von Stägemann an Varnhagen. Leipzig 1865

Varnhagen von Ense, K. A.
VARNHAGEN VON ENSE, K. A., Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Bd. VIII. (Karl Gust. Fr. v. Brinckmann)
VARNHAGEN VON ENSE, K. A. ed., Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Leipzig 1836
LEITZMANN, Albert, Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen. Weimar 1896

Varnhagen von Ense, Rahel
RAHEL LEVIN und DAVID VEIT, Briefwechsel. Leipzig 1861
ARENDT, Hannah, Rahel Varnhagen, Lebensgeschichte einer deut-

schen Jüdin aus der Romantik. München 1959
BADT, Bertha, Rahel und ihre Zeit, (Reihe ›Pandora‹ Bd. 8, ed. O. Walzel). München 1912
SCHMIDT-WEISSENFELS, Eduard, Rahel und ihre Zeit. Leipzig 1857

JUDAICA

ARENDT, Hannah, Privileged Jews. New York 1946
ARENHOF (Arnstein), (Ein jüdischer Jüngling) Einige jüdische Familienszenen bey Erblickung des Toleranzpatents. Wien 1782
BARON, Prof. Salo, Die Judenfrage auf dem Wiener Kongreß. Wien und Berlin 1920
BARON, Prof. Salo, Unveröffentlichte Aktenstücke zur Judenfrage auf dem Wiener Kongreß (1814–1815)
BATO, Ludwig, Die Juden im alten Wien. Wien 1928
CORTI, Cäsar Conte, Der Aufstieg des Hauses Rothschild. Wien 1953
DOHM, Christian Wilh., Über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin–Stettin, 1781–83.
DUBNOW, Simon M., Weltgeschichte des jüdischen Volkes, Bd. VIII. Berlin 1925–1929
DUBNOW, Simon M., Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes, 1789–1914. Berlin 1920
FREUDENTHAL, Dr. Max, Aus der Heimat Mendelssohns. Berlin 1900
FRIEDLÄNDER, David, Ein Sendschreiben an die Frau Kammerherrin von der Recke etc. Beitrag zur Geschichte der Verfolgung der Juden im 19ten Jahrhundert. Berlin 1820
GEIGER, Ludwig, Geschichte der Juden in Berlin. Berlin 1871
GEIGER, Ludwig, Berlin 1688–1840. Berlin 1892
GELBER, N. M., Aktenstücke zur Judenfrage am Wiener Kongreß. Wien 1920
GRÄTZ, Prof. Heinrich, Geschichte der Juden. Bd. 10 und 11. Leipzig 1873–1900
GRUNWALD, Dr. Max, Geschichte der Wiener Juden bis 1914. Wien 1926
JACOBSON, Jacob, Jüdische Trauungen in Berlin 1723–1759. Berlin 1938
JACOBSON, Jacob, Some Observations on the Jewish Citizen's Books of the City of Berlin, Leo Baeck Year Book I. London 1956
JÄGER-SUNSTENAU, Dr. Hanns, Die geadelten Judenfamilien im vormärzlichen Wien. Diss. Wien 1950
JÜDISCHER PLUTARCH. Wien 1848
KAUFMANN, Prof. David, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich. Wien 1889
KAYSERLING, Meyer, Der Dichter Ephraim Kuh. Berlin 1864
KAYSERLING, Meyer und Dr. Max, Jüdische Geschichte und Literatur, Leipzig o. J.
KAYSERLING, Meyer, Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst. Leipzig 1879
KOBLER, Dr. Franz, Jüdische Geschichte in Briefen aus Ost und West. Wien 1938
KOBLER, Dr. Franz, ed., Juden und Judentum in deutschen Briefen aus drei Jahrhunderten. Wien 1935
KÖNIG, Joh. Balthasar, Annalen der Juden in den deutschen Staaten, besonders in der Mark Brandenburg. Berlin 1790
MAYER, Sigmund, Die Wiener Juden. Wien 1917
PRIBRAM, A. F., Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien 1526–1847, Bd. 8/2. Wien 1918
SAMTER, N., Judentaufen im 19. Jahrhundert. Berlin 1906
SCHIRNDING, F., Die Juden in Österreich, Preußen und Sachsen. Leipzig 1842
SENDSCHREIBEN an Seine Hochwürden Herrn Oberkonsistorialrath und Probst Teller zu Berlin von einigen Hausvätern jüdischer Religion. Berlin 1799.
SIGILLA Veri. 1929
TIETZE, Hans, Die Juden Wiens. Wien 1933
WEIMARER historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges, Weimar 1912
WOLF, Gerson, Geschichte der Juden in Wien 1156–1876. Wien 1876
WOLFF, Dr. Alfred, Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Mendelssohns. Berlin 1915
WYKING, A., Die Juden Berlins. Leipzig 1891

ALLGEMEINE GESCHICHTE

WIEN UND ÖSTERREICH

ARNDT, Ernst Moritz, Bruchstücke aus einer Reise von Baireuth bis Wien im Sommer 1798. Leipzig 1798
ARNDT, Ernst Moritz, Reisen durch einen Teil Deutschlands. Leipzig 1804
BAUER, Wilhelm, Briefe aus Wien. Leipzig 1908
BIBL, Viktor, Die niederösterreichischen Stände im Vormärz. Wien 1911
BLÜMML, Emil Karl und Gustav Gugitz, Alt-Wiener Thespiskarren. Wien 1925
CASTELLI, J. F., Aus dem Leben eines Wiener Phäaken. 1781–1862. Stuttgart 1912

GRÄFFER, Franz, Kleine Wiener Memoiren und Wiener Dosenstücke. München 1922
GRÄFFER, Franz, Josephinische Curiosa. Wien 1848
FISCHER, Jul. Wilh., Reisen durch Österreich, Ungarn etc. 1801, 1802. Wien 1803
FRIEDEL, Johann, Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin, Leipzig-Berlin 1783
GALANTERIEN WIENS, Briefe eines Berliners an einen Freund. Wien 1784
HOLZER, Rudolf, Villa Wertheimstein. Wien 1960
HORMAYR, Joseph Frh. von, Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten. 5. Bd. Wien 1823
HORMAYR, Joseph Frh. von, Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809. Leipzig 1845
KRONES v. MARCHAND, Franz Xaver, Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren 1810–1812 und 1813–1815. Bd. I, Aus dem Tagebuch Erzh. Johanns v. Österreich. Innsbruck 1892.
LAMENTABEL der gnädigen Frauen der gegenwärtigen Zeit. Wien 1781
MAYR, Josef Karl, Wien im Zeitalter Napoleons. Wien 1942
METTERNICH, Denkwürdigkeiten ed. Otto H. Brandt. München 1921
NICOLAI, Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Berlin, Stettin 1783
PERINET, Joachim, Annehmlichkeiten in Wien. Wien 1788
PEZZL, Johann, Skizze von Wien. Wien, Leipzig 1787
REISE eines Engelländers durch Mannheim, Baiern und Österreich nach Wien. Ed. L. A. F. v. B. Amsterdam 1790
REISEN durch das südliche Teutschland und Leipzig. Klagenfurt 1789, 1791
RICHTER, Josef, Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kagran. München 1917
RIESBECK, Johann Kaspar, Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland ... Zürich 1783/84
RÖDER, Philipp Ludwig, Reisen durch das südliche Teutschland. Bd. I. Leipzig, Klagenfurt 1789–95
SCHÖNHOLZ, Friedrich Anton von, Traditionen zur Charakteristik Österreichs. Leipzig 1844
TIETZE, Hans, Alt-Wien in Wort und Bild. Wien 1924
WERNER, Richard M., Aus dem josephinischen Wien. Berlin 1888
WOINOVICH, General von und Major Veltzé, ed. 1813–1815. Österreich in den Befreiungskriegen. Wien, Leipzig 1911
WOLF, Dr. Adam und Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, Österreich unter Maria Theresia, Josef II. und Leopold II. 1740–1792. Berlin 1884

BERLIN UND DEUTSCHLAND
ARCHENHOLTZ, Johann Wilhelm von, Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Berlin 1793
HILLEBRAND, Karl, Unbekannte Essays. Die Berliner Gesellschaft in den Jahren 1789–1815. Bern 1955
MANN, Golo, Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt 1959
NICOLAI, Christian Friedrich, Beschreibung d. kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam ... Berlin 1786
NICOLAI, Christian Friedrich, Wegweiser für Fremde durch Berlin. Berlin 1835
STAËL, Madame de, De l'Allemagne. Oeuvres complètes de Mme la Baronne de Staël. Paris 1820/1

FRIEDRICH II.
CARLYLE, Thomas, Geschichte Friedrichs des Zweiten genannt Friedrich der Große. Berlin 1918
DILTHEY, Wilhelm, Friedrich der Große und die deutsche Aufklärung. Gesammelte Schriften III. Bd. Leipzig, Berlin 1927
MANN, Thomas, Friedrich und die große Koalition. Essay. Rede und Antwort. Berlin 1922

MARIA THERESIA, JOSEPH II. UND FRANZ I.
BERMANN, Moriz, Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Wien 1881
KARAJAN, M. G. von, Maria Theresia und Josef II. Wien 1865
FRANK, G., Das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. Wien 1882
SCHIMMER, Karl August, Kaiser Josef II. Wien 1879
WENDRINSKY, Johann, Kaiser Josef II. Wien 1880
WOLFSGRUBER, Dr. Cölestin, Franz I., Kaiser von Österreich. Wien 1899

WIENER KONGRESS
BOURGOING, Freiherr von, Vom Wiener Kongreß. Brünn, München, Wien 1943.
GARDE, Graf Auguste de la, Gemälde des Wiener Kongresses. Ed. Effenberger, Wien 1912
LEISCHING, E., Der Wiener Kongreß. Wien 1898

TIROL
BARTHOLDY, J. L. S., Der Krieg der Tyroler Landsleute im Jahre 1809. Berlin 1814

VERMISCHTES
BÖTTIGER, Karl August, Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838
KÖRNER, Josef, Krisenjahre der Frühromantik. Brünn 1936
KRALIK, Heinrich, Das Buch der Musikfreunde. Zürich, Leipzig, Wien 1951
LANG, Carl Heinrich Ritter von, Memoiren. Braunschweig 1842
NAPOLEON'S BRIEFE. Ed. Friedrich Schulze, Leipzig 1912

ZEITSCHRIFTEN, ENZYKLOPÄDIEN, ARCHIVE, AKTEN, REGISTER

Wiener Großhandels-Schematismus und Hof- und Staatsschematismus. Wiener Handelsalmanach. Wiener Stadtarchiv: Fassionsbuch. Portheim-Sammlung, Harrers Sammelwerk ›Wien, seine Häuser, Menschen und Kultur‹ (Wien 1953). Österreichisches Staatsarchiv: Polizeiakten, Kreditakten der Finanzhofstelle, Adelsregister. Matrikel d. Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates. Katalog des Museums der Stadt Wien. Königlich-private Berlinische Zeitung, Juni 1818. Ost und West, Jahrgang X. Sulamit, Jahrgang V. 2. Vossische Zeitung Mai 1865. Wiener Zeitung oder Wiener Diarium. Große jüdische Nationalenzyklopädie 1925.

NAMENREGISTER

(Wo die zeitgenössische von der späteren Schreibweise abweicht oder zwei Quellen einander widersprechen, sind beide Namen angegeben.)

Abele, Matthias 60 f.
Abraham, Lazarus 236
Abraham, Philipp 115 f.
Acerenza-Pignatelli, Franz Fürst von 324, 426, 431
Acerenza-Pignatelli, Johanna Fürstin von, geb. Prinzessin von Curland 422
Adamberger, Antonie, verehel. von Arneth 393, 396, 398 f., 413
Adamberger, J. 121, 396
Addison, Joseph 178
d'Aguilar, Diego Baron 273
Albrecht II., König 57
Albrechtsburg, Barbara von, siehe Arnstein, Barbara Freiin von
d'Alembert, Jean le Rond 178
Alexander I., Kaiser von Rußland 308, 320, 382 f., 401 f., 405 f., 417 f., 420 ff., 429 ff., 433, 442, 444 f., 456, 466
d'Alton, Gräfin 177
Alxinger, Johann Baptist von, Dichter 98 ff., 173, 205, 259, 477
Amadé de Varkony, Seraphine Gräfin von, verehel. Freiin von Pereira-Arnstein 487 f., 497
Amalia, Kaiserin 67, 69
Amalie, Prinzessin von Preußen 43
Amerling, Friedrich von 485
Andréossy, Antoine-François Graf 338
Anhalt-Köthen-Pless, Ferdinand Fürst zu 363
Ankerberg, Wenzel Edler von 284
Ankerström, siehe Ankerberg
Anschütz, Heinrich 485
Anton, Erzherzog von Österreich 381
Appony (i), Anton Graf 176
d'Argens, Jean Baptiste de Boyer Marquis 126
Arndt, Ernst Moritz 238, 393, 395, 410, 487
Arneth, Alfred Ritter von 412
Arnim, Ludwig Joachim (Achim) von 305, 318, 404, 469, 471
Arnstein, Fanny (Franziska) Freiin von, geb. Itzig 7 ff., 76 ff., 100 ff., 136 ff., 143 ff., 152, 160, 178 ff., 198 ff., 207 ff., 225 ff., 236 ff., 243 ff., 256, 260 ff., 274 ff., 281 ff., 297 f., 300 ff., 308 ff., 314 ff., 319, 323 ff., 330, 340 ff., 344 ff., 349, 351, 354 f., 358, 360, 373, 379 ff., 387 f., 393, 396, 399, 403, 414 f., 434, 452, 454 ff., 468 f., 476 f. 481 ff., 489, 492, 497 ff.;
Geburt in Berlin 34;
Jugendjahre 34 ff.;

Hochzeit 42;
Geburt ihrer Tochter 93;
Begegnung mit Joseph II. 103 ff.;
Einbürgerung in Preußen 172;
Erste Blüte ihres Salons 173 ff.,
Freundschaft mit Fürst Carl von Liechtenstein 215 ff.,
Erwirbt Adel 234 f.;
Unterstützt Tiroler Freiheitskrieg 335 f.;
Konspiriert für Preußen 362 ff.;
Im Komitee der Gesellschaft adliger Frauen 374 ff.;
Legt Grundstein zur Gesellschaft der Musikfreunde 385 f.;
Lästert den Kaiser 404 f.;
Ihr Salon zur Kongreßzeit 423 ff.;
Die ›skandalöse Preußin‹ 429 ff.;
Führt Weihnachtsbaum in Wien ein 435 f.;
Stirbt in Wien 480
Arnstein, Nathan Adam Freiherr von 9 ff., 42, 55, 69, 73, 76 f., 84, 100 ff., 113, 122, 133, 135, 147 ff., 152 ff., 159, 168, 172, 182 ff., 200 ff., 207 f., 210, 217, 223 f., 226, 229, 231 ff., 262, 272, 274 f., 286 f., 289, 291, 301, 315, 324, 326, 330, 336, 354 ff., 358, 366, 369, 371 ff., 377, 388, 396, 405, 428 f., 431, 434, 446 ff., 457, 477, 480, 482, 484, 488 f., 490, 492
Arnstein, Henriette Freiin von, s. Pereira-Arnstein, Henriette Freiin von
Arnstein, Barbara Freiin von, geb. von Albrechtsburg 85 f.
Arnstein, Benedikt David 113, 159
Arnstein, David Isaac 159
Arnstein, Joseph Michael Freiherr von 84 ff., 100, 122, 145 f., 148, 183 ff., 207, 232
Arnstein, Marianne von 208
Arnstein, Theresya von 208
Arnsteiner, Adam Isaac 9, 42, 54 f., 68 ff., 74, 76 f., 84, 86, 89, 145 ff., 149 f., 152
Arnsteiner, Caroline 89
Arnsteiner, David 69
Arnsteiner, Eleonore, geb. Liebmann 69 f., 236
Arnsteiner, Isaac 42, 55, 66 ff., 74, 148 f., 492
Arnsteiner, Johanna, geb. Strelitz 84
Arnsteiner, Juda 69
Arnsteiner Judith 69, 84, 148, 159
Arnsteiner, Liebmann 69
Arnsteiner, Marianne (Maria Anna, Merle), siehe Herz, Marianne Edle von
Arnsteiner, Mayer 69, 148
Arnsteiner, Sibilla (Pillca), geb. Gompertz 55, 69, 72, 76, 84, 86, 89, 146, 150 ff., 492
Arnsteiner, Similla, geb. Gompertz 69
Arnsteiner, Wolff 69
Aron, Israel 13
Attems (Athems), Ferdinand Graf 371, 373
Attila, König 497
Auenbrugger, Leopold von 100
Auersperg, Franz Xaver Graf 151
Auersperg, Gabriele Fürstin von, geb. Prinzessin von Lobkowitz 374, 421

August, Prinz von Preußen 304, 442
August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen 30
August Wilhelm von Sachsen-Weimar, Herzog 263
Auspitz, Lazar 447 f.
Ayrenhoff, Cornelius Hermann von 99, 101 f., 104

Bagration, Katharina Prinzessin (später Fürstin) 308, 422, 433, 458
Baldauf, Anna 213, 217
Barnheim, Benjamin 245
Bartholdi, Christian Friedrich Reichsfreiherr von 15
Bartholdy (vorm. Salomon), Jakob 245, 250 f., 288, 311, 322 ff., 334, 336 ff., 352, 354, 382, 389, 391, 403, 409, 414, 416, 423, 426, 435, 449, 492
Baruch, Jacob 437, 439
Baseva, Verteidiger Andreas Hofers 354
Bassevi, Jakob 24, 354
Bauernfeld, Eduard von 492
Bayern, König von, siehe Max Joseph
Beauharnais, Eugène de 348, 420, 442 ff.
Beauharnais, Joséphine de 354
Behr, Isachar Falkensohn 191
Beethoven, Ludwig van 259 f., 332, 484
Bela IV., König von Ungarn 211
Benedict, Marcus 491
Bentheim-Teddenburg, Emil Fürst zu 425, 460
Benzenberg, Johann Friedrich 105
Bergen, Comte, siehe Pergen, Johann Baptist Graf
Bermann, Moriz 499
Bernadotte, Jean Baptiste, siehe Karl XIV., König von Schweden
Bernstorff, Christoph Günther Graf 192, 431
Berthier, Alexander, Fürst von Neufchâtel 407
Bertuch, Carl 426 f., 435
Bethmann, Familie 204
Bethmann, Maurice 271, 301, 457
Beyme, Karl Friedrich, Großkanzler 362 ff., 376, 431
Bianchi, Madeleine 173
Bielohlawek, Hermann 496
Billek, Leopold von Billenberg 206
Bienenfeld, Familie 145
Bienenfeld, Joh. Adam von 120, 152, 232, 237
Birkenstock, Melchior von 99
Blake, William 99
Blücher, Gebhard Leberecht von, Fürst von Wahlstatt 410
Blumauer, Alois 49, 99, 259
Böckh, August 227
Bonnet, Charles 130
Borie (Boris), Egyd Valentin Felix Freiherr von 99
Born, Prince de 152
Born, Ignaz von 100
Born, Josepha von 208
Börne (Baruch), Ludwig 193, 472 f., 481
Böttiger, Karl August 377, 381 f.
Braun, Peter Freiherr von 209, 455 f.

Brede, Auguste 485
Brentano, Clemens von 245, 360, 380
Brévillier, Henriette von, geb. Freiin v. Henikstein 284, 308, 310
Brinckmann, Karl Gustav Freiherr von 192, 269 f., 274, 276 f., 280 f., 283, 285 ff., 475
Bubna-Littitz, Ferdinand Graf v. Feldmarschalleutnant 333, 406
Buchholz, Dr. Carl August 437, 439, 441, 446, 449
Bülow, Friedrich Wilhelm, Graf von Dennewitz 413, 460

Capo d'Istria (Kapodistrias), Johannes Graf 422 f., 427, 445
Carben, Victor von 475
Carlyle, Thomas 27 f.
Carpani, Joseph, Abbate 324, 426 f., 432, 443
Castelli, J. F. 490
Castlereagh, Robert Stewart, Viscount C., später 2. Marquess of Londonderry 431, 441
Chamisso, Adelbert von 245, 269, 360
Chassid, Juda 194
Chasteler-Courcelles, Johann Gabriel Marquis von, Feldzeugmeister 333 f.
Chotek von Chotkowa und Wognin, Johann Karl Graf 141
Chotek von Chotkowa und Wognin, Rudolph Graf 376
Chotek von Chotkowa und Wognin, Gräfin von, geb. Gräfin v. Rottenham 374
Christian VII., König von Dänemark 133
Christine, Königin von Schweden 61
Clary und Aldringen, Fürstin zu (Gemahlin v. Leopold Fst. zu Clary u. Aldringen) 214
Clausewitz, Karl von, General 394
Clementi, Muzio 323, 332, 484
Cobenzl, Joh. Ludwig Graf 262, 279, 290, 292, 297
Collenbach, Egydius Freiherr von, Abbé 176, 287, 315, 353, 427
Colloredo-Mansfeld, Franz de Paula G. Fürst von 240
Colloredo-Mansfeld, Ferdinand Graf von 279
Colloredo-Mansfeld, Joseph Fürst von 340
Consalvi, Ercole, Marchese, Kardinal 423, 427 f., 433, 435 f.
Contrini, Johann Baptist 54 f., 208
Contrini, Marianne 208
Contrini, Wilhelmina 208
Cotta, Johann Friedrich 426
Cramer, Johann Andreas 259
Cronegk, Johann Friedrich Freiherr von 126
Curland, Prinzessinnen von 197
Curland, Anna Charlotte Dorothea Herzogin von 192
Czernin von Chudenitz, Johann Karl Graf 152
Czernitscheff, Grégoire 176

Dachröden, Caroline von, siehe Humboldt, Caroline Freiin von
Daffinger, Moritz Michael 485

Damm, Peter Friedrich 32
Dänemark, König von, siehe Christian VII.
Da Ponte, Lorenzo 142
David, Isaak 115 ff., 122
Davout, Louis Nicolas, General 293
Deffand, Marie de Vichy-Chamrond, Marquise du 94
Degelmann, Julie 177
Degenfeld, Johannes (?) Graf von 271
Degenfeld, Friedrich Christoph Graf von, General 443 f.
Denis, Michael 98
Diebitsch-Sabalkanskij, Hans Karl Friedrich Anton (Iwan Iwanowitsch) Graf von, Feldmarschall 431, 484
Dietrichstein, Franz Joseph Fürst von, Generalmajor 431, 484
Dietrichstein, Alexandrine Fürstin von, geb. Gräfin v. Schönborn 374, 431
Dietrichstein, Josef Carl Graf von, Landmarschall 372, 374
Dietrichstein, Marianne Gräfin von 385, 455
Dietrichstein, Carl Johann Fürst von 213
Diller, Katharina Freiin von, verehel. Freiin von Pereira-Arnstein 487
Disraeli, Benjamin Earl of Beaconsfield 142
Dittfurth, Karl von, Oberst 336
Dobruschka, Familie, siehe Schönfeld, Familie
Dobruschka-Schönfeld, Bankhaus 155
Dohm, Christian Wilhelm 80, 131 f., 193, 358
Dohna-Schlobitten, Christoph Graf von 192, 195
Dohna-Schlobitten, Karl Friedrich Emil Graf von 394
Dolgorouki, Prinzessin 308
Dore, Jungfer Rahel Varnhagens 461, 463 f.
Durosnel, Antoine-Jean-Auguste, General 346

Eberl, Anton 259 f.
Eger, Friedrich Freiherr von, Regierungsrat 72
Eggers, C. V. D. Freiherr von 308
Ehrenburg, Clarisse von 208
Eichel, August Friedrich, Kabinettsrat 33
Eichelburg, Familie 240
Eichenfeld, Louise von 208
Elisabeth von Thüringen, Landgräfin, Heilige 497
Elisabeth v. Württemberg, Erzherzogin, (erste Gemahlin Franz I.) 157, 162
Eller, Dr. Johann Theodor 39
Engel, Marie Theresie Gräfin, geb. Gräfin Hohenfeld 348, 350, 357, 425, 427, 485
Engel, Johann Jakob 126 f., 193
Ephraim, Adele 95
Ephraim, Benjamin 94 f.
Ephraim, Clara 26
Ephraim, David 155, 311
Ephraim, Gretche, geb. Levin Philip 94

Ephraim, Henriette 424, 455, 461, 485
Ephraim, Rebecca, geb. Itzig 93, 245, 278, 284, 311, 425 ff., 434, 436, 446, 454 ff., 460 f., 463
Ephraim, Veitel 23 ff., 32 ff., 36 f., 123, 167, 311, 494
d'Epinay, Louise Tardieu d'Esclavelles, Marquise 93
Epstein, Sara (Oda) 200, 203, 303
Eschwege, Kela, siehe Jafe, Kela
Eskeles, Bernhard Freiherr von 106 f., 109, 113, 154, 182, 203 f., 226, 231, 263 ff., 306 f., 326, 328 ff., 336, 365, 378, 389, 392, 434, 446 ff., 489 f., 492
Eskeles, Cäcilie Freiin von, geschiedene Wulff, geb. Itzig 93, 201, 245, 263 f., 278, 282, 292, 316 ff., 319, 323 f., 326, 328 f., 333, 335, 352, 362, 378 f., 381, 389 ff., 424 f., 433, 446, 449, 462, 479, 489 f., 492, 503
Eskeles, Daniel (Denis) Freiherr von 264, 378, 490, 492
Eskeles, Eleonore (Lea), siehe Fließ, Eleonore
Eskeles, Gabriel 106
Eskeles, Mariane Freiin von, verehel. Gräfin Wimpffen 264, 378, 388, 490
Esterházy von Galantha, Anton Fürst 152
Esterházy von Galantha, Maria Fürstin von, geb. Prinzessin von Liechtenstein 374
Esterházy von Galantha, Maria Therese Fürstin von, geb. Prinz. von Thurn und Taxis 419, 421
Ettlinger, Madame 158 f., 217
Eugen, von Savoyen-Carignan, Prinz 64 f., 161, 212
Eybenberg, Marianne von, geb. Meyer 95, 197 f., 261, 275, 278, 285, 316 ff., 391
Eynard, Jean Gabriel 435

Fastwitz, Babette von 208
Faßbender, Matthias von 328
Fekete de Galantha, Marie Gräfin, geb. Gräfin Illeshàzy 488
Ferdinand, Erzherzog von Österreich 334, 487
Ferdinand I., Kaiser 58
Ferdinand II., Kaiser 24, 58
Ferdinand III., Kaiser 59
Feuchtersleben, Ernst Freiherr v. 485
Fichte, Johann Gottlieb 36, 191 f., 227, 269, 305, 360, 395, 408, 469
Fillenbaum, Appellationsrat von 225
Finckenstein, Karl Wilhelm Graf Finck von 317 f., 343
Fischer, Johann 176
Fischer, J. W. 259 f.
Fischer von Erlach, Johann Bernhard von 290
Fischhof, Dr. Adolf 491
Fitz-Gerald, Lady 325
Fleck, Johann Friedrich Ferdinand 169, 470
Fleischl, Ernst von 492
Fließ, Dr. 245

Fließ, Eleonore (Lea), geb. Eskeles 106 ff., 113 ff., 181 f., 310, 315 f., 318 ff., 323, 346, 363, 389 ff.
Fließ, Hanna, geb. Itzig 38, 244 f.
Forgats, Niklas von 370 f.
Fouqué, Friedrich, Baron de la Motte 393
Frankl, L. A. 491, 495
Franz I., Stephan, Kaiser, Herzog von Lothringen 70, 74, 81, 211
Franz I., Joseph Karl, Kaiser von Österreich (Franz II. v. Deutschland) 82, 96, 157, 181, 183, 186 ff., 204 ff., 221, 223 f., 231 ff., 235, 239, 244, 259, 261 ff., 290, 292 ff., 299 ff., 303, 307, 312, 323, 334, 337, 348 ff., 353 ff., 362, 364, 370, 373, 375 f., 383 ff., 388, 394, 402, 404, 406, 413, 419, 442, 444, 447 f., 452, 466 f., 472, 487, 491
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 496
Freud, Sigmund 496
Friedel, Johann 52, 98 f., 141, 143
Friedländer, David 43, 128, 135, 146, 251 f., 254, 276, 316, 358, 474
Friedländer, Blümchen, geb. Itzig 38, 43, 128, 245
Friedrich IV., König von Dänemark 418, 420
Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich 56
Friedrich I., König von Württemberg 419, 431
Friedrich I., König von Preußen 13 ff., 26, 69, 140
Friedrich II., König von Preußen 9 f., 20 ff., 25 f., 30 ff., 36, 40 ff., 93, 95, 101, 104, 123 ff., 129, 141, 165 ff., 175, 194, 247, 300, 303, 322, 327, 385, 469, 493
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 12 ff., 29, 42
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 13 f., 18 f., 21, 29
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 28, 125, 166 ff., 173, 188 f., 199, 216, 221, 225, 247
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 248, 257, 297, 303 f., 362, 365, 383 f., 387, 394 ff., 417 f., 424, 429, 433
Fries, Familie 154, 204
Fries, Friedrich, Professor 472, 494
Fries, Johann Graf von 151
Fries, Moritz Graf von 310, 382, 385, 455
Fries, Moritz Graf v., d. Jüngere 487
Fries, Maria Theresia Josepha Gräfin von, geb. Prinzessin Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst 375
Frohberg (Friedländer), Regine, geb. Salomon 380
Frommann, Friedrich Johann 317
Fuchs, Johann Baptist 80, 100
Fuchs, Laura (Lory), Gräfin 352 f., 422, 429
Fuhrmann, Pater Mathias 318
Fürst, J. 38 f., 379
Fürstenberg, Caroline Sophie Fürstin von 421

Galen, W. Graf von 498, 503
Galitzin, Dmitri-Alexewitsch Fürst 152

Gallo, Marquis 176
Garde, Auguste Graf de la 428
Garve, Christian 126, 239
Gattenberg (Gallenberg), Wenzel Robert Graf 176
Gebler, Tobias Philipp, Freiherr von 91, 142
Gebsattel, Lothar Augustin Daniel Freiherr von 152
Genicco, Aloys Graf 369 f., 372, 421
Genlis, Stéphanie Félicité du Crest de Saint-Auban, Comtesse de 326
Gentz, Friedrich von 139, 181, 192, 196, 243, 257, 269 f., 274 ff., 296, 308 f., 311, 343, 353 f., 363, 372, 377, 407 f., 416 f., 419 f., 422, 424, 432, 440 ff., 449 f., 452, 456, 466, 472, 489
Geoffrin, Marie Thérèse, geb. Rodet 94, 314
Georg III., König von England 258
Geymüller, Familie 204
Geymüller, Barbara Freiin von, geb. Schmit 375, 426, 428, 435
Gibbon, Edward 313
Gilofsky, von Mratzora Kajetan 206
Girandolini, Anton, 101, 103 f.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 126
Gneisenau, August Neidhardt Graf von, Generalfeldmarschall 362, 410
Goethe, Johann Wolfgang von 36, 98, 191, 204, 269, 316 ff., 320, 322, 351, 365, 389 f., 426, 449, 456, 461 f., 465
Goethe, August von 393
Goethe, Ottilie von 484 f.
Goldmark, Josef 491
Gompertz, Herz 26, 29 ff.
Gompertz, Sibilla (Pillca), siehe Arnsteiner, Sibilla
Gonord, François 100
Gontard, Johann Jakob von 308, 310
Görne, von, Minister 116
Görres, Joseph von 393
Gottsched, Johann Christoph 98
Götz, siehe Würzburg, Götz
Gotzinger, Josef 298
Gotzkowsky, Johann Ernst 32
Goya, Francisco 342
Gräffer, Franz 100 f., 103 ff., 108, 114, 117, 291 f., 302
Grattenauer, K. W. Fr. 279 ff. 287, 449
Graumann, Johann Philipp 31
Grätz, Heinrich, Professor 499
Greiner, Caroline von, siehe Pichler, Caroline
Greiner, Franz Ritter von, Hofrat 91, 109 f., 232, 360
Greiner, Katharina von 98
Grenville, William Wyndham Baron 304
Grillparzer, Franz 484 ff.
Grosser, Familie 154
Grotthuß, Sophie Baronin v., geb. Meyer 95, 197, 254, 316, 325, 462, 481, 497
Grunwald, Dr. Max 499
Gumperz, Moses Levi 18
Gumprecht, J. S. 437, 439
Günther, Valentin 106 ff., 114 ff., 182, 215, 310, 320, 396

Gustav Adolf IV., König von Schweden 388

Habsburg, Rudolph von 211
Hadik, Andreas Graf, General 334
Hager zu Alensteig, Franz Freiherr von 363 f., 443 f.
Hamilton, Emma Lady 210, 263
Händel, Georg Friedrich 386, 427
Hardenberg, Ernst Graf von 407, 439
Hardenberg, Karl August Fürst von 304, 358, 358, 377, 383 f., 397, 407, 409, 417, 420, 423 f., 426, 430 ff., 435, 439 ff., 445 f., 451, 460, 470 ff., 475, 481
Harrach, Johann Nepomuk Ernst Graf 152, 292
Haschka, Lorenz Leopold 98, 231, 259, 320
Hatzfeld, Karl Friedrich Anton Graf von 74, 90, 152, 283
Haugwitz, Christian A. H. Kurt Graf 257, 297
Hay, Therese, siehe Sonnenfels, Therese
Haydn, Joseph 231, 259, 319, 323 ff.
Hedemann, Schwiegersohn W. v. Humboldts 427
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 36, 360
Heidert (Heydert), Martin 39
Heine, Heinrich 251, 360 f.
Henikstein (Hönickstein), Familie 145, 240
Henikstein (Hönickstein), Adam Albert Hönick Edler von 120, 151 f., 231 f.
Henikstein, Elisabeth Edle von 208, 332
Hennings, August von 37
Henriette, Prinzessin von Nassau 435
Herberstein, Joseph Graf von 120
Herder, Johann Gottfried 36, 89, 98, 194, 239
Herold, Finanzrat von 39
Herz, Henriette, geb. Lemos 8, 38, 43, 95, 192, 199, 268, 288, 361, 378 ff., 403, 439, 473, 481
Herz, Marianne (Maria Anna, Merle) Edle von, geb. Arnsteiner 84, 148
Herz, Markus 191 ff., 250, 253, 316, 358, 439
Herz, Leopold Edler von 156, 371, 440 f., 447 ff., 480 f., 489
Herz, Salomon Edler v. 84, 182, 231
Herzl, Theodor 496
Hesse, Pastor 37
Hillebrand, Karl 195
Hiller, Johann Freiherr von, General 337, 413
Hiller, Gottlieb 308
Hirschl, Aron 82
Hitzig, Julius Eduard 245, 336, 360 f., 417
Hietzinger, Johann Baptist Freiherr von 82
Hochstedten, Frau von 80, 145
Hofbauer, Clemens Maria 322
Hofer, Andreas 335, 354
Hoffmann, E. T. A. 245, 360
Hofmann, Familie 145
Hofmann, Isaac Löw 73, 468, 491, 496

Hofmannsthal, Hugo von 73, 492, 495 f.
Hogarth, William 292
Hohenwart, Sigismund Anton Graf von, Fürsterzbischof 357
Hollander, Baruch 24
Holman, James 484
Holtai, Karl von 485
Homberg, Herz 480
Homer 316
Hönickstein, Familie, siehe Henikstein
Hönickstein, Adam Albert Hönick Edler von, siehe Henikstein, A. A. H. Edler v.
Hönigsberg, v., Regierungsrat 232
Hormayr, Joseph Freiherr von 300, 336, 339, 341
Hoym, Karl G. H. Graf von 115 f.
Hoyos-Sprinzenstein, Johannes Anton Joseph Graf 152
Hudelist, Joseph von, Staatsrat 388
Hügel, Johann Alois Joseph von 464
Hügel, Clemens Wenzel Freiherr von 464
Humboldt, Alexander Freiherr von 192 f., 283, 361, 475
Humboldt, Wilhelm Freiherr von 192 f., 195 f., 216, 269, 276, 281, 358 ff., 364, 366 f., 369, 378 ff., 383, 395, 397, 407, 423, 427, 430 ff., 435, 438 ff. 446, 450 ff., 460, 469, 475
Humboldt, Caroline Freiin von, geb. von Dachröden 195, 380, 414, 417, 439, 452, 465, 469
Hupf, Löwel 154

Isaac, Moses 26, 29, 32, 167
Isserlis, Moses 29
Itzig, Albert 361, 403
Itzig, Bella, siehe Salomon, Bella
Itzig, Benjamin Daniel 93, 225, 245 f.
Itzig, Blümchen, siehe Friedländer, Blümchen
Itzig, Cäcilie, siehe Eskeles, Cäcilie Freiin von
Itzig, Daniel 9, 19 f., 26 ff., 36 ff., 44, 75, 95, 123, 128, 134, 166 f., 170 ff., 191, 204, 209, 225, 244 ff., 250 f., 265, 311, 378, 494
Itzig, Edel, geb. Wulff 245
Itzig, Elias Daniel 245 f., 250, 360
Itzig, Fanny (Franziska), siehe Arnstein, Fanny (Franziska) Freiin von
Itzig, Hanna, siehe Fließ, Hanna
Itzig, Isaac Daniel 93, 135, 155 f., 167 ff., 171, 225 ff., 311
Itzig, Jacob 245, 396
Itzig, Jacob Daniel 93, 245
Itzig, Jettchen (Babette), siehe Oppenheim, Jettchen
Itzig, Mariane (Mirjam), geb. Wulff 28 ff., 128, 172, 245, 378
Itzig, Moritz 227, 245, 361, 403 f., 471
Itzig, Rachel 245
Itzig, Rebecca, siehe Ephraim, Rebecca
Itzig, Sara, siehe Levy, Sara

Jablonsky (i), Daniel Ernst, Konsistorialrat 19
Jacobi, Friedrich Heinrich 269

Jacquin, Nikolaus J. Freiherr von 99
Jafe, Bela 29
Jafe, Daniel 29
Jafe, Kela, geb. Eschwege 29
Jafe, Isaac, Daniel 29, 34, 42
Jagemann, Caroline 262 ff.
Jean Paul (Richter) 192
Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm, Probst, Schriftsteller 239, 474
Johann, Erzherzog von Österreich 258, 290, 300, 333 f., 341, 348, 442, 455
Joras, Philipp 115 ff., 122
Jordan, preußischer Staatsrat 434 f., 445
Joseph I., Kaiser 42, 65, 67, 137, 290
Joseph II., Kaiser 10, 45, 53, 85, 92, 95 ff., 103 f., 106 ff., 111 f., 114 ff., 118 f., 136 f., 142, 145, 152, 155 ff., 159, 161 ff., 173, 175, 182, 212 ff., 227, 232, 239, 300, 310, 359, 384 f., 446
Jourdan (Jourdain), Jean Baptiste Comte 225

Kant, Immanuel 35 f., 125, 127 ff., 135, 191 f., 239, 476
Karl der Große (Karl I.) 304, 497
Karl I., Kaiser von Österreich 496
Karl V., Kaiser 16, 56 f., 475
Karl VI., Kaiser 67 ff., 71, 137
Karl XIV., König von Schweden, vorm. Bernadotte, Jean Baptiste 388, 488
Karl, Erzherzog von Österreich 224, 228, 262, 290, 300, 321, 328, 333 f., 340 f., 347, 350 f., 355, 435, 498
Karl, Prinz von Bayern 420
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar 426, 465
Katharina Pawlowna, Herzogin von Oldenburg 421, 435
Katharina I., Zarin 422
Katharina II., Zarin 121, 206
Kaunitz, Dominic Graf 152, 371 ff.
Kaunitz, Leopoldine Gräfin 214
Kaunitz, Wenzel Anton Fürst 10, 165, 372
Keller, Graf 284
Keyssler, Wiener Antiquar 51
Khevenhüller, Emmanuel Graf 433
Khevenhüller, Maria Anna Josepha Gräfin, siehe Liechtenstein, Maria Anna Josepha Fürstin von
Kielmannsegg, Bernardine Freiin von 289
Kininger, Vincenz Georg 105
Kinkel, General 336
Kinsky von Wchinitz und Tettau, Maria Sidone Fürstin, geb. Reichsgräfin v. Hohenzollern-Hechingen 214
Kinsky von Wchinitz und Tettau, Karoline Maria Fürstin, geb. Freiin von Kerpen 331
Kinsky von Wchinitz und Tettau, Christian Graf, Marschall 262
Kinsky von Wchinitz und Tettau, Ferd. Joh. Nep. Fürst 372
Klein, Anton von, 193
Kleist, Heinrich von 360, 393, 395
Kleist von Nollendorf, Friedr. Heinr. Ferd. Emil Graf, Feldmarschall 406

Klopstock, Friedrich Gottlieb 97 f., 112
Knuth, Christian 193
Kollonitsch, Leopold Graf, Bischof 59, 494
Kollowrat, Leopold Graf, Hofkanzler 155, 240
König, Johann Balthasar, 5, 28, 170
Königsberger, Maria Josepha (Pepi), siehe Sebottendorf, Maria Josepha (Pepi) von
Koreff, Dr. David Ferdinand 475
Körner, Christian Gottfried 380, 382, 393, 397, 412
Körner, Emma 412
Körner, Theodor 380, 382, 389, 393 ff., 409 ff., 486
Kotzebue, August von 282, 474
Kriehuber, Joseph 105, 485
Krusemark, Friedrich Wilhelm Ludwig von 394
Kuh, Moses Ephraim 11, 178
Künigl, Philipp Wenzel Graf 176
Kurzbeck (Kurzböck), Magdalena von 323 ff., 327, 331
Kutschera (Graf), Joseph von 333
Küttner, C. G. 239 ff.
Kutusow, Michael Hilarionwitsch, Fürst von Smolensk, General 293, 397, 403

La Fontaine, Jean de 259
Lämel, Simon Edler von 447 ff., 452
Lancskoronska, Gräfin von, geb. Gräfin Rzewuska 374
Lannes, Jean, General 296, 338
Larisch, Henriette Gräfin, verehel. Freiin von Pereira-Arnstein 488
Laroche, Carl von 192 f., 195
Lascy (Lacy), Franz Moritz Graf, Feldmarschall 214
Laudon, Ernst Freiherr von, Feldmarschall 161
Lavater, Johan Kaspar 127, 130, 253
Lazansky, Prokop Graf von 231, 240
Leidesdorf, Familie 145
Lemaître, Jules 298
Lemberger, Cecilia 381
Lemos, Henriette, siehe Herz, Henriette
Leopold, Fürst von Dessau 30
Leopold I., Kaiser 12, 59 ff., 68, 92, 137
Leopold II., Kaiser 96, 156, 173, 181 f., 187 ff., 199, 215 f., 221
Lespinasse, Julie de 94
Lessing, Carl 37
Lessing, Gotthold Ephraim 37, 41, 80, 98 f, 125 ff., 129 ff., 141, 165, 178, 191, 279 f., 476, 478
Leuchsenring, Franz Michael 94
Levaux, Geheimrat 176
Levetzow, Ulrike von 485
Levi, Gerd 24
Levin, Hirschel 135
Levin, M. Th., siehe Robert, M. Th.
Levin, Philipp, Gretche, siehe Ephraim, Gretche
Levin, Rahel, siehe Varnhagen von Ense, Rahel
Levin, Robert, siehe Robert, Ludwig
Levy, Sara, geb. Itzig 198, 227, 245, 247, 268, 278, 284, 305, 314, 404, 493

Leykam, Johann Freiherr von 371 f.
Lichnowski (Lignowski), Karl Fürst von 152, 370, 372
Lichnowsky, Maria Christine Fürstin von, geb. Gräfin Thun 374
Liebenberg, Familie 145
Liebmann, Eleonore, siehe Arnsteiner, Eleonore
Liebmann, Esther, geb. Schulhoff 13 ff., 18, 26, 69, 140
Liebmann, Isaak Jost 13, 29 f., 69, 140
Liechtenstein, Geschlecht der 216
Liechtenstein, Maria Anna Josepha Fürstin von, geb. Gräfin Khevenhüller 125, 217, 220, 223
Liechtenstein, Carl Borromäus Johann Nepomuk Fürst von, 176 181, 212 ff., 225, 243, 310, 313, 399, 478
Liechtenstein, Carl Borromäus Joseph Fürst von 212, 214 f.
Liechtenstein, Emmanuel Fürst von 215
Liechtenstein, Eleonore Fürstin von, geb. Prinzessin von Öttingen-Spielberg 104, 162, 212 ff., 223
Liechtenstein, Grundacker Fürst von 212
Liechtenstein, Hartmann Graf v. 212
Liechtenstein, Heinrich von 211
Liechtenstein, Johann Fürst von 333, 348, 373, 376
Liechtenstein, Josephine Prinzessin von 216
Liechtenstein, Leopoldine Fürstin von 214
Liechtenstein, Ludwig Fürst von 152
Lichtenstein, Moritz Fürst von 372 f.
Liechtenstein, Ulrich 211 f.
Liechtenstein, Wenzel Prinz von, Domherr 176, 216, 219 ff., 370, 440
Liechtenstein, Caroline Fürstin von, geb. Gräfin von Manderscheid 374
Ligne, Charles Joseph Fürst von 254, 261, 286, 288, 291 f., 311, 313, 343, 419
Ligne, Christine (Titine) Prinzessin von, siehe O'Donnell, Christine
Liotard, Jean Etienne, Maler 213, 418
Liszt, Franz von 485
Lobkowitz, Caroline Fürstin von, geb. Prizessin von Schwarzenberg 374, 381
Lobkowitz, Franz Joseph Maximilian Fürst 151, 332, 367, 382, 385 f.
Lodron-Laterano, Maria Cäcilie Gräfin, geb. Gräfin Rosenberg 237
Loehr, Johann Friedrich Freiherr von, Hofrat 90
›Loris‹, siehe Hofmannsthal, Hugo von
Löschenkohl, Hieronymus 160

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 192, 197, 269f., 283, 304f., 331
Löw, Rabbi 106
Lubomirska, Rosalie Prinzessin 314
Lucchesini, Girolamo Marquis 221
Ludwig XVI., König von Frankreich 205ff.
Lueger, Karl 495f.
Luerwald, Frau von 177, 202
Luise, Königin von Preußen 420
Luther, Martin 238

Maccartny, Graf 184, 186
Machado, Chana (Anna), siehe Pereira, Anna von
Mack, Karl, Baron von Leiberich, Generalstabschef 293
Magnus, Markus 14f., 18, 26
Maimon, Salomon 191f., 250
Malliard (Maillard), Sebastian v., Feldmarschalleutnant 371
Mälzel, Johann Nepomuk 346, 354
Managutta, Philippine von 208
Mandel, Koppel 154
Manitius, Carl Samuel, Finanzrat 21
Marck, Joseph von der, Hofrat 72
Margarethe Therese, Kaiserin 60
Margaritha, Antonius 475
Maria Christine, Erzherzogin von Österreich 210
Maria Isabella von Parma, Kaiserin, erste Gemahlin Kaiser Josephs II. 477
Maria Ludovica (Maria Louise von Este), Kaiserin, dritte Gemahlin Franz I., 312, 338, 386, 403, 419, 422, 455, 477
Maria Theresia, Kaiserin 10, 53, 70, 74f., 81f., 90ff., 95, 97f., 137, 140, 142, 150, 211, 213, 300
(Maria) Theresia, Kaiserin, zweite Gemahlin Franz I. 293, 296, 299, 307f.
Marialva, Marquis 455, 494
Marie Antoinette, Königin von Frankreich 181, 205
Marie-Louise, Kaiserin von Frankreich 209, 353f., 364, 387, 425f., 431, 442, 458
Marschall auf Burgholzhausen, Friedrich Ernst Graf 176
Martini, Giambattista 137
Maruzzi, Graf 209
Mastalier, Karl 98, 319f.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de 93
Max Franz Xaver, Kurfürst von Köln, Erzbischof 221ff.
Max Joseph, König von Bayern 418, 445
Maximilian II., Kaiser 58
Mecklenburg-Strelitz, Erbprinz von 431
Meißner, Professor 239
Méjean, Sekretär Eugène de Beauharnais' 442ff.
Méjean, Madame 443f.
Mendelssohn, Abraham 128, 245, 250
Mendelssohn-Bartholdy, Fanny 250

Mendelssohn-Bartholdy, Felix 38, 245, 250, 316, 483f., 493
Mendelssohn, Dorothea, siehe Schlegel, Dorothea von
Mendelssohn, Henriette 251, 260, 264
Mendelssohn, Henriette, geb. Meyer (Gattin Joseph Mendelssohns) 464
Mendelssohn, Joseph 464
Mendelssohn-Bartholdy, Lea, geb. Salomon 8, 128, 245, 288, 338, 393, 414, 482f., 488
Mendelssohn, Moses, 11, 30, 35ff., 41, 95, 125ff., 139f., 143, 146, 165, 169, 178, 180, 194, 209, 239, 250, 253, 271, 288, 316, 470, 476, 480
Mensdorff-Pouilly, Gräfin, siehe Pereira, Marie Rosine Baronin von
Merkel, (Garlieb?) 311
Metternich-Winneburg-Ochsenhausen, Clemens Lothar Wenzel Fürst von 320, 348, 353, 361, 364, 372, 377, 382, 386ff., 402, 404ff., 416, 420, 422, 425, 430, 432, 439ff., 446, 449ff., 466, 468, 472, 480, 489
Metternich-Winneburg-Ochsenhausen, Franz Georg Fürst von 431, 442
Meyer, Marianne, siehe Eybenberg, Marianne
Meyer, Sophie (Sara), siehe Grotthuß, Sophie Baronin von
Meyerbeer, Giacomo 316, 426
Michael, Simon 24
Migazzi, Christoph Bart. Ant. Graf von, Kardinal-Erzbischof 82, 90, 141, 239
Milton, John 178
Minto, Lord 261
Mirabeau, Honoré Gabriel Comte de 124, 131, 166, 192, 198, 414
Möllendorf, Richard Joachim Heinrich von, General 166
Montague (Montagu), Lady Mary Wortley 51
Montecuculi, Peregrin Graf von 152
Moreau, Jean Victor 225, 228, 258
Mortier, Adolphe Edouard Casimir Joseph Herzog von Treviso, General 293
Moscheles, Ignaz 426
Moses, Jacob 42, 167
Mozart, Konstanze, geb. Weber 119, 320
Mozart, Leopold 120
Mozart, Wolfgang Amadeus 119f., 137, 144, 151f., 157, 259, 319f., 323, 386, 396, 485
Mühlbach, Louise 115
Müller, Hofrat 152
Müller, Adam 377, 381, 458
Müller, Joseph Ferdinand 116f.
Münk von Bellinghausen, Elisabeth Freiin von 434f., 455f., 485
Münster, Gräfin, geb. Freiin von der Recke 261
Murat, Joachim, König von Neapel, General 293, 296f., 434, 445

Napoleon Bonaparte, Kaiser von Frankreich 198f., 224, 226, 228, 230, 257f., 270, 288, 290, 292ff.,

299 ff., 304 ff., 311 f., 320 ff., 332 f., 337 ff., 343 ff., 353 ff., 362, 364 f., 367, 382 f., 386 f., 389, 393 ff., 401 ff., 413, 415 f., 430, 441 ff., 445 f., 454, 456, 458 ff., 466, 473, 478, 498
Napoleon II., König von Rom, Prinz von Parma, Herzog von Reichstadt 375, 445, 477
Napoleon III., Kaiser von Frankreich 492
Narbonne-Lara, Louis-Marie-Jacques-Amalric Comte de 286
Natorp, Franz Wilhelm von 289
Natorp, Xaverine von 208
Naumann, August Gotthilf 37
Necker, Suzanne, geb. Curchod 313 f.
Neipperg, Adam Albert Graf von 152, 209, 372, 423, 425 f., 442, 458
Nelson, Horatio 210, 262 f., 319
Nesselrode, Carl Robert Graf von 243, 271, 307 ff., 406 f., 422, 431, 433
Nesselrode, Wilhelm Graf von 209, 271, 276
Nestroy, Johann Nepomuk 486
Neumann, Andreas 12
Neumann, Samuel 467
Newton, Isaac 180
Ney, Michel, Fürst von der Moskwa 443
Nicolai, Friedrich 20, 37, 39, 48 ff., 54 f., 80, 97, 100, 125 ff., 131, 140 f., 193, 323, 326 f., 456
Nimptsch, Joseph Graf von 151
Nostiz, Friedrich Graf von 152
Obermayer, Caton, geb. von Preißing 78 f., 90, 145, 237
Obermayer, Emilie, siehe Weckbecker, Emilie von
Obermayer, Johann Georg 78, 90 f.
Oda, siehe Epstein, Sara
O'Donnell, Christine (Titine), Gräfin, geb. Prinzessin von Ligne 314, 387
O'Donnell, Maurice Graf 314 f., 337, 355, 387
O'Donnell, Joseph Graf, Hofkammerpräsident 355 f., 376
Öhlenschläger, Adam 479
Ölsner, Konrad Engelbert 471
Oppenheim, Jettchen, geb. Itzig 245
Oppenheimer, Samuel 64 f., 69, 72
Orléans, Philippe (Egalité) Herzog von 325
Otterstedt, Georg Ulrich L. Freiherr von 461, 463 ff.
Otto von Habsburg 497
Ottokar, Przemysl, König 211
Oudinot, Charles Nicolas Herzog von Reggio, Marschall 297

Paar, Familie 216
Paar, Wenzel Graf 152, 176, 225, 310
Paar, Wenzel Fürst 152, 176, 310
Pacassi, Johann Freiherr von 100
Paesiello, Giovanni 137
Palffy von Erdöd, Johann Karl Graf von 372 f.
Palm-Gundelfingen, Karl Joseph Fürst von und Maria Josepha Fürstin von 151

Palm-Gundelfingen, Marie-Caroline Fürstin von 433
Pargfrieder, Joseph Gottfried 105
Pascal, Blaise 178
Pasch, Moyses 154
Pereira-Arnstein, Ferdinand Freiherr von 497
Pereira-Arnstein, Heinrich Freiherr von 268, 270, 272 ff., 279, 286 f., 298, 303, 324, 330, 356 ff., 381, 440, 461, 487 f., 492, 503
Pereira-Arnstein, Henriette Freiin von, geb. Freiin von Arnstein, 93, 146 ff., 172, 202, 208, 217, 242 ff., 263, 266 ff., 270 ff., 278 f., 281, 284 ff., 289, 296 ff., 302 f., 314 f., 319, 324 f., 327, 330 ff., 338, 348, 352, 357 f., 381 f., 394, 396 ff., 410 ff., 424, 455, 460 ff., 465, 481 ff., 492
Pereira, Anna (Chana) von, geb. Machado 273, 357
Pereira-Arnstein, Adolph Franz Freiherr von 298, 488, 490
Pereira-Arnstein, August Freiherr von 487 f., 490
Pereira-Arnstein, Flora (Florentine) Freiin von, verehel. Gräfin Fries 413, 487
Pereira, David Chevalier de 273
Pereira, Eliseus von 272 f., 357, 487
Pereira-Arnstein, Ludwig (Louis) Freiherr von 292, 487 f., 490, 492
Pereira, Marie Rosine Baronin von, geb. Gräfin Mensdorff-Pouilly 497, 503
Pergen, Joh. Baptist Anton Graf 100, 152, 176, 209, 318
Perigord, Dorothée Gräfin von, geb. Prinzessin von Curland 422
Petrasch, Maria Josepha Freiin (Gräfin) von 237
Petrasch, Joseph Freiherr von 99
Pezzl, Johann 145, 152 f., 314
Pfefferkorn, Johannes 475
Pfuel, Ernst von, General 322, 410, 460
Pichler, Caroline, geb. von Greiner 192, 259, 310, 313 f., 319, 338, 346, 349, 352, 379 f., 389 ff., 424, 483 f., 486 f.
Piccolomini, Enea Silvio (Pius II.) 217
Pitt, William, Earl of Chatham 257 f.
Plankenstern, siehe Wetzlar
Polignac, Auguste Jules Armand Marie Graf de 180
Pope, Alexander 178, 180
Potemkin, Gregor Alexandrowitsch, Fürst von Tauris 422
Potocki, Ignaz 318
Pozzo di Borgo, Karl Andreas Graf, 423, 427, 442
Prandstätter, Martin Joseph 206
Preißing, Caton von, siehe Obermayer, Caton
Prie, Marquise 454 f.
Przerembski, Graf 370
Pütter, Johann Stephan, Professor 214
Puthon, Familie 154, 240
Puthon, Julie von 208

Quirinzenstein, Babette von 208

Radetzky von Radetz, Johann Josef Wenzel Graf von, Feldmarschall 105, 484
Radziwill, Anton Heinrich Prinz (später Fürst) 431, 434 f.
Radziwill, Luise Prinzessin (später Fürstin), geb. Prinzessin von Preußen 270, 304
Raimund, Ferdinand 486
Ramler, Karl Wilhelm 126 f., 193
Rasumovsky, Andreas Graf (später Fürst) 419, 425
Ratschky, Joseph Franz 99, 259
Rautenstrauch, Johann 99
Récamier, Jeanne Françoise Julie Adelaide de 304, 327
Rechberg und Rothenlöwen, Alois Graf von 430, 433, 450 f.
Recke, Elisabeth Freiin von der 410, 474
Reichardt, Johann Friedrich 322 f., 325 f., 328 ff., 332 f., 422
Reichstadt, Herzog von, siehe Napoleon II.
Reimarus, Elise 37
Rémusat, Claire Elisabeth de 230
Rettich, Julie 485
Retzow, Wolf Friedrich von, Generalmajor 26, 33
Reul, Chevalier 209
Reuß, Heinrich XIII. Fürst von 155
Reutersvärd, Baron 281, 284
Rexin, von, preußischer Hauptmann 403
Richter, Josef 229
Riedesel, Franz Johann Herrmann Freiherr von 100
Riedl, Andreas Freiherr von 206
Riemer, Friedrich Wilhelm 317, 319
Rieß, Koppel 14
Robert (vormals Levin), Ludwig 250, 269, 414, 417
Robert (vormals Levin), M. Th. 176, 414, 417, 445
Robespierre, Maximilian 224
Rohan, Prinzen von 449
Rohan-Guémenée, Prinz Ludwig 327
Rohling, August, 494
Rongé (Runge), Chevalier 281 ff., 289, 308
Rosenberg, Graf von 219 ff.
Rosenberg-Orsini, Franz Xaver Wolf Graf von (später Fürst), Oberstkämmerer 137, 209, 214
Rosheim, Josel von 58
Rothschild, James Baron 474
Rothschild, Meyer Amschel 204
Rothschild, Salomon Freiherr von 489 f.
Rousseau, Jean Jacques 89, 194, 213
Rückert, Friedrich 393, 409
Rudolph, Erzherzog von Österreich 381
Rudolf II., Kaiser 58
Rühs, Friedrich, Professor 469, 494
Ruttenstock, Maria, siehe Sonnenfels, Maria Wiener von
Rzewuska, Rosalie Gräfin von, geb. Prinzessin Lubomirska 374

Saaling (Salomon), Marianne 380 ff., 410, 414, 425 f., 428, 433, 435 f., 454 f., 460, 481, 494
Saar, Ferdinand von 492

Sagan, Katharina Wilhelmine Friederike Benigne Herzogin von, geb. Prinzessin von Curland 406, 422, 458, 460
St. George, Mrs. 261 f., 264
Salieri, Antonio, 137, 332, 456
Sallaba, Mathias Edler von 176
Salm, Hugo Graf von 225
Salmour, Graf 284
Salomon, Bella, geb. Itzig 38, 245, 247, 250, 380
Salomon, Lea, siehe Mendelssohn-Bartholdy, Lea
Salomon, Jakob, siehe Bartholdy, Jakob
Samosz, Israel 128
Sand, Karl Ludwig 474
Satanow, Isaak 146
Sauer, Wenzel Graf, Regierungspräsident 183, 187 ff.
Saurau, Franz Joseph Graf 206, 228 ff.
Saurau, Gabriele Gräfin 421
Schaffgotsch (Schafgotsch), Anton Gothard Graf 151
Scharnhorst, Gerhard von, General 362, 404
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 36
Schenkendorff, Gottlieb Ferdinand Maximilian von 393, 410
Schill, Ferdinand von 341
Schiller, Johann Friedrich von 269, 458
Schimmelmann, Heinrich Carl 32
Schlabrendroff, Ernst Wilhelm Freiherr von 33
Schlegel, August Wilhelm von 313, 315 f., 340, 363
Schlegel, Dorothea von, geb. Mendelssohn 8, 95, 129, 193, 195, 251, 288, 298, 311, 340, 344, 347, 352, 379 f., 425, 458, 481, 486
Schlegel, Friedrich von 192 f., 195 f., 269, 282 f., 288, 319, 322, 340, 342, 380 f., 425, 458
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 192, 195 f., 253
Schlitz-Görtz, Karl Heinrich J. W. Graf 433
Schlözer, August Ludwig von, Professor 214
Schmidt, Julius, Generalkonsul 245
Schnorr von Carolsfeld, Julius, 485
Schönborn, Anna Maria Gräfin, geb. Freiin von Kerpen 332
Schönerer, Georg Ritter von 495
Schönfeld-Dobruschka, Familie 83, 145
Schönfeld, Franz Thomas von 83
Schönfeld, Emanuel von 83
Schönfeld, Johann Ferdinand Ritter von 188 f.
Schopenhauer, Arthur 290
Schraut, Franz Alban Freiherr von 281
Schröder, Sophie Antonie 458
Schröter, Freiherr von 358
Schuback, Finanzmann 301
Schulenburg, Friedrich Wilhelm Graf von der 305, 440
Schütze, F. W., & Co. 31
Schuwalow, Madame de 308
Schuwalow, Paul Andrejewitsch Graf, General 283, 406

Schwarzenberg, Friedrich Fürst von und zu 485
Schwarzenberg, Carl-Philipp Fürst von und zu, Feldmarschall 152, 386, 402, 408, 413
Schwarzenberg, Marie Anna Fürstin von geb. Gräfin Hohenfeld 425
Schwind, Moritz von 485
Sebottendorf van der Rose, Maria Josepha (Pepi) Freiin, geb. Königsberger 83, 176, 201, 203, 266
Sebottendorf van der Rose, Karl Philipp Freiherr, Feldmarschallleutnant 353
Seckendorff, Leo von 322, 337
Seegebarth & Co., Handelshaus 31
Serra-Capriola, Herzog von 431, 455
Severoli, Antonio-Gabriele Graf, Kardinal und Wiener Nuntius 426, 433
Seywald, Konfident 372 f., 388, 429
Shakespeare, William 178
Siber, Franz Freiherr von 362 f., 370, 372 f., 405, 427, 429
Sieyès, Emanuel Joseph, Abbé 257
Smidt, Bremer Senator 446, 450 f., 471 f.
Smith, Sidney 442
Soliman, Angelo 101 ff.
Solms-Laubach, Karl Graf von 431
Sonnenfels, Familie 145
Sonnenfels, Anna Edle von 208
Sonnenfels, Alois Wiener von 81 f.
Sonnenfels, Franz Freiherr von 82, 90
Sonnenfels, Joseph Edler von 70, 81 f., 99, 112, 120, 133, 139 ff., 151, 176, 282, 284, 287, 298, 324, 353, 357, 481, 498
Sonnenfels, Maria Wiener von, geb. Ruttenstock 81
Sonnenfels, Therese Edle von, geb. Hay 140, 284, 287, 303, 324
Sonnleithner, Joseph Ferdinand 385, 484
Spalding, Johann Joachim 126, 474
Speckbacher, Joseph 335 ff., 354
Sperges, Joseph Freiherr von 99
Spielmann, Anton Freiherr von 100, 353
Spinoza, Benedictus (Baruch) de 417
Splitgerber & Daum, Handelshaus 31
Stackelberg, Gustav, Graf von 422
Stadion, Thannhausen und Warthausen, Johann Philipp Graf zu 321, 341, 372, 407
Staël-Holstein, Albert de 313
Staël-Holstein, Albertine de 313
Staël-Holstein, Germaine de 138, 283, 312 ff., 317 f., 321, 340, 351, 355, 363, 387 f., 416, 422, 481
Stägemann, H. Freiherr von 106, 305, 380, 404, 413, 424, 426 f., 431, 433 f., 436, 439, 443, 471
Stägemann, Pastor 417
Starhemberg (Staremberg), Georg Adam Fürst von 151, 261 f., 308 ff.
Starhemberg, Ludwig Joseph Max Fürst von 372
Steigentesch, Ernst August von 319, 322 f., 326, 372
Stein, Charlotte von 319
Stein, Karl Freiherr vom 304 f., 322, 358, 362, 376, 383, 387, 402, 410, 436 f., 450
Stephanie, Gottlob 121
Sternberg, Franz Joseph Graf 152
Stewart, Charles William Viscount 431
Stifft, Andreas Freiherr von 333
Stifter, Adalbert 485 f.
Stöcker, Adolf, Hof- und Domprediger 494
Stoll, Maximilian 99
Störck, Theresia von 208
Strasser, Konfident 365 ff., 429
Streicher, Johann Andreas 331
Strelitz, Abraham Markus 84
Strelitz, Johanna, siehe Arnsteiner Johanna
Stuwer, Johann Georg 101, 104, 157
Suchet, Louis Gabriel 443
Sugalla, Josepha von, 208
Sumerau, Joseph Thad. Freiherr von 294, 296
Süß (Oppenheimer), ›Jud‹ 64
Suttner, Josepha von 208
Swieten, Gerhart van 70
Swieten, Gottfried van 100, 119, 142, 151
Széchenyi, Gräfin Caroline 421

Talleyrand, Charles Maurice Fürst von 136, 297, 422, 430, 442
Tauentzien, Bogislaw Friedrich von, General 33, 37
Teller, Oberkonsistorialrat 126, 130, 251, 253 f., 474
Terme, Johann Baptist, Rath de 85 f.
Tettenborn, Friedrich Karl Freiherr von, General 417, 457
Thaer, Albrecht, Professor 227
Thugut, Johann Amadeus Franz Freiherr von 222, 230, 262, 376
Thun und Hohenstein, Marie Anne Gräfin von, geb. Gräfin von Sinzendorf 374
Thürheim, Lulu Gräfin 470 ff.
Tieck, Ludwig 269
Titus, Römischer Kaiser 56
Todesco, Familie 145
Todesco, Sophie von 492
Tottleben, Gottlob Heinrich von, General 33
Trattner, Johann Thomas Edler von 152
Trattner, Madame de 151
Trauttmannsdorf(f)-Weinsberg, Ferdinand Fürst von 240, 433
Trauttmannsdorf(f)-Weinsberg, Karoline Fürstin von, geb. Gräfin von Colloredo-Mansfeld 374
Trenck, Friedrich von der 102
Triangi, Anton Graf von 370 f.

Uhland, Ludwig 393
Ulrike, Königin von Schweden 43, 275

Vandamme, Dominique Joseph, General 456
Varnhagen von Ense, Karl August 105, 139, 174 ff., 197, 222, 243, 329 f., 342 f., 347, 350 ff., 360, 377, 380, 409, 414, 416 f., 422 f., 425, 445, 457, 460, 462 f., 466, 468 ff., 488, 494, 497 f.
Varnhagen von Ense, Rahel, geb. Levin 8, 95, 176, 197 ff., 250,

260, 268 ff., 275 f., 278, 305, 314, 316 f., 329, 342 f., 350 ff., 378, 380, 395, 403, 414, 416 f., 425, 443, 445, 449, 454 ff., 469 f., 476, 481, 494, 497
Veit, Levin 19, 24
Veit, Simon 195
Viktoria, Königin von England 142
Voltaire, François Marie Arouet de 22, 178, 213

Wagenseil, Johann Christoph 60
Waldstein, Johann Friedrich Graf 152
Wallis-Karighmain, Josef Graf 376
Weber, Aloysia, verehel. Lange 80
Weber, Maria Cäcilie 119
Weckbecker, Emilie von, geb. Obermayer 78 f, 100, 108, 115, 237
Weichs, Baron von, Domherr 219 ff.
Weigl, Joseph 332
Weimar, Maria Pawlowna Großherzogin von 421
Wekhrlin, Wilhelm Ludwig 46
Wellington, Artur Wellesley Herzog von, Feldmarschall 408, 423, 440 f.
Wentzel, Franz 15 f.
Wernegk, Reinhardt 176
Werner, Zacharias 360, 381
Wertheim, Ignaz Joseph 229
Wertheimer, Familie 145
Wertheimer, Merli, vormals Liebmann, geb. Schiff 69
Wertheimer, Samson 64 ff., 72 f., 106, 122, 150, 232, 491
Wertheimer, Wolf 66 ff., 212
Wertheimstein, Josephine von 492
Wessenberg-Ampringen, Johann Philipp Freiherr von 451
Wessely, Hartwig 133 ff., 146, 250, 480
Wewerka, Anna Maria 104
Wetzlar, Familie 145, 190
Wetzlar, Eleonore, Freiin von Plankenstern 83, 237
Wetzlar, Karl Abraham, Freiherr von Plankenstern 83, 120, 152
Wetzlar, Raimund, Freiherr von Plankenstern 83, 120, 152
Wieland, Christoph Martin 98 f., 101, 178, 205
Wieland, Ludwig 360
Wiener, Alois, siehe Sonnenfels, Alois Wiener von
Wiesel, Pauline 198, 269, 283 ff., 416, 458
Wilbrandt, Adolf 492
Wilohursky, Graf 209
Windisch-Grätz, Alfred Candidus Ferdinand Fürst 372 f.
Winzingerode, Georg Ernst Graf 439, 450
Wittgenstein, Ludwig Adolf Peter Fürst von, General 403
Wolff, Jonas 82
Wolfsohn, Siegmund 312
Wolstein, Johann Gottlieb 206
Wolzogen, Ludwig, General 380, 425 f., 455 f.
Wratislaw, Maria Apollonia Gräfin 237
Wrbna und Freudenthal, Rudolf Graf von, Oberstkämmerer 333, 349, 372

Wrbna und Freudenthal, Flora Gräfin von 313 f.
Wrede, Karl Philipp Fürst 439, 450
Wrtby, Johann Joseph Graf von 176
Wulff, Benjamin Elias 29
Wulff, Cäcilie, siehe Eskeles, Cäcilie
Wulff, Edel, siehe Itzig, Edel
Wulff, Isaac Benjamin 167
Wulff, Mariane, siehe Itzig, Mariane
Wulff, Moses Benjamin 29 f., 67, 69
Wurmbrand, Gundacker Heinrich Graf, Oberstzeremonienmeister 419
Württemberg, Herzog Ferdinand von 228, 230, 237
Württemberg, König von, siehe Friedrich I., König von Württemberg
Würzburg, Götz 200, 203

Yorck (York) von Wartenburg, Johann David Graf, Generalleutnant 386, 394 f.

Zamoyska (Zamoiska), Gräfin Constanze, geb. Fürstin Czartoryska 313 f.
Zedlitz, Karl Abraham Freiherr von, Minister 134 f.
Zelter, Karl Friedrich 168, 305
Zewi, Sabbatai 194
Zichy-Vasonykeö, Stephan Graf 372
Zichy-Vasonykeö, Julie Gräfin 420 f.
Zichy-Vasonykeö, Sophie Gräfin 421
Zimmermann, Eberhard August Wilhelm von 239
Zinzendorf, Carl Graf 135, 301, 314 f., 376
Zita, Kaiserin von Österreich 497
Zollikofer, Georg Joachim 474

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

1 Fanny von Arnstein
(Graphik von Joh. Fischer, 1793, im Besitz der Familie)

2 Fanny von Arnsteins Eltern, Daniel und Mariane Itzig
(Porträts von unbekannter Hand, 1780)

3 Kaiserliches Dekret, Ernennung Adam Isaac Arnsteiners zum Hoffaktor
(1762, Ausschnitt, im Besitz der Familie)

4 Fanny von Arnstein als junge Frau
(Jugendbildnis von unbekannter Hand, im Besitz der Familie)

5 Nathan von Arnstein
(Schattenriß von François Gonord, 1781)

6 Naturalisations-Patent der Familie Itzig
(Berlin, 1791, nach einer Kopie des Dekrets, im Besitz der Familie)

7 Aus Fannys Merkbuch
(im Besitz der Familie)

8 Ausschnitt aus Fannys erstem Testament
(1793, Original, im Besitz der Familie)

9 Carl Fürst von Liechtenstein mit Gemahlin und Sohn
(Schabblatt von Nik. Rhein, nach dem Gemälde von H. Füger, 1792)

10 Die Wiener Judenschaft trägt zum Aufgebot bei
(Kupferstich von Ign. Jos. Wertheim, 1797)

11 Kaiserliches Dekret über die Erhebung des Nathan Adam Arnstein in den Freiherrnstand
(1798, im Besitz der Familie)

12 Die Partner des Bankhauses Arnstein & Eskeles, *links* Nathan Frhr. von Arnstein
(Lithographie von Franz Eybl),
rechts Bernhard Frhr. von Eskeles
(Lithographie von Jos. Kriehuber, nach einem Gemälde von Friedrich von Amerling)

13 Henriette von Pereira-Arnstein
(Gemälde von Jos. Grassi um 1814)

14 Heinrich von Pereira-Arnstein
(nach einem Ölgemälde von Maschek, 1820, im Besitz der Familie)

15 Die Freiherren Louis und Adolph von Pereira-Arnstein
(Aquarelle von Henriette von Brévillier, geb. Freiin von Henikstein, 1832)

16 August Frhr. von Pereira-Arnstein und Flora Freiin von Pereira-Arnstein, verehel. Gräfin Fries
(Aquarelle von Henriette von Brévillier, geb. Freiin von Henikstein, 1832)

INHALTSÜBERSICHT

	Vorwort	7
Erstes Kapitel	Die Milde der Hohenzollern	9
Zweites Kapitel	Des Kaisers Kammerknechte	45
Drittes Kapitel	Taufe oder Toleranz	76
Viertes Kapitel	Das josephinische Jahrzehnt	123
Fünftes Kapitel	Aufklärung und Übergang	165
Sechstes Kapitel	Die dritte Lösung	211
Siebentes Kapitel	Der Segen des Hohepriesters	257
Achtes Kapitel	Verzweifelt aber nicht ernst	299
Neuntes Kapitel	Stille vor dem Sturm	350
Zehntes Kapitel	Schlachtfeld und grüner Tisch	395
Elftes Kapitel	Das Haus des Vaters	453
Anhang	Danksagung	503
	Bibliographie	505
	Register	515
	Verzeichnis der Abbildungen	539